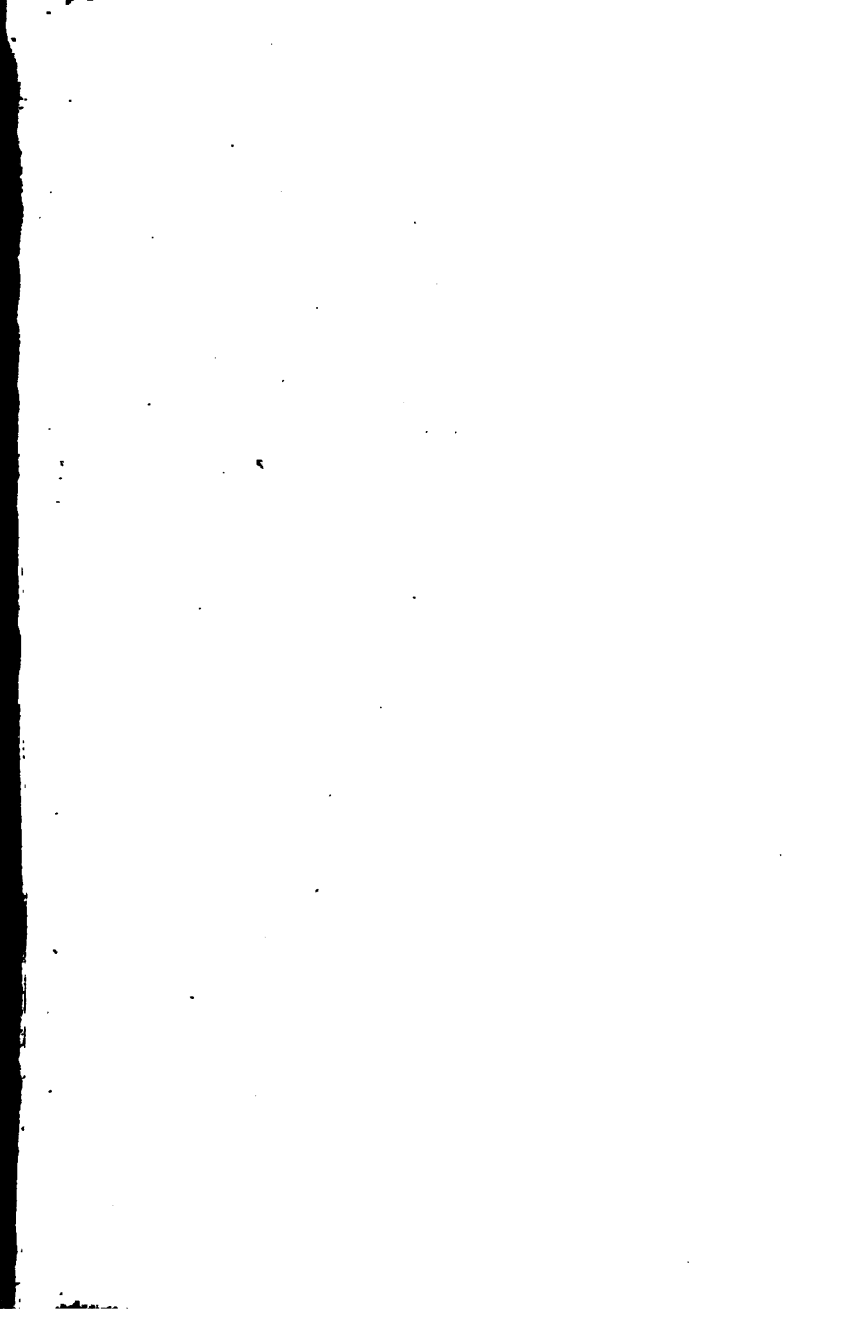
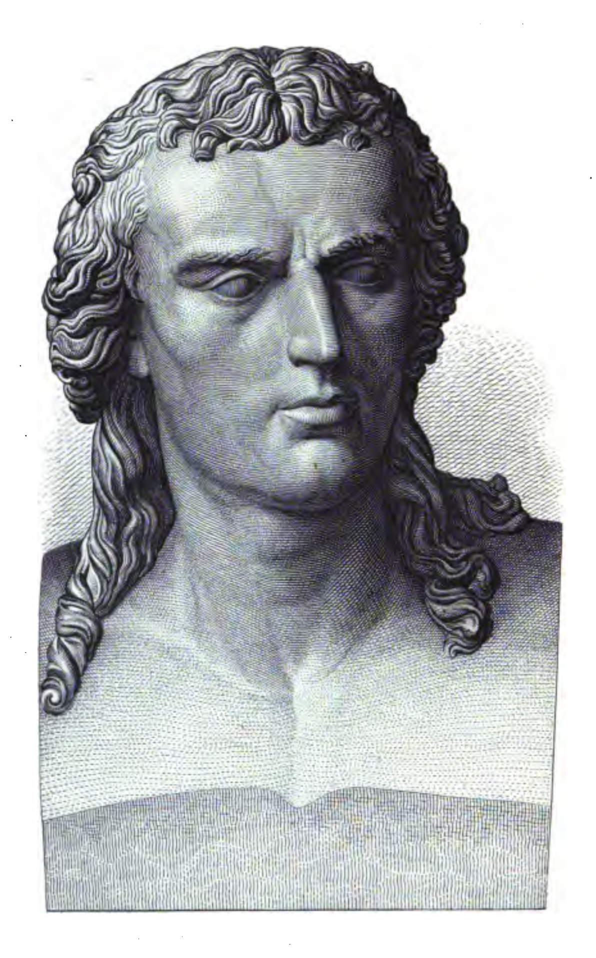




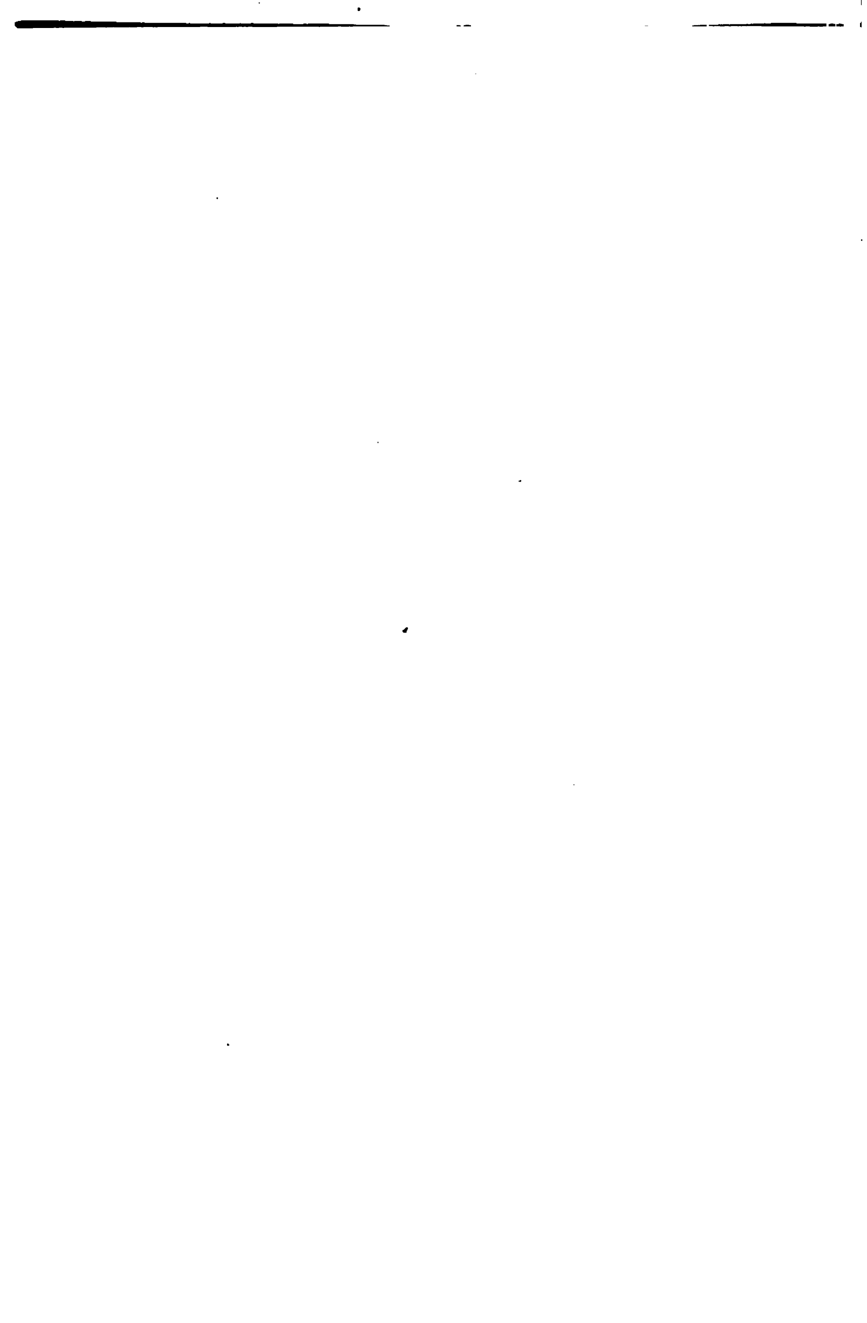
Schillers Leben und Dichten.

Holzfreies Papier.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.



SCHILLER





Leben und Dichten

von

C. Hepp.

Mit 2 Faksimiles
sowie 50 Abbildungen in Kupferstich, photographischem
Lichtdruck und Holzschnitt.

Leipzig.

Bibliographisches Institut.

1885.

Vorwort.

Den Verehrern Schillers eine Beschreibung seines Lebens zu geben, die in schlichter Weise, gleichweit entfernt von rednerischem Prunk wie von ängstlicher Aufzählung unwichtiger Züge, hauptsächlich seine künstlerische Entwickelung darlege, war das Ziel der vorliegenden Arbeit. Indem nächst der Erzählung der Lebensschicksale Schillers die Entfaltung seiner Dichterkraft zum Hauptmomente der Darstellung gemacht wurde, konnten seine philosophischen und historischen Werke nur insoweit Betrachtung finden, als sie diese Entfaltung gefördert oder gehemmt hatten. Überhaupt mußte ein Sichbeschränken auf möglichst geringen Raum im Auge behalten werden, damit die äußern Mittel die angestrebte innere Wirkung nicht vereitelten und der Leser das treue Bild des großen Mannes aus fest gezeichneten, schnell faßlichen Linien vor sich entstehen sehe; besonders charakteristische Worte Schillers wurden daher häufig in die Erzählung eingeflochten und nur mittels Anführungszeichen hervorgehoben, um nicht durch Vermerke der Zeit und des Ortes, wann und wo sie gesprochen worden, den Gang des Berichtes zu unterbrechen.

Die ganze Richtung des Buches verbot es, auf die Angabe der Quellen näher einzugehen oder die Streitigkeiten vorzuführen, die um so manches Datum in Schillers

Leben sich erhoben haben und noch verfochten werden, ohne daß ihr Austrag einen besondern sachlichen Gewinn verspräche. Man wird daher in dieser Biographie nur höchst selten einem derartigen Hinweis begegnen und nur da, wo es ersprießlich schien, zur Beruhigung besorgter Gemüter kundzugeben, daß dem Verfasser die Kontroverse nicht unbekannt geblieben.

Die neuesten, bis Ende 1884 erschienenen Publikationen über Schillerfunde, worunter die von Klaiber (S. 53 erwähnte) die wichtigste ist, konnten noch mitbenutzt werden. Zu erörtern, warum der Autobiographie v. Hovens weniger und den Mitteilungen des Dekans Göritz mehr Wert beigelegt wurde, als auf dem Gebiete der Schiller-Litteratur im allgemeinen gebräuchlich, dazu fehlt hier der Raum. Lediglich sachliche Gründe bestimmten Mißtrauen wie Zutrauen, und es galt als eine unerläßliche Pflicht, bei der Prüfung der Quellen mit Gewissenhaftigkeit zu verfahren.

Wenn die Prüfung ein Resultat ergab, welches der landläufigen Meinung über einzelne Personen nicht entsprach, so hat dieses Resultat Ausdruck finden müssen; denn es konnte sich bei einer solchen Arbeit nicht darum handeln, irrigen Ansichten, weil sie weitverbreitet sind, eine scheinbare Bestätigung zu schaffen, sondern zu deren Berichtigung beizutragen. Ferner legte der Verfasser größeres Gewicht darauf, durch deutliche, begründete Auseinandersetzung des Sachverhaltes zu überzeugen, als durch breiten Vortrag seiner eignen Meinung die des Lesers zu beeinflussen.

Als ein wesentliches Hilfsmittel zur Verwirklichung des Planes erschien die Ausstattung der Biographie mit bildlichen Darstellungen. Wenn die Züge eines Gesichtes, einer Landschaft dem Auge vorgeführt werden, so ist damit der Vorstellung eine viel bestimmtere Richtung gegeben, als das Wort sie zu geben vermag. Es waren freilich hin-

sichtlich der Illustrierung andre als die bisher üblichen Wege einzuschlagen, sollte die Aufgabe erfüllt werden; ein Vergleich der im Umlauf befindlichen Reproduktionen von Bildern des Schillerkreises mit den Originalporträten zeigte leider in den allerwenigsten Fällen eine auch nur annähernde Ähnlichkeit. Um ein befriedigendes Ergebnis herbeizuführen, mußten die besten erreichbaren Originalbilder photographiert und durch den Lichtdruck vervielfältigt werden, denn nur so ließ sich eine authentische Nachbildung ermöglichen. Für die Auswahl der Originale war ferner der Umstand bestimmend, daß sie aus der Zeit stammten, in welcher Schiller mit den Persönlichkeiten Umgang hatte. Die Verlagshandlung stellte ausreichende Mittel zur Verfügung, und so glückte es, eine Galerie zusammenzubringen, welche die Personen repräsentiert, wie Schiller sie gesehen. Sechs dieser Porträte sind vorher überhaupt noch nicht vervielfältigt worden, eine Anzahl der andern werden zum erstenmal in einer mit den Zügen des Originals identischen Nachbildung gegeben; die wenigen, für welche die Originale nicht erreichbar waren, und welchen daher vorhandene Nachbildungen zu Grunde gelegt werden mußten, sind in Holzschnitt beigefügt. Die meisten landschaftlichen Darstellungen wurden für den gegenwärtigen Zweck nach der Natur gezeichnet oder nach photographischen Aufnahmen von den Malern R. Püttner und H. Nestel in München ausgearbeitet.

Eine große Erleichterung der Mühe, die Porträtkollektion in solcher Vollständigkeit zusammenzubringen, erwuchs aus dem bereitwilligen Entgegenkommen, welches die Besitzer der Originale dem Unternehmen bewiesen, und ganz besonderer Dank gebührt daher sowohl der württembergischen Regierung als Sr. Hoheit dem Großherzog von Sachsen-Weimar, Sr. Hoheit dem Herzog von Schleswig-Holstein, der Freifrau v. Schiller in Stuttgart, dem Frei-

Leben sich erhoben haben und noch verfochten werden, ohne daß ihr Austrag einen besondern sachlichen Gewinn verspräche. Man wird daher in dieser Biographie nur höchst selten einem derartigen Hinweis begegnen und nur da, wo es ersprießlich schien, zur Beruhigung besorgter Gemüter kundzugeben, daß dem Verfasser die Kontroverse nicht unbekannt geblieben.

Die neuesten, bis Ende 1884 erschienenen Publikationen über Schillerfunde, worunter die von Klaiber (S. 53 erwähnte) die wichtigste ist, konnten noch mitbenutzt werden. Zu erörtern, warum der Autobiographie v. Hovens weniger und den Mitteilungen des Dekans Göritz mehr Wert beigelegt wurde, als auf dem Gebiete der Schiller-Litteratur im allgemeinen gebräuchlich, dazu fehlt hier der Raum. Lediglich sachliche Gründe bestimmten Mißtrauen wie Zutrauen, und es galt als eine unerläßliche Pflicht, bei der Prüfung der Quellen mit Gewissenhaftigkeit zu verfahren.

Wenn die Prüfung ein Resultat ergab, welches der landläufigen Meinung über einzelne Personen nicht entsprach, so hat dieses Resultat Ausdruck finden müssen; denn es konnte sich bei einer solchen Arbeit nicht darum handeln, irrigen Ansichten, weil sie weitverbreitet sind, eine scheinbare Bestätigung zu schaffen, sondern zu deren Berichtigung beizutragen. Ferner legte der Verfasser größeres Gewicht darauf, durch deutliche, begründete Auseinandersetzung des Sachverhaltes zu überzeugen, als durch breiten Vortrag seiner eignen Meinung die des Lesers zu beeinflussen.

Als ein wesentliches Hilfsmittel zur Verwirklichung des Planes erschien die Ausstattung der Biographie mit bildlichen Darstellungen. Wenn die Züge eines Gesichtes, einer Landschaft dem Auge vorgeführt werden, so ist damit der Vorstellung eine viel bestimmtere Richtung gegeben, als das Wort sie zu geben vermag. Es waren freilich hin-

sichtlich der Illustrierung andre als die bisher üblichen Wege einzuschlagen, sollte die Aufgabe erfüllt werden; ein Vergleich der im Umlauf befindlichen Reproduktionen von Bildern des Schillerkreises mit den Originalporträten zeigte leider in den allerwenigsten Fällen eine auch nur annähernde Ähnlichkeit. Um ein befriedigendes Ergebnis herbeizuführen, mußten die besten erreichbaren Originalbilder photographiert und durch den Lichtdruck vervielfältigt werden, denn nur so ließ sich eine authentische Nachbildung ermöglichen. Für die Auswahl der Originale war ferner der Umstand bestimmend, daß sie aus der Zeit stammten, in welcher Schiller mit den Persönlichkeiten Umgang hatte. Die Verlagshandlung stellte ausreichende Mittel zur Verfügung, und so glückte es, eine Galerie zusammenzubringen, welche die Personen repräsentiert, wie Schiller sie gesehen. Sechs dieser Porträte sind vorher überhaupt noch nicht vervielfältigt worden, eine Anzahl der andern werden zum erstenmal in einer mit den Zügen des Originals identischen Nachbildung gegeben; die wenigen, für welche die Originale nicht erreichbar waren, und welchen daher vorhandene Nachbildungen zu Grunde gelegt werden mußten, sind in Holzschnitt beigefügt. Die meisten landschaftlichen Darstellungen wurden für den gegenwärtigen Zweck nach der Natur gezeichnet oder nach photographischen Aufnahmen von den Malern R. Püttner und H. Nestel in München ausgearbeitet.

Eine große Erleichterung der Mühe, die Porträtkollektion in solcher Vollständigkeit zusammenzubringen, erwuchs aus dem bereitwilligen Entgegenkommen, welches die Besitzer der Originale dem Unternehmen bewiesen, und ganz besonderer Dank gebührt daher sowohl der württembergischen Regierung als Sr. Hoheit dem Großherzog von Sachsen-Weimar, Sr. Hoheit dem Herzog von Schleswig-Holstein, der Freifrau v. Schiller in Stuttgart, dem Frei-

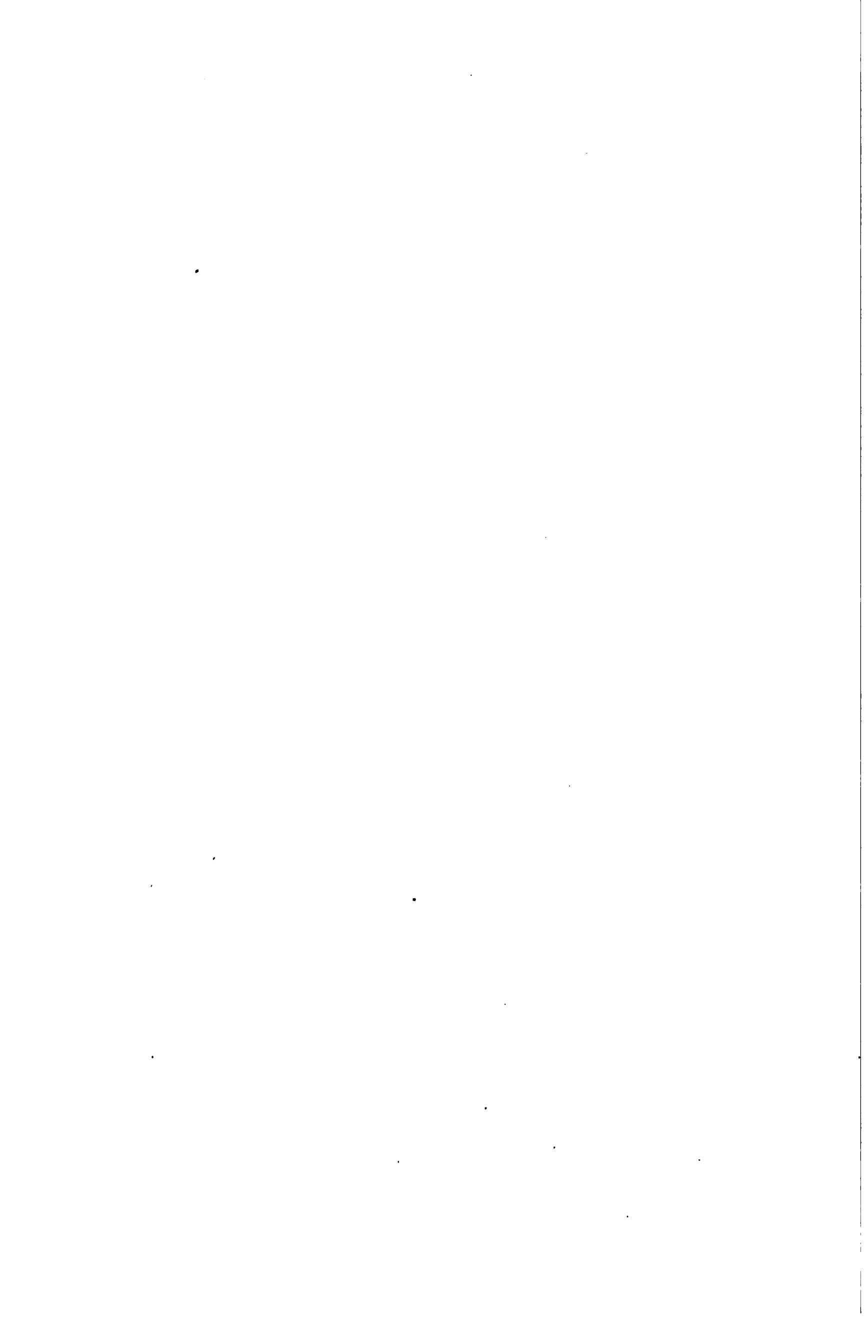
herrn v. Gleichen-Rußwurm in Weimar, dem Direktor des Körner-Museums, Herrn Dr. E. Peschel in Dresden, und Herrn Emil Streicher in Wien.

Nicht minderer Dank ist den Herren Hofrat Ruland, Archivrat Burkhardt und Bibliothekar Dr. Köhler in Weimar für die persönlichen Bemühungen abzustatten, welche sie der Förderung des Werkes zugewendet.

Wäre es gelungen, vor dem innern Blick des unbefangenen Lesers ein lebendiges Bild der ganzen Persönlichkeit des Dichters, ihrer geistigen Größe wie ihrer menschlichen Liebenswürdigkeit, hervorzurufen, so würde der Verfasser sein Ziel für erreicht halten; den Kennern Schillers in dieser Biographie etwas Neues zu sagen, lag gänzlich außerhalb seiner Absicht.

Leipzig, Januar 1885. H.

Erstes Buch.





1. Abstammung und Geburt.

Schillers Vorfahren von väterlicher Seite stammen wahrscheinlich aus dem unweit der altwürttembergischen Stadt Waiblingen gelegenen Dorfe Großheppach. Dort wurde am 15. Mai 1587 einem Jakob Schiller ein Sohn Georg geboren; des letztern Enkel Hans, geboren am 13. März 1650, über welchen weder das Kopulations- noch das Totenregister Großheppachs eine Auskunft gibt, dürfte nach dem gleichfalls in der Nähe von Waiblingen gelegenen Dorfe Bittenfeld verzogen und mit dem am 4. September 1687 daselbst verstorbenen Bäckermeister Johann Kaspar Schiller identisch sein. Sein 1682 geborner Sohn Johannes, Bäckermeister, aber auch Schultheiß von Bittenfeld, heiratete am 30. Oktober 1708 ein Mädchen aus dem Dorfe Alfdorf, Eva Margarete Schazin. Ein Sohn dieser Ehe, der nach seinem Großvater getaufte Johann Kaspar Schiller, geboren am 27. Oktober 1723, wurde der Vater des Dichters.

Kaum zehn Jahre alt, war Johann Kaspar schon eine Waise; mit ihm standen noch sieben Geschwister am Grabe des am 11. Juni 1733 heimgegangenen Vaters. Die keineswegs glänzenden Verhältnisse der zahlreichen, des Ernährers beraubten Familie nötigten die Mutter, die Kräfte ihrer Kinder möglichst nutzbar zu machen. Johann Kaspar, der, bei Lebzeiten des Vaters früh zur Schule angehalten, bereits in seinem siebenten Jahre ordentlich schreiben und etwas rechnen konnte, auch durch einen Privatlehrer in den Anfangsgründen des Lateinischen unterrichtet worden, um später vielleicht studieren oder „die Schreiberei treiben“ zu können, wurde von nun an auf die Feldarbeit geschickt. Wenig behagte ihm diese

Thätigkeit, die er sich durch heimliches Weiterstudieren in seiner Grammatik erträglich zu machen suchte. Er hatte die Mutter lange und eindringlich zu bitten, ehe ihm vergönnt wurde, sich der Wundarzneikunde zu widmen und zu diesem Behufe bei dem Klosterbarbier Fröschlin zu Denkendorf in die Lehre zu gehen. Bei den Alumnen der dortigen Klosterschule suchte Johann Kaspar seinem kargen Besitzstand an lateinischen Vokabeln etwas aufzuhelfen und erlernte vom Herrn Propst Weissensee auch „ein und andres in der Kräuterkunde". Der Lehre freigesprochen (1741), fand er in Backnang bei dem Barbier Scheffler ein Unterkommen, begab sich nach Ablauf eines Jahres auf die Wanderschaft, war eine Zeitlang in Lindau bei dem „Chirurgo" Seeliger in Stellung, danach (1743) in Nördlingen bei dem dortigen Wundarzt Cramer. In der Gesellschaft von dessen Sohn David, dem spätern Degenfeldschen Amtmann zu Altdorf bei Speier, erlernte er etwas von der französischen Sprache und besuchte auch den Fechtboden. Schon verfolgte er einen festen Plan

Als nach dem Tode des Kaisers Karl VII. das in holländische Dienste überlassene Husarenregiment Graf Frangipani im Jahre 1745 auf dem Wege nach den Niederlanden Nördlingen passierte, hoffte der junge Chirurg Anstellung bei demselben zu finden, erreichte jedoch vorläufig nur die Vergünstigung, das Regiment begleiten zu dürfen. Er konnte nun nicht nur „frei bis in die Niederlande mitmarschieren, sondern auch von bezahlten Pferderationen etwas ersparen".

Über seine weitern Lebensschicksale berichtet Johann Kaspar in dem 1789 verfaßten „Curriculum vitae meum" folgendes: „Den 11. November 1745 rückte das Regiment in Brüssel ein. Ich hatte damals schon so viel gelernt, daß ich einige Galanterie-Kuren mit gutem Erfolg vornehmen konnte, die mich unterhielten. 1746 im Jänner wurde Brüssel von den Franzosen berannt und das Husarenregiment nach Bergen im Hennegau beordert. Aus Mangel eines Pferdes ging ich mit demselben in einer Nacht zehn Stunden und von dort in der folgenden Nacht wieder zehn Stunden nach Charleroi. Hier konnte ich nicht weiter, mußte ausruhen und das Regiment marschieren lassen. Den folgenden Tag ging ich gegen Brüssel zurück, in der Vermutung, ich würde noch dahinein zu unsrer zurückgelassenen Bagage und unsren Kranken kommen können; ich wurde aber von den Franzosen aufgefangen und als Spion zu dem Duc d'Armentières eingebracht. Da ich aber nach dreimaligem strengen Verhör als unschuldig erfunden wurde, so nahmen sie

mich als einen Kriegsgefangenen mit sich in ein jenseitiges Hauptquartier zum Grand Prévôt, und von dort wurde ich nebst andern Gefangenen und Ausgerissenen nach Gent in Flandern abgeführt und alldorten auf einer Hauptwache bei Wasser und Brot so lange hingehalten, bis die meisten Dienste genommen, da denn auch ich keine andre Wahl übrig gehabt. Ich nahm also auch unter dem Schweizerregiment des Obristen v. Diesbach als gemeiner Soldat Dienste. Schon mit Ende Februar wurde das Regiment zur Besatzung in die indessen eingenommene Festung Brüssel verlegt. — Im April rückte man ins Feld vor Antwerpen und nach dessen Übergabe vor Bergen (Mons) im Hennegau. Bei dieser Belagerung hab' ich viel erfahren und ausgestanden. Von Bergen ging es nach Charleroi, auf welchem Marsch uns die kaiserlichen Husaren 700 Brotwagen abgenommen. Dadurch entstund eine unbeschreibliche Hungersnot bei der Armee. Als einem vertrauten Manne bei meiner Kompanie hatte man mir schon öfters das Löhnungsgeld in lauter französischen Thalern zum Verwechseln übergeben, und ich mußte öfters zwei Stunden weit aus dem Lager auf die Dorfschaften gehen. Dieser Umstand verschaffte mir Freiheit, auch bei der ebengedachten Hungersnot um Lebensmittel auszugehen. Ich erhielt zwar, soviel ich tragen konnte; indessen aber war die Armee weiter vorwärts gegangen; ich konnte den ersten und andern Tag mein Regiment nicht mehr einholen und wurde darüber von dem kaiserlichen Kalnockischen Husarenregiment gefangen. Sobald man mich vor die Offiziers gebracht und ich denselben die Namen der Offiziere des Frangipanischen Regiments sagen konnte, bekam ich Freiheit, Unterstützung und einen Paß, mein ehemaliges Regiment wiederum aufzusuchen."

Nach mancherlei Fährlichkeiten erreichte Schiller in der Nähe von Lüttich die Frangipanischen Husaren und kam gerade zur rechten Zeit, um an einem Gefechte, das seine wiedergefundenen Kameraden den Franzosen lieferten, teilnehmen und dann mit ihnen zusammen retirieren zu können. Die Truppe, welche schwere Verluste erlitten, bezog die Winterquartiere zu Maaseyk, und der glücklich mitgerettete Medikus wurde als Schwadrons-Feldscher mit 30 Gulden Gehalt und 2 Dukaten Medizingeld monatlich angestellt. Da er weder Pferd noch Montierung hatte, mußte er zur Beschaffung derselben bei seinem Rittmeister eine Schuld von 200 Gulden machen, die er jedoch infolge von Einnahmen aus Extrakuren in weniger als einem Jahre wieder zurückzahlen konnte.

In der folgenden Zeit war er bei manchem Scharmützel zugegen, zuweilen gab es für den Herrn Feldscher aber auch gar nichts zu thun. Über die Ausfüllung solcher Pausen berichtet er selbst: „Mein angeborner Hang zu immerwährender Thätigkeit reizte mich, mir beim Regiment auszubitten, daß ich, wie die Wachtmeisters auf Kommando, auf Unternehmungen ausreiten durfte. Unter dem Befehl eines Offiziers wurde es mir gestattet, und ich habe manchen Ritt gethan, öfters Beute gemacht, aber auch manchmal eingebüßt."

Der kühne Feldscher, dem (am 13. Juli 1747 bei Nispen) bei einem Überfall durch feindliche Truppen das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, stand in gutem Ansehen bei seinem Rittmeister und wurde von diesem im Winter desselben Jahres nach dem Haag und im folgenden Winter sogar auf die Reise nach Amsterdam und London mitgenommen.

Inzwischen hatte der österreichische Erbfolgekrieg im Frieden zu Aachen (Mai 1748, die Ratifikation seitens der verschiedenen Regierungen zog sich noch bis zum Oktober hinaus) seinen Abschluß gefunden. Die Veränderungen und Reduktionen, welche für die zusammengeworbene Armee daraus erwuchsen, trugen dazu bei, Schillers Sehnsucht nach der Heimat zu schärfen; am 4. März 1749 ritt er auf seinem eignen Pferde von Borckel in Holland aus geradeswegs nach Schwaben.

Am 14. desselben Monats — nach einem zehn- oder elftägigen Ritt, welcher der Dauerhaftigkeit von Roß und Reiter das beste Zeugnis ausstellte — lag die mauer- und turmbewehrte kleine Stadt Marbach vor seinen Blicken. Auf der Straße von Benningen herkommend, hatte er rechts (nach Westen) den Neckar. Den steilen Abhang nach dem Flusse zu krönte festungsartig und trotzend die Mauer, links am Ostende der Stadt erhob sich der noch heute stehende Turm des obern Thors, weiter nach Nordost hin die Alexanderkirche, ein stattlicher Bau, diesseit des durch den Strenzelbach gebildeten Thaleinschnittes, der quer vorgelagert den Ankömmling noch von dem heiter ausschauenden, freundlichen Städtchen trennte. Freundlich war es, denn fast nur neue Häuser zeigten sich, die Beweise eines langsam fortschreitenden Wohlstandes, der sich mühselig genug aus Ungemach und Kriegselend wieder emporrang[1].

---

[1] Die beigegebene Ansicht von Marbach, welche weiter östlich aufgenommen ist, wird links von dem noch heute stehenden Turm des obern Thors, rechts von der Alexanderkirche abgeschlossen.

Marbach.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Seit Ende des 13. Jahrhunderts Eigentum der Grafen von Württemberg, hatte Marbach von den Wirren des Reiches und deren Folgen sein schweres Teil tragen müssen. Um seine festen Mauern und innerhalb derselben tobten die Kämpfe des Adels und lärmten die Haufen der „raupischen Bauern" zu wiederholten Malen. Im Schmalkaldischen Krieg plünderten hier die spanischen Truppen Karls V., im Dreißigjährigen die Franzosen unter Turenne. In Ludwigs XIV. drittem Raubkrieg 1693 (im Juli) wurden die Einwohner unter arger Mißhandlung von den Franzosen vertrieben und die Stadt in Brand gesteckt. Nach wenigen Stunden lag sie in Schutt und Asche. Waren nach zwei Jahren die verwüsteten Räume auch zur Not wiederhergestellt, so gönnten die kriegerischen Bewegungen des ersten, vierten und fünften Jahrzehnts im 18. Jahrhundert der Bevölkerung doch keine Ruhe, abwechselnd mußte Marbach französische, russische und österreichische Truppen beherbergen, und unter solchen harten Umständen konnte die Hebung des Wohlstandes sich nur langsam vollziehen. Das Rathaus war noch immer eine Ruine.

Den Reiter dort beschwerten wahrscheinlich solche historische Erinnerungen nicht. Außer dem Rücken seines Pferdes hatte er jetzt eigentlich kein Heim; solches zu suchen, war der Zweck seines Rittes. Vorerst wollte er seine Schwester Eva Margarete, die hier mit dem Fischer Stolpp verheiratet war, sehen — was dann weiter, wußte er selbst noch kaum. Wohlgemut ritt er auf das Niklasthor zu, aber ehe er dahinkam, bot sich ihm schon die Herberge zum Goldnen Löwen dar, die rechts an der Straße außerhalb der Stadt lag. Hier stieg er ab. Dem behäbigen Wirt, Herrn Georg Friedrich Kodweis, mißfiel der militärische Gast keineswegs, seinem einzigen, noch halb kindlichen Töchterchen aber, dem Dorle, gefiel das straffe, doch lebhafte Wesen des zwar nicht großen, aber hübsch gewachsenen fremden Reitersmannes gar ausnehmend. Und als er anfing, von seinen fernen Fahrten, seinen Kriegshändeln und Abenteuern zu erzählen, ohne Prunk und Übertreibung, schlicht und doch lebendig, da war das junge Mädchenherz bald gefangen; das des Herrn Feldschers, der nun im sechsundzwanzigsten Lebensjahre stand, blieb auch nicht gleichgültig, denn in der schlanken Elisabeth Dorothea liebem Gesichtchen entging ihm der Zug von Sanftmut und Empfindsamkeit nicht.

Nachdem er seine Mutter in Murr, seine „Geschwistrigte" in Ludwigsburg, Bittenfeld und Neckarrems besucht und an letzterem

Orte die Tochter des dortigen Chirurgen Rudolf, welche ihm seine Schwester Christine zur Gattin auserſehen, bereits mit einem andern versprochen gefunden, kam er nach Marbach zurück und besann sich nicht lange, sondern verlobte sich mit dem Dorle. Am 11. Juli machte er in dem nahegelegenen Ludwigsburg sein Examen als Chirurg und trat am 22. Juli (1749) mit Elisabetha Dorothea Kodweiſin in die Ehe. Am 29. September erwarb er das Marbacher Bürgerrecht, und die Eltern mochten sich zu so glücklicher Fügung gratulieren.

Ihr siebzehntes Jahr hatte Dorothea noch nicht zurückgelegt (sie war am 13. Dezember 1732 geboren), als sie sich verheiratete. Ihre Mutter war Anna Maria Mautzin von Lohrach Hof. Auch ihre Vorfahren väterlicherseits trieben, wie die ihres Gatten, in Bittenfeld das Bäckereigewerbe und gehörten seit langem zu den in Marbach ansässigen Bürgern, ein Bäcker Kodweis war sogar Bürgermeister der Stadt. Durch die Vernichtung der Kirchenbücher in dem Brande 1693 mangeln alle genauern Notizen. Und nun auch genug mit der Aufzählung von Namen längst verstorbener, unberühmter Leute! Gedacht mußte ihrer werden, denn über ihre versunkenen Gräber streift ein Strahl jener Aureole, mit welcher ein glückliches Geschick den späten Enkel umgab, und auch sie sind ja die Mittel gewesen, deren sich der Weltgeist bediente, um einen seiner Meistergedanken in der höchsten irdischen Form zu verkörpern.

Den anscheinend günstigen Verhältnissen der Familie entsprechend, enthielt die Ausstattung, welche Dorothea in die Ehe mitbrachte, mancherlei Schmuck, als da ist: ein Perlen- und Granaten-Nuster, ein dito mit drei Reihen Granaten, ein Nuster von Achatsteinen und Perlmutter, Hauben von schwarzem Samt mit Silberspitzen, von blauem mit Goldspitzen 2c. Mit Leinwand war die junge Frau ebenfalls gut versehen, auch einige Stücke Acker- und Gartenland waren ihr als Eigentum von den Eltern überlassen, wodurch sich der Gesamtwert ihrer Mitgift auf 385 Fl. 40 Kr. stellte. Bares Geld brachte sie nicht mit, dafür lieferte aber der junge Eheherr über 200 Gulden „Paar Geld" in den neuen Hausstand, eine sehr anständige Garderobe, außerdem einen Destillierkolben, ein zinnernes Barbierbecken, Schermesser, Aderlaßschnepper, einen Pelikan, zum Zahnausziehen nämlich, ferner „Waar an Handierung", d. h. Medikamente, „bestehend in gebrannten Wassern, Tinkturen, spiritibus, Kräutern und andern speciebus, aestimirt um 7 Fl. 30 Kr." Eine kleine, nach heutigen Begriffen

freilich sehr kleine Bibliothek fehlte nicht; sie enthielt sechs Werke über Chirurgie, ein „würtembergisch Gesangbüchle" und eine „Erkenntnuß sein selbst". Das Pferd war verkauft, aber ein ungarischer Sattel mit völligem Reitzeug, Überreste der militärischen Karriere, traten vielverheißenderweise in die bürgerliche Wirtschaft mit ein. An Sonn- und Festtagen konnte sich der Herr Chirurgus in einem neuen stahlfarbigen Tuchrock, seinem Manschettenhemde, seidenen Strümpfen, in bordiertem Hute und mit einem silberbeschlagenen Stock, einem Geschenk seiner Mutter, präsentieren. Das junge Paar machte demnach auf dem sonntäglichen Kirchgange sicherlich einen sehr behäbigen Eindruck. Gleichwohl stellten sich die Sorgen bald genug bei den Neuvermählten ein.

Schiller eröffnete eine Barbierstube und trieb die Chirurgie; dem raschen und gewandten, für das praktische Leben thätigen Manne glückte es wohl, das Notwendige zu erwerben[1], die Sorgen kamen von andrer Seite. Der bei seinem Schwiegervater vorausgesetzte Wohlstand war nur ein bisher mühsam aufrecht erhaltener Schein. Kodweis hatte vor etwa zehn Jahren zu der von ihm betriebenen Bäckerei und Gastwirtschaft die Holzinspektion bei dem herrschaftlichen Floßwesen übernommen, sich aber durch unvorsichtige Bauten und Güterkäufe einen solchen Rest in seiner Holzrechnung zugezogen, daß sein ganzes Vermögen nicht ausreichte, ihn zu tilgen. Eine Zeitlang hatte er sich durch Aufnehmen von Kapitalien zu helfen gesucht, auch die eingebrachten Barmittel seines Schwiegersohnes zu Abschlagszahlungen auf den bösen Rest verwendet. Alles das war aber nicht hinlänglich, und Schiller konnte sich vor gänzlichem Verluste nur retten, indem er die Hälfte des Kodweisschen Hauses kaufte und sein Eingebrachtes an der Kaufsumme einhielt.

Die bittere Aufklärung des Irrtums, der Zerfall eines Vermögens, das so beträchtlich geschienen, traf den Schwiegersohn sehr empfindlich. Hämische Schadenfreude mag sich ihm unter der Maske des Mitleids aufgedrängt haben; solch zudringliches Mitleid, dazu das Zerwürfnis mit dem Vater seiner Frau, mußte ihm den Aufenthalt in Marbach gründlich verleiden und ließ ihn an eine Änderung seiner fatalen Lage denken. Er nahm, bevor es mit Kodweis zum Alleräußersten gekommen war, im Jahre 1753 wiederum Dienste

---

[1] Für die öfter wiederholte Behauptung, daß sein Geschäft schlecht gegangen sei, fehlt bis jetzt alle Begründung.

beim Militär, als Furier im Regiment Prinz Louis, und hatte während der nächsten vier Jahre seinen Aufenthalt fern von Hause. Seine Frau wohnte anfänglich noch bei ihren Eltern, später von diesen getrennt, denn sie waren endlich so verarmt, daß sie froh sein mußten, als Kodweis die Stelle eines Thorwärters in Marbach übertragen und er dadurch vor dem ärgsten Elend geschützt wurde. Das ihm zur Wohnung angewiesene Thorwärterhäuschen am Niklasthor (es wurde samt dem Thore 1833 niedergerissen) gewährte einen sehr ärmlichen Aufenthalt.

Als Herzog Karl Eugen nach Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs das der kaiserlichen Armee zu stellende Kontingent nach Schlesien dirigierte, ging Schiller von neuem mit ins Feld und zwar als Fähnrich und Adjutant. Am 10. August 1757 rückte er von dem Lager zwischen Ludwigsburg und Pflugfelden aus. Am 4. September desselben Jahres wurde ihm nach achtjähriger Ehe das erste Kind, das Töchterchen Christophine, geboren, während er sich eben im Lager bei Linz an der Donau befand. Von hier zogen die Truppen weiter nach Schweidnitz, das am 12. November kapitulieren mußte, bald nachher wurde auch Breslau eingenommen; aber die Freude der Kaiserlichen über das Errungene war von kurzer Dauer, Friedrich kam mit seiner Wachtparade herbei und schlug am 5. Dezember den Marschall Daun bei Leuthen. In schrecklicher Flucht wich das auf die Hälfte zusammengeschmolzene württembergische Korps zurück. Bei der flüchtenden Truppe befand sich auch Schiller, er war um sein Pferd gekommen, mußte zu Fuße retirieren, und gegen Morgen geriet er in einen Morast vor den Festungswerken Breslaus, wo er beinahe das Leben eingebüßt hätte. Von Breslau ging die Retirade unausgesetzt bis unter die Kanonen von Schweidnitz, zehn Tage lang mußte die Armee hier ohne Zelte unter freiem Himmel lagern. „Da geschah es“, so berichtet er, „daß ich mich zum Feuer legte und einschlief. Indessen hellte sich der Himmel auf, und alles fror zusammen. Als ich aufwachte und aufstehen wollte, war mein Fuß bis über das Knie in den Morast eingefroren, und die Stiefel zu schonen, mußte ich mich mit warm Wasser losmachen lassen.“ Ein böser Rheumatismus, der von dieser Zeit datierte, quälte ihn noch in spätem Alter.

Die Hoffnung der Truppen, in der Rast der böhmischen Winterquartiere im Saazer Kreis Erholung zu gewinnen, erwies sich als eitel, eine Epidemie brach unter den Mannschaften aus und raffte eine große Anzahl der bisher von der Kriegsfurie verschonten

dahin. Schiller wurde dank seiner Mäßigkeit und vielen Bewegung in freier Luft von dem Unheil nicht berührt, sondern blieb gesund und konnte sogar in seinem Standquartier Leonschütz[1] neben seiner eigentlichen Stellung die Funktionen des der Seuche ebenfalls erlegenen Feldschers versehen. Auch Feldgeistliche fehlten, ein Mangel, welcher bei der sehr vorgeschrittenen Demoralisation der Truppen weitere böse Folgen befürchten ließ. Um die noch gesund Gebliebenen in einiger Religionsverfassung zu erhalten, wurde auf Antrag des Regimentskommandanten Gottesdienst veranstaltet, dessen Leitung der zu allem brauchbare, thatkräftige Schiller durch Vorlesung von Gebeten und Absingen schicklicher Lieder zu übernehmen hatte. Im März 1758 zum Leutnant ernannt, marschierte er mit seinem aus Böhmen nach Württemberg zurückbeorderten Korps in die Heimat.

Nachdem die von 6000 auf 1900 Mann zusammengeschmolzene Truppe in Stuttgart ergänzt und Schiller am 1. Mai 1758 von dem Prinz Louisschen zum Romannschen Regiment versetzt worden, rückte er mit diesem im Juli zur französischen Armee nach Hessen ab. Am 8. August trafen die Kolonnen in der Nähe von Kassel ein und bezogen ein Lager bei Niederzweeren, schlugen den hannöverschen General v. Oberg in dem Gefecht bei Lutternberg, dem auch Schiller anwohnte, am 10. Oktober 1758 und marschierten nach geendeter Kampagne wieder nach Württemberg zurück. Leutnant Schiller kam mit dem Stab nach Winnenden im Oberamt Waiblingen, das dem Oberamt Marbach benachbart. Gar bald machte er sich nun auf, die Familie daheim wieder in die Arme zu schließen. Seine Gattin bewohnte jetzt in dem Hause des Säcklers Ulrich Schölkopf das Stockwerk zu ebener Erde. Hier empfing Dorothea in der Freude des Wiedersehens ihren ersten und einzigen Sohn, hier gab sie ihn der Welt.

Es ist ein kleines, unscheinbares Nestchen, dieses inzwischen zu einem Nationalheiligtum gewordene Schölkopfsche Haus[2]. An der ziemlich steil aufsteigenden Niklasstraße zu Marbach, die sich hier zu einem mäßigen Platze erbreitert, liegt es nicht weit oberhalb der

---

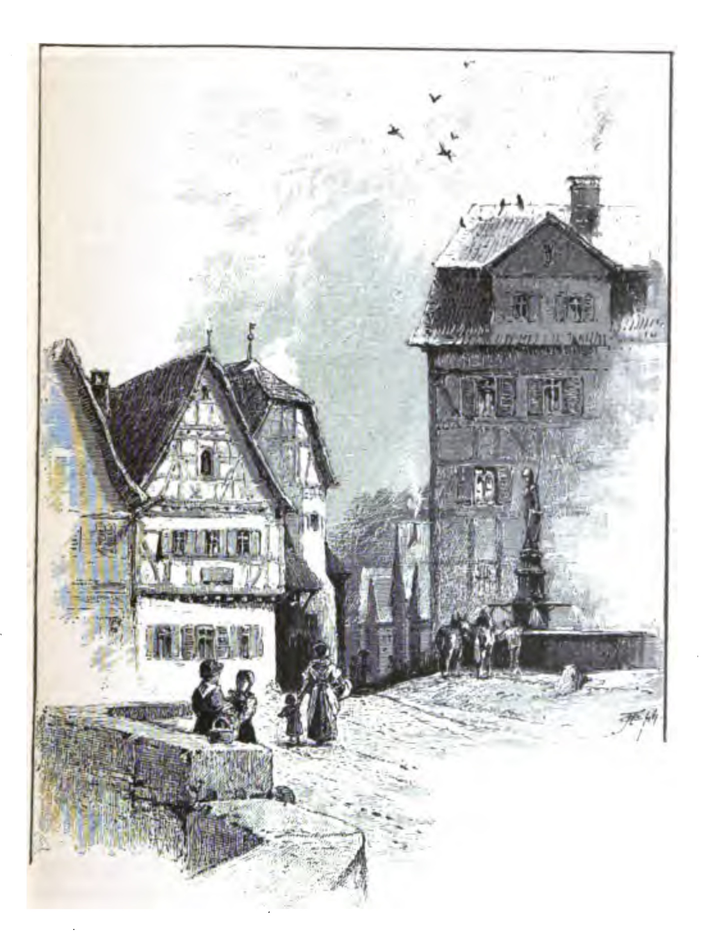
[1] Vermutlich „Leneschitz", in der Nähe von Laun.

[2] Die Abbildung zeigt es in seiner frühern Gestalt; jetzt ist auf der Giebelseite der Haupteingang und die ursprünglich auf der rechten Seite befindlich gewesene Hausthüre nach dem Gäßchen hin nur mehr als Nebenthüre beibehalten.

Herberge zum Goldnen Löwen, aber innerhalb der Stadtmauer, in Fachwand gebaut, die Giebelseite nach der Straße. Schräg gegenüber, nach der Höhe zu, steht ein Brunnen, verziert mit einem sehr kunstlos zurecht gezimmerten „wilden Mann". In der engen Parterrewohnung hausten die Gatten während der nächsten Monate zusammen, so oft ein Urlaub dem Leutnant die Reise gestattete. Seine Gegenwart und sein Zuspruch thaten Dorotheen not — was alle Welt fürchtete, fürchtete sie auch, denn was alle Welt wußte, wußte sie auch, daß nämlich Herzog Karl Eugen von Württemberg wie andre seiner Kollegen Soldatenschacher trieb. Er warb und preßte militärische Haufen zusammen und verhandelte die Truppenkörper gegen bares Geld an kriegführende Mächte. Ein neuer Subsidientraktat, den er mit Ludwig XV. abgeschlossen, legte ihm die Verpflichtung auf, abermals zwölftausend Soldaten auf ein Jahr an Frankreich zu überlassen. Neue Gefahren standen für Schiller in Aussicht, und gerade jetzt befand sich seine Gattin, die schon mit ihrem im zweiten Jahre stehenden Töchterchen der Arbeit nicht wenig hatte, in gesegneten Umständen.

War unter diesen Verhältnissen die durch den Garnisondienst bedingte Trennung von ihrem Manne für die besorgte Mutter ein Druck, der auf ihrer Seele lastete, so dienten die Gerüchte, welche von den Schauplätzen des Krieges herüberdrangen bis in das kleine Städtchen, dazu, die Aufregung des mütterlichen Gemütes durch neue Beängstigungen zu verschlimmern. Die Niederlage des Prinzen Ferdinand bei Bergen, in der Nähe von Frankfurt, die Herzog Broglie, der französische Feldherr, ihm beibrachte (13. April 1759), die Schlacht bei Kai (23. Juli 1759), welche der preußische General Wedel gegen die Russen verlor, das Unglück des großen Königs in der mörderischen Schlacht bei Kunersdorf (12. August), der vorhergegangene Sieg des Herzogs Ferdinand über die französische Armee bei Minden (1. August) — das waren die Ereignisse des Jahres, gewaltig genug, um auch ein wenig furchtempfängliches Herz in seinem innersten Grunde zu erschüttern. Durch die Niederlage der Franzosen rückte die Gefahr für Württemberg näher und drohte der Not von Schillers Gattin mit abermaliger Steigerung, denn nun mußte das Kontingent des Herzogs Karl sich gewärtig halten, zur Teilnahme an der Aktion berufen zu werden.

Die geworbenen Mannschaften, unter ihnen der Leutnant Schiller, waren seit dem 20. August im Lager bei Ludwigsburg zusammengezogen, um dort zu ihrem hohen Beruf einexerziert zu



Schillers Geburtshaus in Marbach.



werden, zu dem hohen Beruf, sich für die Interessen eines fremden Volkes und zum Vorteil der Kasse ihres Landesherrn abschlachten zu lassen. Die Requisition seitens der Franzosen an den Herzog erfolgte im Oktober, der Abmarsch wurde für den 28. Oktober befohlen. Da raffte Frau Schiller sich auf, ihren Gatten, den der Dienst im Lager festhielt, noch einmal zu sehen. Es war gewagt, unter solchen Umständen den über zwei Stunden langen Weg zu Fuß zu machen. Sie unternahm es, und im Lager, im Zelt ihres Mannes angekommen, glaubte sie die ersten Anzeichen ihrer nahenden Entbindung zu fühlen. Sie beschleunigte die Rückkehr, und es glückte ihr, ohne weiteres Ungemach nach Hause zu gelangen.

Unbestimmten Geschicken rückten die Truppen entgegen; während der Leutnant Schiller sich nach Fulda hin auf dem Marsche befand, am 10. November 1759, wurde ihm der Sohn geboren, den Deutschland dereinst mit Staunen und Bewunderung als einen seiner erleuchteten Geister verehren sollte. Johann Christoph Friedrich Schiller, unter diesem Namen reihte das Marbacher Kirchenbuch am folgenden Tage den Neugebornen der Zahl der Württemberger Staatsangehörigen ein.

Es war eine Geburt wie alle andern, ein Mensch mehr da zu all den übrigen Menschen; mitleidig ruhten die Blicke der besuchenden Bekannten auf dem zarten, schwächlichen Geschöpfchen, dessen werdendes Leben unter so gewaltigen Beängstigungen und Aufregungen der Mutter sich hatte entwickeln müssen. Der Vater, fern im Lager am Main, ahnte nicht, welches große Los ihm gefallen, er wußte nicht einmal, welches Los ihm überhaupt gefallen. Lange, lange nachher aber, als er die ganze Bedeutung des Geschenkes erkannte, das ihm eine günstige Fügung in dieser Nacht des 10. Novembers gemacht, schrieb er die Worte nieder:

„Und du, Wesen aller Wesen, dich hab' ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und du hast mich erhört. Dank dir, gütigstes Wesen, daß du auf die Bitten des Sterblichen achtest."

---

2. Die Kinderjahre.

Als Taufzeugen des Neugebornen wurden im Kirchenbuch eingetragen der General Christoph Friedrich von der Gabelenz, der Kommandant des Regiments, bei dem der Vater Schiller damals stand, der Bürgermeister Hartmann in Marbach, der Bürgermeister Hüblinger von Vaihingen, ein Johann Friedrich Schiller, Verwandter der Schillerschen Familie, und noch einige andre, dem Hause befreundete Personen. Der Oberst v. Rieger hat sich nachher noch als Taufzeuge dazu angegeben.

Das Kind wurde nach den Vornamen des Generals von der Gabelenz und des Vetters Schiller genannt; beide Paten befanden sich bei der Taufe wahrscheinlich nicht zugegen, die Taufe von Schillers Fritze soll trotzdem „feierlich wie eine Hochzeit" gewesen sein, was nicht zu verwundern, da ja zwei Bürgermeister dabei mitwirkten.

Bald nach dem denkwürdigen Geburtstage erhielten die württembergischen Truppen seitens des französischen Oberbefehlshabers Broglie den Auftrag, aus Franken aufzubrechen und Kassel durch Überrumpelung zu nehmen. Sie kamen nur bis Fulda, hier lagerten sie vor der Stadt, sahen sich aber plötzlich von dem Erbprinzen von Braunschweig mit solcher Wucht angegriffen (am 30. November 1759), daß ihnen nichts übrigblieb, als ihr Heil eiligst in der Flucht zu suchen. Herzog Karl, dem Friedrich der Große einst ein so glänzendes Zeugnis ausgestellt hatte, war gerade damit beschäftigt, in Fulda — einen Maskenball zu veranstalten, und wäre von dem Braunschweiger erwischt worden, wenn er sich nicht in aller Schnelligkeit mit einigen Getreuen nach Hammelburg retiriert hätte. Die meisten seiner Leute liefen in geteilten Haufen und auf verschiedenen Wegen davon, seine beste Mannschaft, die auserlesenen Grenadiere, zwölfhundert an der Zahl (sechshundert

nach anderm Bericht), mußte das Gewehr strecken und sich gefangen geben.

Vater Schiller schlüpft über diese Ereignisse, in welchen Herzog Karl eine so jämmerliche Figur spielte, mit den kurzen Worten hinweg: „1759 im August ging das Korps in die zweite hessische Kampagne; wir kamen bei Fulda zu stehen, ein Überfall des Prinzen von Braunschweig aber delogierte uns“.

Nach beendetem Feldzuge bezogen die Truppen im Würzburgischen die Winterquartiere, sie rückten etwa Ende Mai 1760 wieder in Württemberg ein, und Schiller kam mit dem Stab nach Vaihingen, sechs Monate nach der Geburt seines Söhnchens. Den Weg nach Marbach wird er schnell genug eingeschlagen haben, um seinen kleinen Fritz zum erstenmal auf dem Arme halten zu können. Dorothea hatte nun ihren Gatten wieder, allein nur auf wenige Tage; Ruhe war ihm nicht gegönnt zum Genuß des Familienglückes und zur Erziehung seines Kindes. Das Regiment wurde ergänzt, und das Korps marschierte am 20. Juli wiederum ab über Heilbronn, Öhringen ꝛc. nach Thüringen, Gotha, Merseburg und Halle. Nachdem die Truppen in dieser Gegend bald vorgerückt, bald wieder zurückgegangen, kamen sie zuletzt bei Leipzig zu stehen, mußten aber wegen Annäherung der preußischen Armee sich über Weißenfels nach Thüringen zurückziehen[1], sie marschierten dann nach dem Vaterlande in die Winterquartiere. Schiller kam nach Urach, im Februar 1761 aber nach Kannstatt in Kantonierung. Am 17. August desselben Jahres wurde er zum Hauptmann ernannt. Im folgenden Jahre ging er mit seinem Regimente nach Ludwigsburg, von dort nach Stuttgart und wiederum nach Ludwigsburg zurück. In dieser Epoche sah er seine Familie nur selten und immer nur kurze Zeit, nach dem letztgenannten Garnisonorte konnte er sie endlich nachkommen lassen.

Ludwigsburg war eine andre Welt für die Kinder, wenigstens für Christophine. In Marbach gab es keine einzige gerade Straße, in Ludwigsburg waren sie zwar noch nicht ausgebaut, aber alle breit und nach der Schnur angelegt, so wie es dem Herzog Eberhard Ludwig und seiner Mätresse, der Grävenitz, gefallen hatte, auf deren Veranlassung Ludwigsburg zur Residenz geworden. Ein Schloß war alldort mit herrlichem Park, ein mächtiger Bau, ebenfalls

[1] Das württembergische Regiment, bei welchem Schiller sich befand, kam nach Meiningen zu liegen, der Leutnant übernachtete in der Hofapotheke.

noch unvollendet, in dessen Höfen der Herzog, wenn das Wetter zur Jagd im Freien zu schlecht war, das Wild zusammentreiben ließ, um die armen gehetzten Hasen und Rehe vom Altan herunter nach Bequemlichkeit totschießen zu können. Im Gegensatz zu dem schlichten, ruhigen Städtchen Marbach wimmelte es hier von Soldaten, und unter diesem bewegten Treiben, in welches sich kriegerische Signale mischten und das Knattern der Schüsse von den Schießständen her, verbrachte Fritzchen die nächsten Zeiten seines jungen Lebens und erfreute sich zum erstenmal des ernsten und wichtigen Erziehungseinflusses seines tüchtigen Vaters.

Er war noch immer ein zartes Kind. Die in diesem frühsten Lebensalter gewöhnlichen Krankheiten griffen seinen Körper hart an; er litt oft an krampfartigen Zufällen, welche seine Natur jedoch immer bald überwand, da die sorgsame Mutter durch eifrige Pflege nachhalf.

Schon in dieser Zeit, in seinem vierten und fünften Jahre, verriet der Kleine Aufmerksamkeit auf alles, was der Vater im Familienkreise vorlas, und fragte unverdrossen, bis ihm der Inhalt klar geworden. Das Kind zeigte sich also nicht anders als so viele andre Kinder. Die kleinen Burschen, denen die alte Welt, weil sie selber neu in ihr sind, stündlich einige Neuigkeiten vor die jungen Augen rückt, haben immer sehr viel zu fragen. Auch die weiter anzuführenden kleinen Züge, welche die Erinnerung der Eltern und der Schwester Christophine aufbewahrt hat, beweisen nichts dafür, daß die außerordentliche Geistesbegabung Schillers sich schon in seiner frühen Jugend geäußert habe; nur gutmütiger erscheint er, als Kinder in diesem Alter durchschnittlich zu sein pflegen, dann aber auch frommer. Ersteres ein Erbstück von der Mutter, letzteres mehr in die väterliche Art schlagend.

Papa Schiller hatte über seinen militärischen Beschäftigungen die Forderungen seines Gemüts nicht außer acht gelassen und die „Erkenntnuß sein selbst" nicht umsonst mit in die Ehe gebracht. Er war von strenger Gottesfurcht. Das Verhältnis des Geschöpfes zu seinem Schöpfer nahm er sehr ernst, und nicht zufrieden mit den Formeln, welche die gewöhnlichen Gebetbücher enthielten, verfaßte er selbst verschiedene Gebete, die er zu eigner und seiner Frau Erbauung als Hausandacht am Morgen und Abend in Abwechselung mit Bibelstellen vorlas. Zu diesen Andachtsstunden der Eltern stellte sich Fritzchen gern ein. Es war dann ein erfreuender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesichte zu sehen.

Die blauen Augen fromm gen Himmel gerichtet, das rötlichgelbe Haar, das ihm in Löckchen um die feine Stirn fiel, und die kleinen, mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm ein himmlisches Ansehen. Aber nicht bloß dann, sondern zu allen Zeiten zeigte sich Fritzchens natürlich zarter Sinn, und seine Folgsamkeit machte ihn zum Liebling aller. Weder seine Geschwister noch seine kleinen Freunde ließ er je eine Überlegenheit fühlen, er war immer bescheiden und sogar duldsam gegen die Übergriffe seiner Spielkameraden.

Ähnlich berichtet die Schwester Christophine. Sie erinnerte sich auch noch manches Spazierganges, den die Mutter an Sonntagnachmittagen mit ihr und Fritz von Ludwigsburg aus zu den Großeltern in Marbach machte. Sie pflegte dann den Kindern das Evangelium, über welches an dem Tage gepredigt worden, auszulegen. Schwerlich profitierte der kleine Fritz von sothaner Bibelexegese viel, immerhin sind diese Unterhaltungen, welche Frau Schiller mit ihren Kindern führte, ein schönes Beispiel mütterlichen Zartgefühls und mütterlicher Fürsorge.

Der Aufenthalt der Familie Schiller in Ludwigsburg hatte wiederum bald sein Ende erreicht. Am 24. Dezember 1763 wurde der Vater nach Schwäbisch-Gmünd „auf Werbung gesetzt“. Jedermann glaubte — berichtet Christophine — es stände dem Vaterland ein Krieg bevor, daher ließen sich die Offiziere diese Sendung gefallen; daß der Herzog die angeworbenen Mannschaften an Holland verkaufte, erfuhr man erst später.

Hauptmann Schiller reiste sofort nach dem Orte seiner Bestimmung und machte Anstalt, seine Familie nachkommen zu lassen; sie nahm ihren Wohnsitz nicht oder doch nur auf kurze Zeit in dem kostspieligen Gmünd selbst und richtete sich dann mit „allergnädigster Erlaubnis“ des Herzogs in dem nicht weit entfernten Lorch ein. Wiederum war es ein kleines Bauernhaus, das dem herzoglichen Werbeoffizier als Wohnung diente, aber er und seine Familie fanden in dem Städtchen liebevolle Aufnahme. Der dortige Oberamtmann, auch ein ehemaliger Offizier, war ein alter Freund Schillers, und letzterer fühlte sich sehr wohl in dieser Umgebung, er konnte sich aussprechen und thätig sein. Liebe und Dank seitens der Bewohner von Lorch wurden ihm zu teil, weil sie ihre Söhne nicht durch listige Vorstellungen zu verlieren fürchten mußten, wie es bei andern Werbeposten geschah.

Fritz wurde, sobald sein Alter es nötig machte, in die nach Verhältnis des Ortes wohl eingerichtete Schule geschickt. Der

Pfarrer Moser, ein Freund der Schillerschen Familie, ließ den Knaben auch an dem Unterrichte seiner eignen Söhne teilnehmen und machte schon im sechsten Jahre mit ihm einen Anfang in der lateinischen Sprache. Mit dem einen Söhnchen des Lehrers, Christoph Ferdinand, schloß der kleine Schiller enge Kameradschaft und empfing von dessen sanftem Charakter günstigsten Einfluß. Der Magister Philipp Ulrich Moser, „Sindelfingensis", wie er selbst zu schreiben pflegte, war ein wackerer, strenger Mann, er paßte scharf auf den Lebenswandel der jungen Leute seines Kirchspiels und ließ ihnen, wenn er es für erforderlich hielt, auf dem Rathause sagen, wieviel ein Pfund Heller koste, d. h. er ließ sie mit Geldstrafen belegen. Dabei fand er viel Verdruß und wenig Dank. Anders bei seinem kleinen Schüler. Hier machte der ernste Pfarrer einen tiefen und nachhaltigen Eindruck, und der Knabe fühlte sich von dem Predigtamte, dessen würdiger Vertreter ihm sehr imponierte, so weit angezogen, daß er selbst zu predigen anfing. Zu diesem Zwecke stieg er auf einen Stuhl, das war seine Kanzel, ließ sich von Christophinen eine schwarze Schürze als Talar umhängen, ein „Predigtlümpchen" umbinden und machte zu all diesem ein sehr ernsthaftes Gesicht. Wer zugegen war, mußte ihm zuhören, wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich sobald nicht wieder sehen. Seine kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn; er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor. Auch hatte er sich aus den Predigten Mosers gemerkt, daß diese eine gewisse Einteilung haben müßten, wonach er dann die Form der seinigen zu bilden strebte. So wenigstens berichtet Christophine. Den Eltern mißfiel diese Spielerei durchaus nicht, sie nahmen solche als Vorläufer des einstigen Berufes, und es wäre ihnen erwünscht gewesen, wenn ihr Sohn sich der Gottesgelahrtheit hätte widmen wollen.

Fritz ging gern zur Kirche und Schule, und nur selten wurden diese versäumt, wenn etwa ein heiterer Tag ihn und die Schwester zu einem Ausflug in die nahen Berge verlockte. Solche Abweichungen von der herkömmlichen Ordnung mußten dem strengen Vater verborgen bleiben, und die dazu aufgebotene Pfiffigkeit machte sie den Kindern doppelt reizend. Allerdings war die Umgebung auch dazu angethan, zu dergleichen Exkursionen abseits vom Pfade der Pflicht zu verleiten. Bis nahe an die Häuser des Städtchens erstreckte sich der Nadelwald. Von dem nordöstlich gelegenen

Marienberg[1] schaute die uralte, mauerumgebene Abtei über die Baumwipfel herab ins Remsthal, ernst, wie es der Bewahrerin der sterblichen Reste eines glanzvollen Geschlechtes geziemt. Dort in der Kirche liegt mancher begraben vom Stamm der Hohenstaufen, Friedrich von Schwaben, die Mutter des Barbarossa und mehrere seiner Söhne. In die Bogen des hohen und zugleich geheimnisvoll düstern Kreuzganges vermag noch heute die Phantasie jene Benediktinermönche hineinzudenken, die vor langer Zeit hier an den Hohenstaufensärgen Wache hielten und der Fürbitte für die abgeschiedenen Seelen ihre Gebete widmeten. Hier verknüpft der wieder leblos gewordene Staub die Gegenwart mit längst dahingerollten Jahrhunderten; am Eingang der Abtei dagegen die mächtige Linde, vielleicht damals schon alt, als das Kloster gegründet wurde, grünt und lebt noch immer dasselbe Leben, dessen Keim ein andres Jahrtausend als das unsrige ausstreute. Von den sechzehn Ästen, aus welchen diese Riesenhecke einst bestand, hat das Wetter nach und nach alle weggebrochen bis auf zwei, aber damit noch genug stehen lassen, um das Erstaunen des Wanderers zu wecken. Oft ging Hauptmann Schiller mit seinen Kindern hier hinauf und erklärte ihnen die Geschichtsdenkmäler der Gegend, die Heldenthaten der Staufer und die Verwüstungen, welche der Bauernkrieg auch hier angerichtet; das brachte ihn dann auf Mitteilungen aus der eignen kriegerischen Laufbahn. Bei den Erzählungen des Vaters, welche Thal und Gebirge, Ruinen und Wald mit den Gestalten der Geschichte belebten, gab es viel aufzuhorchen für den erstaunten Knaben. Aus solchen Anlässen reiche Nahrung ziehend, bildete sich seine Phantasie dazu vor, dereinst auch größere Vorwürfe zu umfassen, und in gleichem Schritte entwickelte sich sein Gemüt.

Von frühster Jugend an wahr und gewissenhaft, gestand Fritz gewöhnlich einen begangenen Fehler selbst ein. Von Eigentum hatte er zu Anfang des Lorcher Aufenthaltes noch kaum einen Begriff, und eine seiner Hauptneigungen bestand darin, von allem, was er besaß, andern mitzuteilen, auch wenn ihm die freie Verfügung darüber gar nicht zustand. Oft verschenkte er sogar die ihm selbst notwendigen Sachen. Einst bemerkte sein Vater, daß er die Schuhe nur mit Bändern zugebunden hatte, und als er ihn darüber zur Rede stellte, sagte er: Ich habe die Schnallen einem armen

[1] Von dort aus ist die beigefügte Ansicht des freundlichen Lorch aufgenommen.

Jungen gegeben, der sie nur Sonntags anlegt, ich habe ja doch noch ein Paar für die Sonntage. Der gerührte Vater konnte ihm diesmal keinen Verweis erteilen; als Fritzchen aber an die ärmern Kinder Schulbücher, Kleider, ja sogar Stücke seines Bettes verschenkte, setzte es begreiflicherweise ernstliche Ahndungen ab. Die Schwester Christophine, der ein gleicher Hang eigen, war in diesen Angelegenheiten seine Vertraute; ja, um den jüngern Bruder in besonders gravierenden Fällen zu schützen, bekannte sie sich als Mitschuldige und ertrug mit ihm die Strafworte und selbst die zuweilen recht fühlbaren Züchtigungen. Die beiden Geschwister, schon früh auch geistig innigst verschwistert, durchlebten ihre Spiele, ihre Träume, ihre kleinen frohen und trüben Schicksale miteinander. Wenn sie sich irgend schuldig fühlten, gestanden sie, des Vaters Strenge fürchtend, lieber der sanften Mutter ihr Vergehen und baten, daß sie die Strafe an ihnen vollziehen möge.

Einstmals bot eine Nachbarin, als Fritz auf dem Weg zur Schule an ihrer Wohnung vorüberkam, ihm Maisbrei, sein Lieblingsgericht, an. Natürlich folgte er der Einladung unbedenklich und hatte kaum das kostbare Futter in Angriff genommen, als sein Vater zufällig an der Küche vorbeiging, ohne ihn zu bemerken. Der kleine Gourmand fühlte jedoch bei dieser Erscheinung sofort, welches Verbrechen er gegen seine Pflichten zu begehen im Begriffe sei, und schrie in seinem Schreck: Lieber Vater, ich will's gewiß nicht wieder thun! Der Vater bemerkte ihn jetzt erst und hieß ihn nach Hause gehen. Unter entsetzlichem Jammergeschrei ließ der Kleine seinen Brei stehen und lief zur Mutter, diese inständig bittend, sie möge ihn doch bestrafen, ehe der Vater heimkäme. Er brachte ihr selbst den Stock. Die Mutter wußte sich den ganzen Vorgang nicht zu erklären, da Fritzchen vor Jammer kein Wort herausbringen konnte, und beschränkte daher die Strafe auf ein gelindes Maß.

Am 23. Januar 1766 kam das dritte Kind, das Töchterchen Luise, zur Welt.

Inzwischen waren die finanziellen Verhältnisse der Familie so schwierige geworden, daß der Hauptmann sich an seinen gnädigsten Herzog mit einer submissesten, aber nachdrücklichen Eingabe wenden mußte, um eine Änderung der Lage herbeizuführen. Man hatte ihm für den Werbeposten zwei Unteroffiziere mitgegeben, wovon jeder täglich einen Gulden erhalten sollte, während für ihn selbst drei Gulden für den Tag fixiert waren. Der Einfachheit halber erhielten sie zwei Jahre lang alle drei nichts, weder Diäten noch

Lorch.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Gage; Hauptmann Schiller mußte die ganze Zeit über von seinen Ersparnissen leben und die beiden Unteroffiziere, welche nichts zuzusetzen hatten, noch mit durchfüttern. Der Herzog wies nun endlich die auf beinahe viertausend Gulden angewachsene Forderung[1] bei der Kriegskasse „gnädigst" an, der Herr Hauptmann erhielt trotzdem nichts, sondern „konnte erst nach neun Jahren mit Akkord" zur Deckung seiner Forderung gelangen, das heißt wohl, er mußte wiederum, statt Zinsen zu erhalten, auch noch einen ansehnlichen Teil seines Geldes fahren lassen. Das lag in der Sitte der Zeit; die von derartigem Modus Betroffenen mochten sich wohl darüber ärgern, sich darüber zu wundern hatten sie keine Ursache.

Auf die Eingabe hin wurde Hauptmann Schiller am 23. Dezember 1766 zu dem v. Stainschen Regiment[2] in die Garnison nach Ludwigsburg zurück versetzt. Er hatte sich, nachdem er „schon etliche Jahre vorher einige Teile mathematischer Wissenschaften begriffen", während des Aufenthaltes zu Lorch neben seinen Werbegeschäften eifrig mit Beobachtungen über Bodenkultur abgegeben, deren Resultate er später in dem Werke: „Betrachtungen über landwirtschaftliche Dinge in dem Herzogtum Württemberg; aufgesetzt von einem herzoglichen Offizier. 4 Stücke. Stuttgart 1767—1769" publizierte. In Ludwigsburg vermochte er endlich, „ohne in den Augen des vornehmen Pöbels seinen Offizierscharakter zu beleidigen", seinem Vergnügen an landwirtschaftlichen Beschäftigungen ungehindert nachzugehen. Er geriet, seine Lorcher Beobachtungen praktisch verfolgend, auf die Baumzucht und legte hinter seinem Logis in Ludwigsburg eine kleine Baumschule an, in welcher er innerhalb der nächsten neun Jahre über viertausend Stück junge Apfel- und Birnbäume zog und meist mit den besten Gattungen okulierte.

Für den kleinen Fritz — er war jetzt sieben Jahre alt — begann hier ein neues, von dem in dem stillen Lorch sehr verschiedenes Leben. Ludwigsburg war Residenz, voll Prunk und Bewegung, voll bunt befrackter Hofleute und Soldaten in glänzenden Uniformen. Herzog Karl hatte, um die widerspenstigen Land-

[1] Christophine, welche berichtet, es sei gar nichts bezahlt worden, hat sich geirrt; nach neuerdings veröffentlichten Akten betrug die Forderung Schillers am 4. November 1766: 3795 Gulden, wovon ihn 2673 Gulden, die übrigen 1122 Gulden die Unteroffiziere betrafen.

[2] Wann er zu diesem Regiment gekommen, wurde bisher nicht nachgewiesen; zur Zeit der Geburt seiner Tochter Luise gehörte er demselben schon an.

stände durch Stuttgarts Schaden zu strafen, dieser Stadt sein Hoflager entzogen und frönte nun in Ludwigsburg seiner Liebhaberei für äußern Pomp und großartige Theateraufführungen. Wie er sie betrieb, darüber heißt es in einer zeitgenössischen Broschüre („Württembergische Briefe"): „Das neuerbaute Opernhaus zu Ludwigsburg gibt dem zu Stuttgart an Größe nichts nach. — Da die Schauspiele der vornehmste Gegenstand der Lustbarkeiten des Herzogs sind, so kann man sich leicht vorstellen, daß man dabei etwas Ungemeines zu sehen bekommt, und daß sie auf dem besten Fuße stehen. Der Herzog selbst ist ein vortrefflicher Kenner der Musik, und das Orchester besteht gemeinlich aus vierzig und mehr Personen, worunter sich viele vortreffliche Meister befinden. Die Dekorationen in den Singspielen sind allezeit so ausgesucht und von so gutem Geschmack gewesen, daß sie von allen Kennern bewundert wurden, und die Kleidungen der spielenden Personen sind jederzeit von ausnehmender Kostbarkeit. Der Oberkapellmeister (Jomelli) ist ein Italiener und großer Meister. — Zu den Balletten gehören unter der Aufsicht des Herrn Noverre etliche fünfzig bis sechzig Personen. Der berühmteste und geschickteste Tänzer unter allen ist unstreitig der ältere Vestris. Er ist aber nicht beständig hier, sondern kommt nur auf den herzoglichen Geburtstag, wo er sich einige Wochen vor und nach demselben hier aufhält und seine Kunst zeigt. Diese Mühe wird ihm wohl bezahlt. Auf diese Art, jährlich drei Monate, ist Ihr großer Vestris 6 Jahre gemietet. Jedes Jahr hat er 500 Louisdor zur Reise, 500 Louisdor für seine Talente, ein Regallo von 4000 bis 6000 Frank an Kleinodien, eine Tafel von 6 Kouverten während seines Aufenthaltes aus der herzoglichen Küche, eine Kutsche aus dem kleinen Stalle zu seinen Diensten und den öffentlichen und Privatzutritt bei Seiner Durchlaucht. Nach einer richtigen Arithmetik macht dieses ohne seinen Tisch mehr als 100,000 Frank für 18 Monate Dienst[1]. — Es ist bekannt, daß Noverre ‚Lettres sur la Danse' herausgegeben hat, worinnen er seine Gedanken eröffnet, wie diese Kunst auf einen bessern Fuß gesetzt werden könnte. Seit seinem Aufenthalte am hiesigen Hofe hat er seine damaligen Gedanken in die Ausübung gebracht. In

[1] In Wagners „Geschichte der hohen Karlsschule" (Bd. 2, S. 17) wird die Richtigkeit dieser Angaben zwar in Zweifel gezogen, eine Korrektur war aber auch Wagner nicht möglich, da er die Akten nicht hat auffinden können. Theater und Ballett kosteten exklusive dieses Vestris im Jahre 1767 ungefähr 100,000 Gulden.

den letztern hier aufgeführten Balletten drücken die Tänzer durch ihre Bewegungen alle Leidenschaften auf die bewunderungswürdigste Art aus. Es sind keine eigentlichen Tänze mehr. Es sind Vorstellungen großer Begebenheiten durch die Bewegung des Körpers, ohne zu reden (!), aber von den gemeinen Pantomimen weit unterschieden."

Dies als Beispiel, an welche Albernheiten — getanzte Staatsaktionen — der Herzog Karl das Geld seiner Unterthanen vergeudete. Christophine macht noch die Bemerkung in ihren Aufzeichnungen: „Die damaligen Vorstellungen im Theater wurden von lauter gebornen Italienern gespielt. Sie bekamen jährlich 1000 Gulden Besoldung, die weiblichen noch mehr, die öfters Geliebte waren. Während dieser Zeit bekamen die Diener keinen Sold."

Nahe am Schloß und Komödienhaus (welch letzteres nicht mehr existiert) wohnte die Familie Schiller und hatte, wie die übrigen Offiziere, mit ihren Angehörigen freien Zutritt zu den Theatervorstellungen. Christophine und Fritz wurden zuweilen dahin mitgenommen und waren von der Pracht entzückt, obgleich sie den Gang der Handlung, da alles italienisch gesprochen wurde, nicht verstehen konnten. Die Dekorationen, die herrlichen Kostüme freuten sie genug. Der Eindruck, den diese Darstellungen auf die schon dazu prädestinierte junge Seele machten, war ein gewaltiger und entscheidender.

Unterdessen der Herzog fortfuhr, das Geld für das Notwendige schuldig zu bleiben und statt dessen italienische Opern, französische Schauspiele, Ballette, Seiltänzer und zur Karnevalszeit große Maskenfeste mit fürstlicher Verschwendung auszustatten, führte Fritz Schiller mit Puppen, welche seine Schwester Christophine aus Papier ausgeschnitten und bemalt hatte — die ersten Äußerungen ihres Talentes für diese Kunst —, daheim dramatische Szenen auf. Schon damals beschäftigten ihn Pläne zu Trauerspielen; aber während er Theater spielte und sich mit dramatischen Projekten unterhielt, standen die Predigten Mosers noch immer vor seiner kindlichen Erinnerung, und ihm selber wie seinen Eltern galt es als ausgemacht, daß er Pfarrer werde. Ein Kopfhänger war er jedoch nicht; wie er weiter wuchs, wuchs auch das Gefühl seiner sich entfaltenden Kraft, und er unterdrückte es keineswegs.

Gleichzeitig mit dem Hauptmann Schiller hatte ein Herr v. Hoven eine militärische Charge in Ludwigsburg. Dessen Sohn Friedrich Wilhelm, ein frischer, geistvoller Knabe, ebenfalls zum

Theologen bestimmt, schloß sich eng an Fritz an. Die beiden Spiel- und Schulkameraden wohnten in demselben Hause, in demjenigen, worin sich auch die Cottasche Buchdruckerei befand. Über beiden waltete ein strenges väterliches Regiment, sie hatten nach außen wenig Freiheit und wurden zu fleißiger Arbeit angehalten. Dafür verbrachten sie jede freie Stunde zusammen und übten als echte, sich naturgemäß entwickelnde Kinder mancherlei lustige Streiche aus — der Setzer der Druckerei hatte viel mit ihnen auszustehen. Mochte Papa Schiller daheim noch so sehr auf gesetztes Wesen seines Sohnes halten, draußen war Fritz sehr lebhaft, ja beinahe mutwillig und in den Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, meistens der Tonangeber. Die jüngern fürchteten ihn, und auch den ältern und stärkern imponierte er, weil er selbst nie Furcht zeigte. Sogar an Erwachsene, von denen er sich beleidigt glaubte, wagte er sich furchtlos, und wenn ihm aus irgendwelcher Ursache jemand zuwider war, so suchte er ihn bei Gelegenheit zu necken; indessen zeigte er bei diesen Neckereien nie bösartige Gesinnung, nur mutwillige Laune, die ihm daher auch gerne verziehen wurde. Unter den Spielgesellen waren nur wenige seine vertrauten Freunde, aber an diesen hing er fest und innig, und kein Opfer schien ihm für sie zu groß.

Trotz seiner Munterkeit war er einer der besten Schüler seiner Klasse. Er faßte leicht, lernte fleißig und erreichte die Zufriedenheit seiner Lehrer, jedoch nicht immer die seines Vaters. Der gottesfürchtige Hauptmann erachtete die Ausgelassenheit, welche der Sohn außerhalb der Schulwände zeigte, als unpassend. Das Treiben hatte noch dazu eine besondere Art. Fritz war der Versuche mit Theaterpuppen aus Papier überdrüssig und spielte jetzt mit seiner Schwester und seinen Schulkameraden selbst Komödie. Im Garten wurde die Bühne aufgeschlagen, und alle mußten mit Hand anlegen. Jedem gab er seine Rolle, auch er übernahm eine; aber er leistete bei aller Vorliebe für solches Spiel nichts, weil er in seiner Lebhaftigkeit alles übertrieb und verdarb.

Man kann es dem alten Schiller nicht übelnehmen, wenn er solche Ausschreitungen mit Strenge einzudämmen dem einstigen Berufe seines Sohnes schuldig zu sein glaubte; er hatte sich schon zu sehr in den Gedanken eingelebt, der Vater eines zukünftigen Theologen zu sein. Und doch — wie nötig war dem armen Jungen eine Abwechselung gegenüber dem straffen Einerlei der Ludwigsburger Lateinschule! In der untersten Klasse, deren Lehrer der Professor

Honolt war, wurde fünf Tage in der Woche Lateinisch gelehrt, der Freitag allein blieb der Muttersprache gewidmet. Jede Lektion wurde mit Gebet eröffnet, und Sonntags fand Religionsunterricht in der Kirche statt; am Vormittage mußten die Schüler der Predigt, nachmittags der Katechisation beiwohnen. So wurden sie für ihren dereinstigen Beruf, die Theologie, gedrillt — da war das bißchen Liebhabertheater im Garten den armen Burschen gewiß zu gönnen.

Gegen Ostern 1769 hatte Fritz sich zum Landexamen in Stuttgart einzufinden, wo der Rektor des Gymnasiums, Mag. Knaus, alle Schüler aus Württemberg, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten, streng und eingehend prüfte. Nur diejenigen, welche das Landexamen jedesmal gut bestanden hatten, wurden zum weitern Studium der Theologie in einer Klosterschule zugelassen; es hing demnach für die Examinanden von dem Ausfall dieser Prüfung viel ab. Für Fritz fiel das Zeugnis sehr lobend aus, und er kehrte mit leichterm Herzen nach Ludwigsburg zurück, als er nach Stuttgart gegangen.

Bald nachher kam er in die zweite Klasse der bisherigen Schule. Sein jetziger Präzeptor, ein frommer Mann, sah bei seinen Schülern mehr auf den eifrigen Besuch der Predigt als auf ihren Fleiß und ihre Fortschritte im Lateinischen. Freitags, wo man auch hier, wie in der dritten Klasse, der deutschen Sprache oblag, ließ er strenggläubige Bücher lesen und hielt förmliche Katechisationen wie in der Kirche. Zeigte sich dabei eines der Kinder unaufmerksam, so tadelte er es einstweilen nur mild und durch Worte; aber seine Schuld blieb unvergessen, und falls derselbe Knabe beim lateinischen Unterricht irgend einen Fehler beging, so war ihm eine doppelte Tracht Prügel sicher. Deshalb thaten die Kinder alles, um vor dem gefürchteten Präzeptor recht bald in die oberste Klasse zu entkommen.

Bisher hatte Fritz sich wohl durch seine lateinischen Sprachkenntnisse Lob erworben, aber weder Lehrer noch Mitschüler ahnten etwas von den seltenen Anlagen, die in ihm schlummerten. Als er elf Jahre zählte, begann eine gewisse Schwärmerei und Sentimentalität den Mitschülern in seinem Wesen aufzufallen. Die Neigung zum Theaterspielen ging jedoch nebenher, vorläufig nur als verschämte und vor den Augen des Vaters möglichst geheimgehaltene Begleiterin der Vorbereitungen auf den geistlichen Stand. Damals, im Juni oder Juli 1770, soll die erste Spur des poetischen Dranges in lautem Ergusse hervorgebrochen sein, wenigstens ist

die kindliche Spielerei des Elfjährigen bisher immer in diesem Sinne gedeutet worden.

Fritz hatte als Sekundaner mit einem Schulkameraden, Elwert aus Kannstatt, in der Kirche den Katechismus zu sprechen. Ihr Lehrer, der beschränkte Frömmling, drohte, die Knaben furchtbar durchzupeitschen, wenn sie nur ein einziges Wort verfehlen würden, und zum Unglück fügte es sich, daß er selbst an dem bestimmten Tage die Katechese zu halten bekam. Mit großer Beklemmung fingen die Knaben an, doch brachten sie glücklicherweise ihre Aufgabe ohne Anstoß heraus und empfingen jeder zwei Kreuzer zur Belohnung[1]. Eine Barschaft von vier Kreuzern hatten die jungen Freunde selten beisammen gehabt, deshalb beschäftigte sie die Frage, was sie sich Gutes dafür anthun sollten. Schillers Vorschlag, auf dem Hartenecker Schlößchen kalte Milch zu essen, fand Zustimmung, allein in Harteneck war das Gewünschte nicht zu erlangen. Er trug jetzt auf einen Vierling Käse an; für diesen wurden aber vier Kreuzer gefordert, und die kleinen genügsamen Wanderer hätten nicht einmal Brot dazu gehabt. Mit unbefriedigtem Magen pilgerten sie also weiter nach Neckarweihingen, wo man ihnen endlich, wenn auch erst nach vielfachem Herumfragen, eine Milch in reinlicher Schüssel und obendrein silberne Löffel zum Essen gab. Alles dies kostete nur drei Kreuzer, und es blieb noch einer zu Johannisträubchen übrig. Über solchen Vollgenuß von Lust geriet Schiller in eine dithyrambische Begeisterung. Als er mit seinem Begleiter das Dorf verlassen hatte, stieg er auf den Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überschauen kann, und erteilte in dichterischem Schwung dem milcharmen Orte seinen Fluch, demjenigen aber, der ihnen Labung gereicht, seinen Segen.

Die Prima der Schule, welche den jungen Schiller jetzt aufnahm, wurde von dem Oberpräzeptor, Professor Johann Friedrich Jahn, geleitet. Hier trat zu der lateinischen Sprache als Mittelpunkt der Lehrfächer noch das Griechische und Hebräische hinzu, jenes als Erfordernis für die gelehrte Bildung überhaupt, dieses als Vorbereitung zum Studium der Theologie. Jahn, obwohl Geistlicher, hatte sich ganz der Jugenderziehung zugewendet und galt für einen vorzüglichen Schulmann. In den alten Sprachen war er trefflich bewandert, sein unerschütterlicher Ernst und die

[1] Von wem? Von dem Präzeptor? Dann wäre dieser ja gar nicht einmal so schlimm gewesen.

Konsequenz beim Unterricht imponierten den Schülern; jeden einzelnen kannte er genau und wußte jeden nach Maßgabe seiner Vorkenntnisse zu fördern. Obwohl er schulplanmäßig nur sprachlichen Unterricht gab, so brachte er doch beim Erklären der Klassiker vielfach wissenschaftliche Dinge zur Erörterung, und die Schüler der Ludwigsburger Schule kamen daher besser vorbereitet auf die höhern Lehranstalten als die, welche eine andre Landesschule besucht hatten. Von römischen Dichtern ließ Jahn Stellen aus Ovids „Tristia", Virgils „Äneide" und einzelne Oden des Horaz übersetzen. Schiller lernte also frühzeitig drei Hauptdichter des Altertums kennen, indes bemerkte keiner seiner Mitschüler bei ihm eine besondere Vorliebe für einen derselben. Wohl aber äußerte sich seine Neigung für die Poesie überhaupt dadurch, daß er alle Schulgenossen an Emsigkeit übertraf, wenn es galt, lateinische Distichen zu fabrizieren.

Am Neujahrstage 1771[1] überreichte er dem Vater einen lateinischen Glückwunsch, den er selbst übersetzt hatte. Gegen Ostern ging er dann wieder nach Stuttgart zum Landexamen und erhielt für die letzten beiden Jahre die Zensur: „Puer bonae spei, qui non infeliciter in litterarum tramite progreditur".

In der ersten Hälfte 1771 sah sich Professor Jahn plötzlich vom Herzog an die auf der Solitüde neugegründete militärische Pflanzschule als Lehrer versetzt; an seine Stelle in Ludwigsburg trat der Oberpräzeptor Winter, ein biederer, aber zugleich sehr jähzorniger und heftiger Mann. Bei seinem Antritt wurde er nach altem Herkommen mit lateinischen, von dem jungen Schiller verfaßten Versen begrüßt. Ein langes, aus lateinischen Distichen bestehendes Gedicht, vom 28. September 1771 datiert, hatte ebenfalls Fritz zum Verfasser. Im Namen aller Mitschüler wurde darin dem Spezial-Superintendenten Zilling für die zur Abhaltung der Herbstferien erteilte Erlaubnis gedankt; man hatte offenbar die Absicht, das gefürchtete Kirchenlicht durch die Aufmerksamkeit mild zu stimmen.

Dieser Zilling, Sohn eines Ludwigsburger Bäckers, ein bigotter Zelot, von einem starren Verfolgungsgeist beseelt, erteilte den Schülern, worunter sich auch Fritz befand, den für die Konfirmation vorbereitenden Religionsunterricht — höchstwahrscheinlich zu sehr geringer Erbauung der Konfirmanden. Der herbe dogmatische

[1] In diesem Jahre (1771) starb der Vater der Frau Schiller, der alte Kodweis, im Alter von 73 Jahren und wurde „auf Verlangen bei Nacht begraben"; seine Gattin folgte ihm 1773, 74 Jahre alt.

Ton fand in der kindlichen Seele keinen Widerhall, das Kind wollte durch die religiöse Weihe, der es entgegenging, im Gemüte angeregt sein, und solche Wirkung hatte Zillings Unterricht nur sehr unvollkommen erreichen können. Am Tage vor der Konfirmation sah die fromme Mutter ihren Fritz teilnahmlos (oder, wie Streicher erzählt, und was wohl wahrscheinlicher ist, im Spiel mit seinen Kameraden) auf der Straße umherschlendern; sie rief ihn zu sich, machte ihm sanfte Vorwürfe über eine solche Gleichgültigkeit und suchte ihm die Wichtigkeit des kommenden Tages eindringlich darzustellen. Ihre Ermahnungen übten eine tiefe Wirkung auf ihn; er zog sich zurück und brachte später der Mutter ein deutsches Gedicht, welches den Eindruck schilderte, den die Ablegung des Glaubensbekenntnisses in ihm hervorrief. Als er den lyrischen Erguß auch seinem Vater übergab, nahm ihn dieser lächelnd mit der Frage hin: „Bist du närrisch geworden, Fritz?"

In jenen Monaten hatten die Vorbereitung zur Konfirmation und eine von allzu schnellem Wachsen herrührende Körperschwäche Schillers Fleiß einigermaßen zersplittert und gehemmt. Die Wirkung entging den Stuttgarter Examinatoren nicht, und die Zensur, welche er 1772 beim Landexamen erhielt, war weniger günstig als die frühern. Nachdem aber die Konfirmation vorüber und seine Gesundheit sich wieder gekräftigt, suchte er das Versäumte mit solchem Eifer einzubringen und lag so anhaltend über seinen Büchern, daß ihm die Lehrer befehlen mußten, hierin Maß zu halten. Je näher die Zeit heranrückte, wo er nach der Klosterschule (Blaubeuren) abgehen sollte, desto mehr Ausdauer widmete er seinen Studien, und seine außerordentlichen Fortschritte im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen erwarben ihm bei jeder Prüfung ein doppeltes A, womit nur die allerbesten Leistungen ausgezeichnet wurden.

Alles war für den nächsten Schritt auf der theologischen Laufbahn durchaus vorbereitet, da wendete sich das Blatt — Schiller wurde kein Theolog. Vielleicht hätte er selbst später den Weg verlassen aus eignem Antrieb; daß er ihn schon jetzt verließ, das verschuldete der Zwang, den Herzog Karl ausübte.

---

3. Herzog Karl und seine Militärakademie.

Der Biographie Schillers, welche nur das Verhältnis des Württemberger Herzogs zum Dichter darzulegen hat, fällt die Beantwortung der Frage, ob Karl Eugen ein solcher Satan gewesen, wie er mancher Auffassung erscheint, oder ein solcher Engel, wie er in der Anschauung andrer sich darstellt, auch nicht einmal als Nebenaufgabe zu. Glücklicherweise — es bleibt immer ein unerquickliches Pensum, die bösen und die guten Eigenschaften eines Menschen auf die Wage zu bringen und dann mit scharfem Auge das Schwanken der Schale verfolgen und den endlichen Ausschlag beobachten zu müssen. Besonders unerquicklich ist dieses Pensum, wenn es sich um einen Machthaber, um einen Fürsten handelt, denn seine bösen Eigenschaften bedeuten das Unglück vieler, und seine guten vermögen selten die Schäden zu heilen, welche seine bösen geschlagen. Der Ausgleich, den eine wohlwollende Statistik herausrechnet, ist das Resultat eines künstlichen, aber irrigen Kalküls.

Herzog Karl hatte während einer langen Regentenlaufbahn leider nur zu viel Gelegenheit, alle Seiten seines Charakters, und es waren sehr schlimme darunter, zu bethätigen. Unleugbar begabte ihn die Natur mit mehr als gewöhnlichen Geisteskräften; allein von dem edlern Teil derselben machte er erst dann Gebrauch, als eine verlotterte und verbuhlte Jugend, welche auch die widerstrebenden Töchter des Landes nicht geschont hatte, sondern gefügig zu machen wußte, hinter ihm lag und die verlangsamte Zirkulation des Blutes seine Rachsucht gedämpft, nachdem er durch den schmählichsten Menschenhandel seiner Kasse aufzuhelfen gesucht, nachdem er das Mark seiner Unterthanen durch unsinnige Prunksucht vergeudet und Recht und Gesetz in der Weise eines echten Despoten mißachtet hatte.

In der Zeit, als er sich anmaßte, die Zukunft Schillers zu regeln, hatte die Wendung zum Bessern zwar schon ihren Anfang genommen; aber die angebornen finstern Gewalten waren immer noch mächtig genug in ihm, um gerade dort einen Schaden anzurichten, wo dessen Folgen sich zu einem nationalen Unglück hätten ausdehnen können. Wenn es nach Herzog Karls kurzsichtiger Despotenlaune gegangen, würde sich der Schillersche Dichtergenius nur in seinen ersten Anfängen offenbart haben.

Die Wendung zum Bessern war, wie erwähnt, bei Karl Eugen eingetreten, und es that sehr not damit; die ungezügelte und dem Geschmack eines Ludwig XIV. und XV. frönende Bauwut hatte Jahr für Jahr enorme Summen zu großem Schaden des Landes verschlungen. Von 1752—54 war in Stuttgart das „neue Lusthaus" mit großen Kosten in ein Opernhaus umgewandelt, seit 1764 in Ludwigsburg ein Orangeriehaus von gewaltigen Dimensionen, ein umfangreiches Opernhaus und ein Zeughaus errichtet worden. An dem Seeschloß (später Mon repos) bei Egloshеim war von 1760—67 gebaut worden. Das in einer der wildesten Gegenden der Alb gelegene Jagdschloß Graveneck wurde zum Teil niedergerissen, alsdann neu aufgebaut und auch dort ein Opernhaus (!) errichtet. Von 1762 an erstand in sechs Jahren das Lustschloß „Einsiedel" und in den vier oder fünf Jahren von 1763 an das prächtige Lustschloß Solitüde in der Nähe von Stuttgart auf waldiger Höhe. Herrlich ausgesucht war der Platz, etwa zwei Stunden von der Hauptstadt mitten im Walde, wo fünf riesenhafte Eichen aus einer Wurzel emporgewachsen, daher die Stelle auch den Namen „zu den fünf Eichen" trug. Anfänglich wurde nur der Bau eines leichten Jagdhauses beabsichtigt, der Plan aber alsbald erweitert. Der Baumeister de la Guépière mußte im Rokokostil ein massives Schloß, in der Mitte von einer Kuppel überhöht, erbauen, das, vor einigen Jahrzehnten in gleichem Stil restauriert, nicht bloß die Bewunderung der damaligen Zeit, sondern auch noch der heutigen Besucher erregt. Der Wald am Bergesabhang vor dem zierlichen Bau wurde ausgerodet und damit eine prächtige Aussicht geschaffen; weithin konnte der Blick schweifen, südlich bis an die Alb, westlich bis an die Vogesen, nördlich über das Unterland bis zum Odenwald, während im Osten der Hohenstaufen, der Rechberg, Messelberg ꝛc. emporragten. Auf daß aber auch die beliebte Regelmäßigkeit nicht fehle, führte man im rechten Winkel von der Vorderseite des Schlosses ab eine drei Stunden lange schnur-



Herzog Karl Eugen.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

gerade Straße nach Ludwigsburg, dessen Türme ebenso wie der Hohenasperg von der Terrasse aus deutlich sichtbar waren. Ein bedeutendes Teil zu dem reichen inneren Schmucke des Schlosses trugen die schönen Deckengemälde bei, welche der Maler Guibal anfertigte[1]. „Loca haec tranquillitati sacrare voluit Carolus“[2] ließ der Herzog auf die Westseite der Solitüde schreiben und baute sich mitten in den Wald hinein in einem Halbkreise hinter dem Schlosse — ein viertes Theater, außerdem einen Kavaliersbau, eine Kapelle, eine Kaserne, einen 900 Fuß langen Stall und andre Wirtschaftshäuser. Daß diese Liebhabereien ein mächtiges Geld erforderten, bedarf kaum der Erwähnung; wohl aber verdient hervorgehoben zu werden, daß die benötigten Summen aus etwa einer halben Million Einwohner, denn viel mehr zählte das damalige Württemberg nicht, herausgepreßt werden mußten. Ein vortreffliches Werkzeug bei dieser Schinderarbeit war der Graf Montmartin, Karl Eugens erster Minister, ein findiger Kopf, welcher immer wieder ein neues Mittelchen entdeckte, den Geldbeutel der Unterthanen zu gunsten durchlauchtigster Bedürfnisse zu erleichtern. Unter der halben Million geplagter Schwaben gab es aber doch einige, denen der herzogliche „Kunstsinn“ endlich zu bunt wurde, und welche Serenissimum beim Kaiser verklagten. Es dauerte lange, sieben Jahre lang, ehe sie Erfolg hatten, zuletzt kam dann der Erbvergleich von 1770 zustande, ein Pergament mit großen Siegeln, darinnen mancherlei geboten und versprochen war, was später allergnädigst nicht ganz ausgeführt, noch gehalten wurde.

Schon zehn Jahre vorher hatte der Herzog — aus gutem Willen und angeborner Weisheit, werden seine Anhänger sagen, während die unbefangene Betrachtung die Ursache in dem auf verbrieftem Steuerbewilligungsrecht bestehenden, etwas borstigen Auftreten der Stände zu finden geneigt ist — zehn Jahre vorher also hatte der Herzog versucht, die wohlfeilern Kräfte seiner Landeskinder heranzuziehen, um sie an Stelle der bei seinen Bauten beschäftigten ausländischen Architekten, Bildhauer und Maler zu verwenden. Er erhob 1760 die schon seit 1753 als ein Privatinstitut bestehende Zeichenakademie zu einer öffentlichen „Académie

[1] In einem Seitenzimmer des Schlosses hängt das schöne, ebenfalls von Guibal gemalte Bild des Herzogs Karl Eugen, nach welchem das hier beigegebene Porträt angefertigt wurde.

[2] Die Inschrift existiert nicht mehr, sie wird in verschiedenen Quellen verschieden angegeben.

des arts", „wo sich die Jugend bilden kann wie junge Pflanzen in einer Baumschule".

Inzwischen war der vorerwähnte Erbvergleich zustandegekommen und drohte mit neuen Einschränkungen. Karl Eugen, welcher sich bisher schon damit geholfen hatte, daß er seinen armen Modellstehern an der Akademie den kargen Gehalt auch noch jahrelang schuldig blieb, mußte auf Ersparnisse sinnen, um die in Aussicht genommenen weitern Bauprojekte aufrecht erhalten zu können. Die vielen ebenfalls aus dem Auslande bezogenen Stukkateure und Gärtner, wenn auch nicht so kostspielig wie die Virtuosen der Oper und des Balletts, ließen sich wohl durch Einheimische bei einiger Schulung zu billigerm Gehalte ersetzen.

Das Resultat dieser Erwägung war die Gründung einer „Stuccator- und Garten-Knabenschule" auf der Solitüde, welcher einzelne der um das Schloß gruppierten Nebengebäude angewiesen wurden. Am 5. Februar 1770 fanden vierzehn arme Soldatenknaben darin Aufnahme und im März und April weitere sechzehn, meist Söhne von Soldaten, Handwerkern und Hofbedienten. „Fähige Unteroffiziere" beaufsichtigten das Völkchen und erteilten ihm zugleich Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen. Die technische Ausbildung wurde von den bei den Bauten angestellten Fachleuten geleitet.

Die Oberleitung hatte sich der Herzog vorbehalten; das Organ, welches mit der speziellen Überwachung und Leitung betraut war, nach militärischer Ordnung Sr. Durchlaucht täglich Rapport zu erstatten und „höchstdero gnädigste Ordres" mit militärischer Genauigkeit zu vollstrecken hatte, war der Hauptmann Christoph Dionysius Seeger, geboren 1740 zu Schökingen als Sohn eines evangelischen Geistlichen. Ursprünglich für den Stand seines Vaters bestimmt und auf theologischen Seminaren dazu vorbereitet, wandte er sich später, seinen Neigungen folgend, dem Soldatenstande zu, studierte dann in Tübingen Mathematik und überreichte „zum Beweis seiner zweckmäßig verwendeten Zeit" dem Herzog eine Abhandlung „Von dem Einfluß der Künste und Wissenschaften in die Kriegskunst", wodurch er sich diesem so sehr empfahl, daß er als Fünfundzwanzigjähriger bereits mit der Aufsicht über die Planierungsarbeiten und alle Gartengeschäfte auf der Solitüde beauftragt wurde. Seit dem 5. Februar 1770 stand er auch als Intendant dem neugegründeten Erziehungsinstitut vor, das im Laufe des Jahres zur Milderung eines durch Mißernten hervorgerufenen Notstandes



Lustschloß Solitüde.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

noch eine Anzahl teils Waisenkinder, teils Söhne unbemittelter Leute zu unentgeltlicher Unterhaltung und Ausbildung aufnahm. Am 16. Dezember wurde dem Institut der Name „militärisches Waisenhaus“ beigelegt und nun aber auch der Kirchenrat, da es sich um eine „pia causa“ handle, zur Zahlung herangezogen. Er verstand sich erst nach eingehenden Fragen, wieviel Waisen denn eigentlich in dem sogenannten Waisenhaus untergebracht, woher sie gebürtig und welcher Konfession sie seien, und nach längern Verhandlungen zu einem einmaligen Zuschuß von zweitausend Gulden.

Der Schachzug war geglückt, der Titel „Waisenhaus“ hatte seine Wirkung gethan, weitere Zahlungen waren aus dem Kirchengut nicht mehr dafür zu erwarten. Se. Durchlaucht, durch manche Hinweise von höchstdero Intendanten angetrieben und für höhere, mehr Glanz verbreitende Ziele begeistert, warf den unscheinbaren Namen über Bord und erteilte der Anstalt, welche bisher den Charakter einer Volksschule, einer Bau-, Gewerbe- und Filialschule der bildenden Künste, einer Musik- und Tanzschule und einer Erziehungsanstalt im allgemeinen, also ein recht buntes Allerlei von pädagogischen Zwecken in sich vereinigt hatte, den voller tönenden Namen einer „militärischen Pflanzschule“. Das bei der Académie des arts schon nebenher gebrauchte (S. 32 erwähnte) Bild kam hier zu offizieller Verwendung. Die Zöglinge waren meist den untern Ständen entnommen, und wenn sich auch unter 149 Kindern ein Majorssohn und vier von Offizieren befanden, so bestanden die übrigen 144 aus Söhnen von Feldwebeln und gemeinen Soldaten, von Leib-, Kammer- und andern Husaren, von Bäckern und Metzgern 2c., von Kammerlakaien, Kammertürken, Heiducken, Stallknechten, Bedienten, Bauern und Heubindern.

Die Erziehungsmanie war über Se. Durchlaucht gekommen, und hatte es sich bisher darum gehandelt, das auf der Straße herumlungernde und zu eignem wie zum Schaden des Landes verkommende Menschenmaterial einer gewissen Brauchbarkeit entgegenzuführen, so konnte diese wertvolle, aber immerhin sehr unscheinbare Wirksamkeit der Anstalt den Herzog nicht weiter befriedigen. Bescheidene Resultate genügten nicht mehr, und um augenfällige zu erzielen, welche die Vortrefflichkeit des herzoglichen Planes zu illustrieren vermochten, dazu verfiel der Durchlauchtigste auf ein andres Mittel, er warb und preßte fortan Schüler für seine Pflanzschule. Von den Lehrern der Landesschulen ließ er sich Zeugnisse über die Anlagen und den Fleiß ihrer Zöglinge einreichen und

wählte danach die am meisten versprechenden aus. Die Nebenabsicht, sich ergebene Beamte heranzuziehen, mag mitgespielt haben; die Hauptsache blieb, mit dieser Pflanzschule vor der Welt glänzen zu können. Wie Karl Eugen verfuhr, um seine Schulsäle zu füllen, erhellt aus folgendem, der Selbstbiographie v. Hovens entnommenen Abschnitt.

„Aber nun fehlte es noch an Schülern" — sagt v. Hoven auf S. 23 —, „und weil der Herzog es zunächst auf die Söhne seiner Offiziere abgesehen hatte, so ließ er sie insgesamt, vorzüglich aber diejenigen, welche mehrere Söhne hatten, auffordern, sie der neuen Erziehungsanstalt zu übergeben. Begreiflich setzte diese Aufforderung die meisten Offiziere in eine nicht geringe Verlegenheit; aber nur wenige wagten die Aufforderung abzulehnen, der größere Teil und zumal diejenigen, die mehrere Söhne hatten, fürchteten die Ungnade des Herzogs und entschlossen sich, der Aufforderung zu entsprechen. Unter den letztern war auch mein Vater, und bei allem seinen Widerwillen gegen die Anstalt[1] meldete er sich doch, um nicht, wie bereits andre Offiziere, in Ungnade zu fallen, um die Aufnahme seines jüngern Sohnes, meines Bruders, in dieselbe. Die Bewilligung der Aufnahme folgte wenige Tage nach der Meldung; die Vorkehrungen zur Abreise waren getroffen, an dem bestimmten Tage ging die Reise vor sich, und ich durfte meinen Bruder auf die Solitüde begleiten. — Sogleich nach seiner Ankunft ließ sich mein Vater bei dem Herzog melden; der Herzog bestimmte die Stunde und den Ort, wo ihm der Knabe vorgestellt werden sollte, und kaum hatte sich mein Vater mit seinem Sohn an dem bezeichneten Ort eingefunden, so kam auch der Herzog in der zum Schloß führenden Allee heraufgeritten, begrüßte, wie er näher kam, meinen Vater freundlich, betrachtete meinen Bruder mit Wohlgefallen und fragte meinen Vater, ob der Knabe sein einziger Sohn sei. Mein Vater antwortete, daß er noch einen ältern Sohn habe, und auf die Frage, warum er nicht auch diesen in die Anstalt gäbe, erwiderte er, daß derselbe zum geistlichen Stande bestimmt sei. ‚Das ist ein anderes', sagte der Herzog, ‚aber da er älter ist als sein Bruder', fuhr er gegen den nebenstehenden Professor Jahn fort, ‚so wird er auch in seinen Kenntnissen weiter sein als der jüngere?'

---

[1] Es ist begreiflich, daß die höhern Offiziere ihre auf andern Schulen bereits herangebildeten Kinder nicht mit denen von Kammertürken und Heubindern zusammensperren lassen wollten.

Jahn bejahte dies, und der Herzog ritt weiter. Nach Tisch kam der Vorsteher der Anstalt, Hauptmann Seeger, zu uns ins Wirtshaus und sagte meinem Vater, der Herzog habe erfahren, daß er auch seinen ältern Sohn bei sich habe, und geäußert, daß er ihn sehen wolle. Dieser Äußerung zufolge fand sich mein Vater zur bestimmten Stunde an demselben Platze mit mir ein, wo er den Herzog am Vormittag gesprochen hatte. Der Herzog kam wieder in derselben Allee heraufgeritten, und nachdem er meinen Vater, wie am Morgen, freundlich gegrüßt und mich scharf angesehen hatte, sagte er: ‚Das ist also Sein älterer Sohn, Herr Hauptmann, den Er heute Vormittag vor mir verheimlicht hat? Er hat unrecht gethan, denn da Er mir ihn nicht geben will, so hätte Er ihn mich wenigstens sehen lassen sollen.' Hierauf sah er mich abermals scharf an und fragte mich dann, wie's mir auf der Solitüde gefalle. Und auf die Antwort, es gefalle mir sehr wohl, fragte er weiter, ob ich nicht auch in die Pflanzschule aufgenommen zu werden Lust hätte. Ich antwortete: ‚O ja, wenn ich nicht ein Geistlicher werden sollte'. ‚Hat Er es gehört, Herr Hauptmann?' sagte der Herzog, sich gegen meinen Vater wendend, ‚der Knabe hat deutlich erklärt, was er wünscht, und er bleibt bei seinem Bruder, nicht wahr?' — Der Herzog bemerkte die Verlegenheit meines Vaters, und ohne eine Antwort abzuwarten, ritt er weiter. Wir begaben uns zurück in das Wirtshaus, aber es war noch keine halbe Stunde vorbei, so kam der Professor Jahn, der meinem Vater aus Auftrag des Herzogs sagte, daß es dieser sehr gern sehen würde, wenn er auch seinen ältern Sohn in die Pflanzschule gäbe. Mein Vater wußte nicht, was er antworten sollte; aber Jahn setzte ihm die Gründe für und wider so auseinander, daß er endlich nachgab, jedoch unter der Bedingung, daß ihm der Herzog erlauben möchte, mich noch auf einige Tage mit sich zurückzunehmen, weil zu meinem Eintritt in die Anstalt gar nichts vorbereitet sei. Allein der Herzog gestattete diesen Aufschub nicht. Es bedürfe keiner Vorbereitung, ließ er sagen; was die Zöglinge nötig haben, besorge er, und so mußte nun mein Vater allein nach Ludwigsburg zurückkehren."

Durch diese Maßregelungen füllten sich die verfügbaren Schulräume so bald, daß der Herzog auf den Gedanken kam, ein Gebäude speziell zur Unterbringung der Pflanzschule auf der Solitüde aufzuführen. Die Grundsteinlegung im Frühjahr 1772 war ein trefflicher Anlaß zu großen Festlichkeiten. Nachdem der Grundstein lag, blieb der Bau liegen, und die Schule mußte sich mit den vor-

handenen Räumlichkeiten behelfen. Das Lehr- und Aufsichtspersonal wurde jedoch vermehrt.

Mit den bis zum Schlusse des Jahres 1772 aufgenommenen 441 Zöglingen war insofern ein Läuterungsprozeß vorgegangen, als ein Teil davon entlaufen, gestorben, als Handwerkslehrlinge hinausgegeben, in Waisenhäuser überwiesen oder fortgeschickt war. Dadurch wurde eine weitere Erhöhung der Anstalt vorbereitet, die denn auch alsobald stattfand. Anfang März 1773 erhob der Herzog sein Spielzeug zur Militärakademie und verband damit „zu mehrerem Lustre Höchst-Erlaucht-dero Militärakademie" eine Ritterakademie. Die Zöglinge waren nun eingeteilt in A. „stiftsmäßige Kavaliers und Grafen", B. „Offiziers-Söhne" als erste, C. „Honoratiorum-Söhne" als zweite Abteilung der Eleven, D. „Artisten". Die stiftsmäßigen Kavaliers, welche eine bestimmte Ahnenzahl nachweisen mußten, hatten einen besondern Schlafsaal und durften, wenn sie bei den alljährlich stattfindenden Prüfungen eine Prämie erhielten, dem Herzog dafür die Hand küssen, während die übrigen Eleven in solchem Glücksfalle mit ihrem Kusse an den herzoglichen Rockzipfel verwiesen wurden!

In nicht ganz drei Jahren hatte diese Schöpfung Herzog Karls viermal den Namen gewechselt und war hinsichtlich des ursprünglich geplanten Zweckes gänzlich verändert worden. Sie konnte sich jetzt allerdings sehen lassen, und dabei war sie ein Gegenstand unablässiger Fürsorge ihres „erhabenen" Schöpfers, der, immer bemüht, ihr neue Lebenskräfte zuzuführen, d. h. neue Schüler zusammenzutreiben, jetzt seine Augen auf den Sohn seines Hauptmanns Schiller geworfen hatte. — Der Herzog ließ den Hauptmann kommen und eröffnete ihm den Vorschlag, seinen Sohn Fritz zur weitern Erziehung in die Militärakademie zu geben. Darauf entgegnete der Vater, sein Sohn habe von Jugend auf Neigung für den geistlichen Stand gezeigt und er nichts dagegen einzuwenden; wenn seinem Fritz gestattet sei, sich in der Akademie dem theologischen Studium zu widmen, so würde er seine Aufnahme als eine besondere Gnade ansehen. Der Herzog, welcher für die Erfüllung vieler Wünsche Vorsorge getroffen, nur nicht für theologische, gab zur Antwort: „Das geht nicht an, in meiner Akademie können keine Theologen gebildet werden. Sein Sohn kann sich die Jurisprudenz wählen." Bei diesem Bescheid, durch welchen die ganze Schillersche Familie in die größte Bestürzung versetzt wurde, weil er den so oft besprochenen Plan aller vereitelte, bewendete es für jetzt.

Eine Zeitlang schien der Fürst den jungen Schiller vergessen zu haben; aber ganz unvermutet stellte er noch zweimal an den Vater das Begehren, seinen Sohn in die Akademie zu geben, wo diesem die Wahl des Studiums freigelassen würde; auch wolle er ihn bei seinem Austritt besser versorgen, als es im geistlichen Stande möglich wäre. Die Freunde der Familie sowie diese selbst sahen nur zu gut, was zu befürchten stehe, wenn dem dreimaligen Verlangen des Herzogs, das man nun als einen Befehl betrachten mußte, nicht Folge geleistet würde, und mit zerrissenem Gemüt fügte sich endlich auch der Sohn, um seine Eltern, die kein andres Einkommen hatten, als was die Stelle des Vaters abwarf, keiner Gefahr auszusetzen. Als man sich in die Forderung des allmächtigen Gebieters schickte, konnte man sich für das Aufgeben so lange genährter Wünsche nur dadurch für einigermaßen entschädigt halten, daß die weitere Erziehung des Knaben keine großen Unkosten verursachen und eine besonders gute Anstellung in herzoglichen Diensten ihm einst gewiß sein würde.

Mißmutigen Herzens verließ der vierzehnjährige Fritz das väterliche Haus zu Ludwigsburg. Mit einem „blauen Röcklein, nebst Kamisol ohne Ärmel", fünfzehn lateinischen Büchern und einer Barschaft von 43 Kreuzern rückte er am 17. Januar 1773 in die Akademie auf der Solitüde ein, um die Rechtswissenschaft zu studieren, weil von dieser allein eine den Wünschen seiner Eltern entsprechende Versorgung einst zu hoffen war. Und der Vater Schiller, um alles gut zu machen, bedankte sich in einem schwungvollen Schreiben an den Intendanten v. Seeger für die herzogliche Gnade und ließ darin folgende Zeilen einfließen: „Wenn nach verflossenen Jahrhunderten unsre Enkel das Gepräge der Tugend und Weisheit noch an sich tragen, werden sie nicht alsdann noch erkennen und sagen: Das haben wir dem Großen Karl zu verdanken!" Man schelte den biedern Hauptmann nicht, daß er, den Ärger und Ingrimm im Herzen, solche Floskeln aus seinem Tintenfasse hervorzauberte. Das war die Dressur des Unterthans im vorigen Jahrhundert, die ihm im Verkehr mit seinem allergnädigsten Fürsten ein ewig lächelndes und von Dankbarkeit geschwollenes, glänzendes Gesicht vorschrieb; für die, welche gelegentlich einmal mit ihrem wirklichen Gefühle den Augen und Ohren Sr. Durchlaucht in nicht genehmer Weise nahekamen, hatte man bekanntlich in Württemberg den Hohentwiel und Hohenasperg.

4. Schiller in der Karlsschule.

So war denn der Knabe Schiller durch die Gnade seines Fürsten plötzlich in ein Revier hineingezwängt, welches besagte Gnade von der übrigen Welt durch eine scharf bewachte Grenze abzusperren für gut befunden. Ganz gratis war diese Gunst auch nicht. Für jetzt galt es als stillschweigendes und dem Herzog als selbstverständlich erscheinendes Übereinkommen, daß der Knabe, dessen Erziehungskosten er bestreiten wolle, dafür sein ganzes Leben dem Dienste des württembergischen Staates widme. Vorausgreifend darf hier eingeschaltet werden, daß am 23. September des folgenden Jahres Vater und Mutter Schiller einen dieses Übereinkommen präzisierenden Revers unterzeichneten, worin es ausdrücklich heißt: „Da nach den Grundsätzen der herzoglichen Militärakademie erforderlich wird, daß ein dahin eintretender Elev sich gänzlich den Diensten des herzoglich württembergischen Hauses widme und ohne darüber zu erhaltende gnädigste Erlaubnis aus denselben zu treten nicht befugt sei, auch hierüber von beiderseitigen (sic) Eltern ein Revers ausgestellt werde, so haben wir uns dessen um so weniger entbrechen wollen, vielmehr versprechen wir, daß obbenannter Sohn dieser Einrichtung sowohl als allen übrigen Gesetzen und Anordnungen des Instituts auf das genaueste nachzuleben geflissen sein wird". Also für die paar Jahre der Lehrzeit legte Se. Durchlaucht die Hand auf das ganze übrige Leben. — Hatte Schubart wirklich so unrecht, wie man ihm jetzt vorwirft, als er von der „Sklavenplantage auf der Solitüde" sprach! Die Unverschämtheit der herzoglichen Forderung erscheint nur dann in einem etwas mildern Lichte, wenn die Verhältnisse des vorigen Jahrhunderts mit in Betracht gezogen werden, jene Verhältnisse, die Ludwig XIV. gestatteten zu sagen: „L'état c'est moi!" und

seinem Äffchen — manchmal war Herzog Karl Eugen nichts weiteres —: „Was — Vaterland! Das Vaterland bin ich!"

Als die Thüre der Akademie den gemaßregelten und eingeschüchterten Fritz samt seinen fünfzehn lateinischen Büchern und 43 Kreuzer barem Gelde eingelassen und sich wieder geschlossen hatte, war für das junge, der herzoglichen Willkür auf alle Zeit verkaufte Leben eine verhängnisvolle Epoche angebrochen. Vorbei war es mit der zärtlichen Pflege, welche mütterliche Sorgfalt dem lang aufgeschossenen Knaben[1] angedeihen ließ, und welche ihm um diese Zeit sehr nötig, da er sich nicht ganz gesund befand: er hatte gerade an einem Kopfausschlag (und „etwas verfröhrten Füßen") zu leiden. Vorbei war es aber auch mit jenem Eifer, der an dem Bewußtsein freiwillig übernommener Pflichten sich täglich von neuem belebt, der die Thätigkeit adelt und ihren Errungenschaften den höhern Inhalt verleiht. Zwischen dem Karlsschüler und der Elternfürsorge stand die Schildwache, das Reglement gab dem täglichen Leben die Richtung, es war der Pfahl, an welchen man den jungen Baum angebunden, recht fest angebunden. Für die Erfüllung der Pflicht sorgte das Kommando, sie war kein Akt des freien Willens mehr, sie schaffte daher nicht jene innere Befriedigung; Unterlassung der Pflichterfüllung und Übertretung des Reglements waren mit empfindlichen Strafen belegt. Schwer genug mag das alles dem Knaben aufs Herz gefallen sein. Und wenn er es bis jetzt noch nicht getragen, das widerlichste Attribut des ganzen Zeitraums, den Zopf nämlich, nun wurde er ihm andekretiert. „Zwölf Ehlen Taffet-Zopfband" gehörten zu den Erfordernissen, welche ein junger Mensch bei seiner Ankunft in der Herzoglichen hohen Karls-Schule sich anzuschaffen hatte. Ferner gehörten dazu: eine Paradeuniform, Rock und Weste von stahlfarbenem Tuch, Kragen und Ärmelaufschläge von schwarzem Plüsch, die Beinkleider von weißer Wolle, eine Alltagsuniform von gleicher Farbe, drei Nachthauben, vier baumwollene Kappen, ein Treffenhut, ein „simpler" Hut, ein Puderbeutel samt einer Quaste rc. Damals, als Schiller eintrat, wurden in der Akademie jährlich für Haarpuder 256 Gulden und 120 Gulden für Pulver zum Putzen der Knöpfe verbraucht, im Jahr 1774—75 sogar über 38 Zentner Puder von 350 Zöglingen; später scheint der Puderkonsum reduziert und auf die Feiertage beschränkt worden zu sein.

---

[1] Er hatte damals 5 Fuß Württemberger Maß, also 1,43 m.

Die Frisur der Zöglinge unterlag einer strengen Regel, die Haare auf dem Scheitel waren (wie v. Hoven berichtet) abgeschoren, die des Hinterkopfes in den bewußten Zopf von bestimmtem und zwar nicht geringem Maß gebunden, die Seitenhaare zu einer Rolle gekräuselt und mit Haarnadeln befestigt, bei feierlichen Gelegenheiten mußten auf jeder Seite sogar zwei Locken aufgerollt werden.

Wenn die Zöglinge im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr geweckt und aufgestanden waren, hatten sie sich sofort zu waschen, anzukleiden und sich gegenseitig paarweise die Frisur herzustellen; war dieses, mit Respekt zu vermelden, schmierige Geschäft (das Wühlen in Puder und Pomade verdient sicherlich die Bezeichnung) vollendet und das Bett von den Eleven eigenhändig und mit peinlicher Genauigkeit zurecht gemacht, ebenso das Knöpfeputzen, das Reinigen der Kleider und des Schuhwerks besorgt, so marschierten die Insassen jedes Schlafsaales, nach der Leibeslänge geordnet[1], paarweise nach dem Speisesaal. Hier waren auf beiden Seiten Tafeln mit je 50 Stühlen aufgestellt. Oben im Saal bildete eine Tafel die Form eines Hufeisens, sie war für die Kavaliersöhne bestimmt. An der untern Saalseite ward zu zwei Thüren hereinmarschiert. In der Mitte des Raumes stand eine Kanzel. Sobald die Zöglinge, jeder bei seinem Stuhl stehen bleibend, nach dem Takt aufmarschiert waren, kommandierte der Oberaufseher: „Halt! Rechtsum kehrt!“ Hierauf folgte das Kommando: „Zum Gebet!“ Die Zöglinge falteten die Hände vor der Brust, und einer der jüngsten, unter welchen es der Reihe nach ging, trat auf die Kanzel und betete den für die Karlsschule verfaßten Morgensegen, dann ein Tischgebet, und sowie solcher das Amen aussprach, setzten sich sämtliche Zöglinge zugleich am Tische nieder, um das aus einer gebrannten Mehlsuppe bestehende Frühstück zu verzehren. Sobald der Aufseher wahrnahm, daß alle abgespeist hatten, kommandierte er wieder zum Gebet. Alle standen auf, der gleichmäßige Ruck der Stühle donnerte durch den Saal, abermaliges Händefalten, und ein Zögling verrichtete abermals das Gebet. Alsdann wurde „Rechtsum kehrt“ kommandiert und

[1] In der offiziellen Beschreibung der Karlsschule heißt es S. 146: „Zur Vermeidung der durch das ungleiche Wachstum der Zöglinge entstehenden Ungleichheit in den Gliedern (die Gleichheit der Glieder war die Hauptsache!) werden alle Eleven im Frühling und Herbst von dem durchlauchtigsten Erzieher Selbsten gemessen und nach ihrem neuen Maß einrangiert“. Der „erhabene Erzieher“ mit der Meßlatte ist kein übles Bild.

an dem Intendanten vorbei zur obern Saalthür hinaus und von da abteilungsweise je unter Vorantritt eines Aufsehers in den betreffenden Lehrsaal abmarschiert. Kein Eleve konnte ohne Erlaubnis des Lehrers vor beendigter Lehrstunde den Saal verlassen, zwang ihn aber ein unabweisbares Bedürfnis zum Austritt und Gang nach einer andern Etage als der, worin sein Lehrsaal lag, so mußte ein Aufseher ihn begleiten und durfte nicht eher von seiner Seite weichen, bis er ihn wieder im Lehrsaal abgeliefert hatte. Wenn die Lehrstunde zu Ende war, so wurden diejenigen Eleven, welche sich des weitern Unterrichts wegen in andre Räume begeben mußten, von den Aufsehern dahin abgeführt.

Der Vormittagsunterricht schloß um 11 Uhr, danach wurden die Zöglinge aus allen Lehrsälen von den Aufsehern abgeholt und in die Schlafsäle geführt. Hatte ein Eleve in den Vormittagsstunden einen Fehler begangen, so schrieb der Lehrer ein darauf bezügliches „Billet“, welches der Sünder dem Aufseher vorzeigen und, sobald er zu Tische angekleidet war, ins Knopfloch stecken mußte. Nun blieben den Zöglingen drei Viertelstunden, um — wieder ihre Haare zu ordnen, Kleidung und Schuhe zu reinigen und Knöpfe und Schnallen zu putzen.

Bereits gegen halb zwölf Uhr erschien der Intendant, nahm von den Aufsehern den Rapport entgegen, die Zöglinge traten dann wie am Morgen in zwei Gliedern an, der Intendant ging durch die Reihe, besah sich jeden genau, ob am Anzug nichts fehle, und danach kam der Herzog oft selbst und schritt, nachdem ihm der Rapport überreicht worden, die Glieder ab. Der Eleve, welcher ein Billet im Knopfloch stecken hatte, mußte solches Sr. Durchlaucht überreichen, höchstwelche alsdann nach genommener Einsicht die verdiente Strafe diktierte. „Der Stifter verwies ihm das Begangene oder Unterlassene mit Gründen, sprach übrigens *liebreich, wie ein Vater mit seinem Sohne*, und wenn er eine Unordnung an seinem Anzug fand, so gab er dem Eleven eine *Ohrfeige*.“

Inzwischen wurde aufgetragen, und der Küchenmeister machte hiervon dem Herzog Rapport. Dieser, wie bereits erwähnt, auch *der Stifter* oder *der erhabene Stifter, der Vater*, auch *der gnädigste Vater* genannt, „stellt sich ganz oben an den Tisch der Chevaliers, wo rechter Hand sich die Professoren versammeln, und sieht *in höchster Zufriedenheit* den von unten aufmarschierenden Zöglingen zu, und nun geht es wie bei dem Frühstück (d. h. es wurde wieder rechtsum, linksum und zum Gebet kom-

mandiert). Wenn die Eleven sich zu Tisch gesetzt haben, so halten sie nur ein wenig inne; der erhabene Stifter tritt dann mit den Worten: ‚Dînez, Messieurs' dem Chevalierstisch näher, und alle Zöglinge gehorchen mit einer tiefen Verbeugung. Der Herzog bleibt während dem Essen stets in dem Saal und spricht bald mit dem Intendanten, bald mit den Lehrern, bald aber auch mit den Eleven, vorzüglich den jüngern, die ihm Belustigung und angenehmer Zeitvertreib sind." — „Ganz oben an der wie ein Hufeisen gestellten Kavalierstafel befanden sich die Chevaliers, und in der Mitte derselben stand ein besonderer kleiner Tisch, worauf eine Schüssel mit Suppe und eine Rute war. An diesem Tische mußten die zu Bestrafenden stehend essen und bekamen nichts andres als Suppe und nach Maßgabe der Vergehung auch noch — über einen Stuhl gelegt, durch einen Unteroffizier den Genuß der Rute ad posteriora nuda." Nach letzterer Darlegung v. Schelers, eines ehemaligen Karlsschülers, scheint das Abstrafen auch über Tisch stattgefunden zu haben. Ob den andern Eleven der Appetit dadurch geschärft wurde oder darüber verging, wird nicht gesagt, jedenfalls war diese Einrichtung der Ausfluß einer ausgesuchten Geschmacklosigkeit. In dem Bericht eines andern Karlsschülers, Heinr. Pfaffs, heißt es: „Die Strafen, welche die strenge Disziplin aufrecht zu erhalten hatten, bestanden in Karzer (eine noch stärkere Strafe war der Arrest), Karieren und der Rute. Beim Karieren mußte der Verurteilte, an seinem Tische stehend, mit trocknem Munde zusehen, das sogenannte Billet, auf welchem sein Vergehen geschrieben stand, im Knopfloch tragend. Die Rute wurde nur den jüngern (soll heißen den körperlich kleinen) in der vierten Abteilung zuerkannt, war aber **doppelt empörend**, da sie auch bisweilen ältere, die ihrer Kleinheit wegen sich in dieser Abteilung befanden, betraf.

„Nach beendigtem Essen stehen auf das **Kommandowort** die Zöglinge wieder zugleich vom Tisch auf (abermaliger Donner der Stühle) und marschieren nach dem Gebet, den Intendanten, die Leutnants und Aufseher an ihrer Spitze, abteilungsweise zu zwei und zwei an dem Herzog mit gegen Ihn gewandten Gesichtern und durch die obere Thüre in ihre Schlafsäle zurück. — Hierauf gehen sie meistens, wenn es das Wetter erlaubt, im Garten oder in den Herbst- und Wintermonaten sehr oft auf freiem Felde, von den Offizieren begleitet, bis dreiviertel auf 2 Uhr spazieren oder bringen bei üblem Wetter diese Zeit mit Bewegung in ihren Schlafsälen zu.

„Gegen 2 Uhr begeben sich die Zöglinge in eben der Ordnung wie am Morgen in den Gang der mittlern Etage, werden von da durch den Intendanten nach den Lehrabteilungen abgerufen und wieder in die Unterrichtssäle gebracht, die sie um 6 Uhr verlassen, um die folgenden Stunden[1] entweder in den Schlafsälen oder bei warmem Wetter im Garten zu sein. Um 7 Uhr kommen die Eleven in dem Rangiersaal zusammen, und dann wird es vor und bei dem Abendessen wie am Mittag gehalten (also wiederum die zum Überdrusse schon citierten Kommandos). Nach demselben kleiden sich die Zöglinge allmählich aus, stellen der Vorschrift gemäß ihre Schuhe oder Stiefeln unten an das Bett, hängen ihre Strümpfe über die beiden Enden der Bettstelle, legen ihre übrigen Kleider auf den in der Mitte ihres Ganges stehenden Stuhl und gehen hierauf zu Bette."

Dem verehrten Leser konnte dieser zwar kurze, aber genügend langweilige Auszug aus dem Reglement nicht erspart werden, weil sich danach erst ermessen läßt, welchem widerwärtigen Gamaschendienst der junge Schiller ausgeliefert wurde. Leider ist damit nicht zu schließen, vielmehr sind aus Erlassen des Intendanten noch einige Lichter auf dieses Bild zu setzen.

„Von morgen an werden, wenn das Wetter gut bleibt, statt der Stiefeln Schuhe angelegt", heißt es in einer Ordre vom 17. April 1785, und dürfte also auch vorher schon dieser Befehl immer von höchster Stelle ausgegangen sein.

„Ins künftige hat jeder Aufseher, so an der Thür liegt (die Aufseher schliefen nachts in den Sälen der Eleven), den Schlüssel seiner Schlafsaalthüre in seine Beinkleider zu stecken und diese unter seinen Kopf zu legen, damit kein junger Mensch eines solchen Schlüssels habhaft werden könne." d. d. 2. Juni 1780.

„Der Herzog haben schon seit mehrern Jahren höchstgnädigst erinnert, daß die junge Leute auf die Spaziergänge keine andere Kleider als von der akademischen Farbe anziehen, noch vielweniger von denselben mit Stekken oder Spißgerten zuruckkommen, auch auf denselben alle Unterredungen von Anverwandten und andern Personen verhütet werden sollen ꝛc." d. d. 7. März 1781.

---

[1] So im offiziellen Bericht; nach der unterthänigsten Ansicht des Schreibers, Professor Batz, umfaßte also der Zeitraum von 6 — 7 Uhr abends in der Karlsschule mehrere Stunden.

Angesichts dieser Aktenstücke, die mit dem Reglement eines Zuchthauses mehr Ähnlichkeit haben als mit dem eines Erziehungsinstitutes, erscheint es doch einigermaßen schwierig, der Behauptung v. Hovens (Autobiographie, S. 65), „die Zöglinge der Akademie waren zu Weltbürgern erzogen", Wert beizulegen oder gar jener noch weiter gehenden (in einer Schillerbiographie): „Bei allem Zwange wehte ein Geist der Freiheit durch die Akademie".

Möglich, daß der Unterricht ein für die damalige Zeit durchaus genügender, ja sogar guter war und die Professoren sich hinsichtlich des Unterrichtsmodus durch keine allzu strengen Vorschriften eingeschränkt fühlten — daß der Herzog zuweilen die Kompendien, wonach sie zu lehren hatten, bestimmte, steht freilich fest. Jedenfalls sah sich der erhabene Stifter aber schon bei der Auswahl der Lehrer vor und wählte keine Persönlichkeit, von deren allzu selbständigem Charakter ein Durchkreuzen seiner allergnädigsten Erziehungspläne zu befürchten stand.

Dieser Punkt fällt jedoch bei der Betrachtung der Akademieverhältnisse nicht ins Gewicht, eine Apologie der Karlsschule gehört nicht in eine Schillerbiographie, denn ob Schiller etwas mehr oder etwas weniger dort gelernt habe, ist unerheblich — der gewaltige Quell in ihm existierte auch ohne die Karlsschule und brach sich Bahn trotz ihr. Aber daß ihm die freie Zeit dieser Jahre verkümmert wurde, daß er Knöpfe putzen, den Zopf drehen, Stiefel wichsen mußte, was nach Seegers Reglement alles zur „propreté" gehörte, daß er in den Erholungsstunden nicht einmal diejenigen Fleckchen der freien Natur aufsuchen durfte, die ihn anzogen, sondern sich auch darin den Vorschriften eines Aufsehers unterzuordnen hatte, daß ihm von der Berührung mit der Welt nur so viel verabreicht wurde, als ein allergnädigster Erziehungs- und Zuchtplan gestattete, also eigentlich nichts, das waren himmelschreiende Versündigungen, welche Karl Eugen an dem seiner Entwickelung entgegenwachsenden Knaben beging. Unteroffiziere mag man auf diese Weise dressieren, wer zum Gelehrten herangebildet oder für das praktische Leben erzogen werden soll, bedarf freier Bewegung im Jünglingsalter. Wenn hier und da von den aufsichtführenden Unterbeamten nicht so streng nach dem Buchstaben der Vorschrift verfahren wurde, so beweist das gar nichts als die Lässigkeit, mit welcher diese Organe ihren Dienst versahen; das Reglement, welches befolgt werden *sollte*, kann allein für die Beurteilung der Einrichtungen maßgebend sein. Man kann ein guter Mensch und

zugleich ein miserabler Pädagog sein. Ob Herzog Karl das erstere gewesen, bleibt anderwärts zu entscheiden; daß er das letztere war, ergibt sich aus dem bereits Erzählten und wird seine weitere Begründung in dem finden, was noch zur Erwähnung kommt.

Ein guter Mensch nach dem Zeugnisse wohlmeinender Karlsschüler, ein sehr geplagter Mensch von wahrhaft erstaunlichem Fleiße und unerschöpflicher Arbeitskraft war der schon erwähnte Intendant Seeger. Rapporte, Korrespondenzen, Verantwortlichkeiten aller Art füllten seine Tage aus, und nebenher fand er noch Zeit, mit Organisationsprojekten eigner Erfindung seinen Herrn zu erfreuen, den Ruhm der „unvergleichlichen" Karlsschule in alle Welt auszuposaunen. Er fand ferner noch Zeit, was in einer Schillerbiographie der Erwähnung bedarf, jene Dankbarkeitstheorie auszubilden und wenigstens dem äußern Gebaren der Zöglinge einzuätzen, — jene Dankbarkeitstheorie, deren Ergebnisse die unentbehrliche Würze des herzoglichen Daseins ausmachten.

Die Kindererziehung war ein Zeitvertreib, der die früher beliebten Zeitvertreibe abgelöst hatte; allein so ohne jede Nebenabsicht gab Se. Durchlaucht sich ihm nicht hin. Hatte der Herzog ehedem für einen der ersten Festarrangeure gegolten, so schmeichelte es ihm jetzt, als Beschützer der Wissenschaften Aufsehen zu erregen. Dieser Ruhm nach außen war ihm gleichwohl nicht ausreichend; diejenigen, welchen er seine Erziehungswohlthaten aufdrängte, mußten in ihm ihren Vater verehren und in tiefster, demütigster Dankbarkeit gegen ihn ersterben. Seeger machte es zu seiner Lebensaufgabe, der Liebhaberei seines Gebieters vollste Befriedigung zu verschaffen. Einzelne Fälle abgerechnet, hatte er Glück mit seinen Bemühungen, aber er fing es auch plump — oder pfiffig — genug an, er nahm die Dankbarkeit gegen den Herzog gleich mit in das Reglement auf. So heißt es in dem Reglement „vor die Garten- und Stuccator-Knaben" vom 5. Februar 1770, Art. V: „Von dem Respekt gegen Se. Herzogliche Durchlaucht. — Se. H. D. sind die erste und höchste Person, welcher ein jeglicher den allergrößten Respekt und Unterthänigkeit schuldig ist. Es soll demnach keiner auch nur den Namen Herzog ohne die größte Verehrung aussprechen (!), sondern alle Augenblicke eingedenk sein, daß von Höchst-Erlaucht-deroselben großen Gnade sein Leben, sein Glück und seine Erhaltung, ohne welche wohl die meisten darben und betteln müßten, abhange."

In dem „Reglement zum militärischen Waisenhaus" vom 8. Dezember 1770 lautet der Artikel: „Alle Stund und Augen-

blicke ist denen Kindern beizubringen, welch großen Respekt, Unterthänigkeit und Verehrung sie Sr. H. D. schuldig seien, und daß von Höchst-Erlaucht-deroselben Gnade allein der Genuß ihrer wirklich unschätzbaren Gutthaten, ihre ganze Erhaltung und künftige Versorgung, ja ihr Leib und Leben abhange". Endlich in dem „Reglement vor die Kavaliers- und Offizierssöhne der Herzoglich-militärischen Pflanzschule" vom 15. August 1771 heißt die der Herkunft der Zöglinge entsprechend modifizierte Stelle: „Se. H. D. sind diejenige höchste Person, welcher ein jeder Kavaliers- und Offizierssohn den vollkommensten Respekt schuldig ist. Sowenig nun Höchst-Erlaucht-deroselben gnädiges Betragen und väterliche Vorsorge von diesen eine knechtische Forcht verlanget, so gewiß versehen Sie Sich zu ihnen, daß sie von dem Gefühl der ihnen zufließenden Wohlthaten durchdrungen bei allen Gelegenheiten Merkmale der reinsten Ehrforcht und Dankbarkeit von sich blicken lassen und deswegen auch, wann Se. H. D. nur von weitem gesehen werden, Höchst-Dieselben mögen fahren, reuten oder gehen, sogleich nach der gegebenen Anweisung Front machen, auch so lange still stehen bleiben, bis Höchst-Dieselben weit vorbei passiert sind." — Diese Artikel wurden den Eleven jährlich zweimal vorgelesen, die Knaben konnten also wissen, was sie zu thun hatten, um nicht bis über die Ohren in Ungnade zu fallen. Erst zwang man die Eltern, die Kinder herzugeben, dann sperrte man die letztern wie die Sträflinge von der Welt ab, und danach befahl man ihnen, für diese „Wohlthaten Merkmale der reinsten Ehrforcht und Dankbarkeit" blicken zu lassen.

Wenn nun noch bezüglich der den Kindern gereichten Kost bemerkt worden, daß sie nach einzelnen Berichten kräftig, ausreichend und nahrhaft gewesen, während ein ehemaliger Eleve, v. Scheler, nicht viel davon zu rühmen wußte[1] und in seinen Aufzeichnungen mit Wehmut einiger Mäuse gedenkt, die das Unglück hatten, in den akademischen Kochkessel zu geraten, und an der Tafel der Zöglinge mit serviert wurden, wenn ferner hinsichtlich der Krankenpflege in dem Institut gesagt werden kann, daß sie eine sehr sorgliche gewesen

[1] Gewiß mit Recht, denn die Verköstigung der Knaben war einem Kochkünstler in Verding gegeben, der das Frühstück, Mittagessen und Abendbrot täglich pro Kopf für 5 Kreuzer 3 Heller und jährlich für 33 Fl. 27 Kr. 3 Heller zu liefern hatte. Für diesen Betrag konnte freilich auch in damaliger Zeit nicht viel Besonderes geleistet werden, und die Kinder behielten sicherlich Tag um Tag für einige Kreuzer Hunger übrig.

und sich immer der Aufmerksamkeit des Herzogs erfreute, so ist die Skizze der äußern Verhältnisse, in welche der junge Schiller sich zu schicken genötigt war, weit genug ausgeführt. Wenigstens ist damit alles, was zum Verständnis seiner nächsten Entwickelung erforderlich, hergezählt.

Mißmutig trat er ein und schwerlich entzückt von dem ihm auferlegten neuen Zwang; man ist mit vierzehn Jahren empfindlicher dagegen als in späterm Alter. Vielleicht war es tröstlich für ihn, seinen ehemaligen Spielgenossen, Wilhelm v. Hoven, und dessen Bruder dort schon anzutreffen. Unter den übrigen bereits auf der Akademie befindlichen Schülern, mit welchen er späterhin in engern Verkehr trat, sind zu nennen: Joh. Rud. Zumsteeg, Dannecker, Gg. Friedr. Scharffenstein, Heideloff. Auch seinen alten Lehrer, den Präzeptor, nun Professor Jahn, fand er dort; dieser prüfte ihn der Aufnahme wegen und stellte ihm das Zeugnis aus, daß er „die in den Trivialschulen eingeführte collectionem autorum latinorum, nicht weniger das griechische Neue Testament mit ziemlicher Fertigkeit übersetze, einen guten Anfang in der lateinischen Poesie, aber eine sehr mittelmäßige Handschrift habe“.

Fritz, dessen Unterricht sich bisher fast ausschließlich auf die alten Sprachen beschränkt hatte, mußte sich vorerst auch mit den Grundzügen der Geschichte, Geographie und Mathematik bekannt machen. Professor Nast (geboren 1751), welcher die lateinische und griechische Sprache und Litteratur vortrug, zählte ihn infolge der von Ludwigsburg mitgebrachten tüchtigen Grundlage zu seinen besten Schülern. Geographie und Geschichte lernte er bei Professor Schott (geboren 1751), dessen gründlicher, klarer und beredter Vortrag auf seine Zöglinge einen guten Eindruck machte. Eine eigentümliche, aber angenehme Erscheinung unter dem Lehrerpersonal war der Professor der Philosophie, Jakob Friedrich Abel (geboren 1751). Von Figur klein und dick, dabei beweglich, stellte er sich in den Lehrstunden selten auf den Katheder, sondern lief mit schnellen Schritten im Hörsaal auf und ab; dieser Beweglichkeit wegen etwas weitläufig in seinen Vorträgen, war er übrigens ein Mann von vortrefflichem Charakter und vielleicht der beliebteste von allen Professoren; auch Schiller schloß sich ihm an, und später gestaltete sich ein wahres Freundschaftsbündnis zwischen ihnen.

Waren die Professoren gute Leute, desto rüder gaben sich die Aufseher, Unteroffiziere, Menschen ohne Bildung, die zum Teil durch Hinterlist und Spionage die Gunst ihrer Vorgesetzten zu ge-

winnen suchten. Schiller unter der väterlichen Zucht zur Wahrheit und Offenheit angehalten, verstand es nicht, sich der von solchen schmutzigen Geistern gehandhabten rauhen Disziplin auf Schleichwegen zu entziehen. In den acht Jahren seiner Akademiezeit erhielt er freilich nur sechs jener „Billets", diese alle aber in der kurzen Zeit vom Oktober 1773 bis zum Februar des folgenden Jahres. Die Hälfte derselben wurde durch Verstöße gegen die Propreté erworben, an einem wenigstens trug die elende Verköstigung die Schuld. Die 43 Kreuzer, welche der Vater dem Knaben auf die Schule hatte mitgeben können, waren zweifelsohne bald aufgebraucht, um den Hunger zu stillen. Die Quelle des Hungers blieb bestehen (siebenmal wird Fritz während des ersten Jahres in den Anstaltsrapporten als „marode" aufgeführt, welches vermutlich auch nur die ungenügende Ernährung verschuldete), und Fritz wußte zu deren Verstopfung nichts Besseres zu thun, als hier und da Brot auf Borg zu nehmen, bis diese Schandthat endlich am 21. November 1773 herauskam. Im Rapport dieses Tages, den Klaiber kürzlich entdeckt und publiziert hat, heißt es: „Eleve Schiller mit 12 Weydenstockstreichen, weil er vor 6 kr. Wecken auf Borg genommen". Man mag sich nun vorstellen, wie der 14jährige langgewachsene Knabe über einen Stuhl gelegt und durchgeprügelt wurde, während seine 350 Mitschüler unter Aufsicht des erhabenen Stifters zu Mittag speisten. Man mag sich ferner vorstellen, mit welchem Ingrimm sich das Kindesgemüt gegen solche nichtswürdige Exekution empören mußte. Eine Lehre zog Fritz aus den erwähnten sechs Billets — er ließ sich von da ab nicht mehr erwischen!

Nachdem er am Stiftungstage der Akademie (am 14. Dezember 1773) durch eine Erklärung Äsopischer Fabeln den ersten Preis in der griechischen Sprache errungen und um diese Zeit wohl den Vorbereitungskursus abgeschlossen hatte, wandte er sich den juristischen Studien zu. Er hörte die Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte, das Naturrecht und später ein Kollegium über das römische Recht, offenbar aber alles das ohne tieferes Interesse. Dem Jus vermochte er, ob dieses nun selbst oder ob die Lehrer schuld daran waren, keinen Geschmack abzugewinnen und blieb hierin hinter seinen Mitschülern, die er in mehreren andern Lehrgegenständen übertraf, zurück. Dies war so auffällig, daß er sogar bei seinen Lehrern in den Verdacht kam, ein Mensch ohne Talent zu sein. Die Herren wußten freilich nicht, daß ihr Zögling

bereits im Banne seines eignen Genius stand, und daß dieser ihn wegdrängte von dem Tempel der Themis in die weiten Gefilde der Phantasie. Schon war jede freie Minute dem Studium poetischer Werke gewidmet, höchstwahrscheinlich nicht mit Wissen der Professoren. Es wird mit Bestimmtheit berichtet, Klopstocks „Messias" habe sich bereits im Jahre 1773 in Schillers Händen befunden und den Stoff hergegeben zu ernstem, täglich fortgesetztem Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Forschen und Aneignen.

Losgerissen von der geistlichen Laufbahn, die ihm eine jugendheiße Einbildungskraft solange mit den glänzendsten Farben gezeichnet, auf ein einsames Waldschloß versetzt, von dessen Höhe sein Blick weit hinschweifte über waldige Thäler, mußten sich Klopstocks biblische Gesichte seines ganzen Gemütes bemächtigen. Oft wandelten ihn darüber heilige Schauer und Entzückungen an, dann aber genügte ihm nicht mehr das Empfangen und Aufnehmen fremden Geistes, er wollte selbst Eignes bilden und gestalten, und damals schon (1773) versuchte er die jugendliche Dichterkraft an einem großen Stoffe, in einem Gedicht, dessen Held jene aus den Anfängen der Kultur und Dichtkunst emporragende Riesengestalt, der Seher, Gesetzgeber, Heerführer und Staatsordner Moses, war. Diese Dichtung ist verloren gegangen — schade darum; wenn auch in dem biblischen Epos weniger eignes wirkliches Schaffen als mühevolles Nachstreben und Nachbilden erkennbar gewesen sein würde, über die Entwickelung des Dichters hätte es gewiß vielfache Belehrung dargeboten.

Gegen Ende dieses oder zu Anfang des folgenden Jahres (1774) sprach ein Schulkamerad ihm mit Feuer von dem erst vor kurzem erschienenen „Ugolino" Gerstenbergs und gab ihm sogar das grausige Nachtstück zu lesen. Es machte einen großen Eindruck auf ihn und wurde Anlaß zu dem ersten dramatischen Versuch. Der vierzehnjährige Knabe, dessen Phantasie von den religiösen Gestalten seiner Kindheitsträume noch vollständig beherrscht war, entwarf ein Trauerspiel: „Die Christen", vermutlich eine Darstellung der blutigen, auf die Unterdrückung des Christentums in dessen frühster Zeit abzielenden Verfolgungen [1].

---

[1] Boas, welchem die obige Darstellung bei der Zweifelhaftigkeit der ganzen Sache gefolgt ist, verlegt („Schillers Jugendjahre", Bd. 1, S. 97) die Abfassung des Dramas in das zweite Akademiejahr Schillers. Da sich kein Anhalt dafür findet, daß der junge Poet diese erste dramatische Arbeit

Besser verbürgt als dieses Datum ist das andre einer Aufgabe, welche Herzogliche Durchlaucht am 29. Januar 1774 der ersten Elevenabteilung stellte: „Welcher ist unter euch der Geringste?“ Die Frage wurde von zwei Zöglingen französisch, von drei andern lateinisch, von Schiller in lateinischen Distichen behandelt. Das Urteil der fünf bezeichnete einstimmig den Mitschüler Karl Kempff als den Geringsten. Dieses verwegene Experiment genügte dem herzoglichen Rektor noch nicht, er erweiterte die Aufgabe dahin, einen „Bericht über sich selbst und die Mitzöglinge“ anzufertigen, welcher die Beantwortung folgender zehn Fragen enthalte: „1) Hegt der Eleve Gottesfurcht? 2) Wie denkt er gegen den Herzog? 3) Wie gegen seine Vorgesetzten? 4) Welches ist sein Benehmen gegen seine Kameraden? 5) Ist er zufrieden mit sich selbst und mit seinem Schicksale? 6) Wie sind seine Naturanlagen beschaffen? 7) Wie deren Anwendung und Fleiß? 8) Wie steht es mit seiner Reinlichkeit (mit der bereits erwähnten propreté)? 9) Welches sind seine Haupteigenschaften? 10) Welches ist seine Hauptneigung?“ Eine häßlichere Aufforderung zur Denunziation konnte gar nicht ergehen, als sie in der zweiten und dritten Frage enthalten ist. Heutzutage würde eine Schulklasse von fünfzehnjährigen Knaben jedenfalls die Beantwortung nicht nur dieser Fragen, sondern die Anfertigung des Aufsatzes überhaupt einstimmig ablehnen. Daraus, daß die Zöglinge der Karlsakademie das Pensum gewissenhaft erledigten, mag der Druck ermessen werden, der auf ihnen lastete. Kein Vorwurf soll die Knaben treffen, die sich ihm beugten, jedes gesunde Gefühl wird sich aber von dem Geiste, der solches diktieren konnte, mit Widerwillen abwenden und in dem Thema nicht bloß den Ausfluß einer despotisch-humoristischen Laune sehen.

Auch Schiller entledigte sich der Aufgabe gewiß nicht mit Lust! Im Eingange des Aufsatzes verwahrt er sich dreimal gegen das

---

seinen Schulgenossen gezeigt, sein Vater dagegen (Brief vom 6. März 1790) als etwas ihm Bekanntes ausdrücklich erwähnt, sein Sohn habe in seinem 13. Jahre sein erstes Trauerspiel: „Die Christen“, verfaßt, so dürfte sich die Sache wohl so verhalten: Schiller schrieb dieses Drama, bevor er auf die Akademie kam, er teilte es seinem Vater mit, und da er es nicht mit auf die Karlsschule brachte — Trauerspielmanuskripte hätte der Hausmeister Griesinger, welcher der Eleven mobile Habe prüfte und inventarisierte, keinesfalls durchgelassen —, so hat auch keiner seiner Mitschüler davon Kenntnis nehmen können.

Ansinnen überhaupt und betont scharf, daß er nur einem Befehle gehorche. Dann hat er sogar Schneide genug, seinem Herzog offen heraus die Fragen 1) und 2) als unstatthaft zu verwerfen. Er will keine Antwort darauf geben und verschanzt sich hinter seine Schwäche, er gibt dem „erhabenen Stifter" mit jugendlicher Unbeholfenheit zu verstehen, daß er recht dumm gefragt habe, daß nur göttliche Allmacht und Allwissenheit die Gedanken zu ergründen in der Lage, er sagt ihm damit deutlich, daß nur Gott sie zu ergründen berechtigt sei. Der Stil der Arbeit ist, wenn auch schon für das jugendliche Alter des Schreibers ungewöhnliches Geschick verratend, doch noch ungeschickt; aber ein Geist leuchtet bereits daraus hervor, der es mit dem herzoglichen Ingenium aufzunehmen sucht, eine Umsicht und Behutsamkeit, die bei der Beurteilung der Mitschüler alle Umstände in Betracht zieht und nicht vergißt, daß eine mächtige Überschätzung des eignen Wertes die schwächste Seite des Herzogs war. Auf diese schwache Seite hat der fünfzehnjährige Eleve den ganzen Bericht zugeschnitten; alle Schlagwörter, welche die Dankbarkeitsdressur des Intendanten Seeger zu Tage förderte und vorschrieb, hat er sich gemerkt und verzuckert damit die Pillen, die er, eine nach der andern, dem Herzog eingibt. Und nun sagt er ihm bei der Charakteristik einiger Mitschüler, die ihm wenig gefielen, was er von der Schmeichelei und Heuchelei, was er von der kriechenden „niederträchtigen" Demut halte, wie verächtlich sie ihm sei. Dann zur Charakteristik seines eignen Ichs übergehend, kitzelt er den schmeicheleibedürftigen Fürsten mit Hyperbeln: „Ich erblicke den Vater meiner Eltern vor mir, dem ich seine Gnade niemals vergelten kann. Ich erblicke ihn und seufze. Dieser Fürst, welcher meine Eltern in den Stand gesetzt hat, mir Gutes zu thun, dieser Vater, welcher mich glücklich machen will, ist und muß mir viel schätzbarer als Eltern sein, welche unmittelbar von seiner Gnade abhangen." Der Hohn schon in diesen Zeilen hätte dem Eleven gefährlich werden können, noch sind sie halbwegs zweideutig, und der lobhungrige Karl Eugen legte sich's auf die gute Seite zurecht. Nachdem der Knabe aber fortgefahren: „Dürfte ich die Worte erzählen, welche mir mein Vater anvertraute. ‚Sohn, bemühe dich, Ihm zu gefallen, bemühe dich, daß Er dich und deine Eltern nicht vergesse. Denke, daß von Ihm dein Leben, deine Zufriedenheit, dein Glück abhängt; denke, daß ohne Denselben deine Eltern unglücklich werden.' So sprach er seufzend zu mir" — nachdem der Knabe so

fortgefahren, hat es mit der Zweideutigkeit der obigen Zeilen ein Ende. Er hat im kindlichen Freimute die Magenfrage als Motiv der Hochschätzung dargestellt, er dachte es geschickt anzulegen, um Sr. Durchlaucht nicht unangenehm zu werden, und plauderte alles aus. Auch wird die Gelegenheit nicht versäumt, Serenissimo zu bemerken, daß der Berichterstatter zwar „mit viel Munterkeit die Wissenschaft der Rechte angenommen habe", aber sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er seinem Fürsten und seinem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte.

So war die noch heute lesenswerte Antwort auf die herzoglichen Fragen abgefaßt. Diplomatischer hätte Karl Eugen vielleicht abgefertigt werden können, gründlicher kaum. Auch abgesehen von vielen darin enthaltenen schätzbaren Notizen bleibt diese Abhandlung des Eleven ein schönes Denkmal, denn sie zeigt, daß Schiller der Mann sich des Knaben Schiller nicht zu schämen brauchte.

Ein Interesse, wenn schon ein geringeres, haben die Beurteilungen, welche die Kameraden Schillers über ihn gaben. Darin heißt es unter anderm: „Schiller ist fast in allen Stücken dem Eleven v. Hoven gleich, und geht auch besonders beider Neigung auf die Poesie und zwar bei Schiller auf die tragische, bei dem v. Hoven auf die lyrische. — Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar viel Einbildungskraft und Verstand. — Ist sehr bescheiden, schüchtern, sehr freundlich und mehr in sich selbst vergnügt als äußerlich, liest beständig Gedichte. — Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in den Wissenschaften nicht so sehr wie andre hat hervorthun können. Gegen seine Vorgesetzten ist er ehrfurchtsvoll. Legt sich auf Rechtsgelehrsamkeit. — Sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar, sehr aufgeweckt und sehr fleißig. — Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar reinlich. Neigung zur Poesie. — Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, aber doch vollkommen mit seinem Schicksale zufrieden. — Hat einen Hang zur Theologie. — Wendet seine Gaben nicht gut an."

Mancher der jungen Bursche traf den Nagel recht auf den Kopf, was aber den vorgeworfenen Mangel an Reinlichkeit angeht, so soll unter dieser jedenfalls die schon mehrfach erwähnte propreté verstanden werden, die sich um das Knöpfeputzen, das Drehen des Zopfes und das Reinigen der Schuhe drehte. Wer wollte es dem angehenden Dichter verargen, wenn er, in das Studium Klopstocks vertieft, diese untergeordneten Arbeiten hier und da vernachlässigte. Freilich verargte ihm dies der ehemalige Schneider, seiner Polizei-

talente wegen zum Oberaufseher erhobene Nies sehr, so sehr, daß er ihn überliefertermaßen sogar einen Schweinpelz nannte. Dafür war diese kleine, dicke, fast kegelförmige Figur aber auch von einem esprit de détail beseelt, der seinesgleichen suchte, dem ein unpolierter Knopf ein Verbrechen, eine verunglückte Frisur eine Todsünde erschien.

Das Jahr 1774 brachte der Akademie den Besuch des damals berühmten Lavater, der allda für seine Physiognomik Studien zu machen beabsichtigte, aber vor dem jungen Völkchen die Unzuverlässigkeit seiner vermeintlichen Wissenschaft recht deutlich aufdeckte, als er einem der anerkannt gutmütigsten Zöglinge auf Grund irgendwelchen Zuges in dessen Gesicht ein heimtückisches Wesen andichten wollte.

Am 29. März dieses Jahres wurde die Familie Schiller abermals in Trauer versetzt durch den Tod des 1768 gebornen Töchterchens Marie Charlotte, nachdem am 22. Dezember 1773 ein andres Töchterchen im Alter von etwa sieben Monaten, welches der Bruder vermutlich gar nicht gesehen hatte, einer Kinderkrankheit erlegen war.

Bestimmte Nachrichten über die Entwickelung des Eleven Schiller in den Jahren 1774 und 1775 hat Klaiber neuerdings aufgefunden und veröffentlicht. Danach tragen die monatlichen Zensuren im Griechischen das Prädikat „recht gut", während Schillers Leistungen in den juristischen Fächern meist mit „mittelmäßig", zuweilen sogar mit „schlecht" zensiert sind. Geschichte, Philosophie, Geographie, Statistik und Französisch bringen meist nur ein „Mittelmäßig", die Mathematik zeitweise ein „Ziemlich gut", zuweilen sogar ein „Gut". Konsequent schlecht lautet die Zensur in der Rubrik „Tanzen".

Anfang 1774 war Schiller nach den monatlichen Lokationen noch der siebente unter elf Schülern, später der sechzehnte unter achtzehn und das ganze Jahr 1775 hindurch der letzte seiner Klasse. Derselbe Schüler, der im Landexamen so günstige Zeugnisse errungen — nun der letzte seiner Klasse! Das hatte der Zwang des Herzogs fertig gebracht.

Einzuschalten ist hier der Besuch, den der Erzherzog Maximilian der Akademie am 12. März machte, nicht wegen dieses Besuches selbst, sondern wegen der darauf vorbereitenden Ordre des Intendanten Seeger; dieselbe lautete: „Da morgen der Erzherzog Maximilian die Akademie zu sehen hierher kommen werden, so haben der Herzog

sämtlichen Vorgesetzten, Lehrern und Aufsehern, die bishero nach Höchstderoselben gnädigster Zufriedenheit von sämtlichen denenselben beobachtete Ordnung der größten Parade und Propretät zu rekommandieren, gnädigst befohlen. — Um 4 Uhr sollen die größesten der jungen Leute geweckt und mit dem Frisieren der Anfang gemacht werden. Der Anzug soll nicht allein bei der Jugend, sondern hauptsächlich auch bei den Aufsehern der propreste und vor 11 Uhr alles zum Ausrücken parat sein. Nach 11 Uhr werden sich sämtliche Vorsteher, wie bisher gewöhnlich, in dem ersten Schlafsaal unter dem Professor Uriot versammeln und den Erzherzog daselbst empfangen. Es sollen deswegen die drei Schlafsäle der ersten Abteilung, ingleichen der Schlafsaal der Kavaliers auf das beste gereinigt und geordnet werden, als wovor die Chefs derselben zu stehen haben. In den drei ersten werden, wie an dem Jahrestag, die Montierungen und Hüte aufgehängt, in dem Schlafsaal der Kavaliers aber soll nichts dergleichen gesehen werden. Alle nur möglichen Bücher sollen auf den Tischen und Schränken der Kavaliers stehen. (Die Zöglinge mögen ob dieses von oben herab befohlenen Schwindels schön gelacht haben.) Den jungen Leuten ist eine gute Richtung, ein steter Marsch und die größte Stille auf das sorgfältigste anzubefehlen und überhaupt darauf zu sehen, daß in keinem Stück kein Fehler vorgehe. — Nach dem Mittagsessen werden sich die Musici zu einem Konzert in dem Schlosse zurechtmachen, und des Abends wird Operette sein, in welcher die jungen Leute auf der Loge nach der Rangierung, die Kleinen vornan, gut zu stellen und wohl zu beobachten sind, daß keiner mit den Armen aufliege, sondern, da es ohnehin nicht lange dauert, ihr beständiges Augenmerk auf den Herzog richten." Die Knaben wurden also in die Operette geführt, um ihr beständiges Augenmerk auf den Herzog zu richten! Es wäre nicht gerecht, den letztern für jeden Ausdruck dieses Aktenstückes verantwortlich zu machen; für den Geist des Ganzen kann ihm die Verantwortlichkeit jedoch nicht erlassen werden, und die Maxime des Intendanten: „Sand in die Augen" begegnete den Wünschen seines gnädigsten Herrn, der die Bewunderung seiner Geistesgröße erzwingen wollte.

Schiller siedelte mit der Militärakademie am 18. November 1775 nach der Hauptstadt Württembergs über. Die Solitüde hatte durch den Hofhalt des Herzogs, die Akademie sowie das dazu gehörige Lehr- und Aufsichtspersonal und dessen Familien über

achthundert Personen zu beherbergen, und die Bedürfnisse dieser Einwohnerschaft mußten aus den Dörfern der Umgegend, meist aber aus dem zwei Stunden entfernten Stuttgart herbeigeschafft werden, erlitten also durch die Transportkosten eine wesentliche Verteurung. Es ist begreiflich, daß die Abgelegenheit des Ortes auch sonstige mannigfache Unbequemlichkeiten mit sich brachte, und daß diese Ursachen einerseits, anderseits die Bittgesuche des Magistrats und der Bürgerschaft von Stuttgart den Herzog um so mehr bestimmen konnten, sein Spielzeug in der Hauptstadt unterzubringen, als diese sich erbot, 20,000 Gulden zu den Umzugskosten beizutragen und außerdem 43 Eichen und eine jährliche Beisteuer zum Schloß- und Akademiebau zu leisten. Die hinter dem herzoglichen Schlosse gelegene Kaserne wurde zur Aufnahme der Akademie hergerichtet und ein weiteres Nebengebäude aufgeführt, die innere Einrichtung von Karl Eugen selbst angeordnet. Der große Häuserkomplex (s. die Abbildung) steht noch heute, im Äußern ziemlich unverändert, und bildet die Ecke der Neckarstraße und Promenade.

Am genannten 18. November, vormittags gegen 10 Uhr, begab sich der Herzog von Stuttgart aus auf den Hasenberg, wo die Stadtreiter in neuer Montur und die ledigen Bürgerssöhne teils in blauen, teils in grünen Uniformen vor ihm paradierten, sodann die Militärakademiker nach ihren Abteilungen mit ihren „Offiziers" in Gala ihm begegneten. Der Zug durch die Stadt ging in folgender Ordnung vor sich: Voran die Stadtreiter mit Pauken und Trompeten, hierauf die jungen Bürgerssöhne zu Pferde, nachher der Herzog, an der Spitze der Akademie ihr Intendant Seeger. Beim Eintritt in das Akademiegebäude ward der Herzog von den Professoren der Anstalt empfangen, dann ging der Zug in die Akademiekirche. Nachdem der Prediger Dr. Faber hier eine festliche Begrüßungsrede gehalten, führte der Herzog eine Abteilung der Zöglinge nach der andern in die dekorierten Schlafsäle ein und wies jedem derselben seinen Platz selbst an. Hierauf wurden die Zöglinge in den großen Speisesaal zum Essen geleitet; Durchlaucht wohnte dem Mittagsmahl in Person bei und hielt abends große Tafel im Akademiegebäude, zu welcher auch die Offiziere und Professoren der Akademie befohlen wurden.

Der neue Aufenthalt bot den Eleven wesentliche Verbesserungen hinsichtlich der Gesundheitspflege, eine ausgedehntere Badeeinrichtung und eine gegen die sehr primitive Kochanstalt auf der Soli-

tüde sich vorteilhaft auszeichnende Küche; aber auch eine in Aussicht genommene Erweiterung des Unterrichts konnte jetzt zur Ausführung gebracht werden.

Am 5. Dezember zog Vater Schiller, der nun aus dem „nexu militari" austrat, auf der verwaisten Solitüde als Intendant und Vorgesetzter der herzoglichen Hofgärtnerei, welches Amt Seeger bisher verwaltet, ein und brachte aus seiner Ludwigsburger Baumschule über 4000 junge Obstbäume dahin mit. Anfänglich hatte er mit Hindernissen des dortigen teilweise unfruchtbaren Erdreichs zu kämpfen, nachdem er aber solche überwunden, gediehen seine Bemühungen, und er konnte mit den Erzeugnissen seiner Pflanzungen Hohenheim und die Solitüde reichlich versehen, und noch heute gibt mancher Baum aus Papa Schillers Baumschule dem Wanderer, der nach dem Waldschloß hinaufsteigt, erfrischenden Schatten.

Die Erweiterung des Unterrichtsprogramms in der Akademie erfolgte im Jahre 1776 durch Errichtung der schon seit länger in Aussicht genommenen Fakultät der Heilkunde. Nur wenige meldeten sich zu diesem Studium. Da ließ der Herzog den Intendanten Schiller kommen und erklärte ihm, er habe es überlegt, er werde Fritz schwerlich im juristischen Fach anstellen können, weil unter den Zöglingen schon zu viele Juristen seien. Wenn Fritz Medizin studieren wolle, verspreche er ihm nächstens eine Anstellung. Die Eltern machte dieser neue Ukas nicht wenig bestürzt. War Fritz bei dem ersten Befehl (sich das Jus zu w ä h l e n) erschrocken, so erschrak er bei diesem noch mehr, ja er wollte verzweifeln und versicherte seinem Vater, er könne diese Laufbahn nicht betreten, sie sei ihm zu widerwärtig. Aber die Ungnade des Herzogs stand zu befürchten, und mit Mühe erreichten die Eltern, daß der Sohn sich endlich in die neue Bestimmung fügte[1]. Dadurch war die Zahl der Medizin Studierenden glücklich auf sieben gebracht. Schiller trieb die Anatomie mit einigem Fleiße, sonst war er ein ebenso lässiger Mediziner, wie er ein lässiger Jurist gewesen, die Poesie nahm sein ganzes Interesse in Anspruch.

Unter den nach Schiller eingetretenen Eleven, mit welchen er intimern Umgang pflegte, sind zu nennen: P e t e r s e n, nachmals

[1] So erzählt Christophine. v. Hoven in seiner Autobiographie berichtet, daß er und Schiller sich freiwillig zum Studium der Medizin gemeldet. Der alte Herr begann in seinem 79. Jahre seine Erinnerungen zu schreiben, und sein Gedächtnis hat ihm manchen Streich gespielt — warum nicht auch bei dieser Notiz?



Militärakademie in Stuttgart.

Hof der Militärakademie.



Bibliothekar in Stuttgart; **Haug**, dessen Witz schon damals den künftigen ausgezeichneten Epigrammatisten verriet; **Schubart**, später preußischer Legationssekretär, der Sohn des auf dem Hohenasperg eingesperrten Dichters; dann die Brüder v. **Wolzogen**. Haugs Vater, als Dichter geistlicher und weltlicher Lieder bereits berühmt, wurde 1775 an die Akademie berufen, wo er Philosophie und Geschichte, Logik, schöne Wissenschaften und deutsche Stilistik vortrug. Er gab gleichzeitig das „Schwäbische Magazin" heraus, eine Monatsschrift von halb gelehrtem, halb ästhetischem Charakter, damals das einzige Organ für Schwabens Musensöhne. Im Jahrgang 1776, Stück 10 dieser Zeitschrift findet sich das erste gedruckte Gedicht Schillers, die Ode „Der Abend". Haug erhielt diese Schilderung vielleicht als metrische Schularbeit, und sie mag ihm so gefallen haben, daß er sie in sein Blatt aufnahm. Er schloß die Geleitsworte, die er der Ode mitgab, mit der Bemerkung: „Das Gedicht hat einen Jüngling von sechzehn Jahren zum Verfasser. Es dünkt mich, derselbe habe schon gute Autores gelesen und bekomme mit der Zeit os magna sonaturum", den Mund, der einst Großes austönt. Daß der Professor und Redakteur nicht zu den falschen Propheten gehörte, hat sich in der Folge gezeigt, und dieses Wort, welches die einstige Dichtergröße Schillers voraussagte, verdient weit mehr Beachtung als das später gesprochene und später zu erwähnende Wort des Herzogs.

Am 7. April 1777 trat unvermutet ein Besuch in der Akademie ein, der Graf von Falkenstein in Begleitung der Grafen von Cobenzl und Colloredo. Dieser Graf von Falkenstein war niemand andres als Kaiser Joseph II. selbst, der sich gerade auf einer Reise nach Paris befand und das berühmte Unterrichtsinstitut (für die Berühmtheit hatten des Intendanten Seeger in allen Zeitungen ausposaunte Lobhudeleien gesorgt) aus eigner Anschauung kennen zu lernen wünschte. So sah Schiller denn auch das höchste Oberhaupt der deutschen Nation in nächster Nähe. Welchen Eindruck die Gestalt dieses denkwürdigen Menschen auf den Eleven gemacht, darüber fehlen direkte Nachrichten; wohl aber haben sich solche erhalten über die Lektüre, der sich der angehende Dichter verstohlenerweise ergab. Dieser ist die Aufmerksamkeit zu schenken, denn sie bereitete die erste große That vor, welche der Schillersche Geist in allernächster Zeit in Angriff nahm. Nicht allzuweit sind wir mehr von dem Momente entfernt, da er den Plan der „Räuber" sich zurechtlegte und mit dessen Ausführung begann.

Der einst so hoch und ohne Einschränkung verehrte Klopstock wurde jetzt schon mit kritischen Blicken betrachtet. In dessen Ode „Mein Vaterland" durchstrich Schiller alles, was auf die Worte folgte: „Ich liebe dich, mein Vaterland", weil er fand, daß der Eindruck des schönen Anfangs dadurch nur vermindert werde. „Die Genesung" strich er ganz und gar aus, nichts andres lasse sich aus den pomphaften Redeblumen herauslesen als: „Wäre ich nicht genesen, so wär' ich gestorben und hätte meine ‚Messiade' nicht vollenden können".

Fergusons „Moralphilosophie", von Garve mit Anmerkungen versehen, zogen den jungen Poeten sehr an, noch mehr J. J. Rousseaus Schriften. „Die ungestüme Leidenschaft der Julie, die kräftige Berg- und Waldluft der sozialen Abhandlungen erfaßten ihn mit gleicher Gewalt", aus vollem Herzen gab er sich diesen Eindrücken hin. Ferner las er den Plutarch, „der über die platte Generation erhebt und uns zu Zeitgenossen einer bessern, kraftvollern Menschenart macht". Auch Millers „Siegwart" war in die Akademie eingeschmuggelt worden und fand an Schiller einen eifrigen Leser; er erzählte selbst in spätern Jahren, daß er oft am einsamen vergitterten Fenster über seinen Lilien, die er in Scherben an demselben zog, stundenlang in den von diesem Buch erweckten Gefühlen geschwärmt habe. Ob „Werthers Leiden" erst nach dem „Siegwart" den Weg an der Schildwache vorbei in die Akademie fanden, ist bisher nicht bekannt geworden; der Eindruck des jugendfrischen Werkes war ein gewaltiger, nicht bloß auf Schiller, sondern auch auf die übrigen zu dem Dichterbund gehörigen Eleven. Das Buch wurde von ihnen fast verschlungen und regte in den jugendlichen Gemütern den Dichtungstrieb zu schwellenden Wogen auf. Werther lenkte den Blick auf die Lieder Ossians, Petersen und v. Hoven übertrugen diese Dichtungen ins Deutsche, und Schiller nahm großes Interesse daran. Mendelssohns „Phädon", Herders, Hallers und Sulzers Werke wurden durchstudiert und Hallers großartige Bilder mit Vorliebe citiert; Anklänge an ihn, der dem jungen Mediziner und Poeten um so mehr imponierte, da er als Arzt und Dichter gleich hohe Berühmtheit genoß, gehen durch mehrere Dichtungen Schillers. Nebenher las man auch fleißig in Luthers Bibelübersetzung.

Professor Abel pflegte in seinen Lehrstunden bei der Erklärung philosophischer Begriffe Stellen aus Dichtern mitzuteilen, um jene dadurch interessanter und anschaulicher zu machen. Als er einst

über den Kampf der Pflicht mit der Leidenschaft oder der Leidenschaften untereinander sprach, las er zu besserer Verdeutlichung seiner Definition den Schülern einige schöne, hierher passende Stellen aus dem „Othello“ in Wielands Übersetzung vor. Schiller war ganz Ohr, alle Züge seines Gesichtes drückten die Gefühle aus, von denen er durchdrungen war; er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Kaum war die Vorlesung vollendet, so bat er den Professor Abel um das Buch und studierte nun Shakespeare mit unablässigem Eifer. Aber noch nicht fähig, die Natur aus erster Hand zu verstehen („Über naive und sentimentalische Dichtung“), bis jetzt nur daran gewöhnt, ihr durch den Verstand reflektiertes und durch die Regel zurechtgelegtes Bild zu ertragen, „empörte ihn einstweilen die Kälte, die Unempfindlichkeit des Dichters, die diesem erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die herzzerschneidenden Auftritte im ‚Hamlet‘, ‚Lear‘, ‚Macbeth‘ durch einen Narren zu stören“. Durch die Bekanntschaft mit den neuern Poeten verleitet, in dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, *seinem Herzen* zu begegnen, *mit ihm gemeinschaftlich* über seinen Gegenstand zu reflektieren, kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es ihm unerträglich, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und ihm nirgends Rede stehen wollte. So schildert er selbst in dem erwähnten Aufsatz, wie ihm Shakespeare zuerst erschienen, und fügt hinzu, daß er seine Werke mehrere Jahre studiert habe, bevor er sein Individuum liebgewinnen lernte.

Von dem jungen v. Hoven, dem er seine eignen Lieblingsgerichte abtrat, um die entliehenen Bücher länger behalten zu dürfen, erhielt er einige Bände der Wielandschen Shakespeare-Übersetzung und vertiefte sich ganz in das Studium derselben. Dabei ließ er es jedoch nicht bewenden, auch Lessings Dramen wurden vorgenommen, und für Goethes „Götz“ war die ganze junge Schar begeistert. Schiller pflegte seinen Genossen aus diesem Stücke vorzulesen. Immer gewaltiger flammte der innere, so reichlich und von allen Seiten genährte Drang nach eigner dramatischer Produktion auf, und wie der Dichter in spätern Jahren scherzend selbst erzählte, wäre ihm in jenen Tagen sein letztes Hemd für einen dankbaren tragischen Stoff, an dem er seinen aufstrebenden Geist hätte üben können, feil gewesen.

Da las er in einem Zeitungsblatt die Nachricht von dem Selbstmorde eines aus Nassau gebürtigen Studenten. Auf sein teilnehmendes jugendliches Gefühl sowohl als seine feurige Phantasie

wirkte diese Nachricht mit solcher Wucht, daß er sich den Vorgang sogleich mit allen Nebenumständen ausmalte und zur Grundlage eines Trauerspiels: „Der Student von Nassau", machte. Er führte den Plan aus, zerstörte jedoch die Arbeit wieder und sprach weiterhin davon nur als von einem höchst unvollkommenen, im ganzen mißlungenen jugendlichen Versuche; indes bedauerte er doch, das Stück vernichtet zu haben, da mehrere mit erster glühender Wärme des Gefühls entworfene und ausgeführte Situationen sich wohl noch hätten benutzen lassen.

Auch Klingers Dramen gelangten trotz aller Verbote und Spionage in die heiligen Räume der Akademie und gewannen in Schiller einen Verehrer; ein Vierteljahrhundert später nannte er ihn noch unter den ersten, „die mit Kraft auf seinen Geist gewirkt".

Dann kam Leisewitz an die Reihe. Als Schröder einen Preis für das beste den Brudermord behandelnde Drama ausgesetzt und Klingers „Zwillinge", nicht aber Leisewitz' „Julius von Tarent" prämiiert hatte, wurde der Dichter des letzteren dadurch so unangenehm berührt, daß er nie mehr fürs Theater schrieb. Er war seiner Zeit vorausgeeilt, und das Urteil der Nachwelt hat es bestätigt: „Julius von Tarent" hat heute noch Geltung, Klingers „Zwillinge" liegen längst hinter uns und existieren als Fossilien weiter. „Julius von Tarent" wird um so verehrungswürdiger, als sich seine Spuren so tief in den Geist unsers größten Dramatikers eingeprägt, daß er ihn fast sein ganzes Leben mit sich herumtrug und in seinem vorletzten Trauerspiel, in der „Braut von Messina", den Gedanken des Stückes selbständig ausgestaltete. Zunächst regte er Schiller zu einem Drama, „Cosmus von Medicis", an, das aber wieder der Vernichtung anheimfiel, weil des jugendlichen Dichters kritischer Blick ihn darüber belehrte, die Arbeit stehe doch allzusehr gegen das Vorbild zurück. Stellen daraus wurden in das neue Stück mit hinübergenommen, dessen erster Entwurf den feurigen Geist bereits beschäftigte, in die „Räuber".

So weit reichen die Nachrichten über die Lektüre des Eleven Schiller in der Akademie. Daß sie zum allergrößten Teil heimlicherweise geübt und ihr Material auf Schleichwegen erworben werden mußte, findet durch eine Anekdote Bestätigung, wonach der Eleve eines Tages von böser Überraschung betroffen wurde, als er seinen Schrank öffnete — und den Shakespeare, die „Histoire des Gènes" und etliche andre in den Erziehungsplan nicht passende Schriften verschwunden, konfisziert fand. Derartige zu Konfiska-

tionen führende Durchsuchungen der Zöglingshabseligkeiten gehörten mit zur Hausordnung und lieferten mitunter recht sonderbare Ausbeute. Wagner in seiner „Geschichte der hohen Karlsschule" (Bd. 1, S. 75) gibt eine kurze Übersicht solcher Objekte, „welche die Eleven bei sich antreffen lassen". Unter anderm wurde bei einem Kavalierssohn entdeckt: etwas Schnupftabak, den er sich für einen „gefundenen" Kreuzer durch einen Schellenwerker hatte holen lassen. Bei M. eine französische Oper „von ihm allein und ein deutsches Lustspiel, von dem Eleven B. und ihm verfertigt". Bei dem Eleven G. „eine Bouteille, so nach Wein gerochen", bei G. dem ältern „unnützliche Vers". Bei G. dem jüngern der zweite Teil vom „Siegwart", „von seinem Vater erhalten". Bei V. „Bücher in der Commod und unter dem Bett". Der „Siegwart" wurde in einer großen Anzahl von Exemplaren erwischt, ferner „Les cent Nouvelles", „Beiträge zur Geschichte der Zärtlichkeit", „Fräulein von Sternheim", Wielands „Agathon" in mehreren Exemplaren, seine „Idris" und „Komischen Erzählungen", „Contes mis en vers", „Contes de Mad. de Bastide", die „Œuvres de Voltaire", Ovids „Libri amorum", Rousseaus „Nouvelle Héloise", „Lettres juives" ꝛc. So ganz unnötig waren die Visitationen also nicht, offenbar aber erreichten die so streng vorgeschriebene Beaufsichtigung und der harte Abschluß der Akademisten von der Welt ihren Zweck nur sehr unvollkommen.

Am 8. September des Jahres 1777 wurde den Eltern Schillers das letzte Kind, die Tochter Karoline **Christiane**, später in der Familie Nane oder Nanette genannt, geboren.

Das dritte Stück des „Schwäbischen Magazins" von 1777 brachte von Schiller die Ode „Der Eroberer"; weitere Gedichte, welche in derselben Zeit entstanden, „Die Gruft der Könige", anfangend „Jüngsthin ging ich mit dem Geist der Grüfte", sowie ein „Triumphgesang der Hölle", sind verloren gegangen. Die letztere Ode war nach Petersens Mitteilung regellos, unförmlich, jedoch voll grauenhafter Schönheit. Satan zählte darin alle seine Erfindungen auf, die er vom Beginn der Welt bis zur Gegenwart gemacht, um das Menschengeschlecht zu verderben, und die übrigen Teufel fielen mit blasphemischen Chören ein.

Einen Einblick in die Art, wie alle diese Werke entstanden, gestattet die Erzählung v. Hovens. Dieser sagt in seiner Selbstbiographie: „Da der Herzog kein Freund der Dichtkunst war, sondern allein einen Wert auf andre Künste und auf wissenschaftliche Studien legte, so mußten wir natürlich unser dichterisches Treiben

geheimhalten. Wir dichteten also im stillen, so oft wir Zeit und Gelegenheit dazu fanden, teilten unsre Arbeiten uns gegenseitig mit, kritisierten sie gegenseitig, tadelten und lobten einander, natürlich das letzte mehr als das erste.“ Schillers Schwester berichtet: „Die Zöglinge der Akademie durften abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen. Da gab sich Schiller, dessen Phantasie in der Stille der Nacht besonders lebhaft war, und der in den Nächten sich gern selbst lebte, was der Tag nicht erlaubte, oft als krank an, um in dem Krankensaale der Vergünstigung einer Lampe zu genießen. In solcher Lage wurden die ‚Räuber‘ zum Teil geschrieben. Manchmal visitierte der Herzog den Saal; dann fuhren die ‚Räuber‘ unter den Tisch; ein unter ihnen liegendes medizinisches Buch erzeugte den Glauben, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft.“ Oft versetzte ihn die poetische Begeisterung in wilde Verzückung. — Einst saß er als angehender Arzt im Krankenzimmer der Akademie, um die gehörige Pflege des Leidenden zu überwachen; da fing er an zu dichten und geriet in ein so heftiges Schnauben und Zucken, daß dem Kranken ganz bange wurde, denn er glaubte, Schiller sei plötzlich in Tobsucht verfallen. — Mag v. Hoven hier fortfahren: „Nach und nach brachten wir eine ziemlich ansehnliche Sammlung von poetischen Produktionen zusammen, und da wir glaubten, daß sie wohl gedruckt zu werden verdiene, so beschlossen wir, sie dem Druck wirklich zu übergeben; es kam nur darauf an, einen Verleger dazu zu finden, und dies war mir aufgetragen. Ich schrieb daher an einen Buchhändler in Tübingen, von welchem wir gehört hatten, daß er auch anonyme Schriften, denn natürlicherweise durften wir uns als Zöglinge der Akademie nicht nennen, in Verlag nehme, und schickte auf geheimem Wege einen Brief an ihn ab. Aber der Brief blieb unbeantwortet. Ich schrieb wieder, und es kam wieder keine Antwort. Endlich erfuhren wir, daß der Buchhändler schon vor einigen Jahren gestorben war. So blieb also unsre Sammlung ungedruckt.“

Die vielen Heimlichkeiten, zu welchen die in der Akademie eingeführte Aufsicht die Zöglinge verleitete, finden eine Illustration in folgender, ebenfalls aus v. Hovens Autobiographie ausgehobener Stelle: „Bei den Sonntagsbesuchen wurde den Zöglingen von ihren Verwandten und Freunden[1] manches Verpönte zugebracht,

[1] Notabene, heranwachsende Schwestern hatten keinen Zutritt zur Akademie.

aber bei der Vorsicht, mit welcher es geschah, war es kaum möglich, daß es bekannt wurde; ja, es wurde sogar Handel mit den verpönten Sachen getrieben und zwar besonders von einem der ältern Zöglinge, welcher, nachdem er das Herbeischaffen der verbotenen Dinge schon länger für sich unentdeckt getrieben hatte, sich seinen vertrauten Kameraden zu ihrer großen Freude zum Spediteur erbot. Er versah sie mit allem, was von verbotenen Waren verlangt werden mochte, mit Schnupf- und Rauchtabak, Knackwürsten, Hefenknöpfen, Backwerk 2c., welches alles herbeizuschaffen er abends bei Licht während der Vorlesung eines kurzsichtigen Professors zum hintersten Fenster des parterre gelegenen Hörsaales leise hinaus- und vor beendigter Vorlesung wieder hereinstieg. Wir hießen ihn deshalb unter uns den Marketender der Akademie, und weil er nie bei diesem Wagstück erwischt wurde, nannte ihn Schiller den ‚Allmächtigen‘. So wurden die meisten seiner Kunden insbesondere heimliche Tabakschnupfer. (Schiller gehörte auch dazu.) ... Einen eignen Spediteur dieser Art hatten wir Mediziner an einem Krankenwärter, einem alten gutmütigen Gesellen, welchen wir ganz für uns eingenommen hatten. In dem letzten Jahr unsers Lehrkurses nämlich hatten wir weniger Kollegien zu besuchen als in den ersten vier Jahren, und unsre freien Stunden mußten wir in den Krankenzimmern zubringen, um die daselbst befindlichen Kranken zu beobachten, den Ärzten bei ihren Besuchen über den Zustand derselben zu referieren und über jeden ein Tagebuch zu führen. So wurden wir bald mit dem erwähnten Wärter vertraut und ihm so lieb, daß er uns nichts abschlagen konnte. Er schaffte uns alles, was wir wünschten, und weil das meiste verbotene Ware war, so nannten wir die Würste, Hefenknöpfe, Butterbrezeln 2c. S ü n d e n, und wir durften ihm nur die Nummer nennen, womit wir jene Waren bezeichneten, um ihn sogleich zu verständigen, welche Sünde wir begehen wollten."

Lustige Streiche machten die Eleven demnach genug, aber das hätte der Herr Intendant oder gar Se. Durchlaucht wissen sollen!

---

5. Die drei letzten Jahre auf der Akademie.

Bisher ist der Name einer Persönlichkeit, deren Einfluß auf das Denken und Empfinden einer großen Anzahl der Karlsschüler nicht geleugnet werden kann, noch gar nicht erwähnt worden, der Name der Franziska v. Hohenheim. Wer von der Ansicht ausgeht, daß regierende Fürsten von 41 Jahren andre Dinge zu thun haben, als sich mit Liebeständeleien abzugeben, vor dessen Augen wird diese Mätressenangelegenheit wenig Gnade finden; wer für die Schwächen der Fürsten die Entschuldigung bei der Hand hat, daß sie auch nur Menschen seien, dem wird das Verhältnis des Herzogs Karl zu Franziska v. Leutrum, geborner v. Bernardin, außerordentlich verehrungswürdig erscheinen.

Die am 26. September 1748 geschlossene Ehe Karl Eugens mit Elisabeth Sophie Friederike, Tochter der geistvollen Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, der Schwester Friedrichs des Großen, war keine glückliche. Karls lebhaftes, heftiges Naturell und Friederikens stolzer Eigensinn standen einander zu schroff gegenüber, um jemals eine völlige Harmonie zuzulassen. Das leidige Verhältnis schleppte sich acht Jahre lang hin, im Herbst 1756 verließ die Herzogin das Land und kehrte zu ihren Eltern zurück. Alle Versuche des preußischen Hofes, die Gatten zu versöhnen, scheiterten an der List der Umgebung des Herzogs. Hauptsächlich Graf Montmartin soll das Ziel verfolgt haben, Karl Eugen seiner Gemahlin zu entfremden. Kam die Herzogin auch nicht wieder, so willigte sie doch wiederum nicht in die von ihrem Gatten gewünschte Scheidung, die nach katholischem Kirchenrecht übrigens unzulässig war. Herzog Karl tauchte nun gänzlich unter in dem Strudel von Vergnügungen aller Art, und die unter solchen Umständen zur vollen Blüte gelangende Mißwirtschaft der ihn umgebenden Kreaturen schlug dem



Franziska von Hohenheim.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Lande die tiefsten Wunden. Gegen Ende des folgenden Jahrzehnts lernte er Franziska, die Gattin des Barons v. Leutrum, kennen und verliebte sich in sie. Am 10. Januar 1748 geboren, 1764 mit dem Baron v. Leutrum, Kammerherrn des ansbach-baireuthischen Hofes, vermählt, trug sie seit sechs Jahren die Fesseln einer ihr von Anfang an unerwünschten Verbindung. Der Baron war klein, häßlich, boshaft eifersüchtig und mißhandelte seine Frau. Der ihr vom Herzog entgegengebrachten Zuneigung gab sie nicht sogleich, sondern erst nach vielen innern Kämpfen, zuletzt aber doch nach. Durch Akt des Konsistoriums vom 16. Januar 1772 wurde die Scheidung ihrer Ehe ausgesprochen, sie hatte wahrscheinlich schon vorher eingewilligt, dem Herzog in seinem Wagen auf die Solitüde zu folgen und zwar als „Freundin“. Unter diesem Titel figurierte sie an der Seite des Fürsten, bis er nach dem Tode seiner Gemahlin und vielen seitens der Kurie gemachten Schwierigkeiten, welche ihre Lösung erst dadurch fanden, daß die Ehe Franziskas mit Baron Leutrum für ungültig erklärt wurde, sein Franzele zur Gattin und Herzogin von Württemberg erhob. Kerner erwähnt in seinem Werk „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ (S. 14), daß Karl wenigstens dem äußern Ansehen nach mit Franziska friedlich gelebt habe und, obgleich die eheliche Treue nicht groß gewesen, von Zerwürfnissen beider nichts an die Öffentlichkeit gedrungen sei.

Hatte der Herzog für sich die Akademie gegründet, so schuf er nach seinem Vorbilde, Ludwig XIV., der für „die alte Kompompel“, Frau v. Maintenon, die Fräuleinschule zu St. Cyr ins Leben gerufen, für sein Franzele 1773 die École des Demoiselles. Die Freundin mußte das Protektorat dieser weiblichen Erziehungsanstalt übernehmen, in welcher teils adlige, teils bürgerliche Mädchen evangelischer und katholischer Konfession „auf Kosten der Frau Reichsgräfin Franziska v. Hohenheim“ (diesen Titel führte sie als „Freundin“) unterhalten, in Religion, Geschichte, Geographie, Sprachen und Musik von Lehrern der Militärakademie, in weiblichen Arbeiten von einer Gouvernante unter der Intendanz der Frau v. Seeger unterrichtet wurden. Zugleich mit der Übersiedelung der Akademie nach Stuttgart wurde die École des Demoiselles ebendahin und zwar in das alte Schloß verlegt.

Wenn der Fürst seine Ritterakademie inspizierte, was sehr häufig geschah, begleitete ihn die Reichsgräfin fast immer; sie war das einzige weibliche Wesen, welches die Akademie zu jeder Stunde betreten durfte.

„Noch schwebt meiner Seele lebhaft das Bild vor, wie die hohe anmutige Frau (um ihre anderwärts hochgepriesene Schönheit war es mäßig bestellt) an dem Arme ihres seiner Frömmigkeit (? oder seiner Scheinheiligkeit) wegen berufenen, eine trübselige Herrenhutsche Physiognomie zeigenden Kammerherrn, der gleich Hamlets Geist dahinglitt, durch die Thüre, die zunächst an meinem Speisetisch sich befand, hereinschritt und dann an der Seite ihres in einen einfachen Frack ohne Abzeichen gekleideten, mit seinem Stöckchen spielenden Gemahls den langen schönen Speisesaal durchwanderte und sich an der blühenden Jugend ergötzte.“ (Also läßt sich Herr Christoph Heinr. Pfaff in seinen „Lebenserinnerungen“ vernehmen.) Ihre Erscheinung ging nicht eindruckslos an den Zöglingen vorüber, „ihr funkelndes Auge, ihre milde Stimme und der mystische Reiz (?) ihrer Beziehungen zum Herzog — das alles mußte die Phantasie der von der Welt abgesperrten Jünglinge entflammen. Fast jeder von ihnen schwärmte für die glänzende Frau, welche noch nicht dreißig Jahre zählte; fast jeder Eleve war in sie verliebt. — Kaum läßt sich bezweifeln, daß auch Schiller für die Schutzpatronin der Akademie eine stille Leidenschaft nährte. Franziska, die Geliebte des Herzogs, war ihm eine Versinnlichung der Liebe überhaupt, und seine damaligen erotischen Lieder wurden, bewußt oder unbewußt, vorzugsweise an sie gerichtet.“ Diesen Worten von Boas (in „Schillers Jugendjahren“) ist kaum zu widersprechen. Je anrüchiger die Liaison war, desto mehr mußte sie die Sinnlichkeit der heranwachsenden Knaben entflammen. Das Bild des Eindrucks, den das Verhältnis auf den jungen Dichter machte, erfährt seine Vervollständigung durch eine Notiz in den Aufzeichnungen seiner nachmaligen Gattin („Charlotte v. Schiller und ihre Freunde“, Bd. 1, S. 82). Jedenfalls dürfen diese Bemerkungen als von direkten Aussprüchen des Verewigten inspiriert betrachtet werden. An angeführter Stelle wird gesagt: „Mit den strengen Begriffen des Herzogs über die Erziehung seiner jungen Ritter (Absperrung derselben von der Außenwelt) vertrug sich auf der andern Seite seine eigne Erscheinung in dieser Anstalt schlecht zu der Sittlichkeit, die er wollte beobachtet wissen. Jede rege Einbildungskraft wurde durch sein eignes Leben mit Wohlgefallen oder heimlicher Furcht bewegt. Denn er selbst scheute sich nicht, alle Wünsche seines Herzens zu befriedigen. Kein Familienverhältnis war seinen Leidenschaften heilig.... Die Gräfin Hohenheim, zu welcher er eine Leidenschaft empfand, die alle Bande

des Anstandes und der Gesellschaft zerrissen, deren Mann er durch Gewalt bewog, sich seiner Rechte zu begeben[1], war das einzige weibliche Wesen, das die Jünglinge erblickten. Sie (die Eleven) wurden selbst als eine Belohnung ihres Verhaltens an die Tafel gezogen.... Durch das Vorbild des Fürsten gerieten auch seine Umgebungen auf Abwege; es wurde leicht Ton, sich alles zu erlauben, was der Sinnlichkeit schmeichelte, und die biedere Nation, die auf Treue und Recht ihrer Voreltern hielt, und der Geist der frommen Sitte, der noch in den entfernten Landstädten waltete, wurde, je mehr die Individuen sich dem Hofkreise der Hauptstadt näherten, in Zügellosigkeit oder bei denjenigen, die des Scheines von Recht und Anstand bedurften, in Scheinheiligkeit verwandelt."

Mehr denn dieser Hinweise bedarf es kaum, um die Erziehungsmanie Karl Eugens als Fratze, den alten Wollüstling, der den Schulmeister wie ein Despot spielte, als Karikatur erscheinen zu lassen. — Serenissimus ging jedoch noch weiter, er befahl, daß seine Konkubine als eine Verkörperung der Tugend in der Akademie betrachtet und verehrt werde. Ob der hohe Herr vielleicht eines andern hohen Herrn, des Kaisers Caligula, gedachte, der bekanntlich sein Reitpferd in das Kollegium der Priester aufnahm und es sogar zum Mitkonsul ernennen lassen wollte? In diesem Wahnwitz lag wenigstens eine großartige Ironie, wohingegen Karl Eugens Gebaren, als er Tag für Tag den Kindern, die er zu sittlichen Menschen heranziehen zu wollen vorgab, seine Mätresse als Tugendmuster vorstellte, eine Erbärmlichkeit war. Wie weit die unsinnigen Dekrete wirkten, geht aus Schillers Strophen „Empfindungen der Dankbarkeit beim Namensfest der Reichsgräfin" hervor. Schiller soll diese Gedichte 1778 (nach andern 1776) verfaßt haben; bestätigt ist nur, daß er sie verfaßt, die Jahreszahl beruht auf Vermutung. Hoffmeister bemerkt dazu: „Die Zeilen zeigen, von wie schwachen Anfängen aus sich Schillers Talent entwickelte". Recht seltsam klingt es, wenn die Subordination des Verfassers in dem Schlußverse die Mädchen das Gelübde ablegen läßt, der Frau Reichsgräfin als „Musterbild der Tugend" nachzustreben!

*

[1] Ist geschichtlich nicht festgestellt, die Stelle zeigt aber, wie man sich allgemein, also auch auf der Akademie, die Sache zurechtlegte, und daraus läßt sich weiter schließen, wie man über das Verhältnis dachte.

Den Poeten fing die Sorge darum, was mit ihm werden und wie er aus dem Zwange der Schule herauskommen solle, endlich an zu peinigen. Er verlegte sich in diesem Jahre (1778) mit mehr Eifer auf seine medizinischen Studien. In der Physiologie wurde Haller sein bewunderter Führer, ohne daß er darum Hallers Lehrsätze blindlings anerkannte. Consbruch, ein Schüler des Professors Brendel in Göttingen, besaß des letztern treffliche Kollegienhefte, wovon sich Schiller eine Abschrift verschaffte und gründlich studierte. Er schätzte zwar den sorgsamen Beobachter aufrichtig, allein seiner eignen dichterischen Einbildungskraft konnte er auch bei den Studiene nicht Herr werden und phantasirte manche Gesetze in die Natur und in die Arzneikunde hinein, die vor der strengen Wissenschaft nicht standhielten. Ein Erzeugnis seines Fachstudiums aus dem Jahre 1778 hat sich in einem medizinischen Tagesrapport erhalten.

Über Schillers Verhältnis zu seinen Mitschülern während der Akademiezeit sind meist nur allgemeinere knappe Nachrichten übriggeblieben, über einen besondern Vorfall, der sich um diese Zeit ereignete, ein Zerwürfnis mit Scharffenstein, hat letzterer selbst eine Notiz hinterlassen. Er bemerkt darin, daß die poetischen Produkte Schillers schon damals nicht von weicher, sentimentaler Art gewesen, sondern ein starkes, mit den Konventionen bereits in Fehde begriffenes Gemüt ankündigten. Kraftäußerungen begeisterten ihn vorzüglich; ein unter den Akademisten Aufsehen erregendes Benehmen Scharffensteins gegen den Intendanten, das etwas Festes hatte, besang er in einer Ode, die er für sein Meisterstück hielt. Von da an datierte der intime Anschluß beider Jünglinge und der völlige Austausch ihrer innersten Gedanken. Diese Freundschaft wurde geraume Zeit hindurch der Lieblingsgegenstand von Schillers Liedern, welche sich infolgedessen mehr durch ungeduldige Herzensglut als poetische Darstellung auszeichneten. Die Stücke gingen verloren. In einer nach der besten Bedeutung des Wortes treuherzigen Stunde verbreitete sich Scharffenstein bei Schiller mit Wärme über die Schönheiten einiger Gedichte von andern Verfassern und hatte dabei argloser-, aber unglücklicherweise das Ungeschick, eine für die Gedichte seines Freundes nachteilige Parallele zu ziehen, ja sogar diejenigen Sachen anzugreifen, die ihm selbst gewidmet waren, und welche Schillers Freundschaft für ihn inspiriert hatte. Das traf Schillers Herz, das mehr als sein poetischer Egoismus dadurch verletzt wurde. Er wurde nicht kalt, denn kalt

konnte er nicht sein, dies bewies er durch einen langen, in dem Aufruhr seiner Seele geschriebenen Brief. Scharffenstein antwortete verweisend, daß er seine Meinung falsch ausgelegt ꝛc., allein die Verstimmung blieb, die bisherigen Freunde sprachen kein Wort mehr miteinander; Scharffenstein trat kurz nachher aus der Akademie aus und wurde als Leutnant bei einem Infanterieregiment angestellt. Einige bedeutungsvolle Stellen in dem Briefe Schillers zeigen, welchen Wert er darauf legte, daß die in seinen Gedichten wiedergegebenen Gefühle als wahre, wirklich empfundene anerkannt würden. Das Jahr ging in Mißstimmungen zu Ende, über welche die Berechtigung, mit den Genossen Plieninger, Jacobi und Elwert um einen Preis losen zu dürfen, nur schlecht hätte trösten können, wenn an dem vor kurzem eingetretenen Lempp, einem sehr kenntnisreichen und gediegenen jungen Manne, Schillers Gemüt nicht einen Ersatz für Scharffenstein gefunden hätte. Dem letztern aber blieb bei den Beschäftigungen, auch Verirrungen seiner neuen Existenz das Herz leer, und eine unbeschreibliche Sehnsucht nach seiner ehemaligen Umgebung und besonders nach Schiller erwachte in ihm; der Gedanke, mit ihm entzweit zu sein, wurde ihm unerträglich. Er schrieb an ihn, in gleicher Stimmung erfolgte die Antwort, und alle Wolken verschwanden, alles war rein vergessen.

Zu der „tugendsamen Freundin" Geburtstag, dem 10. Januar des folgenden Jahres (1779), hatte der erhabene Stifter für die Zöglinge seiner Akademie wieder ein ganz besonderes Thema ausgetüftelt: „Gehört allzuviel Güte, Leutseligkeit und große Freigebigkeit im engsten Verstande zur Tugend?" Wie sich Schiller aus der Sache gezogen, zeigt die Rede, die er darüber ausarbeitete. Wenn Petersen die Aufgabe als „etwas seltsam, windschief, wunderlich" bezeichnet, wird man ihm darin beipflichten können, nicht aber in seiner Behauptung, man habe von Schiller eine weit bessere Beantwortung der Frage hoffen sollen. Mit neunzehn Jahren auf eine so windschiefe Frage keine windschiefere Antwort zu Tage zu fördern, ist eine Leistung, welche Anerkennung verdient. Ob Schiller die Rede wirklich gehalten, steht nicht fest, sie ist nebst noch 28 andern über dasselbe Thema aufbewahrt geblieben. Interessant wäre es, wenn das Konzept, welches der Revision des Herzogs unterlegen, wieder ans Licht käme; vielleicht würde sich dann konstatieren lassen, ob die auf die Reichsgräfin bezüglichen Stellen alle von Schiller herrühren oder die Produkte herzoglicher Korrekturen sind. Wie E. Vely in „Herzog Karl von Württemberg und Franziska von

Hohenheim", S. 164, berichtet, prüfte Serenissimus mit äußerster Sorgfalt im Manuskript der zu haltenden Reden alle Franziska verherrlichenden Stellen und änderte, strich und verbesserte viele Ausdrücke. In einem Festspiele, das eben zu diesem Tage aufgeführt wurde, „Der Preis der Tugend, in ländlichen Unterredungen und allegorischen Bildern", einer höfischen Schmeichelei im beliebten Rokokostile ohne jede höhere Bedeutung, spielte Schiller den Bauer Görge, d. h. er hatte zehn Zeilen aufzusagen, was weder ihn selbst noch andre über seine Befähigung zum Schauspieler aufklären konnte.

Zum Geburtstag des Herzogs (11. Februar) schrieb Schiller ein kleines (verloren gegangenes) Vorspiel: „Der Jahrmarkt", welches die Eleven im Akademiegebäude aufführten. „Es verriet schon den genialen Kopf, der mit Proteus' Zauberkraft sich in jede Form zu verwandeln wußte[1]."

In der Hoffnung, in diesem Jahre den medizinischen Kursus absolvieren zu können, unterwarf sich Schiller dem an der Akademie eingeführten Gebrauch, eine Probeschrift zur Darlegung des Standes seiner Kenntnisse zu verfassen, welche ihm im günstigen Falle die Thore des Instituts zum Austritt erschlossen haben würde. Da er sich das Thema selbst wählen durfte, griff er nach einem Stoff, bei dessen Behandlung er seine Wissenschaft von einem höhern Standpunkte aus geistiger zu durchdringen gedachte. „Philosophie der Physiologie" ist der Titel der Dissertation, welche den Berührungen des materiellen und des Seelenlebens sowie den wechselseitigen Forderungen und Störungen nachforschen sollte. Schiller schrieb die Abhandlung deutsch und übertrug sie dann ins Lateinische; nur ein Teil des ersten Kapitels hat sich in der deutschen Fassung erhalten, der Rest und die ganze lateinische Ausarbeitung ist schon in sehr früher Zeit verloren gegangen, so daß der Verfasser selbst um 1790 nichts mehr davon ausfindig machen konnte.

[1] Göritz berichtet auch von einer gnädigst befohlenermaßen verfertigten Komödie auf das Geburtsfest der Hohenheim, worin Schiller die akademische und die Universitätsfreiheit nebeneinander stellte. Der Intendant Seeger, welchem die Arbeit zur Zensur vorgelegt werden mußte, gab sie Schiller wiederholt mit dem Befehle zurück, das Leben auf der Akademie mehr ins Licht und das auf Universitäten in desto schwärzern Schatten zu stellen. Der Kontrast wuchs zwar mit jeder neuen Umarbeitung, aber immer zu gunsten der Universitäten. Ob diese Komödie zur Aufführung gelangte, wird nicht erzählt.

Der Herzog ließ die Schrift von den Professoren der medizinischen Fakultät prüfen und begutachten. Das Urteil fiel ungünstig aus. Professor Klein tadelte scharf, daß der Schüler den „unsterblichen v. Haller" und den „fleißigen Cottunium" so sehr angegriffen. Aus den Einwürfen des Professors Consbruch ist zu ersehen, daß der Studiosus annahm oder gar behauptete, die Seele gelange erst während der Geburt in das Kind. Klein, Consbruch sowie der Professor Reuß kamen jedoch in der Anerkennung der fleißigen Arbeit und der „guten Gaben" des Eleven überein, und Klein schloß sein Gutachten mit den Worten: „Übrigens gibt die feurige Ausführung eines ganz neuen Planes untrügliche Beweise von des Verfassers guten und auffallenden Seelenkräften, und sein alles durchsuchender Geist verspricht nach geendeten jugendlichen Gärungen einen wirklich unternehmenden nützlichen Gelehrten".

Nachdem Herzog Karl diese Gutachten und Schillers Probeschrift gelesen, schrieb er dem Intendanten der Akademie d. d. 13. November 1779: „... Die Disputation des Reinhards aber solle nicht gedruckt werden und so auch diejenige von dem Eleven Schiller nicht, obschon Ich gestehen muß, daß der junge Mensch viel schönes darinnen gesagt — und besonders viel Feuer gezeigt hat. Eben deßwegen aber und weilen solches wirklich noch zu stark ist, denke Ich, kann sie noch nicht öffentlich an die Welt ausgegeben werden. Dannenhero glaube Ich, wird es auch noch recht gut vor ihm sein, wenn er noch ein Jahr in der Akademie bleibt, wo inmittelst sein Feuer noch ein wenig gedämpft werden kann, so daß er alsdann einmal, wenn er fleißig zu sein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann."

Auf diese Stelle hin hat man den Herzog zu einem Propheten gestempelt, der die einstige Größe seines Akademie-Eleven schon damals vorausgesagt. Bei genauerm Hinsehen schrumpft die ganze Prophezeiung dahin zusammen, daß Serenissimus die Notiz des Professors Klein lediglich, und gerade nicht sehr geschmackvoll, ummodelte.

Unrecht war der unreifen Arbeit gewiß nicht geschehen, die Jugend hatte sich darin allzu geschäftig mit dem Wort gezeigt, aber den Verfasser traf der Bescheid hart genug; die Hoffnung, endlich hinauszukommen an die Luft, an die Freiheit, nach der er sich so sehr sehnte, war vereitelt.

Die alljährlich um diese Zeit stattfindenden Prüfungen begannen diesmal (1779) am 29. November und endigten am 12.

Dezember. Für Schiller brachten sie vier Preise — in der praktischen Medizin, in der Materia medica, der Chirurgie und in der deutschen Sprache. Da verschiedene seiner Mitschüler durch ihre Leistungen gleichen Anspruch an die Auszeichnung hatten, mußte Schiller abermals wegen der darauf entfallenden Medaillen losen; das Geschick war ihm günstig, und es entging ihm von den vier nur die eine für die deutsche Sprache, welche dem Eleven Elwert zufiel. Die Übergabe der Medaillen an die Prämiierten fand, wie immer, am Stiftungstage der Militärakademie (14. Dezember) statt.

Die Prüfungen hatten ihr Ende erreicht, und die gesamte Akademie war schon der Rede gewärtig, mit welcher der Herzog den Prüfungsschluß auszuzeichnen pflegte, als Nachricht kam, der Herzog von Weimar sei eingetroffen und wünsche der Schlußfeier anzuwohnen. Er kam nicht allein, Goethe war mit ihm; sie befanden sich auf der Heimreise aus der Schweiz. Vor so erlauchtem Publikum hatte sich Herzog Karl bisher noch nicht hören lassen, er nahm nun in der Eile noch einige auf den hohen Besuch bezügliche Änderungen in seiner längst fertigen Rede vor und machte seine Sache gut. „Der Herzog von Weimar und Goethe waren mit der Rede sowie überhaupt mit der ganzen Feierlichkeit wohl zufrieden", erzählt v. Hoven (woher er es nur gewußt haben mag?), „und mit Vergnügen folgten sie der Einladung zu der akademischen Hauptfeierlichkeit zur Feier des Stiftungstages der Akademie."

Um 10 Uhr morgens entwickelte sich dann vom alten Residenzschloß aus jener Prachtzug, der für die Eleven sowohl als für ganz Stuttgart eine Merkwürdigkeit bildete. — Voraus ein Hoffurier mit zwei Hoflakaien, in drei zweispännigen Wagen der Kammerherr, Kammer- und Hofjunker von der Aufwartung, der General- und Flügeladjutant du jour und der Oberstallmeister, ein Rittmeister mit der Hälfte der dritten Eskadron der herzoglichen Leibgarde zu Pferde, ein Hoffurier mit vierundzwanzig Hoflakaien und acht Läufern, dann der Kammerfurier und zwei Stallmeister, dann die Hauptsache des Ganzen: der mit acht Pferden bespannte herzogliche Staatswagen und darin der erhabene Stifter. Um den Wagen herum ein Leutnant und zwölf Mann von der herzoglichen Leibgarde, zusammen also dreizehn, hinterher das herzogliche Leibtrabantenkorps mit seinen Chefs, weiter vierundzwanzig Mann vom herzoglichen Leibkorps, „zwei Offiziers mit sechs Noblegardes, die sämtlichen Leib- und ordinären Edelknaben, zwei Kammertürken", zwei Kammerhusaren und vier Leibheiducken, zum Schluß die

andre Hälfte der eingangs erwähnten Leibgarde zu Pferde. Man denke sich das Ganze recht bunt, selbstverständlich in größter Propreté, hier und da etwas mit Tigerfellen Behängtes darunter, und man hat ein Bild des Faschingszuges, in welchem den Prinzen Karneval zur Abwechselung ein Landesvater in Person darstellte.

Am Thore der Militärakademie wurde Serenissimus von dem Intendanten, sämtlichen Offizieren und Professoren empfangen und nach der Akademiekirche geleitet, allwo der Oberhofprediger eine Rede hielt. Goethe wohnte dem Gottesdienst bei, und „es hieß, daß ihm die Predigt wohl gefallen habe, ob sie gleich da und dort getadelt wurde", wie v. Hoven erzählt. Nach Beendigung der kirchlichen Feier verfügte sich Se. herzogliche Durchlaucht mit ihrem ganzen bunten Gefolge wieder nach dem Residenzschlosse zur Mittagstafel, Karl August, Goethe und der von Mannheim herübergekommene Freiherr v. Dalberg waren unter den Gästen.

Nach 4 Uhr nachmittags begab sich der erhabene Stifter mit seinem Besuch in gleichem Aufzuge wie am Morgen in den weißen Saal des neuen Residenzschlosses, wo der ganze Hof, die Militärakademie nebst ihren Vorgesetzten wie auch eine Menge einheimischer und fremder Zuschauer bereits versammelt waren. Der Professor Consbruch hielt die Festrede. Nach deren Beendigung verlas der Akademiesekretär die Namen der Zöglinge, welchen Prämien zugesprochen waren, der Intendant v. Seeger überreichte die silbernen Medaillen seinem Herzog, der zur Rechten Karl August, zur Linken Goethe hatte und den auf den Namensaufruf herantretenden Eleven ihre Preise aushändigte. Schiller war also diesmal wirklich unter den Glücklichen, deren Verdienst auch das Los anerkannte; er durfte, und das mag in seinem Sinne der Handlung eine höhere Weihe gegeben haben, die Prämien unter den Augen Goethes empfangen, außerdem wurde ihm die Gnade zu teil, der herzoglichen Durchlaucht Rockzipfel küssen zu dürfen. Den Schluß der Preisausteilung machte eine Danksagungsrede im Namen aller Prämiierten, welche der Zögling v. Mandelsloh hielt.

Der hohe Tag ging zu Ende, die fürstlichen Gäste reisten weiter, der gewohnte Unterrichtsgang begann wieder, und Schiller hatte Muße, sich mit der Enttäuschung abzufinden. Er sah sich (wie er annahm, ohne rechten Grund) verurteilt, noch zwölf lange Monate hinter den Mauern der Akademie zu schmachten. Da flammte sein innerer Groll auf, und wieder warf er sich der Dichtkunst, die er seinen medizinischen Studien bisher nachgesetzt, in die Arme. Von

neuem fing er an, die Dichterheroen des klassischen Altertums mit Eifer zu studieren. Er hörte die Vorlesungen des Professors Drück über Virgil, und diese erneuerte Beschäftigung mit dem römischen Epiker führte ihn zur Übersetzung vom „Sturm auf dem Tyrrhenischen Meer". Die Episode erschien im 11. Stück des „Schwäbischen Magazins" von 1780, der Herausgeber fügte die Note hinzu: „Probe von einem Jüngling, die nicht übel geraten ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer!"

Zu Anfang des Jahres 1780 warf das Steckenpferd, das der Herzog nun seit acht Jahren ritt, wieder ein Füllen zu Ehren Franziskas; der Reichsgräfin Geburtstag nahte heran und sollte, wie gewohnt, in der Akademie gefeiert werden. Als Thema der Festrede bestimmte der Fürst: „Die Tugend in ihre Folge betrachtet". Der Eleve Schiller „legte diese Rede unterthänigst ab". Hierin wieder dieselben Motive, die in der Rede des Jahres zuvor und in dem Eingang der „Philosophie der Physiologie" schon Verwendung gefunden hatten, recht viel von Glückseligkeit und zum Schluß etwas von der Asche der Erhabenen und von Thränen. Schiller mochte wohl denken, das sei gut genug für den großherzigen Wohlthäter und dessen tugendsame Freundin. Wer sich durch diese Stücke durchgearbeitet, den überkommt es wie eine Befreiung, endlich aus der Region der kommandierten und zensierten Schülerrhetorik heraus zu sein.

Am 11. Februar, zum Geburtstage des Herzogs, führten die Akademisten den Goetheschen „Clavigo" auf, Schiller übernahm die Titelrolle und spielte sie — abscheulich. Was rührend und feierlich sein sollte, war kreischend, strotzend und pochend; Innigkeit des Gefühls und Leidenschaft drückte er durch Brüllen, Schnauben und Stampfen aus, kurz — sein ganzes Spiel war die vollkommenste Ungebärdigkeit, bald zurückstoßend, bald lachenerregend. In der Unterredung mit Beaumarchais, wo der Dichter vorschreibt: „Clavigo bewegt sich in höchster Verwirrung auf seinem Sessel", fuhr Schiller in so wilden Zuckungen auf dem Stuhl herum, daß die Zuschauer lachend erwarteten, er werde herunterfallen. — Petersen berichtet als Augenzeuge über diese Vorstellung, aber was beweist der verunglückte Versuch? Nicht einmal so viel, daß Schiller kein Talent zum Schauspieler gehabt, und dessen könnte sich die Nachwelt ja getrösten — sondern nur, daß ihm die Routine fehlte, und gerade diese Rolle bedarf eines sehr routinierten Spielers. Ob er sie, die ihm so schlecht wie möglich lag, wirklich ge-

wählt oder nur aus Gutmütigkeit aufgenommen, weil sie übriggeblieben und kein andrer sie mochte, darüber findet sich nichts. Das letztere zu vermuten, liegt jedoch nahe, denn dem Dichter des „Eroberer" ist eher zuzutrauen, daß seine Wahl auf die Rolle des Beaumarchais gefallen sein würde. Die Verstimmung Schillers über den Mißerfolg mußte im Verhältnis zu dem sicherlich nicht geringen Eifer stehen, den er auf das Studium seiner Partie verwendet.

Weitere ernste, traurige Tage kamen. Am 13. Juni starb der Bruder v. Hovens, dem Dichter gleichfalls ein lieber Freund, als Schüler der Akademie, wo er Jura studiert hatte. Von dem Todesfalle wurde Schiller mächtig ergriffen, er schrieb die „Leichenphantasie". Aber nicht allein diesem Anlaß entnahm das düstere Gemälde voll herber Kontraste seinen Ursprung, sondern auch dem eignen Gram, den der junge Mensch in seiner Brust aufgehäuft fühlte, und dem er in einem an den Vater des Verstorbenen gerichteten Briefe unverhohlenen Ausdruck gab. An seine Schwester Christophine schrieb der im Innersten gequälte Bruder einige Tage später (am 19. Juni): „Mit Mühe, mit schwerer Mühe hab ich mich aus Betrachtungen des Todes und menschlichen Elends herausgearbeitet.... Das Leben war und ist mir eine Last geworden.... Ich freue mich nicht mehr auf die Welt, und ich gewinne alles, wenn ich sie vor der Zeit verlassen darf. Ich bitte dich, Schwester, wenn es geschehen sollte, so sei klug und tröste dich, und tröste deine Eltern.... Du weißt nicht, wie ich so sehr im Innern verändert, zerstört bin. Auch sollst du's gewiß niemals erfahren, was die Kräfte meines Geistes untergräbt."

Wenige Tage nach dem letzten Briefe rief der Befehl des Herzogs Schiller an das Krankenbett seines Freundes Grammont, Sohn eines Geistlichen aus Mömpelgard. Dieser Eleve war „durch religiöse Grübeleien in Disputirsucht und von hypochondrischer Furchtsamkeit und Zweifelsucht und Schwäche seines Gehirns bis zu einem kleinen Grade des Wahnwitzes gelangt". Schiller hatte die Krankheit schon am 11. Juni erkannt, als der Hypochondrist einen Schlaftrunk von ihm verlangte und ihm schließlich eingestand, daß er Selbstmord begehen wolle. Der Herzog interessierte sich auf das lebhafteste für die Heilung des Unglücklichen, und die Eleven Klieninger, Schiller, v. Hoven, Jacobi und Liesching mußten abwechselnd bei ihm wachen und ihre Beobachtungen in Rapporten niederlegen. Wie ein im Königlichen Staatsarchiv zu Stuttgart

aufbewahrter Brief an den Intendanten v. Seeger ergibt, kam Schiller bei der Gelegenheit auch noch in einen falschen Verdacht, wegen dessen er sich mit Energie rechtfertigt.

Was das Schicksal dem Mediziner von der Nachtseite der Menschennatur zeigte, blieb dem Geiste des Dichters unverloren, es wurde ihm als wertvolles Inventarstück einverleibt.

Der an den Eleven herantretende Ernst des Lebens gestattete der Überreiztheit des Gemütes glücklicherweise nicht lange, sich an und durch sich selber großzuziehen. Die Prüfungszeit der Akademie nahte heran, Schiller hatte an seine Arbeiten zu denken, welche dem Austritt aus der Anstalt vorausgehen mußten. Als Themata der von ihm für diesen Zweck verlangten Streitschrift schlug er vor: „Über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ und „Über die Freiheit und Moralität des Menschen“, hinzufügend, die erste Materie lasse sich sehr physiologisch abhandeln; demgemäß wurde ihm auch deren Bearbeitung aufgetragen und außerdem die Abfassung einer lateinischen Abhandlung: „Über den Unterschied der entzündlichen und der Faulfieber“, von ihm verlangt. Er entledigte sich seiner Aufgabe hinsichtlich der ersten Abhandlung zu Dank der Prüfungskommission, welche deren Veröffentlichung nach vollzogener Umänderung einiger Stellen in einem Gutachten vom 17. November 1780 befürwortete, während sie den Faulfieberaufsatz, als zu oberflächlich gearbeitet, für noch nicht reif zum Drucke erklärte.

Begegnet dem Leser in diesem „Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“ auch wieder zu Eingang die „Glückseligkeit“, so überraschen doch einzelne, gegen die frühern Aufsätze sichtbaren Fortschritt bekundende Stellen. Von besonderer Bedeutung erscheinen die in § 22 niedergelegten Beobachtungen, welche als Belege dafür dienen sollen, daß „jeder Affect so zu sagen seinen eigenthümlichen Dialect hat“; sie kommen aus dem Geiste eines Dichters und speziell eines dramatischen Dichters. Den Forscher und Denker kennzeichnet das ausgesprochene Bedauern, daß der Schlaf ein Drittel des Lebens wegnehme und den Menschen verhindere, in einem Zustand ununterbrochener Intensität fortzudenken, jede Idee in ihre letzten Elemente zu zerfasern und jede Erscheinung bis zu ihren verhohlensten Quellen zu verfolgen. Den Schalk endlich zeigt die Stelle, die der Verfasser zum Gaudium der mit ins Geheimnis gezogenen Kameraden aus seinen „Räubern“ aushebt und als dem „Life of Moor, Tra-

gedy by Krake, Act V, Sc. I“ entnommen bezeichnet, und das Schlußwort des Ganzen: „Wir legen itzo manches Buch weg, das wir nicht verstehen, aber vielleicht verstehen wir es in einigen Jahren besser“. Das war sicherlich für die Herren Professoren gesagt, die der „Philosophie der Physiologie“ das Placet verweigert hatten.

Mit dieser Schrift, welche — eine nur den besten Probearbeiten zu teil gewordene Auszeichnung — bei Cotta, Hof- und Kanzleibuchdrucker, auf Kosten des Herzogs im Druck erschien, nahm Schiller glänzenden Abschied von der Anstalt, in der er nun acht Jahre verbracht hatte.

Eine öffentliche Verteidigung der Schrift scheint dem jungen Arzte erlassen worden zu sein, dagegen trat er selbst in einer lateinischen Disputation als Opponent gegen einen Professor auf. Ein junger Musiker, Streicher, der in den nächsten Jahren im Leben Schillers eine hervorragende Rolle spielte und dieser Prüfung (1780) anwohnte, berichtet darüber (in seinem Buch „Schillers Flucht aus Stuttgart“) sowie über den großen Eindruck, den der Opponent trotz seines rötlichen Haares und seiner einwärts gebogenen Kniee auf ihn gemacht. Der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirn hervorleuchtete, die schön geformte Nase gaben dem Gesichte etwas Imponierendes, und wenn der Sprechende in lebhaftere Opposition geriet, dann überflog ein Lächeln seine Miene, und in raschem Wechsel schlossen und öffneten sich seine Augenlider. War ihm die Opposition ein Spiel, oder regte sich hier der Satiriker?

Bei dem Abendessen, das dem Aktus folgte, blieb der im Saal umhergehende Herzog Karl am Stuhle Schillers stehen, stützte den Arm auf die Lehne und sprach lange mit seinem Zögling. Dieser behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponierte.

Das war am 14. Dezember 1780; am folgenden Tage trat Schiller aus der Akademie aus als Medikus bei dem Grenadierregiment Augé, mit ihm sein Freund v. Hoven als Arzt am militärischen Waisenhause zu Ludwigsburg.

---

6. Die Lehrjahre und die erste Zeit der Freiheit.

So waren denn die Thorflügel der Akademie hinter ihm zugefallen, Schiller war frei, war versorgt. Wie frei, wie versorgt, wird sich bald zeigen — der Faden, an welchem der Vogel flattern konnte, war etwas länger als bisher, allein der Vogel blieb angebunden.

Einige Notizen über die Lehrzeit sind noch nachzutragen. „Was Schillers sittliche Aufführung während des Aufenthaltes in diesem Institut betrifft, so erinnere ich mich", sagt v. Hoven, „von seiner Seite keines Vergehens gegen die Gesetze, das die Vorgesetzten zu ahnden Ursache gehabt. Freilich kostete es ihm bei der Lebhaftigkeit seines Geistes und bei seiner natürlichen Liebe zur Freiheit viel Selbstüberwindung, sich immer in die eingeführte streng militärische Ordnung zu fügen; aber Energie des Charakters und seine mehr nach innen als nach außen gerichtete Thätigkeit machten ihm diese Selbstüberwindung weniger schwer." — Manchmal zwar entschlüpfte er, wie berichtet wird, während der letzten Studienjahre abends oder in andern Freistunden mit einigen Vertrauten, um draußen in der Welt Menschenthun und -Treiben zu beobachten, und wurde vielleicht auch manchmal dabei erwischt. Ganz ohne böse Noten ging es wohl nicht ab, aber „Billets" scheint er, außer den früher erwähnten, nicht mehr erhalten zu haben. Zuweilen geriet er mit einem der zur Aufsicht bestellten Unteroffiziere in Streit, wußte aber gewöhnlich durch einen witzigen, oft sarkastischen Einfall, der glücklicherweise von dem Aufseher selten, desto besser jedoch von den Mitzöglingen verstanden wurde, die Sache abzubrechen.

In den Aufzeichnungen Charlottens v. Schiller heißt es: „In der Akademie wurde Schillers Gesichtskreis erweitert, und seine Ansprüche an Bildung für die Welt erwachten. Aber indem

er diesem Zweck entgegenging, verlor sich der Blick in die Natur, mit der er gelebt hatte. Dennoch ging in den großen weiten Sälen, die die Zöglinge selten oder nur verließen, wenn sie ins Freie kamen, um die Glieder wie Maschinen zu bewegen, der rasche Trieb der Jugend, ins Unerreichbare zu streben, nicht unter." — Nach Charlotte v. Wolzogen äußerte Schiller selbst im reifern Alter, daß die Vielseitigkeit der Ausbildung, die sich viele andre Zöglinge in der Akademie erworben, gerade für ihn verloren gegangen sei. Ein Kommandowort konnte den innern Kreislauf seiner Ideen nicht fesseln. Von einem Lehrsaal in den andern folgte ihm seine Bilderwelt, und die Worte des Lehrers wurden oft nur unwillig vom Gedächtnis aufgenommen. — Es mag immerhin sein, daß die jungen Leute, die zum Soldaten sich bestimmten, dort lernten, dem Worte zu gehorchen; aber der Künstler, der Geschäftsmann, der im höhern Sinne nicht nach Stunden, sondern nach Thaten sein Leben berechnet, fühlte die ganze Last der Einrichtung als ein tyrannisches Verhältnis. — Alle körperlichen Übungen, Reiten, Fechten, Schwimmen, Tanzen, wurden geübt[1]; aber da alles sich nach dem Befehl des Aufsehers zu richten hatte, wurde der ganze Zweck verfehlt, alles in die Schranken militärischer Übung hineingezwängt, der freie Gebrauch des Geübten nicht gestattet. Kommandierte der Aufseher zu einer andern Beschäftigung oder in den Lehrsaal, so hatte man sich zu fügen. — Mangel an freier Bewegung führte Krankheitsanlagen herbei, die das Leben mancher Zöglinge trübten und abkürzten. Auch die Unfähigkeit mehrerer Aufseher, ein reines Urteil über die Fähigkeiten und die Moralität der Knaben fällen zu können oder zu wollen, nährte ein dumpfes Gefühl erlittener Ungerechtigkeit. Viele ausgezeichnete Lehrer erhielten aber die reine Empfindung der Achtung und Liebe in den jungen Gemütern, und die gute Natur warf die widrigen Eindrücke wieder aus. Durch häufige persönliche Gegenwart suchte der Herzog das Selbstgefühl in den Zöglingen zu wecken und zu nähren (so stellte sich Schillers Schwägerin, Frau v. Wolzogen, die Sache vor), durch Unterredungen mit ihnen veranlaßte er sie zu anständiger Äußerung. Er zeigte seine wissenschaftlichen Kenntnisse gern.

Soweit die Frau v. Wolzogen. Die wissenschaftlichen Kenntnisse Sr. Durchlaucht standen in manchen, wo nicht in allen Fächern

---

[1] Wie schlecht Schiller als Tänzer bestand, ist früher erwähnt.

auf außerordentlich schwachen Füßen, das war ein öffentliches Geheimnis unter den Akademisten. Gleichwohl wollte der Herzog bei den Zöglingen damit glänzen; er warf Fragen auf, die sie beantworten mußten, veranlaßte gelehrte Streite, und indem er hin und wieder billigte oder tadelte, gab er zu verstehen, was er davon wußte — und nicht wußte. So hatte eines Tages ein Schüler bei der befohlenen Lösung einer mathematischen Aufgabe sich dermaßen blamiert, daß ihm der Fürst zornig zurief, er solle sich zum Teufel scheren und Ludwig v. Wolzogen an die Tafel lassen. Der Genannte hatte indessen gar nicht aufgepaßt und bestieg den Katheder mit der sichern Erwartung eines ähnlichen Schicksals. Da fiel ihm ein, der Herzog, der von der Mathematik sehr wenig verstand, werde wohl zu täuschen sein, wenn er es nur an der gehörigen Dreistigkeit nicht fehlen ließe. Ohne Umstände fing er also an, zu malen und zu beweisen, bis er endlich durch eine ganze Armee von Sinus- und Kosinusquadraten zu einer so einleuchtenden Schlußgleichung gekommen war, daß dem Klassenlehrer und allen Mitschülern die Haare zu Berge standen; Herzog Karl aber, stolz, ein solches Genie auf seiner Schule erzogen zu haben, stellte ihn der ganzen Klasse als Muster vor (Wolzogens „Memoiren").

Den allgemeinen Wert der Militärakademie hat Schiller in seinem Briefe vom 17. März 1794 (von Stuttgart aus) an Körner in folgenden Worten anerkannt: „Die Militärakademie ist jetzt aufgehoben; und dies wird mit Recht beklagt, obgleich sie nicht mehr in ihrer Blüte war. Außer den beträchtlichen Revenüen, welche Stuttgart daraus zog, hat dieses Institut ungemein viel Kenntnisse, artistisches und wissenschaftliches Interesse unter den hiesigen Einwohnern verbreitet, da nicht nur die Lehrer der Akademie eine sehr beträchtliche Zahl unter denselben ausmachen, sondern auch die meisten subalternen und mittlern Stellen durch akademische Zöglinge besetzt sind. Die Künste blühen hier in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade; und die Zahl der Künstler, darunter einige keinem der Eurigen etwas nachgeben, hat den Geschmack an Malerei, Bildhauerei und Musik sehr verfeinert."

Über den Wert der Akademie für seinen eignen Bildungsgang sagt er in der Ankündigung der „Thalia": „Herzog Karls Bildungsschule hat das Glück mancher Hunderte gemacht, wenn sie auch gerade das meinige verfehlt haben sollte", und in dem Briefe

an Körner vom 3. Juli 1785: „Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals zernichtet.“

Wird die Summe dieser Bemerkungen gezogen, so ergibt sich, daß Schiller der Karlsakademie niemals irgendwelches besondere Verdienst um seine Ausbildung je zugestanden hat, und alle die schönen Redensarten, welche dahin zielen, die Entfaltung des Schillerschen Genius als eine spezielle Leistung dieses Instituts geltend zu machen, entstammen dem Gebiete des Lokalpatriotismus. Die Akademie konnte tüchtige Beamte, tüchtige Juristen, vielleicht auch tüchtige Mediziner ausbilden, die Normann und Mandelsloh sind dafür Beweise; auch Künstlern und Musikern leistete sie Vorschub, allerdings nicht um ein Billiges, denn der Herzog nutzte diese sehr aus — aber Genies auszubrüten, dazu fehlte Sr. Durchlaucht doch das Rezept, und daß sie den Schillerschen Geist nicht ruiniert hat, beweist nichts für die Güte der Einrichtungen, sondern alles für die Stärke dieses Geistes. Ohne Schiller würde freilich das Andenken der Karlsakademie in sehr beschränkten, vielleicht nur in Fachkreisen noch fortleben, wer aber ihr Lob und das ihres sogenannten erhabenen Stifters singen will, der möge sich dennoch ja nicht auf Schiller als Exempel berufen.

Wie ganz anders hätten diese acht Lebensjahre für den einstigen Dichter ausgenutzt werden können, wenn nicht der Zwang auf ihnen gelastet. Wie ganz anders war der Bildungsgang Lessings! Auch er hatte einen strengen Vater, aber da kein Herzog Karl sich hineinmengte mit despotischer Wohlthätigkeit, blieb ihm dasjenige, dessen die große Seele am nötigsten bedarf, die Freiheit zur Zeit der geistigen Entwickelung.

Was der Herzog bis zu dem Moment, mit welchem das vorige Kapitel abschloß, für Schiller gethan, war wenig; die Akten sollen belegen, daß das, was er weiter für ihn (besser gesagt, gegen ihn) that, noch schlimmer war.

Karl Eugen hatte dem Hauptmann Schiller versprochen, er wolle seinen Sohn, wenn dieser sich der Medizin widme, gut versorgen. Diesem Versprechen gemäß hatte er ihn jetzt bei dem Grenadierregiment Augé als Medikus ohne Portepee, denn er war ja nicht Doktor — die Militärakademie konnte damals den Doktorgrad noch nicht verleihen —, mit der Besoldung eines Regimentsfeldschers, monatlich achtzehn Gulden Reichswährung, angestellt.

Dreihundertundsiebzig Mark Jahresgehalt, das war also die gute Versorgung! [1]

Der größere Teil besagten Grenadierregiments Augé bestand aus armseligen Invaliden, die in geflickten Uniformen durch die Straßen Stuttgarts schlichen. In der Uniform eines Subalternen, eines Feldschers, sollte auch Schiller gehen, das war ihm empfindlich, und wer wollte es ihm verdenken! Er hatte die Medizin studieren müssen, eine hervorragende Probeschrift geliefert und fühlte sich als Dichter; manche seiner Kameraden waren als Offiziere angestellt. — Sein Vater hoffte, Rat schaffen zu können. Er sandte einen Brief an den durchlauchtigsten Herzog, der zu charakteristisch für die ganze Situation ist, als daß er nicht seinem vollen Wortlaute nach hier angeführt werden sollte. Der alte Hauptmann schrieb d. d. 17. Decembris 1780: „Die vorgestern Abends erhaltene Nachricht von der noch unerwarteten allergnädigsten Placirung meines Sohnes hat mich und die meinigen zu heißen Thränen des Dankes gegen Gott und Euer Herzogliche Durchlaucht gerührt und ganz trunken vor Freude (mehr konnte Durchlaucht wahrlich für die achtzehn Gulden nicht verlangen) habe ich mich gestern nach Stuttgart begeben, in der wärmsten Absicht, durch ungesäumte Anschaffung zweier anständigen ganzen Kleidungen diesen meinen Sohn zur unterthänigsten Präsentation und Erscheinung im Publico in den Stand zu setzen. Nach der Parade, da schon die Kleider in Arbeit gewesen, erfuhren wir, daß Euer Herzogliche Durchlaucht gnädigst befohlen hätten, mein Sohn solle die Uniform eines Regimentsfeldscherers tragen. Eine solche bis heute Mittag zu verfertigen, das wollte unter etlichen Schneidern keiner übernehmen, ich werde sie aber heute so gewiß bestellen lassen, daß sie bis morgen Mittag fertig ist. Da ich aber mit den beiden andern Kleidern, in deren einem er sich heute hätte sehen lassen können, in der besten väterlichen Absicht, einen Aufwand von 120 Fl. gemacht: so erkühne ich mich, andurch Euer Herzogliche Durchlaucht tief unterthänigst zu bitten, daß mein Sohn außer seiner Verrichtungen

[1] Man muß zugeben, daß Karl Eugen seinem Eleven die ersten Schritte auf der Bahn, ein großes Subjectum zu werden, nicht allzusehr erleichterte. Er hatte doch bessere Stellen zu vergeben. Ein andres, nach des Herzogs damaliger Ansicht jedenfalls viel größeres Subjectum, der spätere Minister v. Normann (im Dezember 1772 in die Akademie eingetreten und 1778 bereits entlassen), wurde sofort als adliger Regierungsrat mit 400 Gulden Gehalt und freier Tafel bei Hof angestellt.

beim Regiment, bei dem Bestreben nach einer Praxi in der Stadt oder auf dem Lande, diese Kleider anziehen darf. In der freudigsten Hoffnung, daß ich morgen das gnädigste Angesicht Euer Herzoglichen Durchlaucht anschauen und sodann den höchsten Dank für alle mir und meinem Sohn erwiesene übergroße Gnade nach Vermögen erstatten darf, bin ich in der tiefsten Erniedrigung rc."

Die väterliche Schlauheit, die tiefste Erniedrigung, die jämmerliche Lüge von der freudigen Trunkenheit, die ganze Kriecherei brachten weiter nichts zuwege als die gleich am folgenden Tage ergangene herzogliche Resolution, brevi manu auf den Brief geschrieben: „Sein Sohn soll Uniform tragen". Schiller sollte also nach durchlauchtigstem Befehl absolut nur Feldscher sein, nichts andres.

Wie die Uniform und der Arzt in derselben aussah, darüber hat Scharffenstein in seinen Aufzeichnungen berichtet: „Die Stunde, wo er auf der Parade sich präsentirte, war auch die erste des Wiedersehens. Wie gram war ich dem Dekorum, das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umfassen! Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in die Uniform, damals noch nach dem alten preußischen Schnitt und vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei steife, vergipste Rollen, der kleine militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine sehr schmale, roßhärne Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den, den weißen Gamaschen unterlegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder von einem größern Diameter als die in die knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Gamaschen, die ohnedies mit Schuhwichse sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch." Zu solcher Karikatur war die äußere Gestalt des Dichters, dessen Geist bereits den Blick nach dem Ideale der Schönheit richtete, durch fürstliche Willkür verunziert.

Wir Nachgebornen müssen uns damit trösten, daß die gesamte württembergische Armee so aussah, sonst würden wir durch den Gedanken an die Mißform, in welcher Schiller sich darstellte, nachträglich genötigt, zu erröten. Auch wurde des Herzogs alberne Soldatenspielerei schon damals mit dem gebührenden Hohn abgefertigt. Die Beinkleider der Soldaten waren, wie Maubert boshaft erzählt, so gemacht, wie man sie für einen Affen zuschneiden würde, um ihn an seinen Sprüngen zu verhindern, ohne ihn an die Kette

zu legen. Die Gamaschen wurden mit zwei Pappen gefüttert, wovon die eine, am Schienbein angebracht und bis über das Knie sich erstreckend, zu fortwährendem Steifhalten des Beines zwang, während die hintere das Aussehen der Waden vergrößerte. Die Kopfbedeckung der Soldaten mußte vorschriftsmäßig an den Zopf angebunden werden, weil sie sonst heruntergefallen sein würde. „Unglücklich ist der Soldat, der im Winter beim Glatteise ausglitschet; ausgestreckt wie ein Frosch, aus'm Ganzen vom Gurte bis unten, kann er sich blos wälzen. Ich habe dergleichen in den Straßen von Stuttgart gesehen, die von ihrem Falle weder eine Wunde noch Zerquetschung erlitten hatten und dennoch nur mit Hülfe zweier Männer, die sie unter den Armen anfaßten, konnten aufgehoben werden. Ich habe oft die Unruhe der Offiziers in Gesellschaften, wo man sie zum Sitzen nötigte, belachen müssen. Sie müssen die Arme verdrehen, um den Stuhl zu fassen, den sie so lange heben, bis sie denselben unter sich bringen, alsdann, auf Gefahr, die Beine davon zu zerbrechen, wenn sie ihn falsch niedersetzen, lassen sie sich mit demselben langsam nieder, die Kniee so steif, als wenn sie den Krampf hätten."

Diese Moden und Manöver mußte auch Schiller mitmachen, aber wenn er aus seinem Dienste nach Hause kam, warf er den widerwärtigen Zwang vom Leibe, und nun erst sich Mensch fühlend, trat er seinen Freunden entgegen so, wie er heute noch vor dem Bewußtsein seiner Nation steht, die Haare kunstlos zurückgelegt, den weißen Hals entblößt, blassen Aussehens, das aber zu hoher Röte sich steigerte, sobald ein lebhafter werdendes Gespräch sein erregbares Blut rascher pulsieren machte. So traf Streicher den Dichter der „Räuber", den er sich als einen heftigen jungen Mann gedacht, bei welchem die Fülle der Gedanken, das Feuer seiner Ausdrücke, die Ansichten der Weltverhältnisse alle Augenblicke in Ungebundenheit ausschweifen müßten. Nichts von alledem; mit dem seelenvollsten, anspruchslosesten Lächeln empfing Schiller den neuen Verehrer, den ein ehemaliger Mitschüler ihm zuführte. Die schmeichelhafte Anrede wurde ablehnend und mit der einnehmendsten Bescheidenheit erwidert. Im Gespräche nicht ein Wort, welches das zarteste Gefühl hätte beleidigen können. Die Ansichten über alles, besonders aber die, welche Musik und Dichtkunst betrafen, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend und doch im höchsten Grade natürlich. Die Äußerungen über die Werke andrer sehr treffend, aber dennoch voll Schonung und nie ohne Belege.

Scharffenstein hebt das Bedeutende, Energische hervor, welches Schillers Züge auch bei geistiger Ruhe charakterisierte. Die Augenbrauen, über der Nasenwurzel einander sehr genähert und über die tief liegenden dunkeln Augen gelagert, gaben dieser Partie viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Ebenfalls sehr ausdrucksvoll war der Mund, die Lippen zwar dünn und die untere sogar hervorstehend; es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als ob die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, ein Zug, welcher der Rede in dem Empfinden des Zuhörers einen stärkern Nachdruck verlieh.

Als Schiller die Akademie verließ, war er zwar weit über mittlere, jedoch nicht von außergewöhnlicher Größe, keineswegs aber so lang, wie man ihn sich nach den überlieferten 6 Fuß 3 Zoll vorzustellen geneigt ist. Das Maß ist in Württemberger Fuß angegeben und entspricht 5 Fuß 8$^{1}/_{8}$ Zoll rheinisch oder 1,79 m.

*

Im Hause des Professors Haug zu Stuttgart, auf der jetzigen Eberhardstraße, damals der „Kleine Graben“ genannt, hatte die Witwe des 1779 verstorbenen Hauptmanns Vischer eine Wohnung inne, wovon sie ein zu ebener Erde gelegenes Zimmer mietweise an den neugeschaffenen Medikus überließ. Hier hauste er mit seinem ehemaligen Studiengenossen, dem Leutnant Kapf, zusammen, fast täglich besucht von seinem Freunde Petersen, der seit 1779 Unterbibliothekar geworden, und dem Leutnant Scharffenstein. v. Hoven kam manchmal von Ludwigsburg, Conz von Tübingen herüber. Dann ging es wohl etwas wild, aber lustig zu in der räucherigen Stube, Schiller war nicht immer so zahm, wie Streicher ihn geschildert; ein derber, kräftiger Zug, der — man kann wohl sagen: glücklicherweise — sich eingestellt hatte, zeigte, daß die innere Entwickelung des Jünglings sich normal vollzog. — Nicht weit von seiner Wohnung, in der Hauptstädter Straße, stand das Gasthaus zum Ochsen[1], hier wurde im Winter eine Manille gespielt, im Sommer die Kegelbahn besucht. Schiller schob gut und behielt für das Spiel mit den neun hölzernen Musen noch in spätern Jahren eine Passion. Ein köstliches Aktenstück hat sich aus dieser Epoche erhalten, ausgefertigt von dem biedern Ochsenwirt, eine — unquittierte „Nota über Hrn. D. Schiller und Hrn. Bibliotharius Peter-

[1] Es existiert noch; s. beifolgende Abbildung.

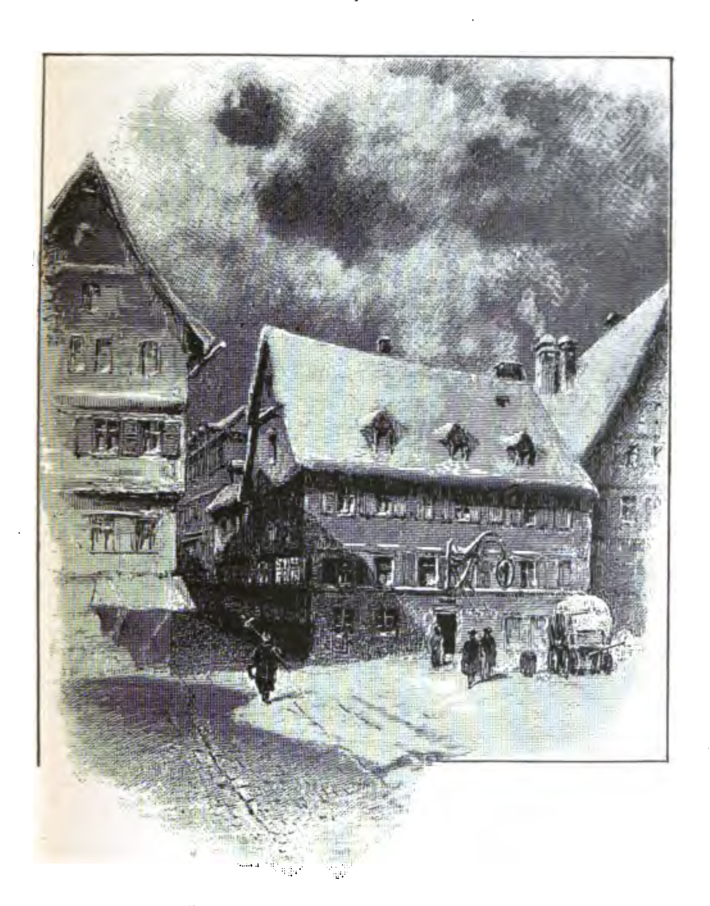
sinn", welche darthut, daß der Herr Regimentsmedikus gewöhnlich ein halbes, oft auch ein ganzes Maß Wein am Abend vertilgte.

Munter und burschikos wurden diese Kneipabende verbracht, die jungen Leute, denen die Jahre über alles versagt gewesen, hatten viel nachzuholen, daher auch der folgende Schmerzensschrei, den Schiller auf einem Zettel schriftlich zurückließ, als er einst in den Ochsen kam und niemand von seiner Gesellschaft dort antraf: „Seid mir schöne Kerls. Bin da gewesen, und kein Petersen, kein Reichenbach. Tausend sakerlot! Wo bleibt die Manille heut? Hol Euch alle der Teufel! Bin zu Haus, wenn Ihr mich haben wollt. Adies. Schiller."

Zwei= oder dreimal passierte dem poetischen Medikus das Unglück, mehr Wein zu trinken, als er vertragen konnte; enge Herzen stempelten die Ausnahme sofort zur Regel, und man war nach dem üblichen Laufe der Welt bald zur Ansicht geneigt, Schiller sei unter die mauvais sujets gegangen. Ebenso nahm man ihm seinen „stolzen" Gang sehr übel, woran vielleicht gar nur die eingeschienten Kniee und der an den Zopf angebundene Hut schuld waren, Umstände, welche dem damit Befaßten ganz besondere Rücksichten auferlegten. — „Der Regimentsmedikus Schiller schreitet daher, als ob der Herzog der geringste seiner Unterthanen sei", sagte eine Frau, an deren Fenster er oft vorüberkam.

Auch ein unziemliches Verhältnis zu seiner Hauswirtin, der Hauptmann Vischer, sagte man ihm nach. Aus vier verschiedenen Federn haben sich Charakteristiken dieser Persönlichkeit erhalten, danach war sie „eine niedliche, kleine Frau" — „ein wie an Geist, so an Gestalt verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie" — „ein gutes Weib, das, ohne im mindesten hübsch und geistvoll zu sein, doch etwas Gutmütiges, Anziehendes und Pikantes hatte" — „eine junge geistreiche Offizierswitwe"! Jetzt, nach hundert Jahren, dürfte es nicht so leicht sein, festzustellen, was denn die Frau Vischerin eigentlich war, und wer von den vier Beurteilern ihres Wesens recht hat.

Ein Blick auf die Thätigkeit des angehenden Arztes zeigt auch auf diesem Gebiete die sich gewaltsam hervordrängende Robustheit. Der Herzog hatte ihn bei dem Regiment Augé unter der ausdrücklichen Bedingung angestellt, daß er sich in bedeutenden Krankheitsfällen an den Leibmedikus Elwert als an seinen Vorgesetzten wende. Elwert schärfte ihm den herzoglichen Befehl noch besonders ein — vergebens, Schiller unterstellte sich dieser Kontrolle nicht. Reibun=



Gasthaus zum Ochsen in Stuttgart.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

gen mit dem Oberarzte blieben nicht aus, bis dieser endlich allen ihm subordinierten Militärärzten befahl, ihm ihre Rezepte vor der Ausführung einzureichen; er änderte dann nach Befund die zuweilen etwas tollkühn erfundenen und sonderbar kombinierten Medikamente Schillers ab. Einmal sollen doch mehrere am Typhus erkrankte Grenadiere durch des jungen Doktors neue, von dem Gewöhnlichen gänzlich abweichende Behandlung gerettet worden sein, die ältern Kollegen schüttelten zu solcher Kur die weisen Häupter. Das besagt nun nicht viel — Schiller selbst freilich gestand (in der Selbstrezension der „Räuber"), wenn auch scherzhafterweise, ein, daß er das württembergische Grenadierbataillon ziemlich pferdemäßig behandelt habe.

Während so das äußere Leben und die praktische Thätigkeit des Regimentsmedikus mancherlei Anlaß zu Bemerkungen boten, ging seine innere Entwickelung und seine dichterische Produktion mit starken Schritten vorwärts. Schon beginnt sich nach dieser Richtung hin Großes auf Großes zu häufen, der Druck der „Räuber" wird vorbereitet, die Sammlung der Gedichte für die „Anthologie" wird begonnen, die ersten Schritte zur Aufführung des Dramas werden gethan, dessen Umarbeitung wird unternommen, Hoffnungen erstehen und gehen unter, Aufregungen ernster, heiterer, trauriger Natur reihen sich aneinander, und dem Worte, welches den wechselvollen Inhalt dieses reichen Jahres zu schildern unternimmt, bleibt nichts übrig, als die sich oft durchdringenden und überstürzenden Ereignisse gesondert darzustellen, wenn eine Übersicht möglich werden soll. Das erste große Ereignis, womit das folgende Kapitel sich befassen wird, ist das Drama „Die Räuber".

7. Die Räuber.

Der Jahrgang 1775 von Haugs „Schwäbischem Magazin" hatte — vermutlich einige Jahre später, aber doch endlich — den Weg durch das streng bewachte Thor der Militärakademie gefunden und war in die Hände Wilhelm v. Hovens gelangt. Eine Erzählung darin gefiel ihm, er hielt den Stoff zu dramatischer Bearbeitung trefflich geeignet und machte seinen Freund Schiller, dessen Vorliebe für das dramatische Fach bekannt war (1777), darauf aufmerksam[1]. Der Kern dieser Erzählung, für deren Verfasser Schubart galt, war folgender.

Ein Edelmann hatte zwei Söhne von sehr ungleichem Charakter. Wilhelm, der eine, war verschlagen und ein Heuchler, der so oft betete, als man es sah und haben wollte; Karl hingegen, das völlige Gegenteil seines Bruders, offen, ohne Verstellung, voll Feuer, lustig, zuweilen unfleißig, machte seinen Eltern und seinem Lehrer durch manchen jugendlichen Streich Verdruß und empfahl sich durch nichts als durch seinen Kopf und sein Herz. Beide Brüder kamen auf das Gymnasium nach B. Wilhelm heuchelte dort weiter und galt für einen strengen Verehrer der Tugend, Karl erhielt das Zeugnis, ein leichtsinniger Junge zu sein! Auf der Universität führten sich die Brüder wie bisher. Karls heftiges Temperament ward vom Strom ergriffen, Wein und Liebe waren sein liebster Zeitvertreib, und von der Wissenschaft nahm er nur so viel mit, als er flüchtig erhaschen konnte. Er zeigte sich durchaus als eine von den weichen Seelen, welche der Sinnlichkeit immer offen stehen und über jeden Anblick des Schönen in Entzücken ge-

[1] So berichtet v. Hoven; trotzdem bleibt fraglich, ob er auch nur diesen geringen Anteil an den „Räubern" gehabt.

raten. Wilhelm gab von dem lasterhaften Leben seines Bruders Berichte nach Hause und zog diesem dadurch Verweise und Drohungen zu. Allein Karl war noch zu flüchtig, sich zu einem moralischen Leben zu bekehren, seine Verschwendung und übermäßige Gutherzigkeit gegen arme Studierende brachten ihn in Schulden, welche so hoch anschwollen, daß sie nicht mehr verborgen werden konnten. Dazu kam ein unglückliches Duell, das ihm die Gunst seines Vaters gänzlich entzog und ihn nötigte, die Akademie bei Nacht und Nebel zu verlassen. Die ganze Welt kam ihm wie eine Einöde vor, wo er weder Unterhalt noch Ruhe fand. Da schreckte ihn der Lärm der Trommel aus seinen Betrachtungen auf. Er ging zur preußischen Armee, und die Schnelligkeit, womit Friedrich sein Heer von einem Wunder zum andern fortriß, ließ dem Soldaten nicht Zeit, weitern Grübeleien über sich selbst nachzuhängen. Karl that immer brav und wurde in der Schlacht bei Freiberg verwundet. Er kam in ein Lazarett; das Ächzen der Kranken, das Röcheln der Sterbenden und der brennende Schmerz seiner eignen Wunde griffen ihm ans Herz. Jetzt endlich richtete sein Geist sich auf. Er sah mit ernstem Unmut auf sein bisheriges lasterhaftes Leben und entschloß sich zur Umkehr. Kaum hatte er sich etwas erholt, so schrieb er an seinen Vater einen reumütigen Brief. Umsonst! Wilhelm unterschlug das Schreiben, und Karl erhielt keine Antwort. — Es ward Friede, und das Regiment, worunter Karl stand, wurde abgedankt. Ein neuer Schlag für ihn! Doch ohne sich lange zu besinnen, vertauschte er seine Montur mit dem Kittel, trat bei einem Bauern nicht weit von dem Rittersitze seines Vaters als Knecht in Dienste und wurde ein fleißiger Arbeiter. — Einstmals im Walde mit Holzfällen beschäftigt, hörte er in der Ferne verdächtigen Lärm. Er schlich mit dem Beile in der Hand hinzu und sah, wie verlarvte Mörder seinen Vater aus der Kutsche rissen und das Messer auf seine Brust zückten; der Postillon lag bereits im Blute. Wütend stürzte der Holzknecht unter die Mörder hinein, schlug drei der Schufte nieder und bekam den vierten lebend in seine Gewalt. Er brachte hierauf den ohnmächtigen Vater wieder in die Kutsche und fuhr mit ihm seinem Rittersitze zu. Der eingefangene Mordgeselle gestand, als man in ihn drang, ein, daß sie alle vier von Wilhelm zu der Schandthat gedungen worden, weil der saubere Sohn sich auf diese Weise in den Besitz des väterlichen Vermögens habe bringen wollen. Später gab sich der Retter als den verstoßenen Sohn Karl zu erkennen und söhnte sich mit

seinem Vater aus, der den Heuchler Wilhelm verstieß und der Gnade Karls überlieferte. Dieser setzte der Kanaille einen Jahrgehalt aus, den sie in einer angesehenen Stadt verzehrte als „Haupt einer Sekte, die man die Sekte der Zeloten heißt".

v. Hovens Idee war es, an der Hand dieser Erzählung darzustellen, wie das Schicksal zur Erreichung guter Zwecke auch auf den schlimmsten Wegen führe, eine ziemlich dürftige Moral, die nur dem gutherzigen, mild ausgleichenden und alles aufs beste zurechtlegenden Gemüte Hovens genügen konnte. Wie anders faßte Schiller die Sache auf! Da trat mit einem Schlage der große Dichter, der gewaltige Geist hervor. Das Fünkchen in dieser Geschichte, welches nach einer außerordentlichen Katastrophe gerade ausreicht, um ein Feuerchen auf dem Herde der Gemütlichkeit anzuzünden, wurde in seiner Hand zur Fackel angefacht, eine Welt in Flammen zu setzen. Er machte die Räuber zur Parole des Stückes, freilich nicht die vier erbärmlichen Kerle der Novelle, sondern eine Gesellschaft Gesindel, aber Titanen darunter, manchmal roh und unflätig wie diese, aber auch wie diese kraftvoll, nicht bloß gewöhnliche Lumpe, vielmehr gesinnungstüchtige Halunken, welche über die handwerksmäßigen Pfuscher stolz emporragen.

Die erste That des Genies ist das größte Wunder. Daß Schiller mit einundzwanzig Jahren die „Räuber" vollendete, bietet eine weit mehr überraschende, erstaunlichere Thatsache, als daß er mit neununddreißig den „Wallenstein" schrieb.

Es wurde schon flüchtig angedeutet, wie der Dichter an seinem Erstlingswerke arbeitete, heimlich, verstohlen; unter mannigfachen Hindernissen und Unterbrechungen entstand es stückweise in einzelnen bald hier, bald dort der Gunst des Augenblicks und der Phantasie abgerungenen Szenen.

Was zunächst an dem Drama ins Auge fällt, die vielen Anklänge an Meisterwerke der Vorgänger, läßt auf Schillers außerordentlichen Fleiß schließen, den er — freilich nicht in Überstimmung mit den Wünschen seines „Wohlthäters" — dem Studium Shakespeares und Lessings, der Lektüre des Plutarch und Cervantes während seiner Akademiejahre gewidmet. Was aber überrascht, ist die Technik der Anlage, die schon so viel Reifes hat, daß sie öfter zu ungerechten Urteilen über den Inhalt des Stückes Anlaß geben konnte. Ein Dramatiker, welcher die Form so meisterlich zu beherrschen wußte, verführte den Leser dazu, zugleich eine reinere, vollkommnere Auffassung des Lebens von ihm zu erwarten. So-

mit ist der Tadel des letztern Moments eine um so leuchtendere Folie für das Lob des erstern.

Es ist wahr, der Aufbau des Stückes ist ein andrer, die Entwickelung des Stoffes eine andre als z. B. im Sophokleischen „König Ödipus“ oder auch in Shakespeares „Richard III.“, dem übrigens so manche Züge entlehnt wurden. Theben von unheilvoller Seuche um jeden Preis zu befreien, ist des Ödipus, um jeden Preis den Thron zu erringen, ist Richards Ziel. Darüber setzen beide Dichter den Zuschauer sofort beim Beginn ihrer Dramen ins klare. Indem sie ihm das Ziel unverhüllt und in seiner ganzen Größe zeigen, beschwören sie die bange Ahnung herauf, daß der dahin führende Weg zugleich der Weg zu gewaltigen Ereignissen sei. Damit ist die Spannung des Zuschauers erregt, und sie läßt ihn nicht mehr los bis zum Schlusse.

Von der einfachsten, aber des Erfolgs sichersten Art der Komposition, der deshalb erfolgreichsten Art, weil der Dichter den Zuschauer durch dieses Mitwissen, durch dieses Vertrautsein gewissermaßen zum Teilnehmer an der Aktion gewonnen, hat Schiller in den „Räubern“ keinen Gebrauch gemacht. Er hat mit Absicht darauf verzichtet und — wie aus der Selbstrezension der „Räuber“ hervorgeht — gerade darauf Wert gelegt, daß Weg und Ausgang des Stückes von vornherein unerkennbar seien. Deshalb hielt er den großen Verbrecher für besser verwendbar im Drama als den Tugendhaften, weil die Werke und Schicksale des letztern auf ein im voraus bekanntes Ziel losgehen, während das Ziel, welches Schicksal und Thaten dem Verbrecher bestimmen, ebenso wie der Weg dahin zu Beginn der Laufbahn ungewiß sei. Dieser Theorie folgend, geht das Prinzip des Aufbaues in den „Räubern“ darauf hinaus, den Zuschauer von Szene zu Szene in Atem zu halten, in die eine ein Motiv zu verflechten, welches die Spannung auf die folgende hervorruft.

Der reife Dichter, auf den Höhen seiner Kunst stehend und daher haushaltend mit ihren Mitteln und seiner eignen Kraft, begnügt sich mit einer Katastrophe, welche sein Werk abrundet; nicht so das junge Genie, das sich als den Besitzer unerschöpflichen Reichtums fühlt — es schaltet verschwenderisch mit seinen Gaben, verschwenderisch, aber nicht weise, das fühlt man bei der Lektüre sehr wohl heraus, denn bei aller Verschwendung schließen die „Räuber“ mit einem unaufgelösten Rest.

Man betrachte vergleichungsweise den „König Ödipus“. Durch

die Entdeckung des Verbrechers, welcher dieser Herrscher selbst ist, wird Theben von der Seuche befreit. Daß und wie Ödipus sozusagen sich selbst entdeckt, macht den Inhalt des Stückes aus, das vollkommen ausgeht, indem alle Wünsche, die zu Anfang des Dramas im Vordergrund standen, am Schlusse desselben erfüllt sind. — Nun betrachte man die „Räuber". Der Tod des Haupträubers, des Franz, schließt diese eine durch ihn angezettelte Handlung richtig ab, das ist keine Frage. — Dann kommt jedoch noch der Tod des Vaters, die Ermordung der Amalia, der Entschluß Karls, sich der Justiz zu übergeben, und zuletzt — bleibt die Räuberbande übrig. Was wird mit ihr? Die Soldaten Richards III. finden in Richmond einen andern Herrn, durch diese Wendung haben sie wieder eine Bestimmung, sie sind in den Kreis des Gewöhnlichen zurückgekehrt, für das abgeschlossene Drama indifferent geworden. Von Schillers Räuberbande läßt sich das Gleiche nicht sagen, sie hat mindestens noch die Bestimmung, gehängt zu werden, ihre einzelnen Glieder besitzen am Schlusse des Stückes noch sehr viel Fähigkeit und auch Absicht, Böses zu thun, und werden gerade in dem Zeitpunkte den Blicken entzogen, wo ihre Macht sich eben am sinnfälligsten gezeigt hat. In kurzen Worten, das Stück hat keinen Schluß. — Damit ist nun nichts Neues gesagt, Schiller wußte es selbst, in seinem Briefe über die Vorstellung der „Räuber" schreibt er: „Man hätte drei Theaterstücke daraus machen können, und jedes hätte mehr Wirkung gethan".

Ein Sichversenken in die Lektüre des Dramas muß dem Leser die Überzeugung schaffen, daß er es, so vielfach auch Anspielungen auf damalige Verhältnisse darin enthalten sind, nicht mit einem Tendenzstück, sondern mit einem Werke zu thun hat, welches in erster Reihe Kunstwerk sein will. Als der Dichter es unternahm, die „Räuber" zu schreiben, genügte er dadurch nur dem in ihm liegenden Drange, die dramatische Form zu handhaben; einen Stoff in dieser Form darzustellen, das war sein erster Zweck, sein zweiter, wenn er überhaupt vorhanden, Ideen auszusprechen, die ihm vor Beginn der Dichtung schon gekommen waren. Lediglich aus künstlerischen Interessen, in der Absicht, seinen Figuren Naturwahrheit zu geben, stattete er diese mit Einzelheiten aus, die er seiner Umgebung und dem Leben abgelauscht. Er arbeitete als Künstler, wenn auch noch nicht mit der Erkenntnis, jedoch schon mit dem Gefühl, daß die Kunst in ihrem Gebiete souverän sei, daß Handlangerdienste im Interesse einer andern Tendenz nicht zu ihren

Obliegenheiten gehören. Diese Erkenntnis kam ihm erst später, vorläufig suchte er sein künstlerisches Gefühl zwar zu wahren, aber auch mit der von damaligen Autoritäten noch gestellten Forderung: das Kunstwerk solle einen moralischen Zweck verfolgen, in einigen Einklang zu bringen. Um seinem ersten Buche den Eintritt in die Welt nicht gar zu sehr zu erschweren, trat er in der Vorrede dafür ein, seine Schrift sei unter die moralischen Bücher zu rechnen. Er verlangte aber auch ausdrücklich eine gerechte Beurteilung, er verlangte, daß der Leser die eigne Kurzsichtigkeit den Dichter nicht entgelten lasse. Übt man diese Gerechtigkeit wirklich, wenn man Schillers Persönlichkeit mit Karl Moor identifiziert? Wohl nicht. Karl Moor ist ebenso gut ein Erzeugnis der dramatischen Kunst wie Franz — die Gedanken des einen wie des andern hat des Dichters Geist ersinnen, den Gestalten vordenken müssen, somit sind sie Produkte seines Geistes, aber nicht Bilder von Teilen seines Charakters.

Als der Regimentsmedikus das Thor der Akademie passierte und seine Schülerbagage ihm nachgefahren wurde, ahnte weder die Schildwache noch der, auf dessen Befehl sie dastand, welches großartige Werk in dieser Schülerbagage vorbeigefahren werde. Auch der Vater wußte schwerlich, wozu Papier und Kiele gedient, um die der Sohn ihn in dem Briefe vom 19. Juni (1780) gebeten; wohl aber wußten es verschiedene Mitschüler. Ihnen hatte er die Szenen, wie sie fertig geworden, und sobald es die Gelegenheit erlaubte, vorgelesen, ein andermal hatte er sie sich von ihnen vorlesen lassen, um die Wirkung besser beurteilen zu können. Nachdem er die Akademie verlassen, bildete das Stück auf den Spaziergängen, welche er mit seinen Freunden Abel und Petersen machte, gewöhnlich den ausschließlichen Gesprächsstoff. Der Dichter selbst war der eifrigste, den Mängeln seines Dramas nachzuspüren, und jede Autoreneitelkeit verleugnend, nahm er den Tadel der Gefährten hin. Wie bereit er sich aber auch zeigte, ihre Ausstellungen anzuhören, so legte er bei der Ausfeilung des Stückes doch wenig Wert darauf. Endlich galt ihm das Werk für fertig, und nun genügte ihm die kleine Zahl derer, welche bisher die „Räuber" kannten, nicht mehr; er beschloß, sein Drama der Öffentlichkeit zu übergeben, und erlebte, was viele vor ihm und nach ihm erlebt haben, er fand keinen Verleger. In Stuttgart wollte kein Buchhändler auch nur die Druckkosten daran wagen; ein Versuch, den Schiller durch seinen gerade auf Reisen befindlichen Freund Petersen in Mannheim machen ließ (der beziehentliche Brief Schillers ist vom 15. April 1781),

einen dortigen Verleger für das Werk zu interessieren, schlug gleichfalls fehl. Es blieb nichts übrig, als die Publikation auf eigne Kosten zu riskieren. Der dazu auserwählte Buchdrucker traute der Sache nicht recht und verlangte, bares Geld zu sehen. Schillers Kasse reichte (bei achtzehn Gulden Monatssold) dazu nicht aus, er mußte die erforderliche Summe borgen, und ein Freund leistete Bürgschaft dafür. Der Satz begann endlich, allein — so fertig, wie sich der Verfasser sein Stück gedacht hatte, war es noch nicht. Während des Druckes wurde nachweisbar Wesentliches darin geändert, auch die ursprüngliche Vorrede durch eine neue ersetzt. Entweder schärfte die in der Druckschrift fremde Erscheinung seines Werkes Schillers kritischen Blick, oder die Bemerkungen des Buchhändlers und Hofkammerrats Schwan in Mannheim lenkten ihn auf mancherlei der Änderung Bedürftiges hin.

Diesem, der seit langer Zeit den Ruf genoß, ein Beförderer der schönen Wissenschaften, hauptsächlich des Dramas, zu sein, der auch selbst zu einer Anzahl Singspiele schon den Text geschrieben, wurden von dem jungen Dichter die Aushängebogen der „Räuber" zugesandt; so kamen sie gleich in die richtigen Hände. Schwan, sobald er die ersten sieben empfangen, lief damit voller Begeisterung zum Theaterintendanten v. Dalberg und las sie ihm „brühwarm" vor. Dalbergs Interesse für das neue Schauspiel wurde dadurch geweckt, und damit begann eine neue Epoche in Schillers Leben.

Im Sommer erschien, auf festem, gutem Papier splendid und ziemlich korrekt gedruckt, ein 222 Seiten starker Oktavband: „Die Räuber. Ein Schauspiel. Frankfurt und Leipzig 1781". Die in Kupfer gestochene Vignette in Medaillonform auf dem Titelblatt stellte eine Szene aus dem vierten Akte dar. Im Walde, bei der Kerkerpforte, liegt der alte Moor am Boden, von Hermann gehalten; daneben steht Karl, der die Räuber aus dem Schlafe donnert. Die Schlußvignette des Buches zeigt Cäsar in Charons Nachen, Brutus ist im Begriffe, einzusteigen, eine wilde felsige Gegend bildet den Hintergrund.

Der Eindruck, den das Buch in dem ruhigen, harmlosen Stuttgart hervorbrachte, war ein großartiger. Bisher hatten die Schriften eines Gellert, Hagedorn, Klopstock, Stolberg die Ernährung der Geister zu allgemeiner Zufriedenheit besorgt. Die Gedichte von Wieland galten als das Äußerste, was die Poesie in sittlichen Schilderungen sich erlauben dürfe; „Götz von Berlichingen" wurde für das ausschweifendste Produkt der Phantasie erklärt, Shakespeare

war kaum einigen Personen genauer bekannt; „Siegwart" und „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" nahmen das ganze Interesse der Leseliebhaber in Anspruch. Nun fuhr dieses Meteor glühend, mit voller Wucht hinein in die ahnungslose Gesellschaft der Hauptstadt. Was Wunder, daß da manches ängstliche ältere Gemüt Schauer, ja Schauder empfand, daß die jüngere Generation begeistert dem Erzeugnis der Begeisterung zujubelte. Tollkühn im Ausdruck, tollkühn in den Anspielungen, traf das Gedicht mit Keulenschlägen die offenbaren Schäden der Gesellschaft. Für den Stoff war im Publikum naturgemäß mehr Verständnis als für die Kunstform vorhanden. Jeder Württemberger wußte, an wen er zu denken hatte bei der Erzählung Karls von den Ringen. Die Namen Süß, Wittleder, Montmartin drängten sich auf die Lippen. Das Rechtsgefühl, dem ein unverdorbenes Jünglingsherz so gern und ganz sich öffnet, sprach aus dem Räuber Moor mit dämonischer Gewalt, man übersah seine Räuberader, er war der Rächer, und als solcher eroberte er die Gemüter im Sturm. Jeder las für sich heraus, was ihn schon selbst bewegt hatte. Bald überschritt der Ruhm des plötzlich aufgestandenen Dramatikers die Grenzen seines engern Vaterlandes, allerorten wurde die Bewunderung wach für einen Jüngling, der seine Laufbahn mit einem Werke eröffnete, womit die ihrige zu beschließen andre sich glücklich geschätzt hätten. Am 24. Juli 1781 erschien schon in der „Frankfurter gelehrten Zeitung" eine sehr eingehende Kritik, worin es hieß: „Haben wir je einen deutschen Shakespeare zu erwarten, so ist es dieser".

Neue Bekanntschaften waren das Ergebnis der schnell errungenen Berühmtheit. Das kleine Parterrezimmer sah nicht bloß den Besuch Streichers, dessen bereits gedacht wurde, und andrer Stuttgarter, auch reisende Schöngeister fuhren in vornehmer Equipage vor. So schmeichelhaft solcher Zuspruch nachher dünkte, im ersten Augenblicke war er doch recht unerbaulich, denn Schiller und seine anwesenden Freunde wurden dadurch öfter im nicht sehr eleganten Negligee überrascht. Die tabakgeschwängerte Atmosphäre des engen Raumes, in welchem sich die jungen Leute sehr munter befanden, hatte für Fremde wenig Anheimelndes. Ein großer Tisch, zwei Bänke, die an der Wand hängende schmale Garderobe, in einer Ecke ganze Ballen der „Räuber", in einer andern ein Haufe Kartoffeln mit leeren Tellern, Flaschen und dergleichen durcheinander — schade, daß kein Teniers oder Ostade diese Szenerie so mit dem Pinsel verewigt hat, wie Scharffenstein es mit der Feder gethan.

Schiller war plötzlich in die Reihe der öffentlichen Personen Stuttgarts getreten; wo er sich zeigte, machte man einander auf ihn aufmerksam. Ehre wurde ihm allenthalben entgegengebracht, wäre nur der böse Gamaschendienst nicht gewesen — der Dichter war und blieb mit achtzehn Gulden Regimentsfeldscher ohne Portepee, und dieses Bewußtsein drückte nicht minder unangenehm auf das Gemüt als die Berufspflichten. Neben der praktischen ärztlichen Thätigkeit nahmen die schriftlichen Rapporte, worin die Misere der Grenadiere geschildert werden mußte, viel Zeit in Anspruch. Von dem übrigen militärischen Zwang, welcher z. B. dem jungen Medikus verbot, ohne Erlaubnis seines Generals die Stadt zu verlassen, scheint ersterer keine ernste Notiz genommen zu haben, oder holte er wirklich jedesmal nach Vorschrift die Erlaubnis ein, wenn er, was nach Scharffensteins Bericht häufig vorkam, seine Eltern auf der Solitüde besuchte?

Die beiden Freunde, Schiller und Scharffenstein, wallfahrteten dahin, wenn sie sich einen guten Tag machen wollten. Sie konnten darauf rechnen, dort Freundinnen der nun zu einer sinnigen, blühenden Jungfrau herangewachsenen Schwester Christophine anzutreffen, welche zu Scherz und munterm Gespräch aufgelegt waren. Der ganzen Familie wurde durch solchen Besuch der Tag allemal zum Festtage, und die mütterliche Zärtlichkeit sorgte dafür, daß der Gaumen eine angenehme Abwechselung fand; Eltern und Geschwister gaben sich dem Eindrucke der schönen Stunde hin und vergaßen den Kummer um den einzigen Sohn und Bruder, der sich in der Entfaltung seiner Naturanlagen seit acht Jahren und noch fortgesetzt so beengt fühlte. Schiller selbst dachte im Kreise der Lieben seiner fatalen Stellung nicht und kehrte von da immer aufgeheitert und mit neuem Mut zu seinen amtlichen Geschäften zurück. Leider waren diese Momente des Beisammenseins mit der Familie und mit fröhlichen Mädchen von allzu kurzer Dauer und konnten nicht nachhaltig über den in keiner Hinsicht befriedigenden Beruf trösten. Endlich drang ein Hoffnungsstrahl in diese graue Stimmung — von Herrn v. Dalberg in Mannheim traf ein sehr verbindliches Schreiben ein. Schiller glaubte nun den kostbaren Talisman in der Hand zu haben, dieser mußte ja alle Pforten sprengen, hinter denen sich das Glück bisher verborgen. Leider sah der Talisman kostbarer aus, als er wirklich war.

---

8. Dalberg und die „Räuber".

Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr v. Dalberg, zu Mannheim 1749 geboren, war ein Mann von Glück. Er fand Geschmack am Theater und einen Fürsten von gleicher Neigung, der ihn in den Mitteln, seine Liebhaberei zu üben, nicht allzusehr beschränkte. Er fand Schauspieler wie Iffland und Beck, sie machten das Mannheimer Nationaltheater berühmt; was ihre Kunst leistete, hat man dem Reichsfreiherrn als Verdienst angerechnet — glücklicher Reichsfreiherr! Zuletzt gingen seine an Schiller gerichteten Briefe auch noch verloren — gleichfalls ein Streich, den ihm das Glück spielte.

Der Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Bayern, in Mannheim residierend, selbst ein echter Pfälzer, galt seinen Pfälzern als Muster eines ritterlichen, aufgeklärten Fürsten und wegen seiner Verdienste um Kunst und Wissenschaft auch im übrigen Reich als großmütiger Mediceer. Staatsmännische Eigenschaften gingen dem Herrn ab, sein Hang zu sinnlichem Genuß wurde von seinem Zeitalter nicht streng beurteilt; das kommt jedoch nicht in Betracht, wichtig ist hier nur, daß unter seiner Ägide 1775 die „Deutsche Gesellschaft" zu Mannheim ins Leben trat, von welcher hinwiederum die Anregung zur Gründung des „Nationaltheaters" ausging. In der Korrespondenz Lessings findet sich ausführlich, mit welcher fieberhaften Hast man dieses Institut zusammentrommeln und -pfeifen wollte. Während vierhundert Menschen an der Herrichtung des Gebäudes arbeiteten (im Oktober 1776 — das Arsenal wurde zum Theater umgeschaffen), ging der pfälzische Minister v. Hompesch Lessing an, nicht nur selbst die Direktion dieser zukünftigen Musterbühne zu übernehmen, sondern auch so schnell wie möglich Schauspieler zu „blasen", gute und recht billige Kräfte (Brief Lessings vom 24. März 1777 an Schwan). In Lessings Korrespondenz

ist weiter nachzulesen, mit welchem Ärger für ihn die Sache sich wendete, so daß er zuletzt den Ausspruch that (Brief vom 25. Mai 1777 an seinen Bruder Karl): „Mit einem deutschen Nationaltheater ist es lauter Wind, wenigstens hat man in Mannheim nie einen andern Begriff damit verbunden, als daß ein deutsches Nationaltheater daselbst ein Theater sei, auf welchem lauter geborne Pfälzer agierten. ... Auch die Schauspieler selbst halten nur das für ein wahres Nationaltheater, das ihnen auf lebenslang reichlichen Unterhalt verspricht." — Im April 1777 wurde mit der Marchandschen Truppe begonnen. Zu Ausgang dieses Jahres verließ Karl Theodor Mannheim und zog nach München, um den Thron des ihm durch den Tod des kinderlosen Kurfürsten zugefallenen Bayerlandes einzunehmen.

Durch den Weggang des Hofes und des Theaters drohte Mannheim zu veröden. Der Geheimrat v. Dalberg wandte sich an den Staatsminister v. Hompesch, ihm vorstellend, daß für die Stadt notwendig etwas geschehen müsse, und führte dadurch eine staatliche Subvention des Nationaltheaters herbei, welche dessen Fortbestand ermöglichte; er wurde Intendant dieses Instituts. Im Jahre 1779 löste sich das Gothaische Hoftheater auf, und der Herr Intendant hatte das Glück, die Hauptmitglieder desselben, darunter Iffland, nach Mannheim ziehen zu können. Dadurch wurde die dortige Bühne zu einer der vorzüglichsten Deutschlands, und Dalberg kam in den Ruf, ein Kenner zu sein; Geheimrat war er schon, also Beifall, Anerkennung und Verehrung fielen ihm reichlich, ja überreichlich zu. Weil er von der Regie etwas verstand, glaubte er von der dramatischen Dichtkunst ebenfalls etwas zu verstehen und maßte sich auch dort einen Einfluß an. Man sagt ihm nach, er habe auf dramatische Dichter fördernd gewirkt, und nennt unter diesen sogar Schiller — aber was konnte er fördern, doch wahrhaftig nichts als die Mittelmäßigkeit! Kein Mensch vermag mehr Geist auszugeben, als er selbst besitzt. Auch der Dichter von „Walwais und Adelaide" unterlag diesem allgemeinen Gesetz, seine guten Ratschläge gingen nicht über den engen Kreis seines eignen Dichtervermögens hinaus; wo ein Dichter noch unbedeutender war als er selbst, da konnte er fördern, als ihm aber ein größerer gegenübertrat, ging sein ganzes Sinnen darauf hinaus, die geniale Leistung auf den ihm einzig begreiflichen Standpunkt der Mittelmäßigkeit zurückzufördern. Dalbergs Fähigkeit reichte nicht hin, dem Genie nachzuempfinden, er war ein unbedeutendes Talent.

Angesichts der Lobgesänge, welche auf die Exzellenz angestimmt worden sind, klingt dieses Urteil hart; aber man versuche nur das reichsfreiherrliche Originaldrama „Walwais und Adelaide“ zu lesen, diese Jammergestalt eines Schauspiels, man versuche nur, nachdem man diese philiströse Nüchternheit, diese elende Plattheit der Gedanken auf sich hat einwirken lassen, sich des Verfassers Persönlichkeit vorzustellen, und man wird zu dem Schlusse kommen, daß das oben ausgesprochene Urteil nur gerecht ist.

Besaß Dalberg viel guten Willen, so hatte er dagegen auch viel Eigensinn und in seiner Stellung die Gelegenheit, letztern geltend zu machen. Das Notwendigste fehlte ihm: die Bescheidenheit, sich dem Genie unterzuordnen, es zu studieren, die Energie, sich an ihm weiter zu bilden. Er brachte sein Denken bis zu dem Punkte, die theatralische Wirksamkeit einer Szene zu beurteilen, der Idee des Kunstwerkes vermochte er nicht nachzudenken; an dem Äußerlichen der künstlerischen That blieb er hängen, ihren Kern zu erfassen, war ihm nicht gegeben. Wie so viele sogenannte Kenner, wollte er alles besser wissen und alles verbessern; er schnitt den Shakespeare für die Mannheimer Bühne zu und ließ Schiller die „Räuber“ zurechtflicken, den Zuschneider daran hatte er selbst gemacht. Shakespeare war tot, Schiller war ein junger Mann, ohne jede andre Protektion als die seines Genius, Dalberg lebte und war Intendant des Mannheimer Nationaltheaters, er konnte mit den Werken dieser Herren also verfahren, wie er wollte.

Als Schwan, an den sich Schiller zuerst gewendet, dem Intendanten die „Räuber“ mitgeteilt, leuchtete diesem ein, daß er ein theatralisch sehr verwendbares Produkt bereits in Händen habe. Er schrieb an den Verfasser, um auch diesen ganz in seine Gewalt zu bekommen. Letzterer, durch den ihm damals sehr wohlwollenden Schwan aufmerksam gemacht, verlangte in seinem Briefe vom 17. August 1781 Präzisierung der höchstwahrscheinlich nur in allgemeinen und dehnbaren Umrissen gegebenen Versprechungen, auf welches Verlangen der Herr Geheimrat schwerlich eine andre als diplomatisch ausweichende Antwort erteilte.

Aus dem letztgenannten Schillerschen Briefe ergibt sich, daß Dalberg den Dichter um eine Bühnenbearbeitung der „Räuber“ ersucht und dieser sie in vierzehn Tagen, also Ende August, fertig stellen zu können hoffte. So schnell ließ sich die Arbeit jedoch nicht bewältigen, eine unter dem Grenadierregiment Augé ausgebrochene Ruhrepidemie nahm den Medikus dermaßen in Anspruch, daß der

Dichter darüber nicht zu Wort kommen konnte. Erst am 6. Oktober ging das Manuskript der umgeschmolzenen „Räuber“, „Der verlorne Sohn“ (so das Werk zu betiteln war Schillers vorübergehende Absicht), an Dalberg ab. Nicht allein die Ruhrepidemie hatte die Umschmelzung verzögert, allem Anschein nach in erster Linie das unangenehme Gefühl, die eigne Dichtermeinung einer fremden unterordnen zu müssen. In dem erwähnten Schreiben sprach Schiller sich offen darüber aus; es macht einen wohlthuenden Eindruck, ihn seinen Standpunkt als Dichter wahren zu sehen. „Ich habe schriftliche, mündliche und gedruckte Rezensionen zu benutzen gesucht. Man hat mehr von mir gefordert, als ich leisten konnte, denn nur dem Verfasser eines Stückes, zumal wenn er selbst noch Verbesserer wird, zeigt sich das non plus ultra vollkommen.“

Selbstverständlich war die Exzellenz mit dem umgeschmolzenen „Verlornen Sohn“ nicht zufrieden und hatte wiederum mancherlei Ausstellungen daran zu machen. Es paßte ihr schlecht, daß Amalia durch Moor erstochen werde, er solle sie erschießen. Schiller erklärte (Brief vom 3. November 1781), diese Veränderung, in welche er mit Vergnügen einwillige, gefalle ihm ungemein, der Effekt müsse erstaunlich sein, und er komme ihm auch räubermäßiger vor. Der junge Dramatiker lobte hier, um sich einer andern Schrulle des Intendanten, der die Handlung durchaus in die Zeit des Landfriedens zurückversetzt wissen wollte, nicht fügen zu müssen. „Wenn ich Ihnen auf die Frage: ob das Stück nicht mit Vorteil in spätere (soll heißen: frühere) Zeiten zurückgeschoben werden könnte, meine unmaßgebliche Meinung sagen darf, so gestehe ich, ich wünschte diese Veränderung nicht. Alle Charaktere sind zu aufgeklärt, zu modern angelegt, daß das ganze Stück untergehen würde, wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde.“ Dalberg legte seinem Theaterausschuß die Frage der durch eine Zurückdatierung des Stückes notwendig werdenden Kostümänderung vor und erhielt die von den Schauspielern Iffland, Beck, Beil, Kirchhöfer und Meyer unterschriebene Antwort, daß die allgemeine Stimme wider das altdeutsche Kostüm sich erklärt habe; es sei schwer, „die Charakteristik der Räuber in denen altdeutschen Kleidern auszudrücken“. Die Exzellenz erwiderte sofort (17. November 1781): „Mag die allgemeine Stimme sagen, was sie immer will; Urteil des Publikums über Stücke kann nur alsdann Eindruck machen, wenn die Stücke vorgestellt sind. Hier ist es schiefes Urteil einiger

mit Schauspielwirkung wenig vertrauter Köpfe, die ‚Räuber‘ können nach allen Begriffen von Theatereffekt nicht anders als mit idealischem Anstrich und älterm Kostüm gegeben werden. Denn wo ist nur der geringste Grad von Wahrscheinlichkeit, daß in unsern jetzigen politischen Umständen und unsrer Staatsverfassung sich eine solche Begebenheit zutragen könne! Dies Stück in unsrer Tracht wird Fabel und unwahr. Für die romantisch passende wird gesorgt werden.“

Der Geheimrat hatte eine allzu gute Meinung von den damaligen Verhältnissen, denn als er diese Zeilen schrieb, war der später so berüchtigte (1803 in Mainz hingerichtete) Räuberhauptmann Johann Bückler, genannt Schinderhannes, schon geboren. Das nur beiläufig. Daß Dalberg die Keime, welche seine Zeit im Schoße trug, verkannte, möge ihm hingehen; die Behandlung der Kostümfrage war ein Akt paschamäßiger Aufgeblasenheit, den schärfsten Tadel aber verdient das eigenmächtige Korrigieren des Intendanten in der Arbeit des Dichters. Da Schiller ihm hinsichtlich der Transponierung des Stückes in eine vergangene Epoche nicht willfährig genug war, da dieser sich sträubte, ein Verbrechen gegen die Zeiten Maximilians zu begehen, um einem Fehler gegen die Zeiten Friedrichs II. auszuweichen, besorgte der Reichsfreiherr das „Verbrechen“ selber. Dafür spricht die Stelle in einem Briefe vom 12. Dezember 1781, wo es heißt: „E. E. berühren einige sehr wichtige Veränderungen, die meine Arbeit von Ihren Händen erlitten hat“. Der Dichter hat nachher die Stelle etwas in die Reihe gebracht, aber damit zugleich ein ganz andres, der ersten Fassung des Stückes durchaus fremdes Motiv, welches den Charakter Karl Moors verändert, in das Stück hineingetragen. In der ursprünglichen Fassung der „Räuber“ heißt es: „Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse aus.“ In der Bühnenbearbeitung: „Fluch über den Frieden, der zum Schneckengang verdirbt, was Adlerflug &c. Der Friede hat noch keinen großen Mann gebildet, aber der Krieg brütet Kolosse und Helden aus.“ Damit ist ein Wirrwarr in den Motiven angerichtet, den die Kostümfrage nicht wert war, wogegen zu protestieren der Dichter alle Ursache hatte.

Durch diesen Gewaltstreich war der eigensinnige Dalberg immer noch nicht befriedigt; früher hatte er gewünscht, daß Moor

seine Amalia erschieße, jetzt schien es ihm besser, sie bringe sich selbst um. Zu solchem Selbstmord, der nach seiner Ansicht geradezu das ganze Stück umbringen mußte, bot der Dichter die Hand nicht, und den in dem Briefe unterlassenen Verweis holte er in der Kritik der „Räuber“ nach. Dort mochte der Herr Intendant lesen: „Sollte Amalia sich selbst erstechen? Mir ekelt vor diesem alltäglichen Behelf der schlechten Dramatiker, die ihren Helden über Hals und Kopf abschlachten, damit dem hungrigen Zuschauer die Suppe nicht kalt werde.“ In dem Briefe sagte er nur: „Glauben mir E. E., es war derjenige Teil meines Schauspiels, der mich am meisten Anstrengung und Überlegung gekostet hat, davon das Resultat kein andres war, als dieses, daß Moor seine Amalia ermorden muß, und daß dieses eine positive Schönheit seines Charakters ist, die einerseits den feurigsten Liebhaber, anderseits den Banditenführer mit dem lebhaftesten Kolorit auszeichnet“. Außerdem bedang er sich aus, die Beschneidung des Stückes, wenn es in der jetzigen Fassung zur Aufführung eine zu lange Zeit in Anspruch nehme, selbst vornehmen zu dürfen. „Ich wünschte nicht, daß jemand anders als ich sich dieser Arbeit unterzöge, und ich selbst kann es nicht ohne die Anschauung einer Probe oder der ersten Vorstellung selbst.“

Die Widerspenstigkeit eines jungen Mannes gefiel dem Reichsfreiherrn wenig. Mit den Waffen, welche ihm seine historischen Kenntnisse gaben, rückte er gegen den Dichter zu Felde, freilich ohne sonderlichen Effekt. Schiller merkte die mit Flittergold beklebte Pappe, den Theaterkram, sehr gut heraus und schrieb (Brief vom 25. Dezember 1781): „E. E. haben mich in Ihrem letzten Brief scharfsinnig genug nach Haus geschickt, daß ich schweigen und abwarten muß. Scheinbar wenigstens sind Ihre ausgedachten Gründe im höchsten Grade, besonders die Aristotelische Philosophie und der sophistische Geist des damaligen Jahrhunderts in Absicht auf meinen Franz, daß ich selbst bald Ihrer Meinung bin.“

Diese letzte Verdalbergung der „Räuber“, der Selbstmord der Amalia, wurde nicht in die 1782 auf Veranlassung des Intendanten bei Schwan in Mannheim erschienene, „für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage aufgenommen, wohl aber die auf die Zeit bezügliche, trotzdem Schiller sich ausdrücklich (Brief vom 12. Dezember 1781) ausbedungen, daß der Druck nur die von ihm selbst ausgearbeitete Umänderung wiedergebe. In der Rezension wurde Dalberg auch dafür gezüchtigt; er mochte sichs bemerken, wenn der Kritiker dort sagt, daß durch die Verlegung der Geschichte in die

Zeit des Landfriedens aus den „Räubern" ein Ding so buntfarbig wie die Hosen des Harlekins geworden sei.

In dieser Bühnenbearbeitung findet sich noch eine Stelle, die zu ungeschickt ist, als daß die Dalbergsche Löwenklaue sich nicht herausmerken ließe. Amalia streut Rosen um den schlafenden alten Grafen. „Schlummre in Rosenduft. — In Rosenduft erscheine Karl deinen Träumen — erwache in Rosenduft; ich will hingeh'n und unter Rosmarin entschlummern." In solcher unheilgeschwängerten Atmosphäre nehmen sich die papiernen Rosen, diese Schäferspielfarce, gar zu jämmerlich aus.

Einige weitere wesentliche Änderungen der Theaterbearbeitung gegen die ursprüngliche Form des Stückes seien kurz aufgeführt. Die Bühnenfassung trägt die Bezeichnung „Trauerspiel", früher waren die „Räuber" als „Schauspiel" charakterisiert. Die Gesänge fehlen in der Theaterbearbeitung; der Pater ist in eine Magistratsperson verwandelt, Pfarrer Moser und Räuber Schwarz kommen nicht darin vor. Der zweite Auftritt des ersten Aufzugs bildete früher den dritten. Im sechsten Auftritt ist Razmann die Rolle des Schwarz zugeteilt. Die Hauptveränderungen beginnen im vierten Aufzug, die Szene zwischen Daniel und Franz ist, soweit sie den Mordplan betraf, weggefallen und hat dem bedeutungsvollen Auftritt zwischen Hermann und Franz Platz gemacht, der effektreiche, neugedichtete Monolog des letztern, eine seiner Zeit berühmte Leistung der Ifflandschen Kunst, schließt sich an. Im letzten Aufzug erdrosselt sich Franz nicht, sondern springt in die Flammen des brennenden Schlosses, die Räuber ihm nach, retten ihn und bringen ihn dann zum Gericht nach dem Raubschloß im Walde; hier wird er in das Verlies hinabgestoßen, das bisher dem alten Moor zum Aufenthalt gedient hat.

Viele Partien des Werkes erhielten durch Kürzungen größere Straffheit, freilich bisweilen auf Kosten der feinern psychologischen Motivierung, so z. B. der Monolog des Franz in der ersten Szene des ersten Aktes, ebenso in der ersten Szene des zweiten Aktes, die Traumerzählung desselben zu Anfang des fünften Aktes, der Monolog Karls in der zweiten, beziehentlich dritten Szene des ersten Aktes, verschiedene Gespräche der Räuber untereinander 2c. Andre Partien wurden zu größerer dramatischer Wirkung herausgearbeitet, so die Intrige des Franz wegen Ermordung seines Bruders, wo die Vertauschung des alten Daniel als eines Werkzeuges dazu mit Hermann nebst des letztern Abfall von Franz eine entschiedene

Verbesserung ist. -- Allzu große Überschwenglichkeiten der Gedanken und Worte wurden gemäßigt, mitunter wurde dem stärkern Bühneneffekte auch die höhere poetische Wahrheit geopfert. Es war kein glücklicher Griff, wenn Schiller in dieser Bearbeitung Amalien eine leidenschaftliche Neigung zu dem fremden Grafen fassen und somit ihren Karl, den sie nicht in jenem wiedererkennt, untreu werden läßt. Auch der veränderte Schluß, wo Franz lebendig in den Hungerturm geworfen wird, fällt allzusehr ins Gräßliche und die soviel weiter ausgesponnene Szene mit Amalia ins unnatürlich Bombastische, ja teilweise ins verzerrt Unschöne. — Dieses Urteil Biedermanns („Deutschland im 18. Jahrhundert", Bd. 4, S. 600) legt ebenso übersichtlich als treffend die schwachen wie die starken Seiten des überarbeiteten Werkes dar.

Als Schiller das Jugenddrama kurz vor seinem Tode für sein „Theater" revidierte, griff er auf die erste Gestalt der „Räuber" zurück, nicht auf diese unter Dalbergs Einfluß entstandene Bühnenbearbeitung. Er wollte das überliefern, was sein eignes Werk war.

Vorläufig beschäftigte ihn die Erwartung der ersten Aufführung, aus voller Seele freute er sich darauf. „Ich glaube, meine ganze dramatische Welt wird dabei aufwachen und mir im ganzen einen größern Schwung geben, denn es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges hören werde", schrieb er am 25. Dezember 1781. — Seine Hoffnung, der ersten Darstellung anwohnen zu können, drohte fast vereitelt zu werden. Am 8. oder 10. Januar sollte die Vorstellung des Stückes stattfinden, aber zum Geburtstag der Reichsgräfin (10. Januar) mußte Schiller durchaus in Stuttgart anwesend sein, weil es einer Militärperson seitens der Durchlaucht sehr übel vermerkt worden wäre, hätte sie sich der der tugendsamen Frau und Freundin darzubringenden Gratulation entziehen wollen. Dalberg zeigte sich so gefällig, Schillers Wunsch entsprechend, die Aufführung auf den 13. Januar (1782) anzusetzen.

Sobald der Glückwunsch bei der Hohenheim angebracht war, begab sich der Dichter in Begleitung seines Freundes Petersen auf die Reise nach Mannheim. Trotz aller durch die Kürze der Zeit gebotenen Eile ließ Schiller sich in Schwetzingen durch ein schmuckes Kellnermädchen fesseln; die Weiterfahrt wurde infolge dieser Tändelei über Gebühr verzögert, doch trafen die Reisenden noch früh genug ein, um kurz vor Anfang der Vorstellung den reservierten Platz einnehmen zu können. Dieselbe begann um 5 Uhr. Aus der

ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier, waren die Leute zu Pferde und zu Wagen herbeigeströmt, das berüchtigte Stück von Künstlern aufführen zu sehen, die auch unbedeutende Rollen mit täuschender Wahrheit gaben und nun hier um so stärker wirken konnten, je gedrängter die Sprache, je neuer die Ausdrücke, je ungeheurer und schrecklicher die Gegenstände waren, welche dem Zuschauer vorgeführt werden sollten. Um 1 Uhr mittags waren diejenigen, denen keine Loge zur Verfügung stand, schon im Theater, sich einen Platz zu erobern und warteten geduldig vier Stunden, bis der Vorhang aufging. Die Veränderung der Kulissen leichter bewerkstelligen zu können, hatte Dalberg aus den fünf Akten sieben Handlungen gemacht; er hatte auch den Dichter veranlaßt, ein Vorwort zu verfassen, welches auf dem Theaterzettel abgedruckt wurde. Die an leichtere Kost gewöhnten Mannheimer hätten sich ja ob der gewaltigen Eruption allzusehr entsetzen können, wenn sie ohne jegliche Vorbereitung davon überrascht worden wären. Am Schluß dieser Ansprache an das Publikum findet sich die hausbackene Moral wieder, welche v. Hoven schon aus dem gewaltigen Stoff hatte ausziehen wollen. Der junge Vater that alles für sein Kind, that alles, um ihm das Wohlwollen selbst des Philistertums zu gewinnen. Die Ansprache ging ganz in dem Zwecke auf, die sittliche Nützlichkeit der „Räuber“ in ein recht helles Licht zu setzen. Trotzdem den Zuschauern das Stück so ganz faßlich und mundgerecht hingestellt war, nahmen sie die drei ersten Akte ziemlich kühl auf, von da ab aber riß die stürmende Handlung alles mit sich fort. Böck als Karl Moor war vortrefflich. Seine kleine, untersetzte Figur störte anfangs, jedoch die warme Deklamation, der Ausdruck, das Feuer seines Spiels ließen diesen Umstand bald vergessen. Beil als Schweizer und der Kosinsky Becks standen ihm ebenbürtig zur Seite. Über alle empor ragte jedoch Iffland in der Rolle des Franz. Unheimliches Grauen, Schauer überfielen jeden, der diesen abgefeimten, bis in die feinsten Nüancen seiner Schlechtigkeit gezeichneten Bösewicht sah — markerschütternd war die Szene des fünften Aktes, die Erzählung des Traumes vom Jüngsten Gericht, die sich steigernde Seelenangst, welche, sich selbst Mut machend, auf die Frage: „Richtet denn droben über den Sternen Einer?“ das ruchlose „Nein, nein“ herauspreßte. In ausdrucksvoller Stellung, den Leuchter in der Hand, das geisterbleiche Gesicht von der flackernden Kerze beleuchtet, sprach Iffland-Franz diese Worte, und dann sank er bei dem zitternd halb hin=

gehauchten „Ja, ja“ wie von unsichtbarer Hand getroffen ohnmächtig zusammen.

Nach beendigter Vorstellung speisten Schiller und Petersen in Gesellschaft aller Schauspieler, welche in dem Stücke mitgewirkt hatten. Die Tischgespräche enthielten viel Erfreuliches und Erhebendes, aber auch viel leeres Kunstgeschwätz. Mit ganz besonderer Artigkeit nahm Schwan den Dichter auf und übergab demselben die in vier Karolin bestehende Reisevergütung, welche Dalberg bewilligt hatte.

Die beiden Freunde kehrten nach Stuttgart zurück. Nur wenige Vertraute wußten, daß der Regimentsmedikus, der in strengstem Geheimnis ohne Urlaub seines Chefs gereist war, überhaupt fort gewesen. Die Heiterkeit, welche vor der Abreise sein Wesen belebt hatte, war nach der Rückkehr fast ganz verschwunden. So sehnlich er die Stunden des Genusses an seiner Schöpfung herbeigewünscht, so mißvergnügt war er nun, daß er seine medizinischen Amtsgeschäfte wieder vornehmen und sich der militärischen Ordnung fügen mußte. Hatte ihm doch nicht nur der stürmische Beifall des Publikums, sondern in erster Reihe sein eignes Urteil die Überzeugung verschafft, daß er zum Schauspieldichter geboren sei. Jede andre Beschäftigung, die er unternehmen mußte, machte ihn mißmutig, und er achtete die darauf verwandte Zeit als vergeudet. Erst nach einigen Wochen hatte sein aufgeregtes Gemüt sich wieder so weit beruhigt, um sich in die unabänderlichen Verhältnisse zurückfinden und der Ausführung eines neuen Entwurfes widmen zu können. Das Süjet war die Verschwörung des Fiesko zu Genua.

9. Die Anthologie.

Die Herausgabe und Umarbeitung der „Räuber“ waren die bedeutendsten Ereignisse des Jahres 1781, aber nicht die einzigen.

Zunächst ist wiederum einer Totenklage, der Elegie auf den Tod Weckerlins, zu gedenken. Der Heimgegangene, ein Mitschüler Schillers auf der Akademie, hatte sich gleichfalls dem Studium der Arzneiwissenschaft gewidmet und starb plötzlich im Januar 1781. Seine Stuttgarter Berufsgenossen ließen den Nachruf drucken, und durch dessen Verbreitung wurde der Dichter (wie er an v. Hoven schrieb) berüchtigter als durch zwanzig Jahre Praxis. „Aber es ist ein Name wie desjenigen, der den Tempel zu Ephesus verbrannte. Gott sei mir gnädig!“ In der ersten Fassung enthielt das Gedicht einige sehr scharfe Stellen, gegen welche Widerspruch zu erheben manchem Gefühl nahelag; sie wurden später getilgt.

Schon in diesem Werke begann der Satiriker sich zu regen, nicht der Satiriker in der Weise des Horaz, sondern in der des Juvenal; die Anklage schließt nicht mit dem Strafantrage, den Angeklagten auszulachen, sondern mit dem, ihn zu vernichten. Schillers Humor hat in der Epoche etwas Grimmiges, er rüttelt an allem mit nerviger Faust, er geht nicht mit der leichten Berührung graziöser Schelmerei darüber hinweg. Wie er mit giftigem Hohn in dem vorhin erwähnten Briefe über seinen Beruf aburteilt, so wirft er in der Elegie dem Weltregierer Barbarei vor und rät dem gramgebeugten Vater in derselben Strophe an, zu beten, daß ihm Gott nicht entwische. Das irdische Leben und Treiben, das komisch-tragische Gewühl, wird mit zermalmender Kritik getroffen. Rabelais hat das Jus in langen Kapiteln nicht wuchtiger gegeißelt, als Schiller es hier in zwei Zeilen gethan, indem er die Gerechtigkeit eine Bastardtochter nennt, die mit Menschen wie mit Würfeln

spielt. „Sterben ist der langen Thorheit Ende“, die Verwandlung eines Königs in Staub nur ein leichter Kleiderwechsel. Wer solche Schlüsse zog und sie so schneidend aussprach, mußte es mit vielen verderben; er hatte ja auch, ein neuer Herostrat, die Brandfackel an das gelegt, was die Mehrzahl der Menschen als ein Heiligtum verehrt.

In diesem Jahre erschien ferner ohne Schillers Namen in einem Einzeldruck auf vierundzwanzig Oktavseiten das Gedicht „Der Venuswagen“. Hatte der Eleve früher auf herzogliches Kommando die Tugend „in ihre Folge“ betrachten müssen, so betrachtete der Militärarzt jetzt die Untugend „in ihre Folge“. Das in Rücksicht auf die Komposition sehr holperige Gedicht von mitunter recht unbequemem Cynismus enthält viel von dem Geiste, der die sechste Satire Juvenals durchweht. Frappant darin sind einzelne Anspielungen, die sich unschwer auf die nächstliegenden Verhältnisse und auf den Herzog selbst beziehen lassen; der Kühnheit des jungen Satirikers stellen sie das beste Zeugnis aus. Die Dunkelheit mancher berührten Beziehungen erschwert jedoch die Lektüre des Stückes, und was vielleicht recht witzig gedacht war, steht nun umsonst da, wenigstens so lange, als es keine Erklärung gefunden. Übrigens kann der Vermutung, daß Schiller das Gedicht nicht bloß aus freier satirisch-poetischer Laune, sondern in erster Linie zu eignem Nutz und Frommen schrieb, nicht wohl widersprochen werden. Frau v. Wolzogen sagt in ihrer Schiller-Biographie: „In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüssen einlud, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte, besonders in der Hofwelt, sehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrschte, sich in strenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitüde wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hing, der Wunsch, ihre Erwartungen von ihm nicht zu täuschen, besonders eine Warnung im weichen Liebeston der Mutter hielten den jugendlichen Leichtsinn in Schranken und stellten das Gleichmaß wieder her. Auch hielt im Umgang mit aufstrebenden Freunden die Geistigkeit immer die Obergewalt über das sinnliche Leben.“ Wenn Schiller es bei diesen Anregungen von außen nicht bewenden ließ, sondern seine eigne Energie in Dienst der großen Sache stellte und „Der Venuswagen“ als ein Erzeugnis des innern Ringens angesehen werden darf, so gebührt dem Gedichte trotz aller Verstöße

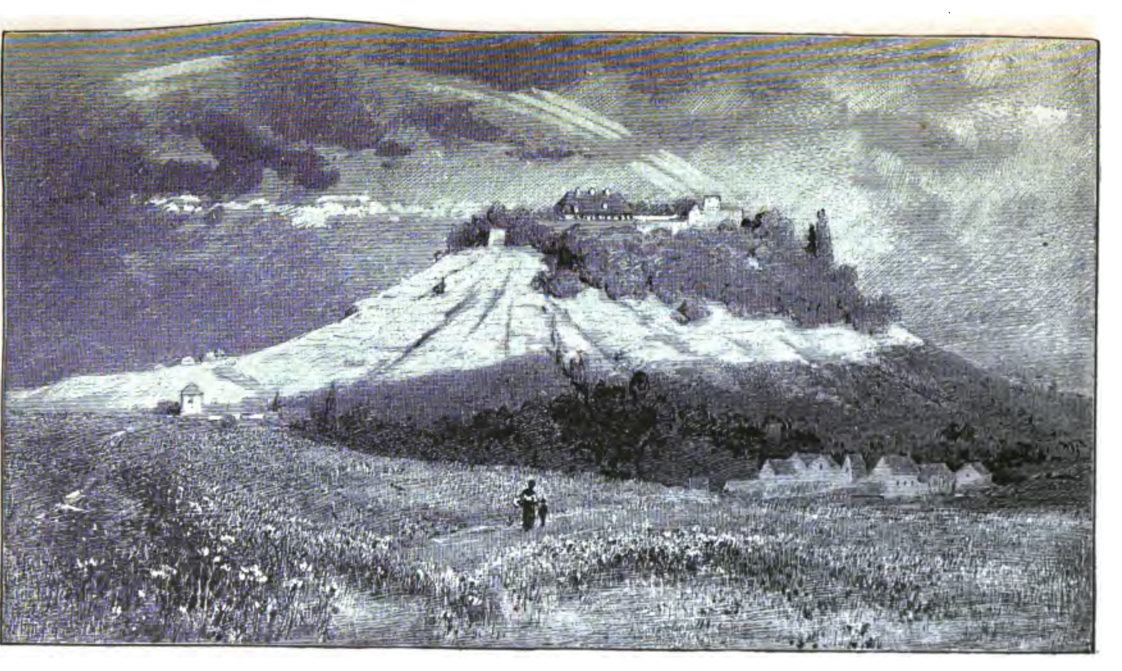
gegen das poetisch-ästhetisch Zulässige als einem Dokument für die gesunde sittliche Entwickelung des Dichters der Platz unter seinen Werken. Er selbst hatte es davon ausgeschlossen, als er die zerstreuten gesammelt herausgab, und mit Recht; andre Rücksichten bestimmen den Dichter, andre die Nachwelt. Seinen Zeitgenossen teilt er von seinem Eigentume mit, was er für geeignet hält, ihnen steht er als Künstler gegenüber, die Nachwelt aber betrachtet den ganzen großen Menschen als ihr Eigentum, als ein heiliges Geschenk der Schöpfung. Drum wird ihr jede seiner Thaten und Äußerungen bedeutungsvoll, eine Lehre oder Warnung. Beides zugleich ist „Der Venuswagen", eine Lehre für jugendliche Menschen, eine Warnung für jugendliche Dichter.

Bei der Dichtkunst hatte es sein Bewenden noch nicht, auch der Journalist in Schiller fing bereits an, sich zu regen, vorerst allerdings in sehr bescheidenen Grenzen und mit sehr bescheidenen Mitteln. Die bei dem Buchdrucker Mäntler in Stuttgart erschienenen „Nachrichten zum Nutzen und Vergnügen", ein zweimal wöchentlich, Dienstags und Freitags, ausgegebenes politisches Blättchen, hatten die Ehre, von dem Herrn Regimentsmedikus redigiert zu werden. Wie weit seine Verfasserthätigkeit dieser Zeitung zu gute gekommen, ist nicht festgestellt. Auf das Zeugnis Petersens hin wurde daraus die „Ode auf die glückliche Wiederkunft unseres gnädigsten Fürsten" als ein Produkt Schillers ausgegraben. Die Ode steht in Nr. 19 vom 6. März 1781. Könnte erwiesen werden, daß das durch den Ausdruck wie den Gedankengang unangenehme Machwerk nicht von Schiller verfaßt sei, so wäre für ihn nichts dabei verloren. Boas sagt darüber: „Wenn man diesen Versen auch keinen poetischen Wert beimessen kann, so ist es doch von eigentümlichem Interesse, daraus die stürmische Verehrung zu erkennen, mit der Schiller den Herzog Karl begrüßte und zwar zur selben Zeit, als er die ‚Räuber' vollendete. Obenein zog ihm die feurige Huldigung noch Kämpfe mit dem Stuttgarter Zensor zu, der die Ausdrücke zu stark, den Patriotismus zu ausschließend fand und nicht dulden wollte, daß die Fürsten andrer Länder so in den Schatten gestellt würden. Dieser litterarische Femrichter verweigerte überhaupt zuweilen aus den grillenhaftesten Bedenklichkeiten die Druckbewilligung, weshalb Schiller einmal zu ihm ins Haus ging und ihn, heftig aufgebracht, zur Rede stellte. Der Streit endigte damit, daß dem erhitzten Autor die Thür gewiesen und ihm gedroht wurde, man würde ihn die Treppe hinunter werfen, wenn er sich

nicht entferne." Rührt das Gedicht wirklich von Schiller her, so braucht man deshalb die von Boas herausgelesene stürmische Verehrung und feurige Huldigung nicht gerade für bare Münze zu nehmen. Wenn ein so scharfer Satiriker so stürmisch lobt, hat solches Lob immer etwas Verdächtiges. Die Gedanken der Ode sind für eine Schmeichelei zu grob ausgedrückt, zu plump für eine Ironie. Als Erklärung bleibt der Umstand, daß der Redakteur einer Stuttgarter Zeitung die Durchlaucht bei solch feierlichen Gelegenheiten anjubeln mußte; der Grimm über diesen Zwang hat dann den grell schreienden Ton der Verse zu verantworten.

Die „Räuber" erschienen im Druck; dies gab Anlaß zu einem Besuch Schillers bei Schubart auf dem in nächster Nähe Ludwigsburgs gelegenen Hohenasperg. Nicht allzuhoch ragt dieser Kegel über die umliegende Landschaft empor, und seine äußere Form gewährt keinen unfreundlichen Anblick, desto finsterer waren die unteritdischen Löcher in dem auf der Höhe erbauten Festungswerke und ganz besonders geeignet, die Opfer herzoglicher Willkür die Boshaftigkeit eben dieser Willkür empfindlich fühlen zu lassen. Das bekannteste Opfer ist der Dichter Schubart.

Christian Friedrich Daniel Schubart, 1739 zu Sontheim geboren, eine talentvolle, aber liederliche Natur, poetisch begabt und mit großen Anlagen zur Musik ausgestattet, 1763 zum Präzeptor und Organisten in Geißlingen ernannt, sechs Jahre später Organist und Musikdirektor in Ludwigsburg, ging infolge ausschweifenden Lebenswandels und eines Zerwürfnisses mit dem schon erwähnten Spezial Zilling 1773 seiner Stelle verlustig, wurde sogar des Landes verwiesen und begann im folgenden Jahre zu Augsburg die Herausgabe einer Zeitschrift: „Deutsche Chronik". Die patriotische Haltung und lebendige Darstellung der Chronik fanden überall wohlverdienten großen Anklang, nur nicht bei dem Augsburger Magistrat. Letzterer verbot den Druck des Blattes und wies der größern Sicherheit wegen Schubart wiederum vom Augsburger Gebiete aus; der Gemaßregelte siedelte nun nach Ulm über und setzte dort die Herausgabe der „Chronik" fort (1775). Seine Freimütigkeit hatte bisher schon sehr üble Folgen für ihn gehabt, sie sollte ihm noch schlimmere Früchte tragen. Gewohnt, nicht nur allem nachzuspüren, sondern auch mit der gewonnenen Ansicht nicht zurückzuhalten, unterzog er noch in dem Jahre seiner Ausweisung aus Augsburg die Kinderlosigkeit so vieler deutscher Fürsten von damals einer Kritik, welche der gleichfalls kinderlose Herzog Karl



Der Hohenasperg.

Eugen nicht vergaß. Letzterer ließ ihn durch den Klosteramtmann Scholl in dessen Amtshaus nach Blaubeuren auf württembergisches Gebiet locken, dort verhaften und auf den Hohenasperg bringen, um „seinen Unverschämtheiten gegen fast alle gekrönte Häupter auf dem Erdboden" ein Ende zu machen. Dort saß der unglückliche Dichter seit 1777 ohne Urteilsspruch gefangen, in der ersten Zeit sogar aller Bücher und Schreibmaterialien beraubt.

Sein Wächter, der Kommandant der Feste Hohenasperg, Rieger, war mit dem in Ludwigsburg wohnenden v. Hoven bekannt geworden und hatte diesen gebeten, ihm Schiller, von welchem er wußte, daß er v. Hoven öfters von Stuttgart aus besuche, gelegentlich vorzustellen. Hoven versprach, daß dies alsbald geschehen solle, und der General, um sich seinen Besuch zu einem Fest zu machen, forderte Schubart, der Schiller auch noch nicht persönlich kannte, zu einer Rezension der „Räuber" auf, welche er ihm als einem Fremden vorlesen sollte. Schubart war mit seiner Rezension fertig, Schiller kam und begab sich mit dem Freunde auf die Festung; der General, hocherfreut über den Besuch des Dichters, überhäufte ihn mit Höflichkeiten, und nun wurden beide zu Schubart geführt. Abgeredetermaßen stellte Rieger dem Gefangenen Schiller unter dem Namen eines Doktor Fischer vor und brachte, sobald die erste Begrüßung vorbei war, das Gespräch auf die „Räuber". Der angebliche Doktor Fischer sagte, daß er den Verfasser genau kenne und sehr wünschte, das Urteil Schubarts über das Stück zu hören. Da fiel der General, sich zu Schubart wendend, plötzlich ein: „Sie haben ja eine Rezension der ‚Räuber' verfaßt, wollen Sie nicht die Gefälligkeit haben, sie dem Herrn Doktor vorzulesen?" Schubart holte sein Manuskript, las, ohne zu ahnen, daß der Verfasser der „Räuber" vor ihm stehe, die Rezension vor, und als er am Schlusse den Wunsch äußerte, den großen Dichter persönlich kennen zu lernen, sagte ihm Rieger, indem er ihn auf die Schulter klopfte: „Ihr Wunsch ist erfüllt, hier steht Schiller vor Ihnen". — „Ist es möglich?" rief Schubart frohlockend aus, „das ist also der Verfasser der ‚Räuber'?" Dies gesagt, fiel er ihm um den Hals, küßte ihn, und Freudenthränen glänzten in seinen Augen.

Wurde auf diese Weise eine für Schiller nicht von weitern Folgen begleitete Bekanntschaft eingeleitet, so ist die Beziehung, in welche er damals zu Stäudlin trat, für die Geschichte unsrer Litteratur merkwürdiger geworden.

Gotthold Friedrich Stäudlin, 1758 zu Stuttgart geboren und

daselbst als Kanzleiadvokat angestellt, hatte 1780 das Gedicht „Albrecht von Haller“ und „Proben einer deutschen Äneis, nebst lyrischen Gedichten“ veröffentlicht. Im folgenden Jahre gab er eine „Schwäbische Blumenlese auf das Jahr 1782“ heraus, wozu Haug einige muntere Epigramme, Conz schwärmerische Dichtungen à la Klopstock, Schiller die „Entzückung an Laura“ beisteuerten. Diese Ode soll Veranlassung zu einem Zerwürfnis des Dichters mit Stäudlin geworden sein, weil letzterer vor dem Drucke einige redaktionelle Schnitte daran vornahm. Schiller, dadurch gereizt, faßte den Entschluß, die Stäudlinsche „Blumenlese“ durch eine ihr entgegenzustellende Anthologie zu „zermalmen“. „Auch wollte man hinsichtlich des Lukrativen mit etwas anderem probiren“, sagt Scharffenstein, das mit der Herausgabe der „Räuber“ versuchte Geschäft war verunglückt, die Anthologie sollte das Defizit decken. Schiller ging seine Akademiegenossen um Beiträge an, Petersen wurde zunächst ins Vertrauen gezogen, dann Scharffenstein, Haug, v. Hoven, Pfeiffer und Graf Zuccato, die letztern beiden ebenfalls Schüler der Akademie. Was die andern zu dem Unternehmen hergeben konnten, war weder der Masse noch dem Inhalte nach bedeutend. Schiller mußte das meiste selbst liefern und wählte, um dem Publikum die Meinung beizubringen, als sei die Zahl der Mitarbeiter eine große, verschiedene Buchstaben zur Unterschrift seiner Gedichte. Letzterer Umstand trägt die Schuld, daß für manche Stücke der Anthologie, die vielleicht von ihm verfaßt worden sind, seine Autorschaft sich bis jetzt nicht mit Sicherheit hat feststellen lassen.

Mit einer Widmung: „Meinem Prinzipal, dem Tod“, und einer vom 2. Februar datierten Vorrede erschien die „Anthologie auf das Jahr 1782, gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko“, 18 Bogen stark. Das Titelblatt war mit einem in Kupfer gestochenen Apollokopf geziert, die Sammlung enthielt dreiundachtzig Gedichte, darunter Schillers lyrische Operette „Semele“, und achtundzwanzig Epigramme.

Viel Unvollkommenes, mit ästhetischen Mängeln Behaftetes trat in diesen Erstlingsdichtungen hervor, wenn auch fast in jeder Zeile die gewaltige Persönlichkeit, der reiche, immer zum Idealen hinaufstrebende Geist. Dieser Reichtum an Stoffen, an riesenhaften Bildern, an Tropen und Figuren, die an Sonne und Planeten, an die Unendlichkeit und das Chaos, an Himmel und Hölle anknüpfen, die Vergleiche, welche oft viel zu groß sind, um ihren

Zweck zu erfüllen, die klaffenden Gedankenabgründe, über welche der dichtende Genius eine Brücke zu spannen unterließ, diese ins Unermeßliche hinaustreibende Phantasie des Dichters — wer hätte sich sogleich in alles das finden können, in diese Gedanken, die sich immer der äußersten Schranke der menschlichen Gefühlsfähigkeit entlang bewegen und sie allaugenblicklich zu überspringen unternehmen, in diese göttliche Trunkenheit, welche, immer auf der höchsten Höhe der Menschlichkeit schwebend, das Übermenschliche als das Alltägliche handhabt. Viel zu derb, kräftig und genial, ebenso unheimlich als unbequem erschienen der Welt diese Produkte.

„Das Riesenhafte in Schillers „Jugendgedichten"", sagt Bülow in der Einleitung zu seiner 1850 veranstalteten Ausgabe der „Anthologie", „ist ebendarum so unerschöpflich, weil sein Geist es ganz und gar aus dem Nichts erschuf." — Sicherlich paßt dieses Wort auf die Laura-Oden, denn was die S. 86 erwähnte Hauptmann Vischer daran verschuldete, kann unmöglich in Betracht kommen. Weder ihre Gestalt noch ihr Geist, einzig der Umstand, daß sie ein weibliches Wesen war, vielleicht das erste fremde, mit welchem Schiller längere Rede gewechselt, weckte den Titan, und dieser entflammte an dem Begriffe des Weibes überhaupt die Seele des Dichters. Da erweitert sich dieser Begriff ins Übermenschliche, ins Ewige, ins Göttliche. Da wird das Weib zur Beherrscherin des Klanges, zur Vermittlerin der Gotteserkenntnis durch die Harmonie. Der Gestalt nach das Meisterstück der Schöpfung, die Grazie der Bewegung einzig und ganz besitzend, gießt es belebendes Entzücken über alles aus, dem es naht, und adelt den leblosen Teil der Schöpfung, indem es ihn beseelt. Dem Dichter aber entzündet sich an der Betrachtung des Weibes der Gedanke, daß einst ein Gott zwei Eigenschaften seiner Wesenheit, getrennt und eingeschlossen in die Form des Mannes und des Weibes, hinaussandte in die Schöpfung mit dem urewigen Verlangen nach Wiedervereinigung, und dieses Verlangen ist die Liebe. Der Liebe Symbol ist der Kuß, um dessen unendliche Dauer der Dichter die Parze bittet. Das vollkommene Ineinanderströmen der Geister und ihrer sinnlichen Form aber ist das Höchste, weil es die Wiedervereinigung der einst getrennten Eigenschaften des göttlichen Wesens vollzieht. Von dieser schwindelnden Höhe, zu welcher den Begeisterten der Dämon der Phantasie erhoben, zieht der Erdenrest ihn wieder herab, und in der Melancholie klingt hart und herb die Klage um das Menschenlos, um die Zeit, wo Laura nicht mehr lieben, nicht mehr liebens-

würdig sein wird. So schließt das Hohelied der Liebe, soweit es in den acht Laura-Gedichten und dem Hymnus der „Anthologie" enthalten ist.

Ganz auf irdischem Boden bewegt sich die Trauer um die verratene Liebe in dem Liede „An Minna"; dort ist das Mädchen die Verräterin, in der mehr überirdischen „Kindesmörderin" (der erste Gedanke zu diesem Gedichte scheint durch den vierten Akt des „Deutschen Hausvater" von Gemmingen geweckt worden zu sein) der Mann der Verbrecher. Feiern die Laura-Oden die Gewalt des Weibes, den Mann zum Gotte zu begeistern, so wird hier gezeigt, wie durch des Mannes Schuld das Wesen des Weibes in sein Gegenteil verwandelt werden kann. Zugleich ist die „Kindesmörderin" wieder eine Verherrlichung des Verhältnisses zwischen Mann und Weib, denn das Kind fällt als Opfer der Verräterei des Vaters, Luisen macht der Anblick des Knaben die Erinnerung an das verlorne Glück unerträglich, deshalb vernichtet sie das junge Leben. Bei aller Verworrenheit dieses Gedichtes — eine Eigenschaft, die so viele lyrische Produkte des jugendlichen Schiller miteinander gemein haben — hat der dem Weibe beigegebene großartige Zug viel Hinreißendes. Die That, welche Luise begeht, ist scheußlich, die Motive der That haben dagegen unleugbar etwas Erhabenes. In den Adern der Kindesmörderin fließt mehr als ein Tropfen von dem Blute Karl Moors.

Der geniale Übermut des Humors, in „Kastraten und Männer" mehr durch die Wahl des Stoffes sich offenbarend, beherrscht in „Bacchus im Triller" und dem „Bauernständchen" auch die Form so vollkommen, daß empfindlichen Seelen die Veranlassung zu verschämtem Augenniederschlag in diesen Gedichten öfter geboten wird.

Wahre Prachtstücke teils plastischer Darstellung, teils seherhafter Schilderung sind: „Die Schlacht", „Gruppe aus dem Tartarus" und „Elysium". Wer so dichten konnte, mußte ein majestätischer Geist sein. Von gleicher Erhabenheit, die alles, womit sie sich befaßt, zu sich emporzieht, stellt sich das Gedicht an Rousseau dar; es „ist von der edelsten und reinsten Jugendbegeisterung durchglüht und jedenfalls eine der bezeichnendsten Kundgebungen des Geistes, welcher die Anthologie so bedeutend macht" (Bülow). „Viele Stellen sind von edlem Freiheitsgeiste belebt, und feile Lobreden findet man hier nicht", sagte Schiller in der Rezension der „Anthologie"; dagegen wird niemand Widerspruch erheben kön-

nen, ebensowenig gegen die andre Bemerkung, daß die Gedichte „Rousseau" und „Die schlimmen Monarchen" „starke, kühne und wahrpoetische Züge" enthalten. Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit, aber auch mit welcher Tollkühnheit die Sprache als schneidiges Schwert hier gehandhabt wird. Die drei Zeilen der vorletzten Strophe:

„Ihr bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden, und mit *lächerlicher Tugend*,
Die — Hanswurst erfand";

zielen unverkennbar auf Se. Durchlaucht Karl Eugen und berühren dasselbe Thema, das dem armen Schubart zehn Jahre Festung eintrug, eine sicherlich merkwürdige Kühnheit des Dichters.

Möge zum Schlusse dieses kurzen Überblickes über die „Anthologie" noch des Gedichtes „Monument Moors, des Räubers" gedacht werden, als dessen Verfasser sich Schiller ausdrücklich bekannte. Auch äußerlich als Inschrift auf einen Grabstein gekennzeichnet, machen die schwungvollen Zeilen von der Lizenz Gebrauch, welche ihnen eine solche Stelle gewährt; sie sagen, wer dort ruht, was er verbrach, sie weisen darauf hin, in welcher Art sein Andenken auf die Nachwelt kommen dürfe und solle, das Andenken an den majestätischen Sünder, aus welchem der Jüngling die Lehre ziehe: „mit des Genies gefährlichem Ätherstrahl behutsamer zu spielen".

Schärfer und (das darf hinzugefügt werden) richtiger kann die formale Seite des „Anthologie"-Inhalts kaum beurteilt werden, als Schiller selbst sie in der Rezension im „Württembergischen Repertorium" beurteilt hat. Erleichtert hat der Herausgeber durch diese Besprechung dem Buche den Eingang beim Publikum gewiß nicht, vielleicht gar erschwert; sicher ist, daß der Zweck, Stäudlins „Blumenlese" zu zermalmen, nicht erreicht wurde. Schiller ließ keinen zweiten Band seiner „Anthologie" mehr erscheinen, wohl aber setzte Stäudlin seine „Blumenlese" mehrere Jahre hindurch fort und versagte sich nicht, seinem Widersacher hin und wieder einen Hieb zu widmen. Die gereizte Stimmung darf ihm verziehen werden, denn daß er „Die Journalisten und Minos" und „Die Rache der Musen" sowie die ironische Abfertigung seines „Almanachs" in der Schillerschen Rezension als Zeichen besondern Wohlwollens hätte betrachten und darüber hätte erfreut sein sollen, wer mag ihm das zumuten. Eine große Verirrung aber und nichts andres ist es, wenn ein Biograph Schillers in dem unseligen Lebensende Stäudlins eine Rache sieht, welche das Geschick zu gunsten des größern Dichters

an ihm genommen. Stäudlin, der mit Schiller später wieder in Verkehr trat (zwei seiner Briefe an letztern vom 20. September und 26. Oktober 1793 sind noch erhalten), wurde irrsinnig und endete sein Leben (1796 oder 1797) durch einen Sprung in den Rhein. In diesen Briefen erkannte er die höhere Begabung des Laurasängers in würdigster Weise an, aber der Schiller von 1793 war auch nicht mehr der der „Anthologie", die embryonale Unförmlichkeit des Genies hatte sich zu vollendeterer Form entwickelt, und Stäudlins frühere Sünde reduziert sich also darauf, daß er zufällig in der unförmlichen Masse nicht die künftige Gestalt ahnte. Das war wirklich kein Verbrechen. Schiller gab ihm später sogar gewissermaßen recht, als er nicht bloß die in der „Schwäbischen Blumenlese" ausgelassenen zwei Strophen der „seeligen Augenblicke" („Entzückung an Laura"), sondern auch noch drei weitere Strophen der Ode tilgte und nur die vier ersten in die Sammlung seiner Gedichte aufnahm.

Damals, als der junge Feuergeist mit der „Anthologie" hervortrat, erfüllte ihn der Beruf, „die farblose Mittelmäßigkeit aus ihrem weichen Polsterstuhl aufzujagen"; den Thatendrang besaß er, seine Gestaltungskraft freilich befand sich noch in den ersten Anfängen, manches, was man in seiner Sprache für Kühnheiten ansehen möchte, war nur Ungeschick; ein uneingeschränktes Lob verträgt fast keins dieser Gedichte, weil beinahe kein einziges ganz frei von Unbehilflichkeiten ist. Aber das Innerste des Seelenlebens drückt sich in diesen Poesien aus. Schillers hoher Sinn für Menschenwürde tönt uns aus allen mit mächtigem Klange entgegen, aus allen der Ruf, die Pflege des Gottesebenbildes in uns unter unsre Pflichten aufzunehmen, dies als die höchste unsrer Pflichten zu betrachten. Das ist der Grundton, welcher alle Einzelfarben zu einem Ganzen zusammenstimmt, darin besteht der Wert der Sammlung, den größeres oder geringeres Darstellungsgeschick nicht zu erhöhen noch zu vermindern vermochte. Aus den Gedichten der „Anthologie" ließ sich voraus vermuten, daß ihr Verfasser einst zu einem großen Dichter sich entfalten werde; sie zeigen deutlich, daß er ein großer Mensch war, sie zeichnen besser als alle Berichte von fremder Hand das Bild seiner Seele.

---

10. Das Wirtembergische Repertorium.

In dem durch die Aufführung der „Räuber“ ausgezeichneten ersten Quartal des Jahres 1782, in welches auch die Herausgabe der „Anthologie“ fiel, wurden die Vorarbeiten zum „Fiesko“ begonnen. Auf diesen Stoff war Schiller schon in der Militärakademie durch Rousseau gekommen, welcher des Genuesen mit der Bemerkung Erwähnung thut, daß er einer der merkwürdigsten Charaktere in der Geschichte sei. Als beim Überdenken der Fabel sich ihre Brauchbarkeit für die Behandlung in dramatischer Form herausstellte, machte der Regimentsmedikus sich unverzüglich ans Werk. Er wurde nun ein fleißiger Besucher der Bibliothek, las und notierte alles, was auf die damalige Zeit und die Geschichte der Verschwörung Bezug hatte, und nachdem er sein Material zusammen und den Plan entworfen hatte, schrieb er den Inhalt der Akte und Szenen in derselben Ordnung, wie sie folgen sollten, kurz nieder. Nach Lust und Laune arbeitete er dann das Einzelne aus; zwischendurch aber beschäftigte ihn ein neues, periodisches Unternehmen, das „Wirtembergische Repertorium der Litteratur. 1782“. Diese Zeitschrift, zu deren Herausgabe er sich mit den Freunden Abel und Petersen verbunden hatte, sollte die Fortsetzung des Ende 1780 eingegangenen „Schwäbischen Magazins“ von Haug werden.

„Ausbildung des Geschmacks, angenehme Unterhaltung und Veredelung der moralischen Gesinnungen“, besonders in Württemberg, solchen guten Zwecken war die periodische Schrift gewidmet; aber weder Württemberg noch das übrige Deutschland machte sich die Gelegenheit zu nutze — das erste Stück erschien zu Ostern, das zweite im Herbst 1782, das dritte verschleppte sich bis ins folgende Jahr, und damit schloß das Unternehmen ab, Publikum und Herausgeber hatten das Interesse daran gänzlich verloren.

Die Forschung hat festgestellt, daß Schiller die folgenden Beiträge zu dem „Repertorium“ geliefert: „Über das gegenwärtige deutsche Theater“, „Der Spaziergang unter den Linden“, „Die Räuber“ (Selbstanzeige), Anhang „Über die Vorstellung der Räuber“, „Schwäbischer Musenalmanach auf das Jahr 1782“, „Nanine“, „Kasualgedichte eines Würtembergers“, „Vermischte deutsche und französische Poesien“, „Zustand der Wissenschaften und Künste in Schwaben“, „Anthologie auf das Jahr 1782“ (Selbstanzeige), „Eine großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte“, „Der Jüngling und der Greis“. — Schiller selbst hat von diesen Aufsätzen nichts wieder abdrucken lassen, gleichwohl verdienen sie nicht bloß als Dokumente seiner Entwickelung, worin freilich ihr Hauptwert liegt, sondern auch teils um ihres Inhalts, teils um der Form willen wieder gelesen zu werden. Was alles bewegte nicht den Denkapparat der jungen, ihr innerstes Wesen erst ahnenden Seele!

Die zunächst auffallenden Punkte in den meist kurzen Aufsätzen sind das Selbstgefühl des Verfassers, die hohe Meinung, die er von seiner Mission als Dichter hat, der starke Glaube an diese Mission, der ihn beseelt, die Kühnheit der Ausfälle und die Schärfe des Wortes. In der damaligen Epoche galt auch ihm, weil das so ziemlich allgemeine Annahme war, als das Höchste des Dichters und besonders des dramatischen Dichters, daß er seines Volkes Lehrer sei; das Theater wurde der Moral und der Religion in seiner Wirkung, in seinen Pflichten, wenn auch nicht gerade als gleichwertig, doch als ein Geschwister zugesellt.

Die geistige Begabung, welche der Mensch von der Natur empfangen, legt ihm Pflichten auf, Pflichten gegen sich selbst und gegen seine Mitmenschen, — diese Wahrheit, an welcher Schiller immer festgehalten hat, klingt hier schon durch, der ganze Adel seines Berufs ist ihm klar, und die trivial gewordene Sentenz „noblesse oblige“ hat für ihn einen vollwichtigen Inhalt. Die dichterische Begabung ist zwar ein freies Geschenk der Natur, das der Begabte als solches hochzuschätzen, dessen er sich würdig zu zeigen hat, indem er seine Anlagen zur höchstmöglichen Ausbildung zu bringen sucht, aber noch mehr: sie ist auch ein Geschenk, welches dem Beschenkten eine Verantwortlichkeit für dessen Verwertung auferlegt, das er nicht beliebig nutzen oder ungenutzt lassen kann, sobald er sich als Besitzer desselben fühlt, das er nutzen muß und außerdem gegen jeden Angriff zu verteidigen hat.

„Ein Schriftsteller, der weniger auf die Nutzbarkeit und innere

Vortrefflichkeit seines Werkes als auf die Lobeserhebungen der gewöhnlichen Zeitungsklitterer achtet, ist in unsern Augen ein verächtliches Geschöpf, den Apoll samt allen Musen aus ihrem Reiche stoßen sollten." So heißt es im Vorbericht zum „Repertorium". Es ist ein bezeichnendes und schönes Wort, das uns hier im Beginn von Schillers Dichterlaufbahn entgegentritt, diese Maxime, nach welcher er sein ganzes Leben über gehandelt hat, deren genaue Befolgung ihn zu jener Höhe der Kunst leitete, auf welcher ihn die Mit- und Nachwelt mit Bewunderung betrachtet.

Die innere Vortrefflichkeit des Kunstwerkes zu erzielen, ist eine Pflicht des Künstlers seinem Schöpfer gegenüber; der junge Dichter war sich dieser Aufgabe bewußt, er hatte sie in den „Räubern" zu lösen versucht, er hatte an seinem Drama gefeilt nach besten Kräften, er hatte die fremden Ratschläge nicht von der Hand gewiesen, sondern das Stück danach geändert — freilich mit einigem Widerstreben, denn er hatte sich selbst als den von der Natur Beschenkten und damit herausgefühlt, daß eine Mittelsperson zwischen ihm und seinem Schöpfer sehr vom Überflusse sei. Er hatte trotzdem den Dalbergschen Einfluß ertragen, weil ihm nur auf diese Weise ermöglicht wurde, die mit seinem Geschenke verknüpfte Pflicht gegen seine Mitmenschen zu erfüllen, sie mit seinem Drama von der Bühne herab bekannt zu machen.

So eng begrenzte der junge Enthusiast die Pflichten gegen seine Nebenmenschen jedoch nicht; die Mühe, welche er auf die Produktion verwendet, sollte jeder Produzierende auch aufwenden; der heilige Eifer, mit welchem er durch die Schönheit zum „reinern Begriff der Glückseligkeit" emporstrebte, sollte jeden andern auch beseelen; kurz, die Menschenwelt sollte von Grund auf gebessert werden. Daran mitzuarbeiten, hielt er für seine Pflicht. Bevor sie dazu anzuhalten war, mußte sie erst über ihre Mängel Aufklärung empfangen; dieses nächste Ziel steckte sich der Aufsatz „Über das gegenwärtige deutsche Theater". In der mit sarkastischen Hieben reichlich durchsetzten Strafpredigt kommen Dichter, Schauspieler und Publikum gleich schlecht weg, und manche der bittern Bemerkungen trifft leider auch heute nach hundert Jahren noch zu, manche der aufgestellten Forderungen ist auch heute noch berechtigt. Der Aufsatz hat überhaupt, sowohl weil er den Reigen der ästhetischen Abhandlungen eröffnet, als auch, weil er ein Programm dessen enthält, was Schiller lange als Prinzip der künstlerischen Thätigkeit betrachtete, viel Interessantes.

Der „Spaziergang unter den Linden" gestattet einen Blick in die Abgründe, die schon in der Seele des dreiundzwanzigjährigen Schiller sich aufgethan. Die heraklitische Stimmung des Wollmar hat zu viel Wahres, als daß sie ausschließlich einem Spiele der Phantasie ihre Wiedergabe verdanken könnte, nicht minder tragen den Stempel des Selbstempfundenen die Repliken Edwins. Die Bilder, mit denen der Humor des Kummers und der des Frohsinns einander bekämpfen, sind nicht alle schön, um so bezeichnender für das Kraftvermögen, welches dieser Epoche im Leben des Dichters seinen Stempel aufdrückt.

Die Rezension der „Räuber" im ersten Stück des „Repertoriums", ein keckes und mit ebensoviel lustigem Übermut wie Selbsterkennungsstreben durchgeführtes Unternehmen, übt bis auf den heutigen Tag zuweilen noch eine und zwar nicht immer günstige Wirkung aus. Die stolze Wertschätzung der eignen Gabe zu Beginn des Aufsatzes: „Das einzige Schauspiel auf würtembergischem Boden gewachsen" wird alsbald dadurch modifiziert, daß der Rezensent den Dichter als mittelmäßigen Schriftsteller bezeichnet, und beeinflußt weiter nicht die Kritik, die das Werk wie ein fremdes unnachsichtlich zerpflückt und dessen Fehler anscheinend mit Schonungslosigkeit bloßlegt, ja sogar übertreibt. Der Tadel, welcher auf die Charaktere des Franz und des alten Moor gehäuft ist, wird stellenweise noch jetzt für bare Münze genommen und nachgebetet, trotzdem gerade in dieser Übertreibung der Schalk versteckt ist. Genauere Untersuchung läßt erkennen, daß Schiller in diesen Teil der Kritik manche Bemerkungen aufgenommen, welche die kurzsichtige Pedanterie seiner Bekanntenkreise ausgeheckt hat. Dahin gehört der gegen den Dichter erhobene Vorwurf: Franz, der in dem Kreise einer friedlichen, schuldlosen Familie aufgewachsen sei und erst noch im Jünglingsalter stehe, könne gar nicht so schlecht sein, als er sich im Stücke gibt. Mit vielem Scharfsinn ist den Gründen für diese Ansicht nachgespürt; wenn nun Schiller die Figur des „schleichenden Teufels" auf das „armselige" Bedürfnis des Künstlers zurückführt, der diese Gestalt brauchte, sein Gemälde auszustaffieren, so ist den weichherzigen Beurteilern mit diesem ironischen Hinweis genügend gedient. Alles, was er an Franz Moor vom realistischen Standpunkt auszusetzen findet, rechtfertigt er durch den künstlerischen; die Zugeständnisse sind nur scheinbar, und zu mehrerem sich herbeizulassen, ist keine Ursache vorhanden. Die Absicht, dem Freiherrn v. Dalberg seine geschmacklose

Vergewaltigung des Stückes recht eindringlich vorzurücken, wurde glänzend durchgeführt, und man kann nur wünschen, daß der Herr Gelegenheit gehabt habe, die Besprechung zu lesen, und Verstand genug, die darin enthaltenen scharfen Hiebe zu empfinden.

Der Brief über die Aufführung der „Räuber" ergänzt die Rezension und bekräftigt das günstige Urteil über den Charakter des Franz. Die Figur, von welcher der Kritiker angeblich so wenig erhoffte, hatte auf dem Theater den größten Effekt gemacht.

Zweifelsohne lag für Schiller der Schwerpunkt dieser Arbeiten darin, das Publikum zu eingehender Berücksichtigung seines Werkes anzuregen, und nicht Autoreneitelkeit veranlaßte ihn dazu, sondern die Überzeugung, daß der deutschen Bühne nur die Poesie aufhelfen könne und er einer der dazu berufenen Poeten sei.

Die Rezension der „Schwäbischen Blumenlese" fertigt die Musenalmanache, die Schwaben und die Dichtereitelkeit im allgemeinen, die Frauenzimmer und Stäudlin im besondern recht derb ab. Wie die übrigen kurzen Kritiken des „Repertoriums" beweisen, legte der Rezensent seinen polemischen Ausfällen gegen mittelmäßige Produkte nur selten Mäßigung auf; mit der allzu scharfen Zurechtweisung von Personen kann man nicht überall einverstanden sein, der gute Wille verdient immerhin mehr Anerkennung, als ihm das jugendliche Ungestüm Schillers gewähren mochte. Es ist ein andres damit, unter vier Augen jemand zur Korrektur seiner Fehler anzuhalten oder seine ganze Arbeit, wenn nicht gar sein ganzes Streben vor der Öffentlichkeit mit einer witzigen Bemerkung zu Boden zu schlagen.

Den Stoff der Novelle „Eine großmütige Handlung aus der neuesten Geschichte" hatte Schiller wahrscheinlich durch Frau v. Wolzogen oder deren Söhne, seine Mitschüler auf der Akademie, erfahren. Die Helden der Erzählung sind die Herren v. Wurmb, die Brüder derselben Frau v. Lengefeld, die nachmals des Dichters Schwiegermutter wurde. Die Dame, in welche sich die beiden Brüder zugleich verliebten, und welche nach der Entsagung des jüngern den ältern geheiratet hatte, war ein Fräulein C. v. Werthern.

„Der Jüngling und der Greis" gilt für die Schillersche Überarbeitung eines Aufsatzes von Scharffenstein oder aber für die von Schiller verfaßte Darstellung eines Scharffensteinschen Gedankens; der Gedanke hat allerdings etwas Auffallendes, er konnte nur in dem Geiste einer nach Thaten und Leistungen dürstenden Persönlichkeit seinen Ursprung finden.

Während die ersten dieser Aufsätze für das „Repertorium" und außerdem die eine und andre Szene des „Fiesko" niedergeschrieben wurden, trat eine unbequeme Forderung an Schiller heran und drohte seine dichterische Thätigkeit für längere Zeit zu beeinträchtigen. Der Karlsschule waren inzwischen (durch Diplom vom 22. Dezember 1781) von Kaiser Joseph zu „größester Freude ihres erhabenen Stifters" der Charakter und die Rechte einer Universität beigelegt worden. Dadurch sah sich der Dichter genötigt — wie er am 2. Februar an Schwan schrieb —, den Helikon zu verlassen und mit der Schlange von Epidaurus zu spielen, d. h. er wollte in das Gebiet seiner Handwerkswissenschaft noch einmal zurückstreifen und eine Dissertation schreiben, um „den Gradum eines Doktors der Medizin in der Karlsuniversität anzunehmen". Obgleich er am 1. April desselben Jahres mit Bezug auf diese Dissertation sich gegen Dalberg heroisch äußerte: „Was sein muß, zieht nicht erst die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath", so unterließ er es doch, „den verdrießlichen Sprung in den Norden einer trocknen terminologischen Kunst zu machen". Er sparte den „fakultistischen Schweiß", schrieb die Dissertation nicht und erwarb also auch den Doktorgrad nicht. Das dürfte, wenn nicht auch andres dafür spräche, mit Sicherheit schon daraus gefolgert werden, daß bis jetzt kein auf Schillers Doktorpromotion bezügliches Dokument zum Vorschein gekommen ist. Die hohe Karlsschule, bei welcher die Rapporte zu den notwendigsten Lebensbedürfnissen gehörten, würde dem Doktor Schiller in ihren Akten die Unsterblichkeit zu sichern gewiß nicht unterlassen haben.

In dem vorhin erwähnten Briefe an Schwan bat er diesen, seine Bekanntschaft mit Wieland zu vermitteln; damit hatte er bessern Erfolg — die Korrespondenz wurde bald eingeleitet, und so gewann der Dichter den ersten und einen sehr wichtigen Freund an demjenigen Platze Deutschlands, auf welchen alle Gebildeten hoffend und bewundernd ihre Blicke richteten, und der ihm selbst dereinst zum letzten Ruhepunkt im Leben werden sollte.

---

11. Die Ereignisse des Jahres 1782 bis zur Flucht Schillers.

Während Schiller den der „Räuber"-Aufführung gespendeten Beifall in der Erinnerung nachgenießend empfand und darüber die Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Lage ihn um so stärker ergriff, während er in der „Anthologie" gegen Stäudlin kampflustig vorrückte, in seinem „Repertorium" die litterarische Mittelmäßigkeit, in der „Ode auf Riegers Tod" sogar den durchlauchtigsten Herzog kritisierte, zog sich über seinem ahnungslosen Haupte ein Gewitter zusammen, dessen Entladung er selbst beschleunigen half.

Philipp Friedrich Rieger, der Pate Schillers, Kommandant der Festung Hohenasperg und der Wächter Schubarts, als welcher er dem Leser bereits vorgeführt wurde, war am 15. Mai 1782 im Alter von nahezu sechzig Jahren gestorben. Sohn eines Theologen, hatte er sich dem Militärstande gewidmet, avancierte früh zum Obersten und schaltete als der Günstling seines Herzogs in der Verwaltung wie in der Armee Württembergs fast unumschränkt. Nach dem Urteil verschiedener Personen, die ihm nahegestanden, hatte er zwar ein gutes Herz, viel Einsicht, schnellen Begriff und war von einer oft unvorsichtigen Offenheit; schmeicheln und sich verstellen konnte er nicht, aber die Befehle seines Herrn, auch die gesetzlich nicht zu rechtfertigenden, vollzog er mit der größten Rücksichtslosigkeit, was ihm bei seinem Hochmut und Jähzorn eine Menge Feinde machte. Der Glanz der Ehren, die der Herzog auf ihn häufte, verblendete ihn; sein Stolz und seine Überhebung wurden unausstehlich, und sobald er in Grimm geriet, begegnete er jedem in der härtesten Art. Dann suchte er wohl seine Fehler durch Hervorkehren eines milden Wesens und selbst durch Geschenke wieder gutzumachen. Die Offiziere sogar behandelte er öfter auf das

unanständigste und glaubte sich berechtigt, ihnen alles zu sagen, was ihm seine Aufregung eingab. Zuweilen schon nach einer Stunde bereute er seine Verstöße und suchte sie durch alle erdenklichen Höflichkeiten in Vergessenheit zu bringen. Der berüchtigte Montmartin wußte ihn endlich bei dem Herzog zu verdächtigen, er stehe in geheimem Briefwechsel mit der preußischen Regierung. Auf der Parade wurde der unglückliche Mann verhaftet, in der infamsten Weise behandelt und dann nach dem Hohentwiel gebracht, ohne Untersuchung, ohne Urteil, ja ohne Mitteilung, um welcher Ursache willen er die harte Gefangenschaft ertragen müsse. Viele Jahre lang lag er in einem unterirdischen Loche der Festung, weder Stuhl, noch Tisch, noch Bett gab man ihm, kein Menschenantlitz bekam er zu sehen, die spärliche Kost wurde ihm durch eine Öffnung in der Decke seines Gefängnisses heruntergelassen. Er wurde Asket, Schwärmer in dieser entsetzlichen Einsamkeit; daß er nicht völlig in Wahnsinn verfiel, ist zu verwundern. Als endlich nach zehnjähriger Haft die Thore seines Kerkers sich öffneten und der des Vaterlandes Verwiesene im Auslande sein Fortkommen suchen mußte, nahm er die religiöse Schwärmerei mit hinüber in die Freiheit. Später berief Karl Eugen den „Geläuterten" zurück und ernannte ihn zum Kommandanten des Asperg. Schubart wurde, wie einst Rieger, eingekerkert, und wie letzterer ehemals nach Serenissimi Befehl von dem General v. Romann mißhandelt worden, so traktierte er nun seinerseits den elenden Dichter. „Einst Schicksalsgenosse seines jetzigen Arrestanten", sagt Strauß, „war er diesem auch darin ähnlich, daß der Kerker und das in demselben eingesogene Christentum ihn ebensowenig gebessert hatten, als beide Schubart bessern sollten. Rieger war wieder der alte Despot und Despotenscherge, sobald er den Hohentwiel verlassen und wieder etwas zu befehlen hatte. Vogel, friß oder stirb! Das war die Art, wie Rieger mit Schubart über seine Bekehrung unterhandelte. Bezeigte dieser sich bußfertig, andächtig, demütig — nicht nur vor Gott, sondern auch vor dem Herrn Obersten —, so war dessen Begegnung leidlich; schien er aber einmal in der Kirche nicht andächtig und eifrig oder gegen seinen Vorgesetzten nicht unterwürfig genug, war sein Glaubenszopf nicht genau nach dem Muster des Riegerschen gewickelt, oder hatte der Herr Kommandant Anwandlungen seines so häufigen übeln Humors, so warf er eine Ungnade auf den armen Gefangenen und erschwerte seine Lage, behandelte ihn wie eine Bestie. Bei alledem hatte der Mann auch wieder menschliche Seiten und Anwand-

lungen, ließ während der Zeit der strengen Absperrung Schubart die an ihn einlaufenden Briefe lesen und beantwortete die seiner bekümmerten Gattin, erbat für seinen Arrestanten manche Erleichterung und ließ ihm zuweilen auch leibliche Erquickungen zukommen."

Das ist das ungeschmeichelte Bild des Mannes, zu dessen Totenfeier Schiller die Ode verfaßte. Wenn das „de mortuis nil nisi bene" in Anschlag gebracht wird, ist zuzugeben, daß die übrigen menschlichen Seiten des Kommandanten sich ohne besondern Zwang poetisch so weit aufbauschen ließen, wie dies in dem Gedichte geschah. Wenn Rieger trotz der gegenteiligen Behauptung „Fürstengunst mit Unterthanenflüchen erwuchert" hatte, so lag diese Epoche lange vor der Zeit Schillers, sie konnte ihm unbekannt sein; was ihm aber bekannt war, die Folterbank, auf welche Karl Eugen seinen ehemaligen Günstling geschnallt, das wurde nicht verschwiegen. Es ist in der Ode ferner der Vergleich zwischen dem Wert guter Werke und der Fürstengnade vor Gottes Thron gezogen; von dem „kindischkleinen Stolz der Größe", von „Monarchengunst", von dem hohen Orden und dem Range, welchen Karls Gnade verleiht, von dieser Gnade Karls selbst wird sehr geringschätzig gesprochen. — Eine schöne Gelegenheit für die Schmeichler des Herzogs, ihre Anhänglichkeit durch eine Denunziation des kühnen Dichters bei Sr. Durchlaucht in ein helleres Licht zu setzen. Vortrefflich ließen sich damit die Hindeutungen in dem Gedichte „Die schlimmen Monarchen" verbinden, um Schillers Staatsgefährlichkeit zu erweisen, mindestens seine ganze Richtung zu verdächtigen.

Gleichwohl, so wird berichtet, gab der fürstliche Erzieher seinen ehemaligen Zögling noch nicht auf, sondern hoffte, seine Talente in eine bestimmte, den herzoglichen Absichten genehme Bahn leiten zu können. Er ließ ihn zu sich kommen, warnte ihn „auf väterliche Art" vor Verstößen „gegen den bessern Geschmack", die er häufig in seinen Produkten finde, wobei — wie Karoline v. Wolzogen schreibt — Schiller nicht ungerührt bleiben konnte. Durchlaucht soll in dieser Unterredung dem Regimentsmedikus befohlen haben, ihm alle seine poetischen Produkte zu zeigen (wohl zur Zensur vorzulegen); Schillers Weigerung, diesem Befehl Folge zu leisten, wurde „nicht wohl", also jedenfalls höchst ungnädig aufgenommen[1].

---

[1] Ob diese Erzählung bei Karoline v. Wolzogen, welche von jedem Schiller-Biographen gewissenhaft nachgeschrieben werden muß, den Thatsachen entspricht, ist aus andern Quellen nicht zu erweisen, ebensowenig ist das Datum der Unterredung zu ermitteln.

Da kam Schiller zu Ohren, der Herzog werde auf einige Zeit von Stuttgart abwesend sein, und kurz entschlossen, diese günstige Gelegenheit vielleicht zu einer Verbesserung seiner Lage auszunutzen, jedenfalls eine Abwechselung in dem einförmigen Lazarettdienst zu erzwingen, meldete er dem Herrn v. Dalberg am 24. Mai, daß er am folgenden Tage nach Mannheim reisen werde, um, wenn möglich, einer Aufführung seiner „Räuber" anzuwohnen. Er trat die Reise in Begleitung der Frau v. Wolzogen und seiner Quartiergeberin, der Frau Hauptmann Vischer, am Samstag mittags um 1 Uhr an. Weil kein Urlaub genommen war, mußte das ganze Unternehmen in das Dunkel tiefsten Geheimnisses gehüllt bleiben.

Die Reisegesellschaft traf am Sonntag in Mannheim ein, der Freiherr war so gefällig, die „Räuber" aufführen zu lassen, Schiller genoß die Lust in vollen Zügen, seine Begleiterinnen waren von der Darstellung entzückt, überdies hatte er noch das Glück, mit Dalberg eine Stunde lang privatim sprechen zu können. Er schüttete seinen ganzen Kummer vor dem Intendanten aus, er glaubte zu sehen, wie dessen Mitleid wach und seine Menschenliebe ermutigt wurde, ihn, den unglücklichen Dichter, thatkräftig zu unterstützen, er las in seinen Augen und seinen Reden ganze Bände der bündigsten Zusagen und erntete beim Abschied noch einen ebenso billigen wie gediegenen, warmen, viel, ja alles versprechenden Händedruck der Exzellenz.

Außer diesem warmen Händedruck nahm der Dichter noch eine bösartige Grippe von Mannheim mit, die ihn für die nächsten Tage vollkommen unfähig zur Arbeit machte. In sehr gedrückter Stimmung traf er in seinem Standquartier ein, „fast Reue über die glücklichste Reise seines Lebens" empfindend, weil sie ihm den höchst widrigen Kontrast zwischen Mannheim und seinem Vaterlande gezeigt und ihm letzteres so sehr verleidet hatte, daß ihm Stuttgart und alle schwäbischen Szenen unerträglich und ekelhaft wurden. „Unglücklicher kann bald niemand sein als ich", schrieb er am 4. Juni an Dalberg; „ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch selbst Gefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur — *eine* Aussicht. Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann?" — Seinem treuen Freunde Streicher hatte er mitgeteilt, daß Dalberg ihm Hoffnung gemacht, ihn ganz nach Mannheim zu ziehen, zweifellos werde alles Mögliche geschehen, ihn von seinen Fesseln zu befreien. Unter dem Nachgefühl des mehrerwähnten Händedrucks

fuhr er in dem Briefe fort: „Dieses macht mich nun auch so dreist, mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schicksal in Ihre Hände zu liefern, und von Ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich sonst glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden. ... Wenn Ew. Exzellenz die in der Einlage skizzierten Ideen goutieren und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen, so stehe ich ziemlich für den Erfolg." Die Vorschläge verraten eine ganz erstaunliche Kenntnis des herzoglichen Charakters, sie waren der Durchlaucht so angepaßt, daß sie gewiß einen Erfolg herbeigeführt hätten.

Da im ganzen genommen — hieß es in dem Konzept — das Fach der Mediziner in Schwaben sehr übersetzt und man froh sei, wenn durch Erledigung einer Stelle Platz für einen andern gemacht werde, so komme es darauf an, den Herzog, der sich nicht trotzen lassen wolle, derart anzugehen, daß die Entlassung Schillers als ein Akt des herzoglichen freien Willens sich darstelle. „Daher würden E. E. den Herzog von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir schreiben, einfließen ließen, daß Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß also durch diese Vokation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptkompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der Passe partout beim Herzog." Dann sollte die Anstellung beim Nationaltheater zu Mannheim für einen bestimmten kürzern Zeitraum erfolgen, nach dessen Ablauf Schiller wieder dem Herzog gehöre. So sehe die Anstellung mehr einer Reise als einer Entschwäbung ähnlich und falle auch nicht so hart auf. „Wenn ich nur einmal hinweg bin, man wird froh sein, wenn ich selbst nicht mehr anmahne." Schließlich erscheine es sehr notwendig, zu berühren, daß Schiller in den Stand gesetzt werde, auch in Mannheim als Arzt zu praktizieren und seine medizinischen Übungen dort fortzusetzen. Dieser Artikel mache sich vorzüglich nötig, damit man ihn nicht unter dem Vorwande, für sein Wohl zu sorgen, kujoniere und weniger fortlasse.

Der Dichter hatte geglaubt, mit diesen scharfsinnigen und zugleich diplomatischen Andeutungen der Exzellenz unter die Arme greifen zu müssen; er hatte nicht bemerkt, daß seine Wünsche abgefertigt waren, bevor er Mannheim verließ, und daß alle die schönen

Redensarten samt dem Händedruck des Intendanten weiter nichts als gewöhnliche Diplomatenfinten waren, darauf hinzielend, den Petenten auf gute Art loszuwerden.

Um diese Zeit, vielleicht einige Wochen früher, empfing Schiller ein andres Schreiben, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ. Es ging von dem Redakteur des in Chur erscheinenden „Sammler, eine gemeinnützige Wochenschrift für Bündten“ aus und war aller Wahrscheinlichkeit nach begleitet von dem Ende April 1782 erschienenen „Sechs- und Siebzehnten Stück“ dieser Zeitschrift. Daraus konnte Schiller ersehen, welches Staatsverbrechen er begangen, welches Unheil er angerichtet. Der ganze Kanton Graubünden schrie durch den Mund eines Dr. Amstein um Rache für die beleidigte Ehre. „Wenn der Verfasser — dieser Verfasser war Schiller, der Dichter der ‚Räuber‘ — seine Unbesonnenheit oder Übereilung (denn von Bosheit wollen wir ihn noch freisprechen) nicht bereut, und er sollte es so öffentlich thun, als seine Beleidigung gewesen ist, so überlassen wir ihn, bei allen seinen übrigen Vortrefflichkeiten, der billigen Verachtung jedes Rechtschaffenen!“ Die Schuld an all diesem Lärm trug der spitze Ausfall Spiegelbergs: „Einen honetten Mann kann man aus jedem Weidenstotzen formen, aber zu einem Spitzbuben will's Grütz — auch gehört dazu ein eignes Nationalgenie, ein gewisses, daß ich so sage, Spitzbubenklima, und da rat' ich dir, reis' du in's Graubündnerland, das ist das Athen der heutigen Gauner“, also etwa deren „hohe Schule“.

Der Dr. Amstein wäre vielleicht zu Grabe gegangen, ohne zur Kenntnis dieser Stelle gelangt zu sein, hätte ein junger Litterat, Namens Wredow, ihm nicht vorgearbeitet. Letzterer hatte während eines mehrjährigen Aufenthaltes als Hofmeister bei dem Freiherrn v. Salis in Graubünden die dortigen Einwohner nicht so schlimm gefunden und geglaubt, ihnen, nachdem er die angezogene Stelle der „Räuber“ gelesen, eine Ehrenrettung widmen zu müssen. Er that dies in dem 98. Stück der „Hamburgischen Adreß-Comtoir-Nachrichten“ vom 13. Dezember 1781. Der Aufsatz führte den Titel: „An den Verfasser des Schauspiels ‚Die Räuber‘“. Er charakterisierte die Worte Spiegelbergs als eine Verleumdung und suchte zu beweisen, daß in Graubünden nicht mehr gestohlen und geraubt werde als anderswo auch. Als richtig gab er zu, daß unter der Oberherrschaft Graubündens stehende Veltlin gehöre in Ansehung seiner Sittlichkeit zu den letzten Landstrichen des christlichen

Erdbodens, und wenn Schiller dieses gemeint habe — ist zwischen den Zeilen zu lesen —, so wäre dem Worte in den „Räubern" nicht zu widersprechen; aber das Veltlin hätte ausdrücklich genannt werden müssen, nicht das unschuldige Graubünden.

Von dem Wredowschen Aufsatze scheint keine Spur zu Schillers Kenntnis oder überhaupt nach Württemberg gekommen zu sein, er wurde dem Dichter erst durch die vorhin erwähnte Amsteinsche „Apologie für Bündten gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers" bekannt, da Amstein seiner eignen längern Abhandlung die Wredowsche in wörtlicher Wiedergabe angeschlossen hatte. — Der Redakteur des „Sammler" wiederholte in dem beigeschlossenen Schreiben die Aufforderung an Schiller, die Beschuldigung zu widerrufen. Dieser beantwortete den Brief nicht, der dadurch noch mehr gereizte Redakteur wollte einen Widerruf erzwingen und trug Sorge, daß der Souverän Württembergs von der Angelegenheit Kunde erhielt. Der Garteninspektor Walter in Ludwigsburg soll das Nötige und auch vielleicht Unnötige in dieser Angelegenheit vermittelt haben, die „Apologie für Bündten" gelangte in die Hände Sr. Durchlaucht, und Se. Durchlaucht gerieten in gewaltigen Zorn. Eine seiner Kreaturen — mehr war der Arzt in den Augen des Despoten nicht — hatte gewagt, ihm Ungelegenheiten zu bereiten! Sofort erging an diesen die Weisung, sich zu verteidigen, sowie der Befehl, „alles weitere in Druckgeben seiner Schriften, wenn es nicht medizinische wären, zu unterlassen und sich aller Verbindung mit dem Ausland zu enthalten". Schiller beantwortete die Anklage mit der Erklärung, daß er die mißfällige Rede nicht als eine Behauptung aufgestellt, sondern als einen unbedeutenden Ausdruck einem Räuber und zwar dem schlechtesten von allen in den Mund gelegt. Auch habe er hier nur eine Volkssage nachgeschrieben, die er von früher Jugend an gehört.

Mit diesem Hinweis war die Überflüssigkeit des Zornes der Wredow und Amstein bloßgelegt, allein Schiller hatte die Rüge hinnehmen müssen, und waren diese und das offen zu Tage getretene Mißfallen des Herzogs schon höchst unangenehm, so mußte der harte Befehl, „sich bloß auf seinen Beruf als Arzt und auf die Stadt, worin er lebte, einschränken zu sollen", noch empfindlicher für ihn sein, weil es ihm unmöglich war, seinen dichterischen Drang zu unterdrücken und sich für einen Beruf zu begeistern, den er nur aus Furcht vor der Ungnade des Herzogs ergriffen. Durch das

Verbot, sich in irgend eine Verbindung mit dem Auslande (d. h. allem, was nicht Württemberg war) einzulassen, war ihm jede Möglichkeit zur Verbesserung seiner Umstände abgeschnitten.

Er ließ trotzdem den Mut nicht sinken, sondern arbeitete nur um so eifriger an seinem „Fiesko", was allein im stande war, ihn wenigstens zeitweise seinen Zustand vergessen zu machen. Die Freundinnen des Dichters hatten dagegen leider nicht vergessen, daß sie in seiner Gesellschaft zu Mannheim die „Räuber" hatten aufführen sehen; sie konnten dem Drange nicht widerstehen, die Wirkung des Trauerspiels sowie das Verdienst der dortigen Schauspieler auch andern zu schildern. Unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhr es die halbe Stadt, erfuhr es auch Schillers Vorgesetzter, der General Augé, und endlich — der Herzog selbst. Das brachte den Gärbottich des durchlauchtigsten Zornes zum Überschäumen. Schon arbeiteten die Gedichte der „Anthologie", die Graubündner Räubergeschichte, die Ode auf den verstorbenen Rieger als kräftige Fermente darin. Nun erlaubte sich dieser vermessene Regimentsmedikus auch noch, ohne Urlaub Stuttgart zu verlassen und seinen Lazarettdienst zu vernachlässigen, wofür er doch monatlich 18 Gulden Gage erhielt, das war zu toll! Je miserabler Karl Eugen sich als Soldat im Felde erwiesen, desto mehr hielt er auf pünktliche Erledigung des Gamaschendienstes. Er ließ den Sünder vor sich kommen, gab ihm einen strengen Verweis und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben — das bekannte Stück Eisen ohne Portepee — und dort vierzehn Tage in Arrest zu bleiben.

Da saß nun unser Dichter in der dumpfigen Wachtstube. Die verhängte Strafe war keineswegs allzu streng, vom Standpunkte der militärischen Ordnung aus betrachtet. Aber vierzehn Tage gezwungener Abgeschlossenheit von dem Treiben der Welt — es ist viel Zeit, mehr als notwendig, um in einem solchen Feuerkopfe, der mit seinen An- und Absichten, mit seiner oppositionellen Gesinnung in eine ferne Zukunft hineinragte, sie vorwegnahm, Gedanken zu wecken, welche eine Despotennatur noch weit weniger anmuten können als ein geringfügiger Subordinationsfehler.

Welche Art von Gedanken Schiller in den vielen Stunden seiner Haft, die nicht durch unglückliches Kartenspiel und wohl auch ernstere Dinge ausgefüllt waren, beschäftigen mußten, ist leicht zu erraten. Selten hat ein Despot der neuern Zeit in ein Menschendasein, vielleicht niemals einer in ein bedeutendes so eingegriffen

wie Karl Eugen in das des Dichters. Er zwang den Knaben, der sich dem geistlichen Stande widmen wollte, diesen Wünschen zu entsagen und in die Akademie einzutreten; nach drei Jahren nötigte er ihn, das bisher betriebene Studium des Rechts mit dem der Medizin zu vertauschen. Die Eltern wurden gezwungen, einen Revers zu unterschreiben, welcher dem Knaben die Pflicht auferlegte, sein ganzes Leben dem Dienste des württembergischen Staates zu widmen und dadurch den in der Akademie genossenen freien Unterhalt und Unterricht wieder abzuverdienen. Der Herzog versprach dagegen eine gute Versorgung des einstigen Mediziners. Als die Schulzeit zu Ende und der Arzt fertig war, stellte der Herzog Schiller mit einem so erbärmlichen Gehalte an, daß dieser sich nicht im stande sah, davon zu leben; den Weg zu einer Privatpraxis verlegte er ihm, indem er ihm einerseits verbot, Zivilkleidung zu tragen, anderseits ihn durch die Abzeichen der Uniform als Subalternbeamten kenntlich machte, seine Fähigkeiten also in der Meinung seiner Mitbürger heruntersetzte. Als Schiller das Innerste seines Wesens zu bethätigen, als er sein poetisches Talent geltend zu machen begann und in heiligem Eifer für sein Ideal Sachen schrieb, die dem Herzog nicht genehm waren, konfiszierte dieser nicht die unbequemen Produkte, nein, er untersagte ihm für alle künftige Zeit, etwas andres als medizinische Aufsätze zu publizieren, er verfügte also durch eine zweite Einschränkung über die ganze künftige Existenz Schillers[1]. An eine Milderung oder Zurücknahme der herzoglichen Befehle war nicht zu denken, Karl Eugens Charakter war allzu bekannt; die Fälle, daß er einen Machtspruch zurückgenommen hätte, gehörten zu den großen Seltenheiten, und mit dergleichen Wundern konnte nicht gerechnet werden. Ebensowenig war zu hoffen, der ergrimmte Pascha werde einem Gesuch um Entlassung aus dem Staatsdienste seine Bewilligung erteilen; vielmehr stand zu fürchten, ein solches Gesuch würde nicht nur den

[1] Man hat darüber gestritten, ob der Herzog – wie Petersen erzählt – dem Dichter bei Strafe der Kassation verboten habe, Komödien zu schreiben, oder – wie Schiller in der Ankündigung der „Thalia“ selbst sagt – bei Strafe der Festung. Wer Leib und Leben hatte verpfänden müssen, wie Schiller, für den wäre Kassation bei so erbärmlicher Lebensstellung weiter nichts als Befreiung von einem lästigen Joch, keine Strafe gewesen. Dem Herzog war dagegen die Festung ein so geläufiges Zucht- und Strafmittel (Rieger, Moser, Schubart), daß an der von Schiller gegebenen Notiz zu zweifeln kein stichhaltiger Grund vorhanden ist.

alten Schiller dem Herzog gegenüber in eine sehr schlimme Stellung gebracht, sondern dem Sohne auch den Vorwurf größter Undankbarkeit und eine noch zwangvollere Aufsicht eingetragen haben. Solcher Sklaverei zu entgehen, gab es nur ein Mittel, der Dichter mußte seinen Körper dem Bereich der fürstlichen Willkür entziehen oder darauf verzichten, dem Drange seines Geistes Raum zu geben. Das letztere ging unmöglich an, also Flucht aus dem Herzogtum war der Schluß dieser Gedankenkette, war der eine Plan, den der vierzehntägige Arrest zeugte, der andre war der zu „Kabale und Liebe". Zeigten sich die „Räuber" als die Frucht der „naturwidrigen Vereinigung der Subordination und des Genius", so rechnete in „Kabale und Liebe" der Dichter mit seinem Peiniger ab, indem er dessen Bild der öffentlichen Schande preisgab.

Schiller verbüßte den Arrest vermutlich zu Anfang Juli; am 15. Juli berichtete er darüber an Dalberg. Über das Datum der Unterredungen mit dem Herzog liegen keine genauen Angaben vor, ebensowenig über die Reihenfolge der einzelnen vorerwähnten Verdrießlichkeiten, jedenfalls drängten sie sich auf eine kurze Spanne Zeit zusammen und halfen den Entschluß zurechtschmieden, dessen Ausführung vorzubereiten, Schillers Denken in den nächsten Monaten für manche Stunde in Anspruch nahm. Noch aber, obgleich zum Äußersten entschlossen, wollte der Dichter, wenn irgend möglich, auf weniger gewaltsame Weise von den ihm unleidlichen Verhältnissen loszukommen suchen; er mochte die Hoffnung auf Dalbergs guten Willen nicht schon jetzt als eine ganz verlorne aufgeben. In dem obenerwähnten Briefe schrieb er ihm nochmals dringend: „Wenn E. E. glauben, daß sich meine Aussichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen lassen, so wäre meine einzige Bitte, solche zu beschleunigen. Warum ich dieses jetzt doppelt wünsche, hat eine Ursache, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Dieses einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen sein, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben." Dalberg gab weder Antwort, noch that er sonst etwas, es mußte also bei dem ursprünglichen Projekte bleiben.

---

12. Die Flucht.

Die Flucht war zwar beschlossen, allein wie sie ausgeführt werden solle, darüber lag selbst vor Schillers Geiste noch ein Nebel. Zu sehr eingeschüchtert durch die vorangegangenen Mißhelligkeiten, hielt der junge Dichter vorläufig den ganzen Gedanken durchaus geheim; überall fürchtete er Spionage und versah sich womöglich noch schwererer Gewaltmaßregeln als der bisher erlittenen, wenn ein Verdacht gegen ihn rege würde. Seine Schulfreunde konnten ihm ohnehin nicht helfen, denn sie hatten kein Geld, wozu also sie ins Geheimnis ziehen!

Streicher, den er nun seit achtzehn Monaten aus beinahe täglichem Umgange kannte, bei welchem er auf jede Hingebung und Opferwilligkeit rechnen konnte, wurde der erste Vertraute, der zweite die Schwester Christophine. Von ihr hatte er Abmahnung befürchtet, sie aber, praktisch und ihrem unglücklichen Bruder mit innigster Liebe ergeben, riet ihm zu und fand jeden Schritt entschuldbar, der zur Erleichterung der Lage gethan werde. Streicher bot sich als Reisebegleiter an; er hatte eigentlich erst im Frühjahr 1783 seine Fahrt nach Hamburg antreten wollen, um dort bei Bach Musik zu studieren, nun aber vermochte er seine Mutter, schon zum Herbst die erforderlichen Barmittel zu besorgen, groß konnten sie nicht sein, denn Frau Streicher war selbst wenig begütert. Dem Vater Schillers mußte die ganze Sache Geheimnis bleiben, damit er schlimmsten Falls als Offizier sein Ehrenwort geben könne, von dem Vorhaben des Sohnes nichts gewußt zu haben. Nachdem alles überlegt und für zweifelhafte Punkte des Projektes irgend ein Glückszufall als sicherer Faktor in Rechnung gebracht, nachdem endlich mit solchen teilweise künstlichen Mitteln die Ruhe in Schillers Gemüt hergestellt war, belebte sich sein Mut wieder, wurden die zeitweise unterlassenen Arbeiten am „Fiesko", den er Mitte

August zu vollenden gehofft hatte, wieder aufgenommen. Noch war von der trocknen Disposition über den Inhalt der Akte und Szenen, welche im Januar oder Februar niedergeschrieben worden, erst etwa die Hälfte ausgearbeitet. Manche Nacht wurde jetzt dem poetischen Schaffen gewidmet, und dem Dichter war es eine Erholung, seinem Freunde Streicher am andern Morgen mitteilen zu können, wie weit er wieder vorgerückt sei, und ihm die bei der Lampe eben fertig gewordenen Szenen vorzulesen.

Noch einmal machte Schiller, dem sicherlich bei dem Gedanken an den in Aussicht genommenen gewaltsamen Schritt nicht ganz wohl war, den Versuch, das Unangenehme seines Abhängigkeitsverhältnisses auf gütlichem Wege aus der Welt zu schaffen. Er griff auf die früher verworfene Idee zurück und richtete am 1. September an den Herzog die unterthänigste Bitte „um gnädigste Erlaubnis, ferner litterarische Schriften bekannt machen zu dürfen“. An diesen submissesten Eingang schloß sich der Ausdruck eines sehr berechtigten Selbstgefühls: „Der allgemeine Beifall, womit einige meiner Versuche vom ganzen Deutschland aufgenommen wurden, welches ich Höchstdenenselben unterthänig zu beweisen bereit bin, hat mich einigermaßen veranlaßt, stolz sein zu können, daß ich von allen bisherigen Zöglingen der großen Karls-Akademie der erste und einzige gewesen, der die Aufmerksamkeit der großen Welt angezogen und ihr wenigstens einige Achtung abgedrungen hat — eine Ehre, welche ganz auf den Urheber meiner Bildung zurückfällt!“ Und nun gestand der Dichter etwas zu, wogegen er sich früher so energisch verwahrte: „Hätte ich die litterarische Freiheit zu weit getrieben, so bitte ich Ew. Herzogliche Durchlaucht alleruntherthänigst, mich öffentliche Rechenschaft davon geben zu lassen, und gelobe hier feierlich, alle künftigen Produkte einer scharfen Zensur zu unterwerfen“. Eine Antwort blieb aus, weil der Herzog den Brief gar nicht las, und dabei bewendete die Sache.

Schon zu Anfang August hatte sich lebhaftes Treiben am herzoglichen Hofe zu regen begonnen. Die Nichte Karl Eugens nebst ihrem Gemahl, dem russischen Großfürsten, nachmaligen Kaiser Paul, wurde erwartet, das Paar sollte feierlich empfangen werden, ein trefflicher Anlaß für die Durchlaucht, sich als Anordner glänzender Feste zu zeigen. Der Lärm, der nicht bloß in Stuttgart, Hohenheim, Ludwigsburg und auf der Solitüde, sondern auch in der ganzen Umgegend im Gange befindlichen Vorbereitungen machte auf Schiller keinen Eindruck; ganz in sich selbst zurückgezogen, wid-

mete er sich ausschließlich seiner dichterischen Produktion, und als die hohen Reisenden am 17. September in Stuttgart eintrafen und mit ihnen eine imposante Zahl andrer Fürstlichkeiten und Standesherren, war der „Fiesko" so weit geführt, daß sein Schöpfer ihn beinahe für vollendet halten durfte. Auslassungen und Änderungen, welche die Darstellung etwa erheischen sollte, waren schon in Betracht gezogen, so daß diese Arbeit in ruhigerer Zeit binnen wenigen Tagen gethan werden konnte.

Unter den zum Feste eingetroffenen Fremden von Distinktion befand sich auch der Freiherr v. Dalberg. Schiller machte ihm einen Besuch, erwähnte aber von seinem Vorhaben nicht das Geringste. Ebenso verschlossen blieb er gegen die Gattin des Mannheimer Regisseurs Meyer, eine geborne Stuttgarterin, die gleichfalls der Festlichkeiten wegen hierher gereist war. Mit ihr und dem Freunde Streicher ging er auf die Solitüde, um seine Eltern und Schwestern noch einmal zu sehen, hauptsächlich aber, um von der Mutter, welche mittlerweile von allem unterrichtet worden, Abschied zu nehmen und sie zu beruhigen.

Als die Gesellschaft in Schillers Elternwohnung eintrat, fand sie nur die Mutter und die älteste Schwester anwesend. So freundlich die Hausfrau auch die Fremden empfing, war es ihr doch nicht möglich, ihre innere Unruhe gänzlich zu bemeistern; ängstlich sah sie öfter auf Streicher und versuchte zu reden, brachte aber kein Wort hervor. Zum Glück kam bald ihr Gatte hinzu. Ganz voll von den der Solitüde bevorstehenden Herrlichkeiten, redete er sich so sehr in deren Aufzählung hinein, daß er gar nicht bemerkte, wie seine Frau und sein Sohn sich aus der Stube entfernten. Freilich gaben die Anstalten, welche Herzogliche Durchlaucht zum Amüsement der Gäste getroffen hatten, Stoff genug zur Unterhaltung. Nahezu sechstausend Hirsche waren aus den verschiedenen Jagdrevieren in den an die Solitüde angrenzenden Wald zusammengetrieben, eine Menge Bauern desgleichen, um die Tiere am Durchbrechen zu verhindern; nachts brannten den ganzen Waldesrand entlang Wachtfeuer zu diesem Zweck. Am bestimmten Tage sollte das Wild eine steile Anhöhe hinaufgehetzt und gezwungen werden, sich in einen See zu stürzen, bei welchem Sprunge es von einem eigens dazu erbauten Lusthause aus bequem zu erlegen war. Außer dieser Metzelei, Hirschjagd genannt, sollte eine Theatervorstellung und eine allgemeine prächtige Beleuchtung die fürstlichen Gäste auf der Solitüde unterhalten. Streicher hörte nur mit halber

Aufmerksamkeit der Schilderung dieser zukünftigen Festlichkeiten zu; für ihn war das Wichtigste das Datum, an welchem ein solcher Tumult die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und somit die heimliche Reise erleichtern werde. Als nach einer Stunde der Dichter ohne seine Mutter zur Gesellschaft zurückkehrte, waren seine Miene ernst, seine Augen feucht und gerötet. Es sei ein Übel, das ihn oft befalle, sagte er, nichts Ungewöhnliches.

Man kehrte nach Stuttgart zurück. Da keine Zeit mehr zu verlieren war, wurde zwischen Schiller und Streicher alles die Flucht Betreffende eifrig besprochen und der Beleuchtungsabend, der 22. September, endgültig für die Abreise festgesetzt. Inzwischen waren noch zwei Persönlichkeiten ins Vertrauen gezogen, der einstige Akademiegenosse, jetzige Leutnant Scharffenstein und Frau Henriette v. Wolzogen, geborne Marschalk v. Ostheim, die Witwe eines Hildburghäuser Legationsrats. Sie hielt sich um ihrer vier Knaben willen, die sie nach und nach auf die Akademie gebracht, öfter in Stuttgart auf. Ihre beiden ältesten Söhne, Wilhelm und Karl, gehörten noch gleichzeitig mit Schiller der Karls-Akademie als Zöglinge an. Durch diese auf den hohen Geistesflug des letztern aufmerksam gemacht, hatte sie schon um das Jahr 1780 den jungen Dichter persönlich kennen gelernt und war von ihm auch bei dessen Eltern auf der Solitüde eingeführt worden. Dieser wußte, daß der hochherzigen Frau volles Verständnis für sein Wesen beiwohnte; er machte sie zur Mitwisserin seines geheimen Projektes und zwar nicht vergebens, denn sie versprach ihm sofort, ihm für den äußersten Fall auf ihrem waldversteckten Gute Bauerbach bei Meiningen so lange ein Asyl gewähren zu wollen, als er von Herzog Karl Verfolgungen zu befürchten haben möchte. In diesem Versprechen nahm er eine große Sicherheit für die nächste Zukunft mit.

Die letzte, „dem Gefühl ganz ausschließlich geweihte" Nacht brachte er mit seinem Freunde Scharffenstein auf der Wache zu, er gab diesem einen Teil seiner Bücher in Verwahrung und vermachte ihm seinen Freund Lempp. Es lag für den Abschiednehmenden, der hinter männlicher Fassung die Rührung seines Herzens verbarg, etwas Tröstendes darin, zwischen Lempp und Scharffenstein, zwei Persönlichkeiten, die sich bisher nicht gekannt, und die er selbst so hoch hielt, einen Freundschaftsbund zu stiften.

Der wichtige Tag, der 22. September, brach an. Die bürgerliche Kleidung, welche Schiller sich hatte machen lassen, seine Wäsche, die Werke von Haller und einigen andern Dichtern waren durch



Henriette von Wolzogen.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Streicher bereits aus dem Hause gebracht, so daß für heute nicht mehr allzuviel zu thun übrigblieb. Das Aufräumen und Zurechtstellen des Restes sollte Schiller selbst bis um 10 Uhr morgens besorgt haben. Streicher stellte sich auf die Minute ein und fand den Freund in der größten Unordnung sitzend und — dichtend. Als er um 8 Uhr früh von seinem letzten Besuche im Lazarett nach Hause gekommen war und mit dem Zusammensuchen der Habseligkeiten begonnen hatte, gerieten ihm Klopstocks Oden in die Hände, er blätterte darin, und eine, die ihn schon oft besonders angezogen, regte ihn so auf, daß er sofort ein Gegenstück dazu dichtete. Streicher mochte zur Eile antreiben, wie er wollte, er mußte erst die Klopstocksche, dann auch noch die Schillersche Poesie anhören, und lange dauerte es, bis der Dichter von diesem Thema abkam und den drängenden Interessen des Tages sich wieder zuwendete. Erst am Nachmittag konnte alles in Ordnung gebracht werden, und abends um 9 Uhr erschien Schiller in Streichers Wohnung, ein paar Pistolen unter dem Mantel. Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde in den Koffer gelegt, die andre mit zerbrochenem Schloß in den Wagen gethan. Die Ladung der Mordwaffen bestand freilich nur aus frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen. Geld hatten die Reisenden recht wenig; nach Anschaffung der nötigen Kleidungsstücke und andrer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieb eben noch so viel übrig, daß es bis Mannheim und für einige Tage des dortigen Aufenthaltes ausreichen konnte. Was zum Weiterkommen fehlte, sollte Streicher nachgeschickt werden. Übrigens reiste ja „Fiesko" im Manuskript mit, und ihm war die Rolle zugeteilt, die Zukunft der Freunde gegen alle Widerwärtigkeiten zu schützen.

Nachdem der Wagen mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier bepackt worden, kam die schwere Stunde, die Schiller vor einigen Tagen überstanden, auch an Streicher, die Stunde des Abschieds von seiner guten, frommen Mutter. Auch er war der einzige Sohn; die mütterlichen Sorgen ließen sich nur dadurch beschwichtigen, daß Schiller nicht nur unwandelbare Treue gegen seinen Freund gelobte, sondern auch die Hoffnung aussprach, in vierzehn Tagen wieder zurückkommen und von der glücklich vollbrachten Reise Bericht geben zu können. Von Segenswünschen und Thränen begleitet, konnten die Freunde endlich um 10 Uhr abends in den Wagen steigen und abfahren.

Der Weg wurde zum Eßlinger Thor hinaus genommen; es war das dunkelste, und einer von Schillers bewährtesten Freunden hatte dort die Wache; sollten sich Schwierigkeiten ereignen, so konnte letzterer sie leicht heben. So gefaßt die jungen Leute auch auf alles waren, und so wenig sie eigentlich zu fürchten hatten, machte ihnen doch der Anruf der Schildwache einen unheimlichen Eindruck. Auf die Fragen: „Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin?" gab Streicher zur Antwort: „Doktor Ritter und Doktor Wolf. — Reisen nach Eßlingen." Der Unteroffizier notierte dies gewissenhaft, das Thor wurde geöffnet, der Wagen fuhr durch, und die Reisenden atmeten zum erstenmal etwas leichter, aber noch immer schwer genug. Solange der Wagen die Stadt umfuhr, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, wurden nur wenig Worte gewechselt. Nachdem endlich die erste Anhöhe überwunden, kehrten eine gewisse Ruhe und Unbefangenheit in die Gemüter zurück, und das Gespräch entwickelte sich lebhafter. Gegen Mitternacht sah man eine außerordentliche Röte am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitüde kam, zeigte sich das Schloß mit seinen Nebengebäuden in einem Feuerglanz, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das überraschendste ausnahm. Die durchsichtige Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Freunde den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten. Da übermannte ihn die Wehmut, und mit einem unterdrückten Seufzer hauchte er hin: „Meine Mutter!"

Zwischen 1 und 2 Uhr morgens kam man auf der Station Enzweihingen an; während der dortigen kurzen Rast zog Schiller ein Heft Schubartscher Gedichte aus der Tasche und las seinem Reisegefährten einiges daraus vor. Nach 8 Uhr war die kurpfälzische, durch eine Pyramide angedeutete Grenze erreicht. Das Gefühl, eines harten Zwanges entledigt zu sein, der feste Vorsatz, sich demselben nicht mehr zu unterwerfen, belebten das bisher verdüsterte Gemüt des Regimentsmedikus a. D. zur gefälligsten Heiterkeit. „Sehen Sie", rief er aus, „wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Ebenso freundlich ist auch der Geist der Regierung!" Über dem lebhaften Gespräche, dem sich die beiden Reisenden unter diesem Eindrucke hingaben, verging die Zeit schnell; um 10 Uhr erfolgte die Ankunft in Bretten. Dort wurde bei dem Postmeister Pallavicini abgestiegen, etwas gegessen, der von Stuttgart mitgenommene Wagen und Kutscher zurückgeschickt, nachmittags die Post genommen und über Wag-

häusel nach Schwetzingen gefahren, wo man abends 9 Uhr eintraf. In der Festung Mannheim fand der Thorschluß mit Eintritt der Dunkelheit statt, Schwetzingen mußte deshalb ein Nachtquartier hergeben. Nach den vielen unruhigen, schlaflos verbrachten Stunden war die Ruhe erwünscht und von guter Wirkung. Der frühe Morgen des 24. Septembers sah die Reisenden bereits geschäftig, das Beste aus den Koffern hervorzusuchen, man wollte möglichst stattlich und mit Anstand sich präsentieren. Nochmals wurde die Post bestiegen, und zwei Stunden später rollte der Wagen über das Mannheimer Pflaster. Keinerlei Aufenthalt oder Behelligung hatten die Flüchtlinge erfahren, bis hierher war alle Sorge um Verfolgung umsonst gewesen.

---

13. Mannheim, Frankfurt, Oggersheim.

Bei dem Theaterregisseur Meyer, dessen Gattin noch in Stuttgart weilte, stiegen die beiden Freunde ab. Meyer sah sich nicht wenig durch den Besuch überrascht, seine Überraschung ging in ein peinliches Erstaunen über, als er hörte, daß Schiller als Flüchtling vor ihm stehe. Ein Mann von Welterfahrung, enthielt er sich jeden Widerspruchs gegen die Gründe, welche der Dichter für seinen Gewaltschritt vorbrachte, und bestärkte diesen nur in seinem Vorhaben, noch heute eine Vorstellung an den Herzog zur Bewirkung der Aussöhnung mit diesem zu senden. Er lud die jungen Leute zum Mittagsessen ein und mietete auch gleich in der Nähe seines Hauses eine gemeinschaftliche Wohnung für Schiller und Streicher.

Nach Tisch begab sich der Flüchtling in das Nebenzimmer, um an den Herzog zu schreiben. Er bat um Aufhebung des Druckverbotes für seine nichtmedizinischen Werke, dann um die Erlaubnis, alljährlich eine wenn auch nur kurze Zeit dauernde Reise ins Ausland machen zu dürfen. Schließlich erklärte er seine Bereitwilligkeit, zurückzukommen, wenn ihm das fürstliche Wort gegeben würde, daß seine eigenmächtige Entfernung verziehen sei und er keine Strafe dafür zu befürchten habe. Das Schreiben wurde einem Briefe an den Obersten v. Seeger beigeschlossen und dieser ersucht, die vorgelegten Bitten nach seinen besten Kräften sowie durch seinen ganzen Einfluß bei dem Herzog unterstützen zu wollen.

Die ganze Schreiberei, deren Erfolglosigkeit Schiller voraussah, fand eigentlich nur zur Beruhigung seiner Freunde und zur Sicherung seiner Eltern statt; es war „eine Maschinerie", wie er selbst später sagte, welche „den gewaltsamen Schritt in den möglichst rechtmäßigen hinüberzudrehen" bestimmt war. Des Herzogs Charakter kannte er viel zu genau, um nicht vorauszusehen, was von ihm zu erwarten war.

Am andern Tag (25. September) kam Frau Meyer von Stuttgart zurück und brachte die Nachricht mit, daß Schillers Verschwinden schon am 23. vormittags bekannt geworden, daß ganz Stuttgart davon spreche und man allgemein vermute, der Herzog werde ihm nachsetzen lassen oder seine Auslieferung verlangen. Schiller suchte seine Freunde durch die Versicherung zu beruhigen, er befürchte seitens des Herzogs keine Gefahr, solange er den Willen zeige, wieder zurückzukommen. Diese Bereitwilligkeit habe er dargethan; eigentlicher Soldat sei er nicht, folglich könne man ihn auch nicht unter die Klasse derjenigen zählen, denen bei „freiwilligem Abschiednehmen“ nachgesetzt werde. Trotz aller zur Schau getragenen Zuversicht war es dem „desertierten Komödienschreiber“ (so nannte ihn der früher erwähnte Garteninspektor Walter) nicht ganz geheuer bei der Angelegenheit, und in dem Bewußtsein, aus dem Kreise der Bestimmung, der so eng und dumpfig war wie ein Sarg, herausgetreten zu sein, mußte das Gemüt seine Hauptstütze suchen. Er zeigte sich nirgendwo in der Öffentlichkeit, beschränkte sich vielmehr auf seine Wohnung und das Meyersche Haus.

Daheim auf der Solitüde aber saß der Vater Schiller gedrückt, ärgerlich; ihm war es neu, den Sohn auf eine innere Kraft pochen zu sehen, die ihm, dem Vater, nur eine Schimäre erschien; ihm war es ärgerlich, weil sein Bestreben dahin ging, seine Kinder „an nützliche Geschäfte zu gewöhnen“, und es hätte ihn mehr befriedigt, wenn sein Fritz in unbemerkter, doch ruhiger Mittelmäßigkeit das Brot seines Vaterlandes gegessen. Er nannte es damals und lange nachher eine Übereilung, was seinen Namen weiter trug, als er je hatte hoffen können. Und die Mutter — fünfzehn Jahre später flossen ihr noch die Thränen, als sie dieser Zeit gedachte. Hart war die Trennung für sie, aber noch weit mehr hätte das Mutterherz gelitten, wäre ihm bekannt gewesen, welche Summe von Enttäuschungen, Bitterkeiten und Entbehrungen die nächste Zeit dem Sohne bringen sollte.

Der Oberst v. Seeger antwortete mit umgehender Post, er habe den Wünschen Schillers entsprochen und nicht nur dem Herzog sein Schreiben vorgelegt, sondern auch die gethanen Bitten durch Befürwortung unterstützt. Er habe daher den Auftrag erhalten, ihn wissen zu lassen: „da Se. Herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle“. Damit war nichts gesagt, nichts zugestanden, und Schiller schrieb abermals an den Obersten, sein Bittgesuch um Zugeständ-

nisse wiederholend — eine weitere Nüance in der Komödienrolle, deren er sich so gerne entledigt gesehen hätte.

Schon am ersten Abend, den er zu Mannheim verbrachte, hatte der Dichter mit Meyer über seinen „Fiesko" gesprochen, es wurde eine Vorlesung angesetzt, die wenige Tage nachher vor sich ging. Iffland, Beil, Beck und einige andre Schauspieler fanden sich bei Meyer ein. Nachdem alle um den großen runden Tisch Platz genommen, schickte der Verfasser eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus und begann danach die Vorlesung seines Werkes. Streicher sah nicht den Vorlesenden, sondern die Zuhörer an und feierte schon im voraus den Triumph, wie überrascht die Leute über alle die schönen Stellen des Werkes sein würden. Der erste Akt wurde zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen; er war kaum zu Ende, als Beil sich entfernte und die übrigen sich von der Geschichte Fieskos oder Tagesneuigkeiten unterhielten. Nun las Schiller den zweiten Akt; wiederum aufmerksames Zuhören, wiederum Todesstille nach Beendigung des Vortrages. Dann standen alle auf, Obst und Erfrischungen wurden herumgereicht, und einer der Schauspieler schlug ein Bolzenschießen vor. Man machte auch Anstalten dazu, nach einer Viertelstunde aber hatte sich alles verlaufen, außer den zum Hause Gehörigen und Iffland, der um 8 Uhr abends erst wegging. Meyer zog den überraschten und sehr niedergeschlagenen Streicher ins Nebenzimmer und redete ihn an: „Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die ‚Räuber' geschrieben?"

Zuverlässig, wie können Sie daran zweifeln!

„Wissen Sie gewiß, daß nicht ein andrer dieses Stück geschrieben und es nur unter seinem Namen herausgegeben?"

Ich kenne Schiller schon im zweiten Jahre und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die „Räuber" ganz allein geschrieben und ebenso auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dieses alles?

„Weil der ‚Fiesko' das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die ‚Räuber' geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben."

Streicher suchte Meyer zu widerlegen und ihm zu beweisen, daß „Fiesko" weit „regelmäßiger" für die Bühne gearbeitet und darin

alles vermieden sei, was an den „Räubern" mit Recht so scharf getadelt worden. Er müsse das neue Stück nur selbst durchlesen, dann werde er es gewiß ganz anders beurteilen. Meyer ließ sich nicht bekehren, die Abendstunden vergingen unter allseitiger Verlegenheit, von „Fiesko" erwähnte niemand mehr eine Silbe. Schiller selbst war äußerst verstimmt und verabschiedete sich zeitig. Beim Weggehen ersuchte ihn Meyer, ihm für die Nacht das Manuskript dazulassen, da er nur die zwei ersten Akte gehört und doch gern wissen möchte, welchen Ausgang das Stück nehme. Schiller willigte gern ein.

Als die beiden Freunde in ihrer Wohnung angelangt waren, wurde vorläufig von „Fiesko" nichts und im ganzen nur sehr wenig gesprochen, bis Schiller endlich seinem Grimm über den Neid, die Kabale, den Unverstand der Schauspieler energischen Ausdruck gab.

In banger Erwartung des Endurteils, das über „Fiesko" und seinen Verfasser gefällt werden sollte, begab sich Streicher am andern Morgen ziemlich früh zu Meyer, der ihn gleich mit den Worten begrüßte: „Sie haben recht! ‚Fiesko' ist ein Meisterstück und weit besser gearbeitet als die ‚Räuber'. Aber wissen Sie auch, was schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamiert. Er sagt alles in dem nämlichen hochtrabenden Ton her, ob es heißt, er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen *wir* es uns vorlesen und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen." Mit diesem aufmunternden Bescheid stürmte Streicher wieder nach Hause und teilte dem eben erwachten Autor die frohe Botschaft mit. Für *den* Tag standen die Aussichten gut, der folgende wurde durch einen zweiten Brief Seegers ausgezeichnet, worin wiederholt war, „da Se. Herzogliche Durchlaucht jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle". Der Dichter wußte nun, wie er sich zu verhalten habe, er schrieb nicht wieder. Da die Rückkehr Dalbergs von Stuttgart ungewiß, Se. Durchlaucht überdies vorgeblich so sehr gnädig war und man unter diesen Umständen alles erwarten konnte, wurde beschlossen, Mannheim so schnell wie möglich zu verlassen, damit man, falls die Gnade des Herzogs sich etwa in einem Verhaftsbefehl oder ähnlichen Maßregeln kundgeben sollte, sich außerhalb des gefährlichen Bereichs befinde. Würde in den nächsten Wochen nichts erfolgen, so durfte man vermuten, daß

der Herzog nicht weiter nach dem entflohenen Regimentsmedikus fragen werde.

Nach einem sechs- oder siebentägigen Aufenthalte in Mannheim, welcher die Reisekasse der beiden Freunde sehr angegriffen, so daß sich der Unterhalt nur noch für kurze Zeit aus dem Reste bestreiten ließ, wurde die Weiterreise nach Darmstadt und Frankfurt zu Fuß angetreten. Vorher schrieb Streicher an seine Mutter, ihm thunlichst bald dreißig Gulden nach Frankfurt zu schicken, weil Schiller in Mannheim nichts bezogen habe und daher nunmehr wenig Geld vorhanden sei, er aber den Freund in diesen Umständen unmöglich verlassen könne. Am zweiten Tage kamen Schiller und Streicher abends 6 Uhr nach Darmstadt. Ermüdet von dem zwölfstündigen Marsche begaben sie sich in einen Gasthof und waren sehr froh, nach einem guten Abendessen in reinlichen Betten ausruhen und sich durch Schlaf erholen zu können. Plötzlich weckte sie ein gewaltiges Trommeln auf; es war die Reveille, welche zum Nutzen des Landes allnächtlich um 12 Uhr geschlagen wurde. Die beiden Schläfer hatte das Gepolter nicht wenig erschreckt. Am andern Morgen fühlte sich Schiller etwas unpäßlich, bestand jedoch darauf, den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt noch heute zurückzulegen. Er hatte seinen Kräften mehr zugetraut, als sie leisten konnten, schon nach einer Stunde mußte Rast gemacht werden; zu Mittag wurde wieder eingekehrt, um den müden Gliedern etwas Ruhe zu gönnen. Der Lärm im Wirtshaus war jedoch zu groß, nach einer halben Stunde brachen die Freunde wieder auf. Schillers Mattigkeit schien eine Fortsetzung der Reise kaum zuzulassen, immer langsamer schritt er vorwärts, mit jeder Minute wurde er blässer, und als man ein Wäldchen erreicht, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, zu weiterm Gehen außer stande zu sein, er wolle versuchen, ob er durch einige Stunden Schlaf die Kraft für den Weg nach Frankfurt gewinnen könne. Er legte sich unter einem schattigen Gebüsch ins Gras nieder, und Streicher setzte sich auf einen abgehauenen Stamm, ängstlich nach dem armen, nun doppelt unglücklichen Freunde hinschauend. Düster und abgehärmt waren die Züge des Schlafenden, trotzdem ließ sich der stolze Mut noch darin wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes Schicksal zu kämpfen suchte, die wechselnde Gesichtsfarbe verriet, was ihn auch im Traum beschäftigte. An dem Rastplatz führte ein Fußsteig vorbei, auf dem sich während zweier Stunden glücklicherweise niemand zeigte. Plötzlich kam ein Offizier in blaßblauer Uniform mit gelben

Aufschlägen; Streicher vermutete in ihm einen der in Frankfurt liegenden Werber, zumal als er in überhöflicher Weise ausrief: „Ah, hier ruht man sich aus!" Auf seine Frage: „Wer sind die Herren?" antwortete Streicher etwas laut und barsch: „Reisende".

Schiller erwachte, richtete sich schnell auf und maß den Offizier mit so scharfem, verwundertem Blick, daß dieser sich entfernte, ohne ein Wort zu sprechen. — Der unglückliche Dichter fühlte sich durch den Schlaf einigermaßen gestärkt und vermochte nun anfangs zwar langsam, aber doch ohne Beschwerde weiterzugehen. Außerhalb des Wäldchens traf man auf einige Leute, welche den Weg nach der Stadt auf noch eine kleine Stunde angaben; diese Nachricht belebte den Mut, es wurde etwas schneller gegangen und noch vor Einbruch der Dämmerung Frankfurt erreicht. In Sachsenhausen bei einem Wirte der Mainbrücke gegenüber quartierten sich die Freunde ein. Am andern Tage schrieb Schiller einen ergreifenden Brief an den Freiherrn v. Dalberg mit gepreßtem Gemüt und nicht mit trocknen Augen. „Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab' ich mein ganzes Schicksal geschildert" — hieß es darin. — „Aber noch kommt das Schlimmste hinzu." Dieses Schlimmste war, daß alle Mittel fehlten, und der Hauptzweck des Schreibens mußte darin bestehen, von dem Intendanten einen Vorschuß auf den „Fiesko" zu erbitten.

Nachdem das Schreiben zur Post befördert und Schiller sich damit die schwerste Last vom Herzen gewälzt, auch das lebhafte Gewühl in der verkehrsreichen Stadt eine zerstreuende Wirkung geübt hatte, fand er sich geistig wie körperlich einigermaßen wieder. aufgerichtet und konnte sich schon an diesem Abend den Eingebungen seiner Phantasie widmen. Einen weitern Aufschwung empfing die Stimmung, als die beiden Freunde am nächsten Tage auf einer Wanderung durch die Stadt bei einem Buchhändler eintraten und, ohne daß der Autor sich zu erkennen gegeben, von ihm erfuhren, wie günstig die „Räuber" allgemein aufgenommen würden. Zu Hause angelangt, brachte Schiller den Nachmittag und Abend im Auf- und Niedergehen, mit einem Entwurfe beschäftigt, zu. Der Plan, der während des Arrestes entstanden, der auf der Fußwanderung von Mannheim hierher die poetische Phantasie ganz in Anspruch genommen, reifte heran, die Gestalten verkörperten sich, die Hauptmomente traten schon hell und bestimmt hervor.

Andern Tags brachte die von Mannheim kommende Post Briefe für den Flüchtling. Seine Stuttgarter Freunde berichteten von

dem außerordentlichen Aufsehen, welches sein Verschwinden gemacht; sie rieten ihm zu vorsichtigem Verbergen seines Aufenthaltes, obgleich sie nichts darüber zu sagen wußten, daß der Herzog feindselige Schritte thun werde. Auch von Meyer in Mannheim lag ein Schreiben bei; Schiller erblaßte, als er es überflog; nachdem er es zu Ende gelesen, blickte er düstern Auges gedankenvoll durchs Fenster. Lange sprach er kein Wort, nach und nach erst fand er sich zurecht und teilte dem Freunde mit, daß Dalberg keinen Vorschuß leiste, weil „Fiesko“ in dieser Gestalt für das Theater unbrauchbar sei und die Umarbeitung erledigt sein müsse, bevor er sich weiter erklären könne. Ein doppelt harter Schlag! Alle auf den Intendanten gesetzten Hoffnungen erwiesen sich jetzt endlich als ganz vergebliche, zu keiner Zeit hätte das Gemüt durch diese Erkenntnis empfindlicher gekränkt werden können denn gerade jetzt, wo die hilflose Lage die Reizbarkeit bedeutend schärfen mußte. Dazu die beschämende Niederlage, welche das Zartgefühl Schillers erlitt! Ganz unnützerweise hatte er seine traurigen Verhältnisse enthüllt, sich der Willkür eines Menschen preisgegeben, der augenscheinlich viel zu wenig Herz besaß, um nicht die fremde Misere zum eignen Vorteil auszubeuten. Trotz dieser neuen bittern Erfahrung kam nicht die geringste Klage, kam kein hartes oder heftiges Wort über seine Lippen, nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene Antwort, vielmehr sann er alsbald darauf, wie sich diese Widrigkeit des Schicksals ausgleichen lasse, und was zuerst gethan werden müsse. Die Umarbeitung des Stückes versprach die Möglichkeit der Aufführung, mindestens ließ es sich dann in Druck geben und eine Einnahme damit erzielen, die über die nächste Zeit weghalf. An dem jetzigen Aufenthaltsorte konnte diese Umarbeitung nicht vorgenommen werden, der Lebensunterhalt in Frankfurt war zu teuer; Schiller hielt es daher für geraten, in die Gegend von Mannheim zurückzukehren, wo sich wohlfeiler leben und im alleräußersten Falle von Schwan und Meyer doch irgend eine Hilfe erhoffen ließ. Leider konnte der Plan nicht sofort ins Werk gesetzt werden, die wenigen Gulden, über welche die Freunde verfügt hatten, waren aufgebraucht, und man mußte erst die Sendung von Streichers Mutter abwarten. Um wenigstens einige Mittel zu haben, wenn diese gar nicht oder allzu spät eintreffen sollte, entschloß sich der niedergeschlagene Poet, ein ziemlich langes Gedicht: „Teufel Amor“, an einen Buchhändler zu verkaufen. Das Poem, von welchem Streicher sich noch der zwei Verse

„Süßer Amor, verweile
Im melodischen Flug"

mit Zuverlässigkeit erinnerte, soll eines der vollkommensten gewesen sein, die Schiller bisher gemacht.

Mißmutig kam der Dichter von dem Gange zum Buchhändler zurück, er hatte fünfundzwanzig Gulden verlangt, der Buchhändler wollte nur achtzehn dafür geben, und jener behielt trotz seiner mißlichen Lage das Werk. Herzlichste Verachtung solcher Knickerei und Wertschätzung seiner Arbeit bestimmten ihn dazu. So unbedeutend das Vorkommnis an und für sich erscheint, wirft es doch ein helles Licht auf die Unbeugsamkeit des Charakters, der in dem einmal aufgenommenen Kampf mit dem Schicksal nicht nachgab.

Endlich trafen die bescheidenen dreißig Gulden von Streichers Mutter ein, und Streicher — die herrliche Seele — gab seine geplante Reise nach Hamburg, wofür das Geld ja bestimmt gewesen, auf, um bei dem Freunde auszuharren und ihn nach dem neuen Asyle zu begleiten.

Nach vorausgegangener Mitteilung an Meyer machten sich die beiden wieder auf die Fahrt, mit dem Marktschiff von Frankfurt nach Mainz, von dort erst zu Fuß, nachher, weil Schiller nicht weiter gehen konnte, mit der Post nach Worms. Ein hier eingetroffener Brief gab Nachricht, daß Meyer und seine Frau die Freunde in dem eine kleine Stunde von Mannheim entfernten Dorfe Oggersheim im Gasthause zum Viehhof erwarten würden. Dort eintretend, fanden sie ihn, seine Gattin und zwei Verehrer des Dichters vor. Der erstere setzte Schiller in schonendster Weise auseinander, aus welchen Gründen Dalberg den „Fiesko" noch nicht für theaterfertig halte, und gab die Versicherung, das Stück werde angenommen werden, sobald es um mehrere Szenen abgekürzt und der fünfte Akt ganz beendigt sei. Der Dichter verriet keinerlei Empfindlichkeit über die vereitelte Hoffnung, ließ sich auch auf keine Widerlegung der Dalbergschen Bemerkungen über den „Fiesko" ein — mit der ihm im Umgang gewöhnlichen freundlichen Art leitete er das Gespräch auf die Bestimmung des Ortes hin, wo er sich zur Vollendung der Umarbeitung ruhig und ohne Gefahr einige Wochen aufhalten könne. Das Gasthaus, in welchem man sich gerade befand (es existiert noch heute), erschien allerseits als der geeignetste Aufenthalt. Um die Spuren zu verwischen, wurde Schiller, der bisher als Doktor Ritter gereist, zu einem Doktor Schmidt gestempelt und unter diesem Namen dem Wirt sogleich vorgestellt.

Sofort am ersten Oggersheimer Abend begann er den Plan zu seiner „Luise Millerin“ („Kabale und Liebe“), mit dem er sich bisher getragen, in geordneter Weise niederzuschreiben.

Im Jahre 1758 hatte Diderot seinen „Père de famille“ veröffentlicht, der durch Lessings Übersetzung bald nachher unter dem Titel: „Der Hausvater“ in Deutschland allgemein bekannt wurde. Das Hauptmotiv des Stückes bestand darin, daß ein junger Mann von Adel sich in eine arme Arbeiterin verliebt und der Vater die Heirat der beiden erst zugibt, nachdem sich die adlige Geburt der Geliebten herausgestellt. Der französische Messerschmiedssohn wußte eine glimpflichere Lösung des Knotens nicht herbeizuführen. Etwa zwanzig Jahre später schrieb ein deutscher Freiherr, Otto v. Gemmingen, einen „Deutschen Hausvater“ mit Benutzung und offenbar unter dem Einfluß des französischen Dramas. Hier ist ein Graf in eine Malerstochter verliebt und hat sie zur Mutter gemacht. Als der alte Graf dies erfährt, gestattet er nicht nur die Heirat, sondern fordert den Sohn dazu auf, denn: „Dein Stand hebt die Verbindlichkeiten eines ehrlichen Mannes nicht auf“. Dann aber, als ob er vor seiner eignen Kühnheit erschrocken sei, läßt der Herr v. Gemmingen den alten Grafen zu dem Brautpaare sagen: „Geht auf meine Güter, flieht die Welt rc. Es ist mir ohnedem lieb, daß ein Beispiel wie dieses aus den Augen der Welt kommt: es ist doch immer Zerrüttung bürgerlicher Ordnung und gefährlich, wenn es zur Nachahmung reizt.“

In diesen beiden Stücken lagen die Keime zur „Luise Millerin“, aber das nachgeborne Drama überragte seine Vorgänger um ebensoviel wie die Genialität seines Verfassers diejenige Diderots und Gemmingens. Man möchte beinahe glauben, das Schlußwort des „Deutschen Hausvater“ habe Schiller den ersten Anstoß gegeben, habe ihn veranlaßt, der auf ihre Privilegien so stolzen Sippe, welche den Einsturz des Himmels prophezeite, sobald ein Adliger ein Bürgermädchen heiratete, einmal nachdrücklich vorzustellen, wo die Krebsschäden, die Ursachen der Zerrüttung der Gesellschaft zu suchen und zu finden seien.

Im Zorn wurde der Gedanke des Stückes empfangen, aber mit künstlerischer Ruhe die Ausführung überdacht, und Schillers ausgesprochene Absicht war, die vorkommenden Charaktere der eigensten Persönlichkeit der Mannheimer Bühnenmitglieder so anzupassen, daß jeder nicht nur in seinem gewöhnlichen Rollenfache sich bewegen, sondern sich auf der Bühne ganz so zeigen könne, wie er im



Das ehemalige Gasthaus „Zum Viehhof“ in Oggersheim.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Leben sich zu geben pflegte. Er war so eifrig beschäftigt, alles das zu Papier zu bringen, was er bis jetzt in Gedanken entworfen hatte, daß er während der nächsten acht Tage das Zimmer nur für Minuten verließ.

Die langen Herbstabende wußte er für sein Nachdenken auf eine eigne Art zu benutzen. Daß er durch Anhören trauriger oder lebhafter Musik in Ekstase versetzt wurde, hatte Streicher schon in Stuttgart bemerkt, und es soll, wie dieser erzählt, nicht viel Kunst erforderlich gewesen sein, um durch entsprechendes Klavierspiel alle Affekte in ihm anzuregen. Wenn jetzt die Dämmerung eintrat, setzte Streicher sich an das Instrument, das Frau Meyer von Mannheim herausgeschickt hatte, und spielte, während der Dichter mehrere Stunden nachdenkend auf und ab ging und seiner von den Tönen beeinflußten, begeisterten Stimmung zuweilen in unartikulierten Lauten Luft schaffte.

Erst nach Verlauf einiger Wochen konnte Schiller sich von seiner neuen Arbeit so weit frei machen, um über die am „Fiesko" zu treffenden Änderungen mit Ernst nachzudenken. Den Ausgang des Dramas festzustellen, glückte ihm jedoch noch nicht; erst Anfang November wurde es fertig, die letzten Szenen hatten weit mehr Nachdenken gekostet als das ganze übrige Stück, und nur unter schweren Mühen gelang es, den Fehler, daß die Katastrophe nicht schon beim Entwurf bestimmt worden, wieder gutzumachen.

In der Hoffnung, dadurch nun endlich der quälenden Sorgen enthoben zu werden, trug der Autor den sauber abgeschriebenen „Fiesko" zu Meyer; eine Woche verging ohne jede Nachricht, er begab sich daher wieder in die Stadt, um näheres zu erfahren. Als er und Streicher bei Meyer eintraten, trafen sie diesen und seine Frau in größter Bestürzung — vor kaum einer Stunde war ein württembergischer Offizier dagewesen und hatte sich angelegentlich nach Schiller erkundigt. Welche andre Mission konnte er haben, als den Flüchtling einzufangen! Man hatte ihm versichert, Schillers Aufenthalt nicht zu kennen, da man seit zwei Monaten nichts mehr von ihm gehört habe. Eine Bekannte von Meyer, welcher die Aufsicht über das leer stehende Palais des Prinzen von Baden oblag, wies dort den Freunden ein Zimmer an, wo sie einstweilen vor Nachstellungen geborgen waren. Die von Meyer sofort angestellten Nachforschungen ergaben die Grundlosigkeit der ganzen Aufregung; der vermeintliche Verfolger war ein Akademiegenosse Schillers, der, auf einer Reise begriffen, den Umweg über Mannheim gemacht

hatte, um seinen ehemaligen Schulkameraden wiederzusehen. Gleichwohl erschütterte der Zwischenfall das Vertrauen sowohl Schillers als seiner Mannheimer Freunde so sehr, daß er sofort an Frau v. Wolzogen unter Erinnerung an ihre frühere freundliche Zusage nach Stuttgart schrieb und um Vollmachten für den Aufenthalt auf ihrem Gute Bauerbach bat.

Inzwischen ging der November zu Ende, nicht ohne vorher dem Dichter noch eine sehr bittere Enttäuschung zu bringen. Dalberg erklärte, der „Fiesko“ sei auch in der neuen Umarbeitung nicht brauchbar für die Bühne, könne also weder angenommen, noch honoriert werden. Diese Ablehnung erfolgte trotz des Ifflandschen Antrages, dem Dichter als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste eine Gratifikation verabfolgen zu lassen. So beurteilte der „Dichter“ des „Valvais“ den Dichter des „Fiesko“, so verfuhr er mit ihm.

Schiller erwiderte auf den freiherrlichen Bescheid nur, er habe es sehr zu bedauern, daß er nicht schon von Frankfurt aus nach Sachsen gereist sei, eine weitere Abfertigung ließ er Sr. Exzellenz nicht angedeihen. Alsdann begab er sich zu Schwan, um ihm den Verlag des „Fiesko“ anzubieten; dieser übernahm ihn auch mit großer Bereitwilligkeit, allerdings nur um das geringe Honorar von einem Louisdor für den Bogen, und die etwa elf Louisdor, welche das Werk eintrug, reichten gerade aus, um die Schulden im Gasthaus zum Viehhof in Oggersheim (man hatte die letzten vierzehn Tage dort auf Borg gelebt) zu tilgen, die unentbehrlichsten Anschaffungen für den Winter machen und die Reise bis nach Bauerbach ohne Furcht vor neuem Mangel bestreiten zu können. Streicher, dessen Geld für die Hamburger Reise verbraucht war, mußte in Mannheim zurückbleiben — eine weitere Sorge für den armen Schiller, den die in Stuttgart aufgelaufenen Schulden schon schwer genug drückten. Am 30. November, bei hohem Schnee und starker Kälte, holten Meyer, Streicher und einige andre Freunde den unglücklichen Verfasser des „Fiesko“ in Oggersheim ab und begleiteten ihn nach Worms. Am 1. Dezember bestieg er — es war ein schneidender Frost — in einem dünnen Überröckchen den Postwagen, der ihn nach Meiningen und Bauerbach trug. Stumm, nur mit einem lange dauernden Händedruck hatte er von Streicher Abschied genommen.

Bauerbach.



14. Bauerbach.

Sehr seitab von dem Treiben der Welt, in einem sanft ansteigenden Wiesenthal liegt das Dörfchen Bauerbach, zwei Stunden südlich von Meiningen. Was einst der jetzt so stillen Gegend Leben und Bewegung gab, die nahe Burg Henneberg, ist seit Jahrhunderten ein Trümmerhaufe, sie wurde im Bauernkrieg zerstört; das zu ihr gehörige Lehngut Bauerbach ging durch Kauf an die Familie v. Bibra, später an die v. Wolzogen über. Zu Schillers Zeiten zeigte der Charakter des Ortes noch deutlich, daß dort früher ein reichsritterschaftlicher Haushalt bestand, die Dorfstraße war bei schlechtem Wetter grundlos, und die Häuser sahen wie die tagelöhnernde oder um Schutzgeld geduldete Bevölkerung ärmlich genug aus. Dem Wanderer, der heute, von der Ruine Henneberg niedersteigend, seine Schritte nach dem flachen Wiesenthale lenkt, fällt eine am linken Ende der schmalen ziegelgedeckten Häuserzeile hervorragende hochwipfelige Lindengruppe ins Auge; sie bezeichnet, im Garten des einst v. Wolzogenschen Gutes stehend, die Stätte, um derentwillen das unansehnliche, sonst durch nichts auffallende Nestchen aufgesucht wird[1].

Ein düsterer Dezemberabend hüllte das Dörfchen in seine Schatten, als Schiller (oder Doktor Ritter, so nannte er sich jetzt wieder) von Meiningen aus, wo er kurze Rast gehalten, dort eintraf. Die fürsorgliche Frau v. Wolzogen hatte ihren Verwalter zeitig genug mit allen Aufträgen für den Empfang versehen, so daß der halb erfrorne Reisende eine bequeme, warme Stube vor-

[1] Die Pietät der Familie v. Türcke zu Meiningen, welche jetzt das Gut als Eigentum besitzt, hat das Haus mit möglichster Beibehaltung der frühern Einrichtung restaurieren und die von Schiller bewohnten Zimmer in ihrer ehemaligen Gestalt wiederherstellen lassen.

fand und sich in einer Weise aufgenommen sah, die sein Gemüt beruhigen konnte. Aus diesem Gefühl der Behaglichkeit heraus wurde der Brief an Streicher (vom 8. Dezember 1782) geschrieben. „Endlich bin ich hier (beginnt dieser), glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche; keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören. Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude (das war nun freilich gutmütig übertrieben, wie die Abbildung zeigt), wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das vollkommenste und willigste besorgt."

Frau v. Wolzogen hatte auch noch in andrer Hinsicht für die Bedürfnisse ihres Pfleglings Fürsorge getroffen, indem sie ihn an den Bibliothekar Reinwald in Meiningen empfohlen. Das war gerade der Mann, wie ihn der von aller Verbindung mit der Welt Abgeschnittene brauchte, eine Seele, fähig, mit der begabtern zu empfinden, ein Charakter, dessen Besonnenheit und Denkklarheit dem noch nicht genug gewitzigten und um vieles jüngern Mann gelegentlich als Stütze dienen konnte, und dazu eine Persönlichkeit, deren Wissen und Stellung den Dichter mit Nachweisen und dem notwendigsten Handwerkszeuge, mit Büchern, versehen konnte. Reinwald hatte die Bitternisse des Lebens gründlich kennen gelernt. Zu Höherm gebildet, nach Höherm strebend, mußte er jahrelang als Konsistorialkanzlist arbeiten, zog sich durch die ihm widerwärtige und dabei anstrengende Beschäftigung eine andauernde Augenschwäche zu und wurde endlich 1776, er war damals neununddreißig Jahre alt, bei der herzoglichen Bibliothek als Gehilfe angestellt. An Hindernissen und Schwierigkeiten war auch in dieser Stellung kein Mangel, eine böse Hypochondrie befiel den Bibliothekar, und als er die Ordnung der Bibliothek besorgt und die unangenehmsten Arbeiten erledigt hatte, wurde ihm, das Maß der Unannehmlichkeiten zu füllen, ein Rat vorgesetzt. Trotz seiner nun untergeordneten Stellung war und blieb Reinwald die Seele und der gute Genius der Bibliothek. Die von dem Herrn Rat angefertigten Kataloge arbeitete er zum Teil wissenschaftlicher um und schrieb die meisten selbständig neu, so daß ein brauchbares Register in einer zahlreichen Reihe von Bänden Reinwalds dauerndes Denkmal auf der Bibliothek geblieben ist. Als Schiller nach Bauer-



Das Wolzogensche Gut in Bauerbach.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

bach kam, hatte der fleißige Bibliothekar bereits die Produkte seiner kurzen Mußestunden, ein paar Bändchen Gedichte und manche Rezension, in Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek" publiziert.

Schiller trat unmittelbar nach seiner Ankunft in Meiningen mit Reinwald in Verbindung, und schon mit dem Billet vom 9. Dezember (1782) wurde der litterarische Verkehr eröffnet, indem an den Bibliothekar die Bitte um Zusendung einer Anzahl von Werken erging, darunter der „Œuvres de l'Abbé St. Réal" (desjenigen Teils, worin die Geschichte des Don Karlos von Spanien), außerdem von Lessings kritischen Schriften, Dramaturgie, Theaterbibliothek, Beiträge zur Litteratur und Laokoon. Der Dichter hatte sich vorgenommen, „entsetzlich viel zu arbeiten". Er wollte beweisen, daß er mit Grund die Fesseln zerrissen, die ihm herzogliche Willkür angelegt; die Ostermesse „sollte sich angst sein lassen" auf die Fülle seiner Produkte. Er traf gediegene Anstalten, diesen löblichen Vorsatz auszuführen. Zu einem großen Plan wollte er sich vollends ausbilden, schrieb er an Schwan in Mannheim, da er in der Verfassung sei, ganz seiner Seele zu leben. Den heurigen Winter sehe er sich genötigt, ein Dichter zu sein, weil er auf dem Wege seine Umstände schneller zu arrangieren hoffe; sobald er aber von dieser Seite fertig sei, wolle er ganz in sein Handwerk versinken. Wenn solche auf ärztliche Thätigkeit hinzielende Bemerkungen nicht Ausfluß einer Selbsttäuschung waren, so hatten sie jedenfalls den Zweck, die Bedenken des immerhin etwas prosaischen guten Freundes zu beschwichtigen. Die Vorrede zum „Fiesko" wurde ihm in vierzehn Tagen versprochen.

Anfänglich hatten die aus dem bisherigen Leben mit herübergenommenen bittern Erfahrungen noch nachgezittert. Als Schiller die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt und zuletzt gefunden, daß er einen Eisklumpen in den Armen halte, als seine schönsten und sichersten Hoffnungen in Enttäuschungen endigten, glaubte er sich fast berechtigt zum Hasse gegen die Gattung Mensch. Er stand auf dem Punkte, sich mit dem ganzen Geschlechte zu überwerfen, weil er fürchtete, die Abhängigkeit werde ihn mit ihrer Last erdrücken. Sich bis zur Erbärmlichkeit zu erniedrigen, dazu fühlte er keinen Beruf; sich denjenigen unentbehrlich zu machen, die seine Abhängigkeit erleichtern und ihm damit den Weg zur Unabhängigkeit öffnen konnten, wie hätte er das anfangen sollen? Den an Streicher gegebenen Rat, sich auch zum Handwerksmäßigen herabzulassen, konnte er selbst nicht befolgen — solches ging gegen

seine Natur. Es war sehr notwendig, daß den düstern Augenblicken, die er auf der Sachsenhäuser Brücke als Flüchtling durchlebt, andre folgten, seinen Mut und sein Vertrauen wieder aufzurichten.

Zunächst verbesserte der Gedanke, Freunde wirklich zu besitzen, trotzdem er sich geringe Fähigkeit zutraute, deren zu erwerben, seine Stimmung. Die wenigen erprobten, er zählte dazu Schwan, Streicher und konnte wohl auch Iffland und Meyer hinzurechnen, sie mußten ihn schadlos halten für die Schläge des Schicksals. Er hatte die Wolzogen gefunden, und in Reinwald ahnte er schon nach der ersten flüchtigen Begegnung einen edelmütigen Freund, nach welchem er sich in seiner Bauerbacher Einsamkeit sehr bald sehnte, und den aufzusuchen er sich den Weg durch hohen Schnee nicht verdrießen ließ.

Mitte Dezember fühlte er sich wieder aller misanthropischen Anwandlungen ledig, er lebte ganz den Eingebungen seines Genius und hoffte schon gegen Ende des Jahres seine „Luise Millerin" beendigen zu können. Die Misere des Lebens blieb vorhanden, aber sie reichte nicht mehr hinan an jene Seelensphäre, in der sein höheres Wesen die Gestalten der irdischen Welt selbstschöpferisch nachbildete. Er brachte es über sich, die Beschränktheit seiner Garderobe zu belächeln, durch welche ein Besuch Meiningens an den Weihnachtstagen unstatthaft wurde, er schickte sich darein. Den „Schnupftobak", dessen der physische Mensch Schiller nicht entraten mochte (er bezog ihn pfundweise und machte sich selbst über seinen starken Verbrauch darin lustig), besorgte glücklicherweise Reinwald, stellenweise auf Kredit. So war denn jetzt der Poet ungestört bei seinem Zeus im Olymp und lud sich nur hier und da Shakespeare zum Begleiter ein. „Romeo und Julie" wurde Reinwald gebeten „mit dem bäldigsten zu verschaffen, weil ich etwas daraus zu meinem Stück zu schlagen gedenke".

Im übrigen war des Dichters Gefühl vollkommen frei, ganz bei den Gestalten seiner Phantasie und auch nur dort; die Bevölkerung Bauerbachs hatte ihm keine Ablenkung zu bieten. Wo wäre unter diesem Häufchen armer Teufel, die ihre geringen Bedürfnisse mühselig dem Boden abrangen, für eine höher organisierte Natur etwas Interessantes zu finden gewesen! Wie hätte hier ein Gegenstand existieren sollen, auf welchen der dreiundzwanzigjährige Poet sein Gefühl übertragen konnte! Aber ein Jüngling dieses Alters, von so feuriger Einbildungskraft und so außerordentlicher Gutherzigkeit bedurfte eines solchen Gegenstandes, und als Frau

v. Wolzogen Ende des Jahres (1782) in Begleitung ihrer jugendlichen Tochter Charlotte in diese verschneite geistige Einöde kam, da wurde offenbar, wie sich das Jünglingsherz sehnte nach vollem Überströmen in eine edle Weiblichkeit, da zeigte sich, daß es lieben mußte, und wie liebebedürftig es war.

Lotte, damals im siebzehnten Jahre stehend, nicht gerade schön, aber anmutig, war dem Dichter schon von Stuttgart aus bekannt; er glaubte (freilich irrigerweise) auf sie damals Eindruck gemacht zu haben, der Eindruck, den sie jetzt auf ihn machte, war ein bedeutender. Nur wenige Tage blieben die Damen in Bauerbach, am 3. Januar (1783) begaben sie sich nach dem nahegelegenen Gut zu Walldorf, der Besitzung des Freiherrn Marschalk v. Ostheim, des Bruders der Frau v. Wolzogen. Schiller hatte sie dahin begleitet und dann gleich den Rückweg nach Bauerbach angetreten. Aber seine Ruhe war hin, am andern Tage schon mußte er der Freundin schreiben: „Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit großen, lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen; sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon weggewandt, er ist für jede geringere Strahlen verblindet. Aber ich werde mich wohl hüten, diese angenehme Täuschung auszulöschen. ... Ihrer liebenswürdigen Lotte machen Sie mein herzlichstes Kompliment.“ Den nächsten Morgen begab er sich wieder auf den Weg nach Walldorf und blieb dort bis zum 9. des Monats. Bei sehr schlechtem Wetter kam er zurück, seine Laune war finster; am 10. Januar ging gleich wieder ein Brief an Frau v. Wolzogen ab, Zweifel an der Erfüllung der Herzenswünsche machten sich schon darin bemerkbar: „Es ist schrecklich, ohne Menschen, ohne eine mitfühlende Seele zu leben; aber es ist auch ebenso schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man, weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, notwendig einmal sich losreißen und verbluten muß. ... Ihrer guten Lotte empfehlen Sie mich.“

Inzwischen waren einige Wolken am Horizont aufgestiegen, die für den Flüchtling und auch für Frau v. Wolzogen oder vielmehr deren Kinder Stürme bringen konnten. Teils durch die Schuld der Frau Vischer in Stuttgart, teils durch diejenige Streichers in Mannheim, teils dadurch, daß er selbst nicht immer die notwendige Vorsicht gewahrt hatte, wußten mehr Leute im Deutschen Reiche um den Aufenthalt des Dichters, als für dessen Lage geeignet erschien. Dem Herzog von Württemberg durfte etwas von diesen

Gerüchten zu Ohren kommen, und schwere Folgen für Schiller selbst oder für die Söhne der Frau v. Wolzogen, die auf der Karlsschule erzogen wurden und dort Vergünstigungen genossen, waren wenigstens möglich. Es galt, die Spur zu verwischen. Schiller griff zu drastischen Mitteln, er mystifizierte die Welt durch zwei maliziöse Briefe, welche er an die Wolzogen und an seinen Freund Streicher richtete. Die erstere empfing ihn (d. d. Hannover, 8. Januar 1783) direkt aus Schillers Händen. Das Schreiben versetzte dem selbstverständlich gänzlich unschuldigen Streicher einen Hieb wegen seiner Zudringlichkeit, es war darin so gethan, als ob Schiller den in Wirklichkeit hochgeschätzten, opferwilligen Freund hätte los sein wollen. Der Brief an Streicher vom 14. Januar fingierte dagegen ein Zerwürfnis mit der Frau v. Wolzogen. Beide Episteln enthielten (was die Hauptsache war) falsche Angaben über den Aufenthalt des Schreibers.

Am 24. Januar reisten Mutter und Tochter zurück nach Stuttgart, sie hinterließen dem jungen Freunde die Erinnerung an die fröhlichen Augenblicke und die Hoffnung, daß sie in einem Vierteljahr wiederkehren würden.

Im Laufe des Monats dichtete Schiller mehr aus Gefälligkeit als poetischer Laune ein Hochzeitskarmen für die Pflegetochter der Frau v. Wolzogen, ferner die wunderseltsame „Historia“, ein Spottlied auf die übereilten militärischen Anstalten, welche der koburgische Hof während der Krankheit des Herzogs Georg von Meiningen traf, um, falls letzterer sterben sollte, von dem meiningischen Lande Besitz zu ergreifen. Die auf Veranlassung und nach Angabe des Herzogs verfaßte „Romanze“ wurde in den „Meiningischen wöchentlichen Nachrichten“ veröffentlicht. Was alle Meininger über den voreiligen Koburger Schritt empfanden, dem gab das Gedicht Ausdruck, und der Jubel, den es erregte, ist um so erklärlicher, als Herzog Georg sehr populär war. — Auch einen Prolog dichtete Schiller, auf Verlangen und ziemlich widerwillig, für die Festlichkeit aus Anlaß der Wiedergenesung des Herzogs. Er schrieb darüber an Reinwald: „Meine ‚L. Millerin‘ geht mir im Kopf herum. Sie glauben nicht, wie es mich Zwang kostet, mich in eine andre Dichtungsart hineinzuarbeiten, wie wunderlich es mir vorkommt, aus zwei Schauspielen großen Inhalts herauszutreten und Prologe für Kinderstücke zu machen. Nicht anders, als wenn einer aus der Schlacht kommt und Flöhe fangen muß.“

Mitte Februar glaubte der Verfasser die Fertigstellung der



Charlotte von Wolzogen.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

„Luise Millerin" endlich erreicht zu haben und ersuchte Reinwald, Papier für die Reinschrift zu besorgen. Ein gewöhnlicher Skribent hätte dieses Geschäft halb mechanisch abgewickelt und wäre befriedigt gewesen. Für das bewegliche Dichtergemüt war solche Arbeit eine Last, deren Druck plötzlich das Mißvergnügen über sein Schicksal zu scharfem Ausdrucke anregte. Der Heimatlose, in den einsamen Waldwinkel Verbannte klagte, das sonst reine Instrument seiner Empfindungen sei verstimmt. Die Wege zu Reinwald waren verschneit, für den also unterbrochenen Verkehr konnten die Schachpartien mit dem Gutsverwalter nicht entschädigen. Eine mit dem Buchhändler Weygand angeknüpfte Korrespondenz wegen des Verlages der „Luise Millerin" blieb ohne Ergebnis, da Schriftsteller und Geschäftsmann sich über das Honorar nicht einigen konnten. Schiller war recht mißmutig und ließ alle Arbeit liegen. Lange dauerte der Zustand der Unthätigkeit freilich nicht, acht Tage später mußte Reinwald schon Bücher für die Vorarbeiten zur „Maria Stuart" schicken, und wiederum einige Tage nachher trat ein ganz neues Thema in den Vordergrund: „Friedrich Imhof". „Die Bücher, wovon wir sprachen", lautet die Stelle eines Briefes an Reinwald, „über Jesuiten und Religionsveränderungen, überhaupt über den Bigottismus und seltene Verderbnisse des Charakters suchen Sie mir doch mit dem bäldesten zu verschaffen, weil ich nunmehr mit starken Schritten auf meinen ‚Friedrich Imhof' losgehen will. Schriften über Inquisition, Geschichte der Bastille, dann vorzüglich auch Bücher, worin von den unglücklichen Opfern des Spiels Meldung geschieht, sind ganz vortrefflich in meinen Plan." Einige Tage später: „Meine ‚Maria Stuart' ist noch nicht so glücklich, unanimia zu haben. Ich bin wirklich in einer höchst verdrießlichen Lage, weil ich gern an ein Stück ginge und noch zu keinem entschlossen bin. Ich glaube, mein ‚Imhof' erhält sich auf dem Brett." In dem Briefe vom 27. März (1783) sprach sich endlich wieder ein gefestigter Zustand aus, wozu wohl auch ein von Frau v. Wolzogen eingegangenes Schreiben beitrug: sie stellte darin ihre Ankunft in Bauerbach für Mitte Mai in sichere Aussicht.

Inzwischen war dem Dichter eine Überraschung zu teil geworden, die ihn trotz seiner Empfindungen für Lotte noch aufzuregen vermochte. Diese Überraschung war zugleich eine Genugthuung. Freiherr v. Dalberg schrieb an ihn — wahrscheinlich hatte die der Wirklichkeit nicht ganz entsprechende Mitteilung in dem erwähnten Briefe an Streicher (vom 14. Januar), daß „Luise Millerin" fertig

sei, den Weg zu Sr. Exzellenz allergnädigsten Ohren gefunden —, er möge ihm sein neues Stück ohne Verzug schicken. Bei dieser Gelegenheit entschuldigte sich der Intendant „auf eine verbindliche Art über seine Untreue" — die angenehmen Aussichten auf die Zukunft belebten den gegenwärtigen Zustand und weckten die Energie. Die Entscheidung wurde endlich getroffen: „Über ein neues Stück bin ich mit mir einig. Um meines langen Hin- und Herschwankens zwischen ‚Imhof' und ‚Maria Stuart' los zu sein, hab' ich beide bis auf weitere Ordre zurückgelegt und arbeite nunmehr entschlossen und fest auf einen ‚Dom Karlos' zu." Der erste Plan wurde wahrscheinlich um diese Zeit niedergeschrieben, Dalberg gebührt das Verdienst, den Dichter auf diesen Stoff aufmerksam gemacht zu haben. Die Arbeiten an der „Luise Millerin" blieben vorläufig liegen.

Der Brief der Frau v. Wolzogen hatte auch die Schiller einigermaßen beunruhigende Nachricht enthalten, Herr v. Winckelmann, einst sein Mitschüler auf der Akademie, nun Offizier der Noblegarde und Hofjunker des Herzogs von Württemberg, werde mit den beiden Damen nach Meiningen kommen. In Winckelmann ahnte Schiller einen Nebenbuhler, und richtig war, daß Lotte ersterem eine stille Zuneigung widmete; sie in Begleitung des Herrn zu Bauerbach oder Meiningen sehen zu müssen, wäre dem Dichter zu empfindlich gewesen. Er schrieb einen langen Brief an Frau v. Wolzogen, worin er nachwies, daß seines Bleibens in Bauerbach nicht sei, wenn Herr v. Winckelmann ihn dort finde, weil dann sein Inkognito sich nicht mehr aufrecht erhalten ließe. Er erklärte sich bereit, sein Asyl aufzugeben und nach Berlin zu gehen, falls Winckelmann von den Reiseplänen nicht abgebracht werden könnte. Mit ziemlicher Sicherheit sah er voraus, daß seine Epistel ihren Zweck nicht verfehlen werde, daher er unter demselben Tage auch die hoffnungsfrohen Worte an Reinwald richten konnte: „Jetzt, bester Freund, fangen die herrlichen Zeiten bald an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsre Brust zurückkommen. Wie sehnlich erwarte ich sie! — die Freundschaft und der Mai sollen das Instrument meiner Empfindung, hoffe ich, aufs neue in Gang bringen."

Dalbergs vorhin erwähnter Brief war in solchen Ausdrücken abgefaßt, daß Schiller vermutete, „es müsse ein dramatisches Unglück in Mannheim vorgegangen sein". Dramatische Unglücke waren in Mannheim keine Seltenheit, denn Dalberg beschäftigte

sich gar zu gern mit der Umänderung von Theaterstücken. Gerade damals hatte er „Lanassa" und Shakespeares „Cäsar" unter der Schere, vielleicht drückten ihn bei diesem Geschäfte eines dramatischen Schneidermeisters mehr die Schwierigkeiten als das Vergnügen und hoffte er, wenn Schiller wieder an seinen Hof komme, an ihm einen geschickten Gesellen zu finden, der ihm die Arbeit abnehme. Vielleicht leitete ihn auch die Absicht, der Mannheimer Bühne durch Anstellung des berühmten Verfassers der „Räuber" als Theaterdichter einen Glanz zu verleihen, der sie über alle andern in Deutschland erhöbe; ein Teil dieses Glanzes mußte ja auf den Herrn Intendanten zurückfallen, und so etwas wußte er zu schätzen.

Schiller zögerte mit der Antwort an die Exzellenz, er überlegte erst mit Reinwald, ob er sich mit ihr einlassen solle, und dann schrieb er ihr diplomatisch kühl: „E. E. scheinen ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuches noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünschte nichts, als solches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartungen zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einiges von dem Stücke vorauszusagen. — Außer der Vielfältigkeit der Charaktere und der Verwickelung der Handlung, der vielleicht allzu freien Satire und Verspottung einer vornehmen Narren- und Schurkenart hat dieses Trauerspiel auch diesen Mangel, daß Komisches mit Tragischem, Laune mit Schrecken wechselt und, obschon die Entwickelung tragisch genug ist, doch einige lustige Charaktere und Situationen hervorragen. Wenn diese Fehler, die ich E. E. mit Absicht vorhersage, für die Bühne nichts Anstößiges haben, so glaube ich, daß Sie mit dem übrigen zufrieden sein werden. Fallen sie aber bei der Vorstellung zu sehr auf, so wird alles übrige, wenn es auch noch so vortrefflich wäre, für Ihren Endzweck unbrauchbar sein, und ich werde es besser zurückbehalten. Dieses überlasse ich nun dem Urteil E. E. Meine Kritik würde zu viel von meiner Laune und Eigenliebe partizipieren." Der Herr Baron war dadurch deutlich genug abgeführt, gleichwohl antwortete er ohne den Anschein der Empfindlichkeit, was der Verfasser als Fehler bezeichne, seien Tugenden für die Bühne. Damit hörte vermutlich die Korrespondenz einstweilen auf.

Nachdem alles gethan war, um eine in verschiedener Hinsicht sichere Zukunft vorzubereiten, und von der eingetretenen Frühlingsmilde die Erheiterung des Gemütes Unterstützung empfangen hatte, sammelten sich die Gefühle der Liebe (zu Lotte), der Freundschaft

(zu Reinwald) und die dichterische Kraft in einem Punkte, und einer solchen Stunde hochgehender Begeisterung entsproß der schöne und für Schillers damalige Kunstprinzipien so merkwürdige Brief an Reinwald vom 14. April (1783).

„Bauerbach. Früh in der Gartenhütte. — In diesem herrlichen Hauche des Morgens", beginnt er, „in diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund, — und meinen ‚Karlos'. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankern Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche. — Ich stelle mir vor — jede Dichtung ist nichts andres als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes." Dann wird ausgeführt, daß die Charaktere der Personen in einem Werke der Dichtkunst entstehen, indem der Dichter seine eigne Empfindung und seine historische Kenntnis von fremden Empfindungen in andre Mischungen bringe und bei den guten Charakteren das Plus oder Licht, bei den schlimmern das Minus oder den Schatten vorwalten lasse. Alle Charaktere schlafen nach ihren Urstoffen in der Seele des Dichters. Nachdem die Liebe definiert ist als „der ewige innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen", als das ewig notwendige Bestreben, die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln, nachdem mit einem etwas kühnen Griffe die Freundschaft in dieser Definition auch untergebracht worden, fährt der Brief fort: „Das, was wir für einen Freund und was wir für einen Helden unsrer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir leiden für uns unter andern Leibern. — Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unsrer Helden sein müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen, — daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. — Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsre Helden gefühlt haben. — Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Anteil des Liebenden fängt tausend feine Nüancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größern Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührte mich ‚Julius von Tarent'

mehr als Lessings ‚Emilia‘, wenngleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. — Nun eine kleine Anwendung auf meinen ‚Karlos‘. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an ‚Dom Karlos‘ und ‚Julius‘ abmessen — nicht nach der Größe des Pinsels, sondern nach dem Feuer der Farben — nicht nach der Stärke auf dem Instrument, sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen.“

Im Verlaufe der Schilderung dieses Dichterlebens wird sich zeigen, wie Schiller, als er auf der Höhe seines Künstlerschaffens stand, sich von der Maxime, der Freund seiner poetischen Gestalten zu sein, zwar eine Zeitlang ab-, ihr dann aber wieder zuwandte und nun erst die volle Zufriedenheit mit seinem Werke empfand.

Der „Dom Karlos“, der neben der Phantasie das ganze Herz seines Dichters in Anspruch nahm, war dadurch zu einem gewaltigen Rivalen für die „Luise“ geworden. Die sichtlich veränderte Kunstanschauung — denn weder zu den „Räubern“ noch dem „Fiesko“, der in diesem Frühjahr im Verlag von Schwan in Mannheim erschien, hatte Schiller einen solchen Standpunkt eingenommen — mußte auch das Verhältnis des Schöpfers zu seiner Schöpfung ändern. Das Trauerspiel, das seinen Kunstverstand vorwiegend beschäftigt hatte, mußte nun seinem Herzen näher treten, wenn es sich neben „Karlos“ erhalten wollte. Seitdem der Plan zur „Luise“ gefaßt und die Ausführung bis zu einem gewissen Punkte der Vollendung gebracht worden, war dem Dichter mancher Gedanke auch von außen zugeführt; ganz neue Keime sah er über seine Arbeit ausgestreut und begann unter dem Zwang dieser Momente im Laufe des April mit Heroismus das sonst „verhaßte“ Unternehmen einer gänzlichen Umänderung. So ist denn zu vermuten, daß die „Luise Millerin“ oder „Kabale und Liebe“ wie das Stück später umgetauft wurde, wenn auch in den Hauptzügen ein Produkt von Schillers Aufenthalt in seinem Vaterlande, doch von seiner Bauerbacher Zeit vieles profitiert hat. Die Wärme, die es durchglüht, gewann es jedenfalls aus dem aufflammenden Gefühle für Lotte v. Wolzogen.

Von Lottens Mutter traf Nachricht ein, Herr v. Winckelmann werde nicht mit nach Thüringen kommen; sie erwähnte in diesem

Briefe trotzdem die Möglichkeit, daß Schiller das ihm bisher gebotene Asyl aufgebe, und fürchtete davon böse Folgen für ihn. Er dagegen dachte gar nicht daran, sehnte sich vielmehr nach dem Wiedersehen. „Ihre Gegenwart ist niemand wichtiger als mir“, schrieb er ihr am 23. April.

Am Tage vor diesem Datum (am 22. April) trat eine andre junge Dame, die damals freilich dem Dichter noch nicht bekannt war, aber einst so bedeutend für ihn werden sollte, Charlotte v. Lengefeld, von Rudolstadt aus eine Reise in die Schweiz an, in Begleitung ihrer Mutter und der Schwester Karoline.

Die nächsten Tage über wollte Schiller fleißig an seinem Trauerspiel sein, es sollte und mußte fertig werden; leider verzögerte sich gerade durch den Zwang die Arbeit aufs neue, und es half wenig, morgens um 5 Uhr schon am Schreibtische zu sitzen. Es wurden Federn geschnitten, „Gedanken gekäut“, und der Geist ließ die Flügel hängen. Je näher der Termin rückte, an welchem Frau v. Wolzogen ankommen sollte, desto langsamer ging es mit dem Dichten, bis der geheimnisvolle und liebebegeisterte Doktor Ritter endlich die ganze Dichterei liegen ließ und sich nur noch den Vorbereitungen zur Empfangsfeierlichkeit widmete. Im Garten des Gutes wurde eine neue Anlage gemacht, von dem äußersten Ende des Dorfes bis zum Wolzogenschen Hause eine Allee von Maien angelegt, die Eingangspforte mit einem Ehrenbogen von Tannenzweigen dekoriert und die kleine Kirche gleichfalls mit grünen Reisern herausgeputzt. Als die Herrschaften (Mitte Mai) eingetroffen waren und ihre Reisekleider im Hause abgelegt hatten, ging es unter Schießen in die Kirche, Musik von Blasinstrumenten verherrlichte den Einzug, und der Bibraer Pfarrer hielt eine festliche Begrüßungsrede. Welche Gefühle die nächsten Tage in dem jungen Schiller anregten, läßt sich ermessen. Plötzlich war Leben in das einsame Walddörfchen gekommen; was ihn begeistern konnte, umgab ihn — eine edle Frau, die ihm herzlichste Teilnahme, hingebendste, thätige Freundschaft widmete, der er mit der ganzen zärtlichen Verehrung eines Sohnes anhing, ein liebenswürdiges Mädchen, reich an Güte und schöner Unschuld — alles Anziehende, sein eignes reiches Ich konnte der feurige Liebhaber in die junge Seele hineindenken und die Ahnung alles Glückes der Zukunft für Lotte und sich selbst in ihrer Gegenwart empfinden. Ein poetischer Hauch, den Schiller bisher oft und bitter vermißte, hatte die Gegend überflogen. Nur allzu kurze Zeit dauerte diese von Hoffnung und

Furcht gleichmäßig beunruhigte Seligkeit. Am 27. Mai verließen die Damen Bauerbach. Schiller war wieder allein, seinem brieflichen Zureden räumte Frau v. Wolzogen keinen Einfluß auf ihrer Tochter nächste Zukunft ein und brachte sie in einer Pension zur Erlernung der Wirtschaft unter. Charlotte kehrte nur noch zu flüchtigen Besuchen nach Bauerbach zurück.

Der dichterischen Produktion konnten die Aufregungen nicht förderlich sein, die Phantasie war in zu lebhafte Schwingungen versetzt, das Bild ihrer Fluten zu fixieren mochte nicht gelingen, für den Dichter ein Tropfen Unglück in diesem Meer von Glück. „Ich sehne mich nach Ihnen, guter, lieber Mann", schrieb er an Reinwald, „und habe es nötig, neue Glut und neuen Geist in Ihren Armen zu sammeln. — Tausend Ideen schlafen in mir und warten auf die Magnetnadel, die sie zieht. Unsre Seelen scheinen wie die Körper nur durch Friktion Funken zu geben. Wie sehr wünschte ich, mein Herz an dem Ihrigen wieder zu erwärmen." In einem Briefe an Frau v. Wolzogen klagte er: „Ach, meine Beste, in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war ich Ihrer liebevollen Ermunterung so bedürftig als eben jetzt, und weit und breit ist niemand, der meiner zerstörten, wilden Phantasie zu Hilfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selber in meinen Briefen. Entweder red' ich darin zu wenig oder mehr, als Sie hören sollten und ich verantworten kann."

Die Unsicherheit, ob er Gegenliebe erwarten dürfe, verschonte den Einsamen nicht mit ihren Plagen, und zu einer Erklärung zu drängen, davon hielt die Ungewißheit, wie das eigne Leben nur in der nächsten Zukunft zu fristen sein werde, doch ab. Auch die Anwesenheit Charlottens während der ersten Junitage in Bauerbach brachte keine Änderung der Lage. In dem gesunden Charakter des jungen Mädchens hielten sich Empfindung und Besonnenheit das Gleichgewicht, und ob nun Charlotte Schillers Neigung nicht bemerkte oder mit keinem andern als freundschaftlichen Gefühl erwiderte, es kam nichts zur Aussprache[1]. Trotzdem beschäftigte sie seine Seele sehr ernstlich, und der Gedanke an sie stand zwischen ihm

[1] Als Charlotte v. Wolzogen später in das Haus des Oberjägermeisters v. Bibra zu Hildburghausen in Pension gegeben wurde, lernte sie dort den Regierungsrat v. Lilienstern kennen; sie reichte ihm am 30. September 1788 ihre Hand vor dem Altare. Die Ehe war kurz, nach kaum sechs Jahren rafften die Folgen der ersten Niederkunft die junge Mutter hin.

und seiner Arbeit. Höchstwahrscheinlich lag auch in Schillers Empfindung für Lotte die Ursache, daß Reinwalds Einladung zu einer gemeinschaftlichen Pfingstreise nach Gotha und Weimar keine Annahme fand. Der Freund teilte dies in einem Briefe (vom 24. Mai 1783) Schillers Schwester Christophine mit, aus welchem einzelne Stellen der ausführlichen Wiedergabe wert sind; sie lauten: „Mademoiselle — Ein besonderer Zufall macht mich so frei, an die Schwester meines Freundes diese Zeilen zu schreiben. Unter etlichen Papieren, die Herr Dr. Schiller nach einem Besuch bei mir liegen lassen, fand ich einen Brief von Ihnen. Es war wohl nicht Sorglosigkeit allein daran schuld, sondern auch Vertrauen, denn ich glaube gänzlich, daß er mich liebt! Ich fand in diesem Briefe, den ich gelesen und nochmals gelesen und abgeschrieben habe, so viel reifes Denken und so viel herzliche, besorgte Wohlmeinung gegen Ihren Herrn Bruder, daß ich mich gefreut habe, und scheue mich nicht, jeden Gedanken, der mir zu seiner Ausbildung oder Glückseligkeit einfällt, mit Ihnen zu teilen. — — Ihr Herr Bruder muß menschliche Charaktere viel kennen, weil er sie auf der Bühne schildern soll, item er muß sich durch Gespräche über Natur und Kunst, durch freundschaftliche, innige Unterhaltung aufheitern, wenn durch Denken und Niederschreiben das Mark seines Geistes vertrocknet ist. Die Gegend, wo er sich jetzt aufhält, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt, gleicht mehr der Gegend, wo Ixions Rad sich immer auf einem Ort herumdreht, als einer Dichterinsel, und einen zweiten Winter da zugebracht, wird Herrn Dr. Schiller völlig hypochondrisch machen. — Ich wünschte daher sehnlich, daß er künftigen Herbst in einer großen Stadt, wo ein gutes deutsches Theater ist, z. E. in Berlin, verweilte, doch unter dem Schutze gelehrter und rechtschaffener Männer, die ihn vor der Ausgelassenheit bewahrten, die an diesem Orte herrscht. — — Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehen inkliniert, er scheint ganz an seine Wohlthäterin gefesselt, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat. — —“

Merkwürdig ist dieser Brief einesteils, weil er die Korrespondenz eröffnete, die später zur ehelichen Verbindung zwischen Reinwald und Schillers Schwester Christophine führte, dann aber auch, weil er von der Abneigung Schillers gegen das Aufgeben seines bisherigen Asyls spricht, deren ungeachtet Schiller genau zwei Monate später, am 24. Juli, nach Mannheim abreiste. An Reinwald

schrieb er darüber (am 10. Juli 1783), er gehe in längstens zwölf Tagen ab, „um einen Onkel aus London, der sich in Schwaben befinde, an der Grenze zu rencontrieren". „Dieser Vetter (hieß es dann weiter) hat den ‚Robertson' übersetzt und ist durch mehrere Übersetzungen englischer Schriftsteller nicht unrühmlich bekannt. Vielleicht, daß er der Kanal ist, durch den auch ich in England bekannt werde." Statt aber den Vetter, der zugleich ein Onkel war, an der Grenze von Schwaben zu renkontrieren, reiste Schiller, wie erwähnt, geradeswegs nach Mannheim.

Der Ausflug sollte nur ein kurzer sein, nicht einmal die von Reinwald entliehenen Bücher wurden zurückgegeben, sie blieben vielmehr auf dem Zimmer in Bauerbach stehen; auch Frau v. Wolzogen rechnete mit Sicherheit auf baldigste Rückkehr ihres Schützlings. Die Ursachen dieser so plötzlich projektierten und viel zu früh unternommenen Reise lassen sich leicht erraten. Schiller war seiner mütterlichen Freundin eine für seine damaligen Verhältnisse recht bedeutende Summe schuldig geworden und konnte sie aus andern Mitteln als dem Ertrag seiner Werke nicht bezahlen. Die Verwertung seiner neuesten Arbeit, der freilich noch immer nicht fertigen „Luise Millerin", war von Bauerbach aus schwer zu bewerkstelligen. Nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen, mit einem Verleger einig zu werden, erschien Dalberg als die beste und für jetzt auch einzige Zuflucht. Vielleicht fühlte sich Schiller seinem Freunde Reinwald gegenüber gerade in dieser Angelegenheit nicht unbefangen, da er ihm nicht lange vorher geschrieben, er zweifle, ob er mit Dalberg zustandekommen werde, und erzählte ihm daher das Märchen von dem Onkel aus England. Übrigens darf angenommen werden, daß das Reiseprojekt von Schiller allein ausgegangen und, obgleich mit Frau v. Wolzogen besprochen, nicht von ihr angeregt worden sei. Zu dieser Annahme berechtigt auch ihre ausdrückliche Forderung, er solle sich keinenfalls selbst Dalberg anbieten. Sobald die Ausführung des Planes näher rückte, war es wieder Frau v. Wolzogen (sie war inzwischen wieder nach Bauerbach gekommen), welche die Mittel dazu beschaffte, indem sie Bürgschaft für ihren Schützling übernahm.

Abermals war ein Wendepunkt in dem Leben des Dichters herbeigeführt, wiederum freilich in etwas gewaltsamer Weise.

---

15. Nach Mannheim zurück.

Am Morgen des 24. Juli verließ Schiller die gastliche Stätte zu Bauerbach in dem Wagen der Frau v. Wolzogen, der Abschied wurde dem jungen Manne wie der mütterlichen Freundin schwer. Das noch immer unvollendete bürgerliche Trauerspiel reiste mit, außerdem unausgesetzt lebhaftes Empfinden für Charlotte und die Hoffnung auf baldigste Rückkehr. Am Samstag Abend, den 26. Juli, nach 8 Uhr erfolgte die Ankunft in Frankfurt — die Fahrt hatte nichts Bemerkenswertes gebracht —, Sonntag abends traf der Reisende matt und erschöpft mit Extrapost in Mannheim ein und stieg bei seinem Freunde, dem Regisseur Meyer, ab. Dieser besorgte ihm eine Wohnung bei Madame Hammelmann im Hubertshaus in der Nähe des Schloßplatzes. Der noch immer in Mannheim weilende Freund Streicher war von dem Reiseprojekt vorher nicht unterrichtet worden, auch ihm gegenüber fühlte sich Schiller befangen. Streicher hatte, da er sein eignes Glück durch den vergeblichen Aufenthalt in Oggersheim gestört sah, sich schon zu oft gegen die Dalbergschen Versprechungen und Lockungen ausgesprochen und das gegen den Dichter geübte geheimrätliche Verfahren beim rechten Namen genannt, er würde den jetzigen Coup Schillers um so stärker gemißbilligt und widerraten haben, da eigentlich keine direkte Anregung seitens des Intendanten dazu vorlag. Streicher wurde daher nicht wenig überrascht, als er, zu gewohnter Stunde bei Meyer eintretend, den in weiter Entfernung vermeinten Schiller plötzlich vor sich stehen sah. Des Freundes heitere Miene und blühendes Aussehen machten die Überraschung zu einer angenehmen. Die Thüringer Waldluft hatte die physische Kraft des Dichters offenbar gestärkt, und dem Genius schien versprochen, daß seine leiblichen Mittel sich normal weiterentwickeln und ihm noch lange und ausgiebig zur Verfügung

stehen würden; niemand ahnte, wie nahe die unheimlichen Naturgewalten waren, die mit tückischem Spiele das Zerstörungswerk zu beginnen sich anschickten.

Die ersten Nachrichten, welche der Ankömmling empfing, waren wenig erfreulicher Natur; Dalberg befand sich in Holland, Iffland in Hannover — die Hauptpersonen fehlten, Gründe genug, um Schillers Sehnsucht nach Bauerbach zu verstärken. „Gestehen muß ich Ihnen", schrieb er an Frau v. Wolzogen, „daß alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unserm stillen, glücklichen Leben entsetzlich verliert. Sie haben mich einmal verwöhnt — verdorben sollte ich sagen, daß ich den lebhaftesten Eindrücken der größern Welt beinahe verschlossen bin. Wenn ich es möglich machen kann, daß ich, ohne einen Schritt in die Welt zu thun, 400 Gulden jährlich ziehe[1], so begräbt man mich noch in Bauerbach. So leer und verdächtig ist mir alles, seit ich von Ihnen bin, und so wenig Geschmack kann ich einer Lebensart abgewinnen, die Sie nicht mit mir genießen. Wie froh will ich sein, wenn ich mit einigen guten Aussichten und Geld in der Tasche die Rückreise wieder antreten kann, und wie sehr wird meine Glückseligkeit bei Ihnen durch diesen Ausflug gewonnen haben."

Der Mannheimer Aufenthalt während der nächsten vierzehn Tage verlief nahezu ganz fruchtlos für Schiller. Dalberg blieb abwesend, die meisten Familien waren aufs Land ausgeflogen, in der Stadt herrschte eine unerträglich trockne Hitze, die ihm fast allen Genuß des Lebens verdarb und ihn am Arbeiten hinderte. Die Theatervorstellungen nutzten ihm nichts, im Sommer wurden ohnehin nur unwichtige Stücke gegeben, und die Kurfürstin samt dem Zweibrückener Hofe, die gerade anwesend waren, fanden die alltäglichsten Bühnenmachwerke ganz besonders nach ihrem Geschmacke. Ein Ausflug nach Oggersheim, bei welcher Gelegenheit der Dichter von seinen vorjährigen Wirtsleuten mit ungeheuchelter Freude empfangen wurde, gab eine angenehme Abwechselung. In Mannheim selbst ging Schiller viel mit Schwan um, er las ihm seine „Luise" vor und erntete großen Beifall. Schwan ließ dagegen Schiller Briefe von Wieland sehen, welche bewiesen, wie warm

[1] Als Frau v. Wolzogen (Schillers Schwägerin) diesen Brief in „Schillers Leben" mitteilte, ließ sie 600 Gulden — statt der im Original angegebenen 400 Gulden — abdrucken. Es erschien ihr bedenklich, die Welt wissen zu lassen, daß Schiller sich in seiner damaligen Stimmung mit einer Jahreseinnahme von 400 Gulden befriedigt erklärte.

dieser für den jüngern Kollegen in Apoll fühlte, und wie groß er von ihm urteilte. Dabei ließ der Buchhändler seine genaue Bekanntschaft mit den Theaterverhältnissen Mannheims dem Dichter nützen, war ihm mit Rat behilflich und mahnte zu vorsichtiger Vereinbarung eines Preises mit Dalberg für die Aufführung der neuen Stücke.

Endlich (am 10. oder 11. August) traf der Herr Intendant wieder in seiner Residenz ein. Über den erneuerten Verkehr mit ihm schrieb Schiller an Frau v. Wolzogen: „Er wurde gleich von meinem Hiersein benachrichtigt, das ihm höchst angenehm war. Ich traf ihn auf dem Theater, wo er mir auf die verbindlichste Art zuvorkam und mich mit großer Achtung behandelte. Von meiner Abreise will er nichts wissen und läßt sich sonst noch allerlei gegen mich merken, wofür ich gottlob! keine Ohren habe. Ich war heute bei ihm und zwar sehr lange. Der Mann ist ganz Feuer, aber leider nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht und ebenso schnell wieder verpufft. Indes glaube ich ihm herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. Mein ‚Fiesko‘ soll hier gegeben werden, und man ist wirklich daran, mit Anmerkungen über das Stück bei mir einzukommen. Vielleicht arbeite ich ihn um und setze die Vorstellung durch. Morgen (Mittwoch, am 13.) wird meine ‚Luise Millerin‘ in großer Gesellschaft, wobei Dalberg den Vorsitz hat, vorgelesen, und dann wird sich's entscheiden, ob sie hier vorgestellt wird. Dalberg versprach, mir zu Gefallen meine ‚Räuber‘ und einige große Stücke spielen zu lassen, um die Stärke der Schauspieler daraus zu beurteilen und mich in Feuer zu setzen. Meine ‚Räuber‘ sollten mich freuen. — — Es steht aber noch dahin, ob Dalberg und ich in der Hauptsache einig werden. Aber, meine beste, liebste Freundin, wie froh will ich den Augenblick erwarten, der mich wieder zu Ihnen zurückbringt. — Mein Aufenthalt in Bauerbach soll mir von allen Seiten der vorteilhafteste bleiben und weder Ihnen noch mir jemals zum Vorwurf gereichen. — Wieviel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert, und diese Verbesserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben und noch zu bilden, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausende zu verderben.“

Trotz der entschiedenen Fassung dieses Briefes hatte sich das Blatt sehr bald gewendet. In den nächsten Wochen kam zwischen

Schiller und Dalberg, als jener bei dem Intendanten zu Tische war, ein Abkommen zustande, wozu letzterer den Anlaß gab. Danach sollte sich Schiller auf ein Jahr binden, aber nur bis zum Mai 1784 in Mannheim anwesend bleiben und die drei folgenden heißen Monate seiner Gesundheit wegen anderswo zubringen. Unterdessen habe das Mannheimer Theater von ihm drei neue Stücke zu erhalten, den „Fiesko", die „Luise Millerin" und ein drittes, erst noch zu verfassendes. Dafür wurde dem Dichter eine Pension von 300 Gulden und außerdem von jedem Stücke, das er auf die Bühne bringe, die ganze Einnahme derjenigen Vorstellung, welche er selbst dazu bestimme, zugesichert. Die Stücke solle er dann noch zu eignem Vorteil im Buchhandel verwerten können. Die Festsetzungen regten die Hoffnungen des Sanguinikers mächtig auf. „Nach diesem Anschlag habe ich bis zu Ende August 1784 die unfehlbare Aussicht auf 1200—1400 Gulden, wovon ich doch 400—500 auf Tilgung meiner Schulden verwenden kann", schrieb er an die Freundin. Leider wurde durch die herrlichen Aussichten sehr bald ein dicker Strich gemacht.

Die unter der Wirkung der außergewöhnlichen Hitze aus den morastigen Festungsgräben aufsteigenden Miasmen verursachten eine Epidemie („eine gallichte Seuche") in der Stadt, von der etwa ein Drittel der Einwohner befallen und Schillers Freund, der Regisseur Meyer, am 2. September hingerafft wurde. Auch Schiller ergriff das kalte Fieber und ließ ihn sobald nicht wieder los. Wochenlang durfte er nur Wassersuppen genießen, Fieberrinde aß er wie Brot, und als er am Neujahrstag 1884 nach Bauerbach schrieb, entfloß dem Gefühl total zerrütteter Gesundheit der traurige Satz: „Um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hiesigen Publikums zu befriedigen, habe ich unter meiner Krankheit mit dem Kopf arbeiten und durch starke Portionen China meine wenigen Kräfte so hinhalten müssen, daß mir dieser Winter vielleicht auf zeitlebens einen Stoß versetzt". Leider war diese Befürchtung ebenso begründet, wie die Hoffnung, bald der drückenden Sorgen überhoben zu sein, sich als eitel erwies. Trotz der besten Pflege, welche dem Kranken zu teil wurde, konnte er an Arbeiten lange Zeit nicht denken, und wenn ihm das Fieber etwas Ruhe ließ, behelligten ihn andre Verdrießlichkeiten, seine Gläubiger drängten, und ihn selbst drückte die Anleihe bei der Frau v. Wolzogen. Dem Leser der Korrespondenz aus dieser Zeit gibt es noch heute eine bittere Stimmung, die Briefe

mit erbärmlichen Zahlen über Ausgaben für Mittagsessen 2c. und windigen Berechnungen über die zukünftige Tilgung der Schulden belastet zu sehen. Ein Geist wie der Schillers hätte andre Sorgen als um solche Erbärmlichkeiten haben müssen. Freilich ist dafür nur das Verhängnis verantwortlich zu machen, welches ihn bei armen, abhängigen Leuten in die Wiege legte, und wir Nachgebornen dürfen uns darüber nicht einmal sehr aufregen, denn wir haben ebendieses Verhängnis dafür zu loben, daß es uns einen Geist wie den Schillerschen überhaupt schenkte. Nachdrücklich Verwahrung aber muß dagegen eingelegt werden, daß die Anhänger Dalbergs dessen Hilfe zu einer Wichtigkeit aufbauschen, die sie in Wirklichkeit gar nicht hatte. Auch diesmal erwies er sich Schiller gegenüber wieder als schlauer Rechner und wußte die wohlmeinenden Ratschläge Schwans, welche darauf hinausgingen, dem Dichter eine bestimmte Einnahme aus der Aufführung seiner Stücke zu sichern, zu gunsten wenn auch nicht seiner eignen Tasche, doch der Theaterkasse zu drehen, indem er ihm den Ertrag nur einer von ihm, dem Autor selbst, zu bestimmenden Vorstellung überließ.

Wenn auch diese Sorgen und in ihrem Geleit die Fieberkrankheit das Schillersche Gemüt belasteten und drückten, sie erdrückten es nicht. Ebensowenig vermochten dies die neuen Ausstellungen, welche man am „Fiesko“ und der „Luise Millerin“ machte. Sobald der Körperzustand es einigermaßen verstattete, wurde die Umänderung in Angriff genommen. Hatte der Dramatiker sich anfänglich den Forderungen des Schauspieldirektors, wohl in der ersten Freude über die nun gesichert erscheinende Zustimmung, gefügt und dem „feinen“ Kenner unbedingt recht gegeben, so fand er auch diesmal bei der Arbeit selbst, wie schon bei früherm ähnlichen Anlaß, daß sie im höchsten Grade unangenehm sei. Widerwillig besorgte er die Flickerei am „Fiesko“, gleichwohl glückte aller Hindernisse ungeachtet, welche Krankheit und gesellschaftliche Pflichten abwechselnd bereiteten, die Fertigstellung in der zweiten Hälfte des Novembers.

Plümicke in Berlin, ein Macher, der schon die „Räuber“ theatralisch zugestutzt hatte, war mit der Umarbeitung des „Fiesko“ früher fertig geworden als der Verfasser selbst und zeigte den Bühnen an, daß sein, d. h. der Plümickesche, „Fiesko“ zum Versand bereit liege. Schiller erhielt von diesem damals freilich gesetzlich nicht verbotenen Raube Kenntnis und ließ in der „Gothaischen gelehrten Zeitung“ eine Anzeige ausgehen, in welcher

er die Theater ersuchte, die von ihm selbst verfaßte Bühnenbearbeitung zu benutzen. Großmann, der Unternehmer des Theaters in Frankfurt a. M., machte von dem Anerbieten Gebrauch, und Schiller kam dadurch mit ihm in Verbindung. Das Stück mußte nur noch ins Reine geschrieben werden; dies zu besorgen, wurde ein Regimentsfurier ausersehen, der eine deutliche und hübsche Handschrift hatte. Da so vieles in der ersten Fassung gestrichen, zwischen hinein abgeändert oder ganz neu eingelegt war, so konnte die Anordnung dem Abschreiber nicht überlassen bleiben, vielmehr mußte ihm der Text in die Feder gesagt werden. In den ersten Stunden fühlte sich der Verfasser sehr behaglich, indem er nach Bequemlichkeit bald sitzend, bald auf und ab gehend diktieren konnte. Als er aber in das Diktat hineinsah, entsetzte er sich nicht wenig, aus dem Fiesko war ein „Viesgo", aus Kalcagna „Kallkahnia" geworden, Leonore schrieb sich „Leohnohre", und nicht nur die meisten Eigennamen, sondern auch die ganze Orthographie erschien in ähnlicher Weise zugerichtet. Ein neuer Versuch mit dem Furier gab kein besseres Resultat, es blieb dem Dichter nichts übrig, als die Reinschrift selbst anzufertigen, und Dalberg sorgte dafür, daß er das Abschreiben nicht wieder unterbrach, er „belagerte" ihn, weil das Drama zum Karneval (1784) aufgeführt werden sollte. Das schwere Opfer, welches der Dichter seiner bessern künstlerischen Einsicht durch diese Umarbeitung gebracht, trug ihm wenig Dank ein. Es nützte ihm nicht, daß er den „Fiesko" zum Schlusse mit einer dem lebenden Menschen mehr als dem tragischen Helden anstehenden moralischen Anwandlung ausstattete, daß er ihn von seiner ursprünglichen Absicht, Genuas Herzog zu werden, sich abwenden und damit am Leben ließ — die Mannheimer erklärten, das Stück sei zu „gelehrt" für sie. „Fiesko" wurde zum Karneval zuerst am 11. Januar (1784), dann noch im Februar, im ganzen dreimal gegeben und blieb von da ab liegen. Schiller äußerte sich darüber in einem Briefe an Reinwald: „Den ‚Fiesko' verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name, in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut." In Frankfurt wurde das Trauerspiel mit großem Beifall aufgenommen, in Berlin nach der Plümickeschen Bearbeitung, welche den tragischen Schluß beibehalten hatte, während des Monats März (1784) sechsmal aufgeführt.

Von Anfang an hatte in Mannheim ein Odium auf dem Stück gelegen, von dem Ärger, den Schiller bei der Vorlesung der ersten

Akte geerntet, wurde schon berichtet. „Das Süjet selbst ist nicht theatralisch“, schrieb Iffland, nachdem er es gelesen, „die Charaktere sind auf zu feine Schrauben gesetzt. Das darinnen angebrachte Spektakel folgt nicht aus der Sache, ist für das Theater sehr beunruhigend, für das Auge nicht unterhaltend genug und zieht gleichwohl des Zuschauers Aufmerksamkeit von der Hauptsache ab ꝛc.“ Was half es, daß Iffland außerdem bemerkte: „Das Stück hat indes auch Schönheiten, die allerdings des Verfassers würdig sind“. Schillers Freund Streicher gibt den Schlüssel zu der Voreingenommenheit der Schauspieler gegen das Stück; er sagt in seiner Schrift: „Die Bahn, die sich Schiller in seinen Arbeiten für die Bühne vorgezeichnet hatte, war ganz neu und ungewöhnlich, daher es den Schauspielern, die meistens nur bürgerliche und sogenannte Konversationsstücke aufzuführen gewohnt waren, sehr schwer und mühsam wurde, die Ausdrücke des Dichters so zu geben, wie er sie schrieb, und in welche sich, ohne deren Sinn zu zerstören oder ins Gemeine herabzuziehen, durchaus nichts aus der Umgangssprache einflicken ließ. Daß bei den ‚Räubern‘ derartige Einwendungen weniger gemacht wurden, davon war der überwältigende Stoff sowie die ergreifende Wirkung, welche die meisten Szenen hervorbrachten, die Ursache.“

Freiherr v. Dalberg kritisierte das Stück nach der Aufführung wie folgt: „Ich habe die verschiedenen Urteile gesammelt und daraus folgende Bemerkung gezogen. Die Schönheiten in diesem Stück sind zu häufig, der Dialog hat einen zu hohen Schwung, daß das Publikum bei der ersten Vorstellung dieses Schauspiel hätte vollkommen verstehen und sich daran ergötzen können. Es spielt zu lang. Szenen und Dialog hätten gedrungener sein können, sein sollen. Die Maschinerie des Theaters ist zu sehr gehäuft. Die Deklamationsszene der Julia Imperiali am Ende des vierten Aktes und die darauf folgende Liebesszene der Leonore sind zu gedehnt, weckten Langeweile, so fürtrefflich auch erstere — und so gut die zweite gesagt und gespielt ward. In der Szene mit dem Maler hat man mehr gedrungene Kürze gewünscht. Der Anordnung des Stückes und dem Spiel der Schauspieler und Schauspielerinnen hat man allgemeinen Beifall gegeben. — — Der kurze Mantel des Verrina that eine üble Wirkung; die Scheide des Schwertes dieses einfachen Republikaners hätte auch nicht mit Steinen besetzt sein sollen. — Man hat allgemein getadelt, daß Fiesko von Anfang bis zu Ende sein Ballkleid anbehielt, man

wünschte am Ende des vierten Aktes, daß er Stiefel und einen Harnisch anhabe."

So wurde das Stück heruntergemacht, auf welches der Dichter seine ganze Hoffnung für die nächste Zeit gesetzt, welches er als Rettungsanker auf die Flucht mitgenommen hatte. Es enthielt „zu viel Schönheiten", und außerdem hatte der Held keine Stiefel an; wer kann heute noch nachrechnen, welchen Schaden diese Momente dem Drama gebracht haben. Wäre Frau v. Wolzogen nicht gewesen, so konnte leicht der fatale Fall eintreten, daß auch der Dichter keine Stiefel anzuziehen hatte, denn die erhofften und ersehnten Einnahmen aus der Theateraufführung, welche alte Scharten auszuwetzen bestimmt waren, blieben weit hinter den Erwartungen zurück.

Hat der Bericht bisher die Bemühungen des Poeten zusammengefaßt und deshalb schon in das Jahr 1784 hinübergegriffen, so sind jetzt noch die Notizen nachzutragen, welche über das Gemütsleben Schillers in dieser Zeit Aufschluß geben.

Zunächst war es Sehnsucht nach dem Bauerbacher Asyle und Charlotten, was in den Briefen an die Mutter Wolzogen in den ersten Monaten der Abwesenheit sehr ausgeprägten, starken Ausdruck fand, der sich freilich mehr und mehr minderte, je nachdem der Mannheimer Aufenthalt neue Eindrücke herbeiführte und andre Hoffnungen erweckte. Eine kurze Wiedergabe der betreffenden Briefstellen zeigt das Ersterben der Empfindung.

Frankfurt, 26. Juli 1783: „O, meine liebste Freundin, unter dem erschrecklichen Gewühl von Menschen fällt mir unsre Hütte im Garten ein. — Wär' ich schon wieder dort! Die liebe, gute Lotte grüßen Sie mir herzlich."

Mannheim, 28. Juli: „Ich würde sie (die Aussichten auf günstige Stellung in Mannheim) schwerlich benutzen, wenn sie mir auch in die Hände liefen, sobald mein Aufenthalt bei Ihnen im geringsten dadurch litte. — Wie froh will ich sein, wenn ich mit einigen guten Aussichten und Geld in der Tasche die Rückreise wieder antreten kann, und wie sehr wird meine Glückseligkeit bei Ihnen durch diesen Ausflug gewonnen haben! Die liebe, gute Lotte küssen Sie in meinem Namen (wenn's erlaubt ist)."

11. August: „Meine liebste, beste Freundin, wie froh will ich den Augenblick erwarten, der mich wieder zu Ihnen zurückbringt. ... Daß Sie mich 100,000,000mal der lieben Lotte empfehlen, versteht sich."

11. September: „Ich erfuhr, daß Winckelmann (der junge

Stuttgarter, für welchen sich Lotte damals interessierte) zwei Monate bei Ihnen zubringen würde. Sie wissen, meine Beste, daß mich die Ankunft dieses Herrn selbst aus Bauerbach vertrieben haben würde, wenn ich noch dort gewesen wäre, wieviel mehr mußte sie mich jetzt von meiner Reise zurückhalten. Ich entschied also für die Anerbietungen Dalbergs und bleibe bis auf den Mai 1784 hier.... Dieser Gesichtspunkt (daß ein Ausweg zur Verbesserung der Umstände eröffnet sei) allein kann mich über die lange Trennung von Ihnen und über den Aufschub meiner angenehmen Entwürfe trösten und gibt mir jetzt auch den Mut und die ruhige Festigkeit, Ihnen zu sagen, daß wir uns vor acht oder neun Monaten nicht sehen werden.... Der guten Lotte empfehlen Sie mich milliontausendmal. Wär' ich doch nur jetzt einen Tag bei Ihnen beiden — wie gern wollt' ich mich aus allen meinen Verbindungen reißen! Aber ein Zeitraum von acht Monaten ist im ganzen ja nur eine Spanne, und wie bald mißt man diese nicht aus."

Mannheim, 12. September: „Ich will alles bei Ihnen lassen, weil ich doch gewiß wiederkomme. Unsrer Lotte schreibe ich im nächsten Brief ganz gewiß. Sagen Sie ihr das und versichern Sie sie meiner ewigen Freundschaft."

Danach trat eine lange Pause in der Korrespondenz ein; Geschäfte und neue Bekanntschaften, dazu das kalte Fieber, hielten Schiller vom Schreiben ab, erst am 1. November ging wieder ein Brief nach Bauerbach, worin es hieß: „Der guten Lotte empfehlen Sie mich auf das wärmste und innigste".

13. November: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich mir äußerst wenig aus dem Wein mache, so wohlfeil und gut er hier zu haben ist. Mit mehr Vergnügen trinke ich Bier; freuen Sie sich also, ich werde mich auf diese Art bald wieder ins Bauerbacher Leben gewöhnen.... Verlängert sich mein Kontrakt auf noch ein Jahr, so komme ich zu Ende September nach Mannheim zurück.... Die liebe, gute Lotte hat immer noch keinen Brief von mir, aber plötzlich werd' ich mich einmal einstellen. Empfehlen Sie mich ihr auf das wärmste."

Von da ab enthielten die Briefe, in welchen nun die unerquicklichen finanziellen Verhältnisse Schillers in den Vordergrund traten, denn er konnte die versprochenen Rückzahlungen unmöglich leisten, nichts mehr von Lotte und Bauerbach; im Briefe vom 7. Juni (1784) wurde des Asyls wieder gedacht: „War mein Aufenthalt in Bauerbach etwa nur eine schöne Laune meines

Schicksals, die nie wiederkommen wird? War es ein Gebüsch, wo ich auf meiner Wanderung hangen blieb, um desto stärker wieder mitten in den Strom gerissen zu werden? Noch liegt eine undurchdringliche Decke vor meiner Zukunft. Ich kann nicht einen Augenblick sagen, wie lang mein hiesiger Aufenthalt dauern wird.... Sie werden lachen, liebste Freundin, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heiraten. Nicht als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht, ich bin in diesem Punkte noch so frei wie vorhin — aber eine öftere Überlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geiste die zu Kopfarbeiten so nötige Freiheit und stille, leidenschaftlose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mitteilung und inniger Teilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Anteil glücklich machen kann, dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschlusse hingerissen. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen teuer genug wäre! oder könnte ich Sie beim Wort nehmen und Ihr Sohn werden. Reich würde freilich Ihre Lotte nie — aber gewiß glücklich." Diese Zeilen gingen erst acht Tage später und zwar mit folgender Nachschrift ab: „Der Brief ist wieder ein paar Tage unterbrochen worden. Ich überlese ihn jetzt und erschrecke über meine thörichte Hoffnung. — Doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen. Leben Sie wohl und empfehlen Sie mich tausendmal Ihrer lieben Lotte."

So hatte der Liebesroman mit Lotte v. Wolzogen, wenn bei der höchstwahrscheinlich nur einseitigen Erregung von einem Roman überhaupt gesprochen werden kann, sein Ende erreicht. Am 7. Juni war die Flamme noch einmal leicht aufgeflackert, und bis zum 15. sank sie zusammen, vollkommen ausgebrannt. Auch diese schöne Laune des Schicksals gehörte jetzt der Vergangenheit an, das Leben hatte andre Verbindungen angeknüpft, andre Verwickelungen in Bereitschaft.

---

16. Neue Verbindungen.

Schon die ersten Wochen in Mannheim hatten „einen Tumult von Zerstreuungen“ gebracht, trotzdem, wie im vorigen Kapitel erwähnt wurde, Dalberg und Iffland abwesend, die meisten Familien aufs Land ausgeflogen waren und eine unerträglich trockne Hitze beinahe allen Genuß des Lebens verdarb. Zunächst war es der Buchhändler Schwan, Schillers Gönner und Verleger seines „Fiesko“, der dem jungen Dichter sein gastliches Haus öffnete, wohl und schon lange wissend, daß er sich für keinen Alltagsmenschen interessiere. Schwan selbst war eine geistig hervorragende Persönlichkeit. Sohn eines Buchhändlers, 1733 zu Prenzlau geboren, widmete er sich anfänglich dem Studium der Theologie, ging mit 25 Jahren nach Petersburg, wurde dort 1762 Auditor bei einem Dragonerregiment und trat im folgenden Jahre in gleicher Stellung in preußische Dienste. Auch hier litt es ihn nicht lange, 1764 lebte er als Schriftsteller in Holland und 1765 als Redakteur einer Zeitschrift in Frankfurt a. M., verheiratete sich dort noch in demselben Jahre mit der Tochter des Buchhändlers Eßlinger und übernahm dessen Filialgeschäft in Mannheim. Hier entfaltete er eine vielseitige Thätigkeit nicht nur als Buchhändler und Verleger, als Herausgeber französischer Wörterbücher, sondern auch als Verfasser gern gesehener Operetten. Bei der Gründung des Mannheimer Theaters spielte er gleichfalls eine Rolle und führte mit Lessing die bezügliche Korrespondenz. Einige Jahre vor Schillers erstem Erscheinen in Mannheim hatte er den Titel eines kurpfälzischen Hofkammerrats erhalten. Rührig und zugleich einer idealen Richtung zugewandt, stand er mit den ersten Geistern der Nation in Briefwechsel und sah alles, was von Berühmtheiten Mannheim passierte oder daselbst wohnte, in seinem Hause. Dort lernte Schiller viele persönlich kennen, denen er schon aus seinen

Werken bekannt war; sie besuchten ihn in seiner Wohnung, und nicht bloß Mannheimer Gelehrte und Künstler zählte er zu seinen Besuchern, auch Fremde und darunter manche, die sich um seine Freundschaft bewarben. So erhielt er in den ersten Tagen des Septembers (1783) die Visite eines auswärtigen Freimaurers, eines Mannes „von ausgebreiteter Kenntnis und großem geheimen Einfluß", der ihm mitteilte, daß er schon auf verschiedenen Freimaurerlisten stehe, der ihn inständig bat, ihm von jedem beabsichtigten Schritte in dieser Richtung vorher Nachricht zu geben, und ihn versicherte, die Aufnahme in den Bund eröffne ihm, dem Dichter, wertvolle Aussichten.

Bei Dalberg, in dessen Hause es fürstlich zuging, speiste er öfter, und dieser wußte trotz allem Mißtrauen, welches Schiller gegen ihn zu hegen sich vorgenommen hatte, das junge Gemüt wieder so vollständig einzunehmen, daß eine Stelle im Briefe vom 1. Januar 1784 lauten konnte: „Ich genieße das ganze Vertrauen und die Achtung Dalbergs". Allerdings kam der Intendant dem Dichter anfänglich sehr liebenswürdig entgegen, er gestattete ihm, im Theater aus und ein zu gehen wie in seinem eignen Hause, er ließ die „Räuber" zu Ehren des Verfassers aufführen und zum Nutzen der Theaterkasse, das Haus wimmelte von Zuschauern.

Am Tage nach dieser Ehrenbezeigung warf das Fieber Schiller aufs Krankenlager. Nun kamen ihm die neuen Bekanntschaften zu statten, sein Zimmer wurde selten von Besuchern leer, und so war wenigstens für Unterhaltung gesorgt.

Auch Frau de Laroche, Sophie Gutermann, die als junges Mädchen Wieland bezaubert hatte, lernte er kennen. Sie wohnte jetzt, nachdem ihr Gatte, der Staatsrat des Kurfürsten Klemens Wenzeslaus, bei seinem Herrn in Ungnade gefallen war, zu Speier. Über die Begegnung mit ihr schrieb Schiller an Frau v. Wolzogen (13. November 1783): „Die Staatsrätin v. Laroche kenne ich sehr gut, und diese Bekanntschaft war eine der angenehmsten meines ganzen hiesigen Lebens. Sie setzte Schwan so lange zu, mich nach Speier zu bringen, daß ich wirklich für meine Gesundheit zu früh, vor ungefähr sechs Wochen, ausging und mit ihm, seiner Tochter und Hofrat Lameys Tochter die Reise machte. Wir haben in großer Gesellschaft mit ihr zu Mittag gespeist, wo ich wenig Gelegenheit fand, sie recht zu genießen; doch fand ich gleich, was der Ruf von ihr ausbreitet: die sanfte, gute, geistvolle Frau, die zwischen fünfzig und sechzig alt ist und das Herz eines neunzehnjährigen Mädchens

hat. Acht Tage darauf zieht mich ein Landsmann wieder nach Speier, wo ich sie eine Abendstunde lang ganz genoß und mit Bezauberung von ihr ging[1]."

Eine andre Verbindung anzuknüpfen, wozu ihm sein Vater noch durch einen Brief hatte behilflich sein wollen, verschmähte Schiller. Sie betraf den Herrn Amtmann Cramer zu Altdorf bei Speier; wie die Sache verlaufen, läßt sich aus dem Briefe des Vaters Schiller (vom 9. März 1784) ersehen. Darin wurde dem Sohne, der sich so „delikat attaschierte", der Text gelesen wie folgt: „Er hat überhaupt manchmalen so närrische Launen, die Ihn bei Seinen besten Freunden unerträglich machen. Steifigkeiten, die den besten Mann zurückschrecken, wie z. E. da Ihn mein ehemaliger vortrefflicher Freund im verwichenen Spätjahr bei Herrn Hofrat Schwan angetroffen, Er demselben nur ganz trocken und wenig geantwortet, da ich Ihm doch durch einen Brief so gute Gelegenheit gemacht habe, die Freundschaft dieses ehrlichen, vermöglichen und vernünftigen Mannes, der keine Kinder hat, zu suchen, ob er nicht etwa für Ihn eine Stütze hätte abgeben können. Er wird auch sehr wohl thun, wenn Er diesen Fehler wieder gutzumachen trachtet." — Vermutlich waren die Fragen des Herrn Amtmanns so, daß ein Schiller nicht anders als trocken darauf antworten konnte, und wenn sich ersterer vortrefflich mit Vater Schiller verstand, so folgt daraus noch nicht, daß der Sohn ihm auch große Sympathien entgegenzubringen in der Lage war. Dieser suchte doch andre Eigenschaften an den Männern seines Umgangs, als daß sie nur ehrlich, vernünftig, vermöglich und ohne Kinder seien. Das konnte der Vater bei aller Liebe für seinen Fritz damals nicht recht begreifen, denn der Unterschied der beiden Charaktere war noch zu groß, auf seiten des Vaters hatte der Realismus, auf seiten des Sohnes der Idealismus noch zu sehr das Übergewicht, und der letztere schien ersterm noch immer als eine mißratene Frucht; was ein innerer unbezwinglicher Drang zuwege brachte, galt ihm als Leichtsinn, der das ganze Elend verschulde. „Die Verlegenheit, in der Er sich dermalen befindet, kommt nicht von ungefähr. Es ist wahrlich ein Werk der höhern Vorsehung, um Ihn von allzu großem Vertrauen auf eigne Kräfte abzubringen, um Ihn mürbe zu machen, damit Er allen Eigensinn ablege, dem guten Rat seines

---

[1] Als er später die Dame näher kennen gelernt hatte, lautete sein Urteil ganz anders, und er verzichtete gern auf den Genuß solchen Umgangs.

Vaters und andrer wahrer Freunde mehr folge und je mehr und mehr überzeugt werde, daß unser gnädigster Herzog bei Seiner Einschränkung es gut mit Ihm gemeint habe, und daß es mit Seiner ganzen Verfassung jetzo weit besser stünde, wenn Er Sich gefügt hätte und im Lande geblieben wäre." An andrer Stelle schrieb er ihm: „Ich hätte freilich gewünscht, daß Er, mein lieber Sohn, im stande gewesen wäre, nach Wien oder Berlin zu gehen[1], indem das Mannheimer Theater doch eben nicht so berühmt ist als jene, und wird auch mehr Mangel an Umgang mit großen Gelehrten und andern großen Männern sein, durch die man zu einer bessern Beförderung gelangen kann. Nebst diesem ist mir aber doch immer noch das medizinische Studium als die Hauptsache Seines Berufes am Herzen, und ich glaube ganz gewiß, daß, wenn Er all Seine Kräfte dazu anwenden könnte, Er ebensoviel profitieren und ein weit rühmlicheres und sichereres Brot erhalten würde, als bei den Theaterarbeiten wohl nicht zu erwarten stehet."

Zugleich berichteten die väterlichen Briefe von langwierigem und anscheinend nicht ungefährlichem Kranksein der Mutter. Die Gläubiger in Stuttgart drängten fortwährend um Zahlung und übten ihren Druck zunächst auf den Vater, damit er dem Sohne um so stärker fühlbar gemacht werde. Die neuen Schulden in Bauerbach, wofür Frau v. Wolzogen Bürgschaft geleistet, vermehrten die Last, und durch die verfallenden Termine geriet auch diese Freundin in Verlegenheit, da Schiller keine Zahlung zu leisten im stande war. Welche Gemütsaufregungen, welche Unruhe mußte aus solchen Verhältnissen erwachsen!

Vater Schiller sah damals nur eine Rettung für seinen Sohn, die Rückkehr nach Württemberg, die Aussöhnung mit dem Herzog. Dieses Thema klang in seinen Briefen immer wieder an. Christophine mußte dem Bruder sogar schreiben, daß Papa die nötigen Schritte thun wolle. Glücklicherweise war des Dichters Ekel gegen die Karl-Eugensche Despotie ein tüchtiger Bundesgenosse seines Selbstgefühls, und da der Herzog bisher nichts gegen ihn unternommen, hatte er selbst jede Furcht vor seinem Landesvater längst verloren. Am 13. November (1783) hatte er Frau v. Wolzogen schon mitgeteilt, er werde sie im nächsten Sommer nicht mehr als Flüchtling, sondern als Freund in Bauerbach aufsuchen; in dem Neujahrsbrief (1784) an Christophine ließ er sich

[1] Darin hatte Papa Schiller recht.

noch schärfer vernehmen: „Daß der Papa den Namen zu dieser Bitte (um Gestattung der Wiederkehr nach Schwaben) hergibt, nützt mir wenig, denn jedermann würde doch mich als die Triebfeder anklagen, und jedermann wird, solange ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog von Württemberg nicht mehr brauche, in dieser (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen, in Württemberg unterzukommen, vermuten. . . . Übrigens kann ich nicht verhindern, wenn der Papa es dennoch thut — und dieses sage ich Dir, Schwester, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht bälder im Württembergischen blicken lasse, als bis ich wenigstens einen Charakter habe, woran ich eifrig arbeiten will; im Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottisen gegen ihn zu rächen. Nunmehr weißt Du genug, um vernünftig in dieser Sache zu raten."

Wer die Wucht des zornigen Ausbruches nicht nachzufühlen, wer sie nicht zu verehren vermag, der wird nie den innersten Wert von Schillers gewaltigem Wesen zu empfinden und zu würdigen im stande sein. Diese Briefstelle ist einer von jenen Blitzen, welche die ganze Größe des Menschen erhellen. Im Alter von vierundzwanzig Jahren ohne Stütze, in den erbärmlichsten Umständen, nur im Vertrauen auf die eigne Kraft und das angeborne Menschenrecht sich gegen einen Despoten zur Wehre setzen, das ist etwas, was bewundert zu werden verdient. Herzog Karl durfte sich bei seinem Geschicke bedanken, daß es ihn abhielt, Gewaltmaßregeln gegen Schiller zu ergreifen. In diesem stand ihm eine andre Persönlichkeit gegenüber, als die Schubart und Rieger, und selbst eine schneidigere, als Moser war. Das Lob, das man der durchlauchtigsten Gutmütigkeit gespendet dafür, daß sie nichts gegen Schiller unternommen, ist ein sehr überflüssiges gewesen. Eine andre Handlungsweise hätte dem Herzog reichlich Unannehmlichkeiten eintragen können, denn Schillers satirische Ader war ergiebig genug, um Karl Eugen mit Spott zu überschütten.

In dieses Gebiet der Unabhängigkeit und des Strebens, sie auch den Mächtigen der Erde gegenüber zu bewahren, gehört ein „Spaß", den Schiller im November nach Bauerbach mitteilte: „Den 19. dieses Monats ist der Namenstag der Kurfürstin, und hier werden die Namenstage und nicht die Geburtstage gefeiert. Man bittet mich, zur Feier desselben eine öffentliche poetische Rede zu machen, welche in Gegenwart der Kurfürstin und des Mannheimer Publi-

tums auf dem Theater sollte abgelegt werden. Ich mache sie und nach meiner verfluchten Gewohnheit satirisch und scharf. Heute schicke ich sie Dalberg — er ist ganz davon bezaubert und entzückt, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist mehr ein Pasquill als Lobrede auf die beiden kurfürstlichen Personen. Weil es jetzt zu spät ist und man das Herz nicht hat, mir eine andre zuzumuten, wird die ganze Lumpen-Fete eingestellt."

Für den Theaterdichter war dieses Debüt kein besonders günstiges. Anlangend sein sonstiges Verhältnis zu diesem Kunstinstitut, so „vermengte er sich mit den Schauspielern nicht genau", lebte mit ihnen „höflich und aufgemuntert", am vertrautesten mit Boek, dem Darsteller des Karl Moor, übrigens aber äußerst zurückgezogen, und wenn ihn zuweilen eingestandenermaßen auch eine Trunkenheit umnebeln konnte, so durfte er doch „bei seinem wohlvorbereiteten Herzen darauf vertrauen, daß diese bald verfliegen werde". Allein dieses wohlvorbereitete Herz hatte einige nicht unbedeutende Stürme zu bestehen; Gerüchte davon waren nach Stuttgart gedrungen. Dort erzählte man sich, Schiller habe sich mit einer Schauspielerin verheiratet (die Fama übertreibt gern); bald nachher hieß es, er sei mit der Tochter seines Freundes Schwan ehelich verbunden. Zumsteeg, sein vormaliger Akademiegenosse, wollte sogar davon haben reden hören, er sei Professor in Marburg oder er sei rasend geworden. Als die Freunde Abel und Baz Mitte November (1783) plötzlich bei dem Überraschten erschienen und ihn durch ihren unvermuteten Besuch in die lebhafteste Freude versetzten, konnten sie sich überzeugen, daß die Gerüchte stark gelogen; ob sie klar darüber wurden, wie stark, steht nirgendwo verzeichnet. Schiller selbst bemerkte nach Jahren, er sei in Mannheim mit einer miserabeln Leidenschaft in der Brust herumgegangen und mit dem Wesen einer Theaterwirtschaft und Theaterliebschaft bekannter geworden, als er zu wünschen Grund habe.

Nur unbestimmte Andeutungen haben sich über diese Beziehungen erhalten. Aus den früher ausgehobenen Briefstellen ist ersichtlich, wie die Neigung zu Charlotte v. Wolzogen mehr und mehr erblich. Der Mangel an Gegenliebe war daran wohl schuld, dann aber auch der Umstand, daß andre weibliche Wesen in den Gesichtskreis Schillers traten und seine Aufmerksamkeit erregten. „Die Frauenzimmer bedeuten hier sehr wenig, und die Schwanin ist beinahe die einzige, eine Schauspielerin ausgenommen, die eine vortreffliche Person ist", schrieb er an Frau v. Wolzogen. Ob sie

für Mannheim und Bauerbach wenig bedeuteten, für Schillers Herz bedeuteten sie viel, mehr, als er sich selber eingestand.

Wenn Krankheit ihn nicht abhielt, besuchte er Schwan fast täglich. Dort trat ihm in seiner ältesten Tochter Margarete ein schönes und anziehendes Mädchen von äußerst lebhaftem Geiste entgegen, dessen ganze Richtung mehr auf die Welt, die Kunst und Litteratur als die Stille der Häuslichkeit ging. In dem gastfreien Hause ihres Vaters, durch den Umgang mit den dort verkehrenden Gelehrten und schönen Geistern gewann sie in früher Jugend bereits eine ausgezeichnete Bildung und machte damit wohl auch Fortschritte in der Kunst, zu gefallen, letzteres um so mehr, als sie durch den Tod der Mutter, der 1781 erfolgte, schon mit fünfzehn Jahren eine sehr selbständige Stellung im Hause ihres Vaters einnahm. Als Schiller zum zweitenmal nach Mannheim kam (Margarete war damals siebzehn Jahre alt), blieb ihr Eindruck auf ihn nicht unerwidert, so ernst und zurückgezogen er sich auch in ihrem Beisein hielt. Die Unterhaltungen mit ihr fanden meist in Gegenwart ihres Vaters statt, Schiller las ihr aus seinen Trauerspielen die Szenen vor, wie sie eben entstanden waren. Zuweilen wurden diese Vorlesungen in dem Zimmer Margaretens abgehalten, und wenn dann die kleine Luise, Schwans zweites, etwa zehn Jahre altes Töchterchen, in einer Ecke saß und möglichst heimlich, aber immerhin noch zu laut, für ihr Marionettentheater die Rollen Evakathels und Schnudis einstudierte, so wurde der Vorleser wohl unmutig und verwies das Kind energisch zur Ruhe, indem er es mit „kleiner Grasteufel“ oder „Knipperdolling“ anschnauzte.

Das Verhältnis zu Margareten, anfänglich rein freundschaftlich, erst nach und nach, je mehr das Bild Charlottens v. Wolzogen verblaßte, zu tieferer Neigung sich erwärmend, dauerte während der ganzen Mannheimer Zeit. Obgleich Schiller aus Mangel an reellen Aussichten für den eignen Unterhalt sein Gefühl im innersten Gemüt zu verbergen und in andern Kreisen Zerstreuung suchte, ein „unehrlicher Kunstgriff, der seinem Herzen nicht gelang“, wurde, was er für sein Geheimnis hielt, doch sehr bald in der Stadt bekannt oder wenigstens vermutet. Die engherzigen Kreise Mannheims — es gab deren dort, wie überall — entsetzten sich darüber, daß die Schwanin sich in einen Theaterdichter verliebt habe. Noch größern Lärm erregte es, als der Schauspieler Beck, ein interessanter, schlanker, blonder junger Mann, sich mit Margaretens Freundin Karoline, der Tochter des Hofkammerrats Ziegler, ver-



Margarete Schwan.

für Mannheim und Bauerbach wenig bedeuteten, für Schillers Herz bedeuteten sie viel, mehr, als er sich selber eingestand.

Wenn Krankheit ihn nicht abhielt, besuchte er Schwan fast täglich. Dort trat ihm in seiner ältesten Tochter Margarete ein schönes und anziehendes Mädchen von äußerst lebhaftem Geiste entgegen, dessen ganze Richtung mehr auf die Welt, die Kunst und Litteratur als die Stille der Häuslichkeit ging. In dem gastfreien Hause ihres Vaters, durch den Umgang mit den dort verkehrenden Gelehrten und schönen Geistern gewann sie in früher Jugend bereits eine ausgezeichnete Bildung und machte damit wohl auch Fortschritte in der Kunst, zu gefallen, letzteres um so mehr, als sie durch den Tod der Mutter, der 1781 erfolgte, schon mit fünfzehn Jahren eine sehr selbständige Stellung im Hause ihres Vaters einnahm. Als Schiller zum zweitenmal nach Mannheim kam (Margarete war damals siebzehn Jahre alt), blieb ihr Eindruck auf ihn nicht unerwidert, so ernst und zurückgezogen er sich auch in ihrem Beisein hielt. Die Unterhaltungen mit ihr fanden meist in Gegenwart ihres Vaters statt, Schiller las ihr aus seinen Trauerspielen die Szenen vor, wie sie eben entstanden waren. Zuweilen wurden diese Vorlesungen in dem Zimmer Margaretens abgehalten, und wenn dann die kleine Luise, Schwans zweites, etwa zehn Jahre altes Töchterchen, in einer Ecke saß und möglichst heimlich, aber immerhin noch zu laut, für ihr Marionettentheater die Rollen Evakathels und Schnudis einstudierte, so wurde der Vorleser wohl unmutig und verwies das Kind energisch zur Ruhe, indem er es mit „kleiner Grasteufel“ oder „Knipperdolling“ anschnauzte.

Das Verhältnis zu Margareten, anfänglich rein freundschaftlich, erst nach und nach, je mehr das Bild Charlottens v. Wolzogen verblaßte, zu tieferer Neigung sich erwärmend, dauerte während der ganzen Mannheimer Zeit. Obgleich Schiller aus Mangel an reellen Aussichten für den eignen Unterhalt sein Gefühl im innersten Gemüt zu verbergen und in andern Kreisen Zerstreuung suchte, ein „unehrlicher Kunstgriff, der seinem Herzen nicht gelang“, wurde, was er für sein Geheimnis hielt, doch sehr bald in der Stadt bekannt oder wenigstens vermutet. Die engherzigen Kreise Mannheims — es gab deren dort, wie überall — entsetzten sich darüber, daß die Schwanin sich in einen Theaterdichter verliebt habe. Noch größern Lärm erregte es, als der Schauspieler Beck, ein interessanter, schlanker, blonder junger Mann, sich mit Margaretens Freundin Karoline, der Tochter des Hofkammerrats Ziegler, ver-



Margarete Schwan.



loben wollte. Sie, ebenso schön und ebenso blond wie er, hatte ihn auf der Bühne kennen und lieben gelernt. Wenige Zeit vorher deutete noch nichts darauf hin, daß das in einfacher Häuslichkeit, wenn auch geistig sorgfältig vorgebildete Mädchen je die glänzende, aber gefährliche Laufbahn der Kunst betreten werde. Jedoch die poetische Anlage schlug durch; Karoline spielte, fünfzehn Jahre alt, auf einem Liebhabertheater die Gräfin Orsina zur Überraschung der Zuschauer. Iffland und Dalberg wurden auf die Originalität ihrer Darstellung aufmerksam gemacht und kamen Karolinens Wunsch, sich der Bühne zu widmen, entgegen. Die Eltern, in deren Augen eine Schauspielerin ein exkommuniziertes Geschöpf war, gaben anfänglich ihre Einwilligung zu dem Vorhaben nicht. Erst langer Widerspruch überzeugte sie, die Kunst werde ihre Tochter und ihre Tochter die Kunst ehren, und als nun dieser elterliche Widerstand gebrochen, als Karoline auf die Bühne gegangen und der erste Schritt auf dem Wege zum Tempel des Ruhmes gethan war, kurz, als alles sich aufs beste anließ, hatte das Schicksal schon ein neues Häkchen gekrümmt. Der Mann, der das Empfinden der Katholikin ganz erfüllte, der obenerwähnte Schauspieler Beck, war Protestant. Abermals traten die strenggläubigen Eltern dem Gemütsbedürfnisse der Tochter entgegen, und wiederum erwuchsen dieser heftige Kämpfe, bevor sie (im Januar 1784, kurz vor der ersten Aufführung des „Fiesko") ihrem Verlobten vor dem Altare die Hand zum Ehebunde reichen konnte. Karoline wurde als Frau Beck die erste Darstellerin der Leonore in Mannheim. Iffland und andre Augenzeugen rühmten an ihrem Spiele die seelenvolle Einheit von Kunst und Natur, die es dem hingerissenen Zuschauer unmöglich machte, in ihren jugendlichen Leistungen Studium und Routine zu vermissen. Schiller war mit dem jungen Ehepaar näher befreundet.

Stand er Karolinen verehrend, vielleicht auch tiefer von ihr ergriffen gegenüber, so gebot ein andres Wesen noch über größere Gebiete seines Gemütes, die Schauspielerin Fräulein B a u m a n n. Die schöne und talentvolle Mannheimerin, 1766 geboren, gehörte seit ihrem vierzehnten Jahre dem Theater an. Durch ihr musterhaftes Betragen hatte sie sich schon früh die allgemeine Hochachtung erworben, als Künstlerin bewegte sie sich im Fache der ersten tragischen und zärtlichen Liebhaberinnen mit Auszeichnung. Schiller war nicht der einzige, dessen Herz sie gefangen nahm, auch Iffland bewarb sich um sie, aber ohne Erfolg. Der Dichter lobte (bei seiner

Freundin, Frau v. Kalb) ihre Stimme, die den Hörer bewege, reize und mit süßem Zauber umfange, ihre Blicke, die unter der dunkeln Wimper hervor jeden in Entzückung versetzten, und als er ihre Vorzüge mit so glühenden Farben schilderte, lief ihm selbst die Röte über die Wangen, seine Gemütsbewegung verratend. Auch von andrer Seite wurde das herrliche Oval ihres Gesichtes, überhaupt ihre unvergleichliche Schönheit hervorgehoben, nebenher aber bemerkt, daß außerhalb der Bühne ihr Gang schlendernd und schwankend, ihre Haltung ohne Anstand gewesen, und daß sie den Kopf nicht zu tragen gewußt habe. Das waren freilich Kenner, welche mehr die Außenseite von Gottes Machwerken zu kritisieren sich gewöhnt, und die der Schöpfer bedauerlicherweise damals, als er gerade mit der Schöpfung beschäftigt war, zu Rate zu ziehen unterlassen hatte. Die Stimme eines Betrachters, dem der Kern und das Wesen der Persönlichkeit mehr zu Herzen gingen, spricht aus den folgenden kurzen Notizen, welche allerdings auf eine etwas spätere Zeit sich beziehen: „Mademoiselle Baumann als Amalia ließ uns die Schmerzen schwärmerischer Liebe und die Folter herrschender Leidenschaften in der That mitfühlen, und das Achtungswerte ihres Charakters interessiert um so mehr für jedes Wort, welches sie herzlich spricht“.

Im Mai (1784) trat zum erstenmal eine andre reichbegabte Persönlichkeit in nähere Berührung mit Schiller, die schon genannte Frau v. Kalb, geborne Marschalk v. Ostheim, ein Wesen, über welches böse Geschicke schon viele Trauer verhängten. Vor etwa einem halben Jahre mit dem Major v. Kalb vermählt, begleitete sie ihren Gatten nach dessen Garnisonstadt Landau. Das Paar verweilte zur Unterbrechung der Reise einige Tage in Mannheim und sandte dem Dichter Briefe, die Reinwald und Frau v. Wolzogen für ihn mitgegeben, in seine Wohnung. Er kam selbst, um seinen Dank abzustatten. Auf die geistig reich veranlagte junge Frau machte er einen bedeutenden Eindruck, und einen gleichen empfing er von ihr. Damit war die erste Annäherung der beiden für einander so wichtigen Geister vollzogen; freilich durfte der Dichter annehmen, daß er auch hier, was er schon mehrfach hatte erfahren und beklagen müssen, im Begriffe stand, sich an ein Wesen zu fesseln, dem etwas andres teurer war oder wenigstens sein mußte als er.

Am 25. Mai erhielt der Dichter, dessen Idealismus nun schon drei Gestalten zu verarbeiten hatte, die Schwan, die Baumann

und Frau v. Kalb, neuen Besuch. Frau v. Lengefeld war auf der Rückkehr von ihrer Schweizerreise begriffen; ihre beiden Töchter, Karoline und Charlotte, begleiteten sie, ebenso der damals mit Karolinen bereits versprochene nachherige Legationsrat v. Beulwitz. Die nahe Verwandtschaft zu dem Wolzogenschen Hause und ein Besuch, den sie in Begleitung der Frau v. Wolzogen bei Schillers Eltern auf der Solitüde gemacht hatte, erregten in der Lengefeldschen Familie den Wunsch, Schiller persönlich kennen zu lernen. Die Visitenkarten, welche sie ihm schickte, trafen ihn nicht zu Hause; er konnte daher erst erscheinen, als die Gesellschaft eben abreisen wollte. Karoline erzählt über die Begegnung in „Schillers Leben": „Seine hohe, edle Gestalt frappierte uns, aber es fiel kein Wort, das lebhaftern Anteil erregte; die mannigfachen und großen Gegenstände, von denen wir soeben geschieden waren, füllten unsre Seele. Von den reizenden Ufern des Genfer Sees und dem freundlichen Vevey am Fuße der Alpen, das jedes jugendlich fühlende Herz im Zauberduft der Rousseauschen Dichtung erblickt, von lieben Freunden, die hier wohnten, hatten wir uns mit Schmerzen getrennt. So sahen wir Schiller zum erstenmal wie aus einer Wolke wehmütiger Sehnsucht, die uns nur schwankende Formen erblicken ließ. Der Theaterwelt waren wir fremd. In den ‚Räubern' hatten uns einzelne Szenen gerührt, die Masse von wildem Leben zurückgescheucht. Aber es wunderte uns, daß ein so gewaltiges und ungezähmtes Genie ein so sanftes Äußere haben könne. ‚Fiesko' und manche Gedichte der Anthologie hatten uns angesprochen. Gern hätten wir dies geäußert; aber unser Zusammensein war zu kurz, als daß sich ein Gespräch hätte entfalten können."

Charlotte v. Lengefeld ging an Schiller vorbei, ohne daß dieser ahnte, was eine nicht allzu ferne Zukunft ihm in ihr bescheren wollte. Diesmal war ihm der Besuch aus ganz andern Gründen merkwürdig, denn die Lengefeldschen Damen hatten geäußert, sie hofften auf ihrer Heimreise nach Rudolstadt Frau v. Wolzogen in Bauerbach zu überraschen; Schiller schrieb daher an diese Freundin, als er ihr von der Begegnung Nachricht gab: „Sie glauben nicht, wie teuer mir alles ist, was von Ihnen spricht und nach Ihnen verlangt".

17. Aussichten.

Das im vorigen Abschnitt geschilderte Leben taugte, wie Schiller selbst sagte, für seine vierundzwanzig Jahre unvergleichlich; aber neben diesen Liebschaften, Besuchen und Ausflügen gingen auch „tausend kleine Bekümmernisse und Sorgen, gingen Entwürfe einher, die seinen Geist und alle dichterischen Träume zerstreuten, die Blei an jeden Flug der Begeisterung legten“. Dann aber kamen wieder Momente, an welchen sich das Selbstgefühl aufrichtete, welche für das Verstimmende mancher andern Ereignisse wenigstens der Illusion Ersatz boten. Zu den verstimmenden ist die Aufnahme, welche der „Fiesko“ seitens des Mannheimer Publikums erfuhr, zu rechnen, zu erstern Schillers Aufnahme in die kurpfälzische Deutsche Gesellschaft. Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz hatte sie 1763 in Mannheim gestiftet und als Zweck derselben in die Statuten aufgenommen, „Kunst und Wissen in die Muttersprache zu verweben und jedem getreuen Pfälzer verständlich und zu eigen zu machen“. Pfälzer Gelehrte und sonstige Geister von einiger Bedeutung waren Mitglieder. Jedes Jahr wurde ein Preis von fünfzig Dukaten für die Lösung einer Aufgabe ausgeschrieben, welche bald in einem Drama, bald in geschichtlichen, statistischen oder philologischen Fragen bestand. Jährlich fanden zwei öffentliche und allmonatlich geschlossene Sitzungen statt; die dort gehaltenen, meist durch Freisinnigkeit ausgezeichneten Vorträge wurden zum Teil in den „Rheinischen Beiträgen zur Gelehrsamkeit“ oder auch einzeln und später, von 1787 ab, in den „Jahrbüchern der Deutschen Gesellschaft“ abgedruckt. Herr v. Dalberg, der Präsident dieser Gesellschaft, hatte den Ehrgeiz, sich neben den Mitgliedern, Mieg, Gemmingen, Lamey, Klein &c., vernehmen zu lassen, bei welcher Gelegenheit er wie immer, wenn er sich als großes Licht zeigen wollte, bewies, daß er nur ein kleines Licht war.

Schiller wurde im Februar (1784) als Mitglied dieser Gesellschaft aufgenommen, seiner Meinung nach „ein großer Schritt zu seinem Etablissement", wovon er sich bedeutenden Nutzen für die Zukunft versprach. Eitle Hoffnung! Der dadurch erworbene Titel trug gar nichts ein.

Die Arbeiten an der „Luise Millerin" waren endlich so weit gediehen, die hohe Sprache des Stückes so weit herabgestimmt, allzu scharfe Züge waren so weit gemildert, daß das Drama auch für den ungelehrten Teil Mannheims verständlich und die darin enthaltenen Anspielungen für den gelehrten unverständlich (?) wurden. Manche Auftritte, und nicht die unbedeutendsten, wie Streicher schreibt, gründeten sich auf damals allgemein verbreitete „Sagen"; der Dichter gab sich Mühe, alles so einzukleiden, daß weder Ort noch Person leicht zu erraten waren, damit nicht üble Folgen für ihn daraus erwüchsen. Das fertige Stück wurde alsbald an den schon im 15. Kapitel erwähnten Großmann nach Frankfurt geschickt, der die Inszenierung sofort in Angriff nahm.

Während dieser Umarbeitung brachte Iffland ein „ernsthaftes Familiengemälde" auf die Bühne. Er war so artig, sein Fabrikat Schiller vorher zur Durchsicht zu übergeben und ihm die Taufe zu überlassen, der dem Stücke den Titel „Verbrechen aus Ehrsucht" beilegte. Es erhielt außerordentlichen Beifall; niemand konnte sich erinnern, daß ein bürgerliches Schauspiel je solchen Eindruck hervorgebracht habe. Dalberg bezeichnete in seiner Kritik das Schauspiel als den Beginn einer neuen Epoche und die Kurfürstliche Deutsche Gesellschaft (also auch wieder Herr v. Dalberg, der ja ihr Präsident war) sandte dem Dichter nach der Aufführung eine goldne Denkmünze im Werte von fünfundzwanzig Dukaten, weil das Drama so ganz entsetzlich moralisch ausgefallen war.

Angesichts dieses „Familiengemäldes" bangte es Schillers Freunden um den Erfolg seines eignen Stückes. Er erwiderte Ifflands Galanterie durch eine gleiche und überließ diesem die Taufe der „Luise Millerin", so kam sie zu dem Titel „Kabale und Liebe". Am 13. April (1784) führte Großmann in Frankfurt am Main das neue Stück zum erstenmal und zwar mit glänzender Wirkung auf; am 15. April fand die erste Darstellung in Mannheim statt. Boek gab den Präsidenten, Beck und Frau, Schillers Freunde, spielten Ferdinand und Luise, Iffland den Wurm. Schiller wohnte in einer Loge der Aufführung an, Streicher war bei ihm und erzählt darüber in seinem mehrfach citierten

Buche: „Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Vorhangs. Aber als nun die Handlung begann — wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick, das Spiel der untern gegen die Oberlippe, das Zusammenziehen der Augenbrauen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde, den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten — wer könnte dies beschreiben! Während des ganzen ersten Aufzuges entschlüpfte ihm kein Wort, und nur beim Schlusse desselben wurde ein ‚Es geht gut' gehört. Der zweite Akt wurde sehr lebhaft und vorzüglich der Schluß desselben mit so vielem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben und in ein stürmisches, einmütiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand und sich gegen das Publikum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtsein, sich selbst genug gethan zu haben, sowie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt wurden."

Daß Herr v. Dalberg nicht so günstig über „Kabale und Liebe" wie über das „Verbrechen aus Ehrsucht" dachte, ist zwar nicht ausdrücklich gesagt, versteht sich aber von selbst; eine Medaille brachte das Stück dem Dichter nicht ein, und obgleich das Werk ungemein gefallen haben soll, bleibt bezeichnend, daß es in Mannheim bis zum Jahre 1795 nur siebenmal, das Ifflandsche in derselben Zeit aber siebzehnmal wiederholt wurde. Lag die Ursache hiervon in dem Willen Dalbergs oder des Publikums? Vermutlich in beiden Faktoren. Die Art, wie Dalberg alles Dramatische verwässerte, hatte den Geschmack der Mannheimer verdorben, und dies wirkte zurück. Die Zuschauer, kraftvollen Erscheinungen nicht gewachsen, verlangten trivial-gemütlich unterhalten zu werden, und in „Kabale und Liebe" war ihnen die Konsequenz viel zu tragisch gezogen, als daß sie das Trauerspiel öfter hätten ertragen können.

*

Großmann hatte in Bonn den „Fiesko" bereits nach der Buchausgabe auf die Bühne gebracht und schrieb mit bezug darauf (am 26. August 1783) an Schwan: „Herr S. sagte mir, daß wir bald Hoffnung zu einem neuen Stück von Schiller hätten, worauf ich mich sehr freue. (Damit war ‚Kabale und Liebe' gemeint.)

Wenn der liebe feurige Mann nur mehr Rücksicht auf Theaterkonvenienz nehmen und besonders vom Maschinisten nicht schier unmögliche Dinge verlangen wollte. Ein Schloßhof mit Mauern und Gitterwerk und Nacht und illuminierter Saal mit einer spanischen Wand in einem Nu und dergleichen Verwandlungen mehr gehen fast nie ohne Unordnung und gewaltiges Geräusch ab; wie sehr das dem Dialog und der Handlung schadet, hab' ich bei der Vorstellung des ‚Fiesko' gesehen. Ich hab' auf dem Hoftheater zu Bonn gethan, was Menschenhände nur thun können, und doch haperte es hier und stockte da."

Wenn man sich beim Lesen dieser Stelle nur flüchtig dessen erinnert, was die Theatermaschinerie jetzt leisten muß, ist ein Lächeln nicht abzuwehren. Manchen Leser mag aber auch hinsichtlich des vom Schauspieler und Regisseur fortwährend geschulmeisterten, korrigierten und belästigten Dichters der Gedanke anfliegen: Es thut mir in der Seele weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh.

Man glaube jedoch nicht, daß Schiller sich auf die Dauer diese bei jeder Gelegenheit bethätigte Bevormundung der kleinern Geister so ruhig habe gefallen lassen. Er fühlte doch zu gut, wie tief er auf alle die Ratschläge hinuntersehen mußte, welche die Leute ihr bißchen Kunstverstand zu Markte tragen hieß. Vorläufig den Verhältnissen nachgebend, drückte er sein Mißvergnügen noch in bescheidenen Worten aus; so hatte er z. B. an Großmann geschrieben (8. Februar 1784): „Endlich bin ich im stande, mein Versprechen zu halten und Ihnen den umgeformten ‚Fiesko'[1] zu schicken, den Sie, mein wertester Herr, mit der Geduld eines Märtyrers haben abwarten müssen. Möchte er Ihre Wünsche erfüllen und der Aufmerksamkeit würdig sein, die Sie durch Überwindung der ungeheuersten Schwierigkeiten seinem erstgebornen Bruder zu meinem größten Erstaunen haben widerfahren lassen! Jene Schwierigkeiten sollen, wie ich hoffe, in dieser neuen Darstellung größtenteils gehoben sein; ob aber ein Produkt der Begeisterung durch Theaterkonvenienz und kritisches Flicken und Beschneiden auf der einen Seite nicht wieder verliere, was es allenfalls auf der andern mochte gewonnen haben, kann niemand besser entscheiden als der Mann, der als Dichter[2] und

---

[1] Es war die handschriftliche Kopie der Bearbeitung für die Mannheimer Bühne, Schiller selbst ließ sie nie im Druck erscheinen.

[2] Großmann war der Verfasser des damals sehr beliebten Stückes „Nicht mehr als sechs Schüsseln".

Schauspieler und Schauspieldirektor alle Grenzen der theatralischen Welt umgangen haben muß. Darüber, vortrefflicher Mann, werde ich mir Ihre ausdrückliche, ungeheuchelte Meinung erbitten." Bescheiden, aber in der gesperrt gedruckten Stelle doch recht deutlich! Indem der Verfasser sein Produkt der Begeisterung betont, sagt er zwischen den Zeilen sehr verständlich, was er von der Kritik des Schauspielers und Schauspieldirektors halte.

Großmann bat Iffland und Beil zu einigen Gastrollen, und als sich gegen Ende April die beiden Schauspieler zu diesem Zwecke nach Frankfurt begaben, begleitete Schiller sie dahin. Schon etwa einen Monat vorher hatte Iffland bei einer Aufführung der „Räuber" in Stuttgart mitgewirkt und sich, beiläufig bemerkt, nicht einmal die Zeit genommen, Schillers Eltern auf der Solitüde zu besuchen, worüber der Hauptmann bei seinem Sohne Klage führte. Das Stück war dort mit außerordentlichem Erfolg in Szene gegangen und wurde bald danach unter erneuertem Beifall wiederholt. Am 30. begann das Frankfurter Gastspiel mit dem „Verbrechen aus Ehrsucht", am 1. Mai folgte „Die väterliche Rache" von Schröder, am 3. wurde Schiller „mit ‚Kabale und Liebe' bewirtet". Es bangte dem Dichter vor dieser Aufführung, gern hätte er Großmann davon abgebracht, weil er befürchtete, die Lady, als welche Frau Rennschüb in Mannheim ihn „verwöhnt" hatte, und noch manche andre Rolle würden gar zu unglücklich dargestellt werden. Schiller fügte sich endlich darein, die zweifelhafte Ehrenbezeigung über sich ergehen zu lassen, und beteiligte sich an der Inszenierung sogar insofern, als er den Kammerdiener „mit Weglassung aller amerikanischen Beziehungen" wieder in das Stück einschob[1]; Iffland spielte ihn. Beil machte den Musikus Miller. Die ersten Szenen gingen vorüber, Luise trat auf. Nicht groß war die schlanke Gestalt, aber eine edle Haltung hob sie, tiefe Schwermut auf dem schön gerundeten, bleichen, interessanten Gesicht, langes lichtblondes Haar um die hohe Stirn, schwärmerisches Feuer in den blauen Augen mit dem sprechenden Blicke. Sie war keine graziöse Schönheit, diese Sophie Albrecht; sie war auch keine vollendete Schauspielerin, hatte vielmehr vor einem halben Jahre zum erstenmal die Bühne betreten. Und doch machte sie einen tiefen Eindruck auf Schiller.

„Gleich in der ersten Stunde (schrieb er an Reinwald über

---

[1] Der Kammerdiener war also auch wieder ein Schlachtopfer des Freiherrn geworden.

die damals siebenundzwanzigjährige Frau) ketteten wir uns fest und innig aneinander, unsre Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glücklich machen kann. Ich verspreche mir göttliche Tage von ihrer nähern Gesellschaft. Auch ist sie eine gefühlvolle Dichterin! Nun, mein Bester, schreiben Sie ihr, über ihre Lieblingsidee zu siegen und vom Theater zu gehen. . . . Ich habe es schon gethan, und unsre vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Actrice bestehlen."

Dem Enthusiasten antwortete der Freund aus der Erfahrung längern Umganges mit der so feurig Verherrlichten: „Daß Sie die Bekanntschaft mit Madame Albrecht angenehm unterhält, freut mich; es ist ein liebenswürdiges Geschöpf: aber einiges hab' ich an ihr auszusetzen, das von meinem Frauenzimmer-Ideal abweicht. Sie empfindelt zu viel. Ich nenne das Empfindelei, wenn einem dünkt, man empfinde was, wo man leer bleibt, oder wenn man sich zwingt, gewisse Dinge zu empfinden, sollt' auch Leib und Seele zu Grunde gehen, weil gerade das — empfunden werden muß. Auch ist an ihrem Charakter zu viel Roman und solcher, der mich schreckt, nicht die heftige, unwillkürliche Naturleidenschaft, die endlich vom richtigen Denken glücklich besiegt wird und selbst der Überwindung und des heilsamen Joches sich freut, sondern die schwärmerische, unnatürliche, unheilbare, die sich und andre peinigt, und deren Ende der Tod ist. — Meine Beredsamkeit wird schwerlich mehr als eine Schillerische vermögen." Weder die Schillersche noch die Reinwaldsche Rhetorik konnte die junge Frau aus dem Schauspielerstande drängen, seiner mannigfachen Aufregungen bedurfte sie allzusehr als Gegengewicht gegen die Lasten, welche jugendlicher Unverstand und irrig gedeutete Herzenswünsche ihr aufgelegt hatten. Als erstgeborne Tochter des Professors Baumer in Erfurt hatte sie schon in früher Jugend knabenhafte Eigentümlichkeiten gezeigt. Daneben war sie überaus zärtlich, im höchsten Grade mitleidig, zu maßloser Wohlthätigkeit geneigt und für Freundschaft höchst empfänglich. Sie stand kaum im dreizehnten Jahre, als sie den Vater verlor, gleich darauf erblindete die Mutter, es waren der Schicksalsschläge zu viel für das junge Gemüt. In dem Hause ihrer Eltern wohnte ein junger Mediziner, Dr. Albrecht. Im zehnten Jahre hatte Sophie ihn kennen gelernt, im fünfzehnten heiratete sie ihn. Als er Leibarzt eines russischen Adligen

wurde, ging sie mit ihm nach Reval. Einige Jahre hielt sie dort aus, dann stellte sich eine nicht zu bändigende Sehnsucht nach der Heimat ein, ihr Gatte mußte sein einträgliches Verhältnis aufgeben und Sophie nach Deutschland zurückführen. Sie veröffentlichte einen Band Gedichte, in welchen der Tod eine sehr große Rolle spielt, dann wurde sie Schauspielerin, betrat in Erfurt zuerst die Bühne und ging nach Frankfurt, wo Schiller sie kennen lernte und die freundschaftliche Verbindung mit ihr anknüpfte. Mehrfache persönliche Begegnungen der beiden fanden im Laufe der nächsten Jahre statt, und es wird ihrer zu gegebener Zeit Erwähnung geschehen.

Die wenigen frohen Tage in Frankfurt waren schnell vorüber. Schiller, der dort mannigfach gefeiert und „von Fresserei zu Fresserei herumgerissen worden", ging nach Mannheim zurück, den Plan zu einem periodischen dramaturgischen Werke im Kopfe. Aufsätze, welche mittelbar oder unmittelbar an das Geschlecht des Dramas oder an die Kritik desselben grenzten, sollten in dieser Zeitschrift Platz haben. Unterm 5. Mai (1784) schrieb er über das Projekt an Reinwald. Es galt, sich nach einer neuen Einnahmequelle umzuthun, des Dichters finanzielle Verhältnisse wurden immer kritischer, die fünfhundert Gulden, welche ihm seine Mannheimer Stellung einschließlich des Fixums für die Aufführung des „Fiesko" und der „Kabale und Liebe" eingebracht, reichten nicht zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse, geschweige denn zu der „gewisser Ehrenausgaben, die er in seiner Lage als Angehöriger des theatralischen Zirkels nicht ganz vermeiden konnte". Zu diesen Ehrenausgaben gehörten die kleinen Reisen und vielleicht auch hier und da ein unvermeidliches Unglück in der Karte. Der arme Poet mußte manchmal aufschreiben lassen.

Eine neue Überraschung stellte sich ein[1]. Ein Freund, der in Stuttgart für einen Teil von Schillers Schulden Bürgschaft übernommen, wurde von dem nun schon zwei Jahre hingehaltenen Gläubiger so sehr gedrängt, daß er sich nicht anders mehr zu retten wußte als durch Flucht. Er tauchte zu Schillers nicht geringem Schrecken plötzlich in Mannheim auf, dabei hatte es aber sein Bewenden nicht. Dem Darleiher lag mehr an dem durchgebrannten

[1] Die fatale Begebenheit hat vielleicht einige Monate später stattgefunden; da Streicher sie aber dem ersten Körnerschen Briefe vorangehen läßt, schien es passend, sich an diese Darstellung zu halten.

Bürgen als dem Herzog an dem durchgebrannten Medikus, er hetzte die Polizei auf ihn, und der Unglückliche, welcher auf die Zahlungsfähigkeit des Genies ebenso unvorsichtig wie sicher gerechnet, wurde gepackt und eingesteckt. Solches Mißgeschick eines gutherzigen Freundes hätte auch eine weniger feinfühlige Natur, als die Schillers war, in die peinlichste Aufregung versetzen müssen. Was thun! Bei Dalberg war auf keine Hilfe mehr zu rechnen, überhaupt bei niemand, der bisher mit Barvorschüssen zugesprungen war. Da trat Streichers Hauswirt [1], Anton Hölzel, ein schlichter Zimmermeister, aber großer Verehrer Schillers, vor den Riß, schaffte, obgleich selbst nur wenig bemittelt, zweihundert Gulden, um die es sich handelte, und erledigte dadurch wenigstens vorläufig die böse Angelegenheit.

Ob Schiller anläßlich dieser Bedrängnis doch bei Dalberg den Versuch gemacht, ein Darlehen zu erwirken, oder ob es dem Herrn Intendanten auch ohnehin um das Verhältnis seiner Kasse zu dem Theaterdichter ängstlich wurde, der jährlich keine drei Dramen zu liefern vermochte und noch nicht einmal eins, das für den großen Haufen einschließlich des Herrn v. Dalberg paßte, genug, er ließ ihm durch den Theaterarzt Mai recht eindringlich und verbindlich zureden, sich der Medizin wieder zuzuwenden, die dramatische Feder künftig zum Rezepteschreiben zu benutzen! Schiller war von solcher Aufmerksamkeit, von so wohlmeinendem Rat sehr gerührt, um so mehr gerührt, als die äußern Umstände sich von Tag zu Tag unheimlicher gestalteten und keinerlei Aussicht auf eine bessere Zukunft sich öffnen wollte. Die Medizin schien ihm nun selbst der letzte Rettungsanker. Nicht ohne Ursache, wie er schrieb, trug er sich mit der Befürchtung, daß früher oder später sein Feuer für die Dichtkunst erlöschen werde, wenn sie seine „Brotwissenschaft" bleibe. Nur dann hoffte er mit ganzer Kraft und immer regem Enthusiasmus Dichter sein zu können, wenn er die Dichtkunst nur „als Erholung gebrauchte" und ihr nur seine reinsten Augenblicke widmete. Aber um weiterstudieren zu können, und in einem Jahre glaubte er auf alle Fälle zu vollkommener Absolution seiner Studien zu gelangen, waren Geldmittel nötig, und um diese Geldmittel sprach er — Se. Exzellenz v. Dalberg an. Die Exzellenz hatte selbstverständlich ebensowenig Lust, dem Studenten der Medizin wie dem Theaterdichter weiter etwas zu borgen. Der Brief (ohne Datum) an den Freiherrn zeigt deutlich, wie weit die Lage den

---

[1] Schiller soll auch bei Hölzel gewohnt haben.

Dichter heruntergedrückt hatte; nach mehreren erfolglosen Episteln dieser Art den Versuch nochmals zu wiederholen, dazu konnte nur ein gänzlich umdüstertes Gemüt sich herbeilassen. Und es war wirklich umdüstert trotz der Anregung, die ihm aus dem Umgang mit Frau v. Kalb erwuchs und dem Verkehr mit so vielen freundlich Gesinnten, durch den es sich an Mannheim gebunden fühlte. „Ich bin hier noch nicht glücklich gewesen", schrieb Schiller damals an Reinwald, „und fast verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder darauf Anspruch machen kann."

Wenn nicht ein Umschwung in der Stimmung herbeigeführt wurde, stand damals viel für die Welt auf dem Spiele; aber schon war Schiller so groß geworden, der Glanz seines Wesens warf seine Strahlen so weithin, daß kein Wunder zu geschehen brauchte, nur Menschenhilfe rettete Deutschland den Dichter und Goethe seinen größten Freund. Ein paar Briefe brachten diese Wirkung hervor, Briefe, aus denen ein andrer Geist als der Dalbergsche sprach, Briefe, von Menschen geschrieben, die eben anders waren als Herr v. Dalberg, die so waren, wie das Gemüt des Dichters sie brauchte. Diese Briefe trafen zu Anfang Juni (1784) ein. Den eignen Worten Schillers mag die Schilderung überlassen sein. (Brief vom 7. Juni an Frau v. Wolzogen.) „Vor einigen Tagen widerfährt mir die herrlichste Überraschung von der Welt. Ich bekomme Pakete aus Leipzig und finde von vier ganz fremden Personen Briefe voll Wärme und Leidenschaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, sehr schöne Gesichter, waren darunter, die eine hatte mir eine kostbare Brieftasche gestickt, die gewiß an Geschmack und Kunst eine der schönsten ist, die man sehen kann. Die andre hatte sich und die drei andern Personen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern sich über die Kunst. Ein dritter hatte ein Lied aus meinen ‚Räubern' in Musik gesetzt, um etwas zu thun, das mir angenehm wäre. Sehen Sie, meine Beste, so kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen (durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht) aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten."

Einer dieser Briefe, der sich erhalten hat, lautete: „Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Teil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelt, der im Gewühl ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtet, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohlthäter die Hand drücken, ihm in seinen Augen die Thränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen wert wären, daß er für sie arbeitete. — Dies ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesamt wert sind, Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und Ihnen zu huldigen. Zur Probe, ob ich Sie verstanden habe, habe ich ein Lied von Ihnen zu komponieren versucht. . . . Wenn ich, obwohl in einem andern Fache, als das Ihrige ist, werde gezeigt haben, daß auch ich zum Salze der Erde gehöre, dann sollen Sie meinen Namen wissen. Jetzt kann es zu nichts führen."

Die fernen Freunde, welche dem Dichter in einer der traurigsten Verfassungen seines Herzens, zu einer Zeit, da sein widriges Verhängnis ihm sogar die Verwünschung seines Dichterberufes aus der Seele preßte, in Briefen und Geschenken das Angenehmste boten, was ihm in der ganzen Epoche seiner Schriftstellerei widerfahren, waren Christian Gottfried Körner, dessen Braut Minna Stock, deren Schwester Dora und Ludwig Ferdinand Huber in Leipzig. Die musikalische Komposition rührte von ersterm her, seine Braut hatte die Brieftasche und Dora die Zeichnungen gestiftet.

Durch diese Sendung war dem Dichter plötzlich die ganze Spannkraft seiner Phantasie, sein Mut wiedergegeben, er fühlte sich zur Thätigkeit gedrängt und faßte die Ausarbeitung des „Karlos", die bedenklich in den Hintergrund getreten war, wieder ins Auge. Am 7. Juni erbat er sich Dalbergs Rat darüber aus, um etwanige, wahrscheinlich von freiherrlicher Seite schon früher geäußerte Bedenken zu beseitigen, gleichzeitig bemerkend, „Karlos" werde nichts weniger sein als ein politisches Stück, vielmehr ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause. Er hoffte, die schreckliche Situation eines Vaters, der mit seinem eignen Sohne so unglücklich eifert, die schreckliche Situation eines Sohnes, der bei

allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung bleibt und endlich aufgeopfert wird, müßten höchst interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empöre, sollte mit Sorgfalt vermieden werden. Das freiherrliche Zartgefühl war also, da diese Bemerkung gemacht wurde, durch „Kabale und Liebe" vermutlich ein wenig gekränkt worden.

In diesem Zeitpunkte, wo die Phantasie ihre Rechte wieder geltend zu machen sich anschickte, fühlte sich Schiller mehr denn je von jener Gemütsleere beeinflußt, die der Mangel einer glücklichen Häuslichkeit bei ihm hervorrief. Sein Herz wurde, wie gezeigt worden ist, mannigfach angezogen, geistvolle Weiblichkeit näherte sich ihm von verschiedenen Seiten; allein er hatte darunter noch keinen Gegenstand gefunden, der ihm Glückseligkeit gewähren wollte. An ebendem Tage, da er Dalberg wegen des „Karlos" schrieb, fügte er dem Briefe an seine mütterliche Freundin in Bauerbach jene im 15. Kapitel wiedergegebenen Zeilen hinzu, welche die Bitte um Charlottens Hand enthielten. Andre Einflüsse verdrängten in den nächsten Tagen diese Anwandlung schon wieder; ein neuer Ärger wartete Schillers bereits, eine neue Enttäuschung.

Er hatte dem Intendanten den Plan der dramaturgischen Zeitschrift mitgeteilt und gehofft, die kurfürstliche Theaterkasse werde das Unternehmen verlegen und bezahlen. Dalbergs Erklärung lautete in bestimmtester Weise dahin, daß das Theater keinen Schritt dafür thun könne. Danach wurde von Schiller in Vorschlag gebracht, die Deutsche Gesellschaft solle das Werk zu ihrer Sache machen. Die erleuchtete Versammlung nahm die Idee „sehr unter Schillers Wunsch" auf, und „er machte mit Mißvergnügen die Bemerkung, daß alle Institute zur Beförderung der schönen Litteratur und Kunst wenig Eingang bei Männern finden, die es unter der Würde eines Mannes halten, sich laut für etwas in diesem Fache zu erklären". Ein Zurückgreifen auf den ersten Plan, dem (im Briefe vom 2. Juli an Dalberg) ein detailliertes Programm über die vom Theater herauszugebende Dramaturgie beigefügt war, hatte ebensowenig Erfolg. Man wollte nicht helfen, man hatte vielleicht ganz gegründete Ursachen, nicht helfen zu wollen; damit ist aber weiter nichts dargethan, als daß in Mannheim ganz und gar kein Boden für den Dichter war. Noch besaß er die Erkenntnis nicht dafür oder verschloß sich ihr absichtlich, weil so manche andre Beziehungen ihn an den Ort fesselten und seiner oft verfehlten Hoffnung immer wieder neue Nahrung gaben.

Am 26. Juni hatte der Dichter in der öffentlichen Sitzung der Deutschen Gesellschaft einen Vortrag gehalten über das Thema: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ Derselbe wurde später unter dem Titel: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ in die Werke aufgenommen. Ein höchst interessanter Aufsatz, im Sinne der auf Volksbelehrung und Aufklärung gerichteten Tendenz der Gesellschaft geschrieben, reich an Behauptungen, die dem Enthusiasten sehr bewiesen, sehr plausibel erscheinen mochten, die aber mit der Wirklichkeit nichts gemein haben. Daneben findet sich jedoch auch sehr viel Richtiges, und davon gibt die Arbeit unstreitig Zeugnis, mit welchem universellen Blicke der kaum Fünfundzwanzigjährige die Verhältnisse und Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft übersah.

An einen der Gedanken zum Schlusse des Aufsatzes „Über das gegenwärtige deutsche Theater“ knüpft dieser Vortrag im Eingange wieder an, an den Vergleich der Schaubühne mit der Religion. Beide sollen den Raum, dessen Grenzen die Gesetze bestimmen, mit einem Inhalt erfüllen, sie sollen den Menschen lehren, was er zu thun, während die Gesetze ihm vorschreiben, was er zu lassen habe. Der Vortrag verlangt dann weiter Verbindung der Religion mit der Bühne, denn erstere gibt in ihren Phantasiegemälden nur Probleme, Rätsel ohne Auflösung, während die Bühne durch Vermittelung der Anschauung in lebendiger Gegenwart die Vorsehung ihre Rätsel auflösen, ihren Knoten vor den Augen der Zuschauer entwirren läßt. Die übrigen praktischen Erfolge, welche der Bühne zugeschrieben werden, daß sie die Seele des Zuschauers mit herrlichen Entschlüssen schwelle, daß uns ihr Augustus zur Versöhnlichkeit, ihr Lear zur Ehrfurcht und kindlichen Liebe stimme, daß ihre Satire Thoren bessere, schießen weit über das Ziel hinaus, sie sind nur Annahmen eines Idealisten, der sich die Menschheit bildsamer dachte, als sie wirklich war. Vielleicht wurden sie auch nur angeführt, um das Inventar der Bühnenleistungen möglichst vollständig zu geben und recht reich erscheinen zu lassen. Die Lebensbeobachtung des Verfassers, welche von da an zum Worte kommt, nimmt die vorherigen Behauptungen zurück, und was nun folgt, sind höchst denkwürdige Hinweise, gleichmäßig berechnet für den Dramatiker wie für den Zuschauer. Die Bühne macht uns bekannt mit dem Laster und mit den Lasterhaften, sie warnt uns eindringlich davor, sie zeigt uns die Schläge des Verhängnisses, uns selbst treffen Verhängnisse also nicht ganz unvorbereitet und

ungewarnt. Indem sie uns die Schicksale der Menschheit zeigt, lehrt sie uns gerechter gegen den Unglücklichen sein und nachsichtsvoller über ihn richten. Dann folgt ein gewaltiges Wort: „Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein. Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen.“ Das ist wieder eine von den wunderbaren Kühnheiten Schillers, er sagte den Fürsten recht unter die Nase, was ihnen notwendig. Genützt hat es zwar nicht viel. Die Großen dieser Erde sollen nicht alle über einen Kamm geschoren werden, aber daß viele von ihnen das Ballett aller andern Wahrheit und allem andern Menschentum auf der Bühne vorziehen, ist eine bekannte Thatsache.

Weiterhin erfolgt ein Hinweis auf das, was die Bühne thun solle: richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle soll sie verbreiten, sie soll die Irrtümer der Erziehung bekämpfen, sie soll sogar — „die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. Die gesetzgebende Macht spräche hier durch fremde Symbole zu dem Unterthan, verantwortete sich gegen seine Klagen, noch ehe sie laut werden, und bestäche seine Zweifelsucht, ohne es zu scheinen.“ Diese Forderung muß allerdings dem Alter und dem Zeitalter, in welchen der Verfasser damals lebte, zu gute gehalten werden. Der Dramatiker, der heute als Mandatar des Volkes den Fürsten die Wahrheit zu sagen und morgen von derselben Bühne als Beauftragter des „Staatsoberhauptes und Vormundes“ das Volk über die Fürtrefflichkeit der Regierung aufzuklären hätte, ist eine wirklich komische Figur. Man wird übrigens den Wert dieser Stelle richtiger schätzen, wenn man sie zum Teil wenigstens als eine Ausgleichung für die an die „merkwürdige Klasse von Menschen“ gestellte Forderung betrachtet. Da die Stelle bei der nachmaligen Aufnahme in die Werke nicht gleich mehreren andern ausgemerzt wurde, so mochte sie dem Verfasser als Übergang zu dem folgenden Gedanken: „Wirkung der Bühne auf den Geist der Nation“ notwendig erschienen sein. „Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation.“ Indem „der Pinsel der Dramatiker sich nur Volksgegenständen“ weihte, sollte der vaterländische Inhalt der Stücke die Nationalbühne schaffen. Das wurde mit Hinblick auf Griechenland, speziell auf Athen, gesagt. Aber Athen war ein einheitliches republikanisches Staatswesen, und Deutschland hatte dazumal eine Armee von

Souveränen und Souveränchen — der Dichter, der für den Nutzen der Schaubühne sprach, mußte ihnen doch auch eine Stimme in diesem Institute einräumen, sie mußten doch auch eine Anstellung dabei finden, zu dem Ende wurde der sonderbare Obrigkeitspara-graph in den Vortrag aufgenommen. Über die vielleicht zuversicht-licher ausgesprochene als gehegte Hoffnung, mit der Erstehung einer Nationalbühne würde Deutschland sich auch zu einer Nation konsolidieren, über diese Hoffnung zu lächeln, haben wir kein Recht, denn es ist noch gar nicht lange her, daß von Schützen- und Sängerfesten eine ähnliche Wirkung für Deutschland erhofft wurde.

Die Bemerkung, welche der Bühne als einer Stätte der Erho-lung für den von Geschäften ermüdeten Geist gedenkt, hat nichts Befremdendes; der Schluß freilich wendet sich wieder an einen idea-len Zustand der Menschengesellschaft, der weder vorhanden noch zu erhoffen ist. Glücklicherweise band sich Schiller selbst nicht an die Forderungen, welche er an den dramatischen Dichter der deut-schen Nationalbühne an dieser Stelle erhob, und bewahrte sich damit vor der Einseitigkeit, die als notwendige Folge einer solchen Rich-tung hätte eintreten müssen.

An demselben Tage, als diese glänzende Darlegung großer Gesichtspunkte einer Versammlung der hervorragendsten Mann-heimer Persönlichkeiten vorgetragen wurde, vollzog sich in dem Heim von Schillers Eltern auf der Solitüde eine Begegnung, die in ihren Folgen sich zu einem wichtigen Familienereignisse gestal-tete. Reinwald aus Meiningen erschien zu Besuch, für Schiller eine Überraschung, der noch eine andre durch „Überfall in Mann-heim" folgen sollte. Die Bekanntschaft wurde durch den in Kapi-tel 14 erwähnten Brief Reinwalds an Christophine angeknüpft, wel-cher dem Papa Schiller so gut gefiel, daß er seiner Tochter auftrug, dem Freunde des Sohnes zu antworten und ihn zu bitten, er möge diesen auch fernerhin mit gutem Rat unterstützen. So bahnte sich ein Briefwechsel an, worin immer der Dichter der Hauptgegenstand war. „Nach einiger Zeit", erzählt Christophine in ihren Aufzeich-nungen, „äußerte Reinwald den Wunsch, unsre ganze Familie kennen zu lernen, und bat sich die Erlaubnis aus, uns zu besuchen; mein Vater willigte gern ein, da er seine Briefe immer mit Ver-gnügen las, ich durfte ihm also schreiben, daß wir ihn bereitwilligst aufnehmen würden. So kam er am 26. Juni 1784 mit einigen Freunden aus Stuttgart bei uns an. Seine Persönlichkeit hatte zwar nichts, was beim ersten Erscheinen einen angenehmen Ein-

druck machte; aber seine Unterhaltung war geistreich und wahr, wir lernten uns an ihn gewöhnen, und er wurde als Freund meines Bruders behandelt. Es schien ihm auch bei uns auf der schönen Solitüde zu gefallen." Nach einigen Tagen trat Reinwald seine Weiterreise nach Stuttgart und Tübingen an. Den alten Hauptmann hatte er sehr für sich eingenommen, da er große Menschenkenntnis verriet und „mit 100 Gulden besser auslangen konnte als Er, mein Sohn, mit 1000 und nichtsdestoweniger immer gehörig arrangiert war und blieb". Am 8. Juli kehrte er wieder nach der Solitüde zurück und reiste die Woche darauf mit Christophine nach Mannheim, auf welchen Besuch der Vater den jungen Schiller vorbereitet hatte. In Mannheim stießen die Reisenden auf sehr schlechte Stimmung; so hoch Schiller Reinwald als Freund schätzte, als mutmaßlicher Schwager, als welcher er offenbar erschien, war er ihm unwillkommen, und die Folgezeit bestätigte die Gründe, welche ihn gegen die geplante Verbindung einnahmen. Reinwald hatte über den vielen erlittenen Zurücksetzungen und Mißerfolgen die Heiterkeit des Gemütes eingebüßt, die zu einem glücklichen Eheleben erforderlich ist. Er war mürrisch geworden, und seine ihm von der Misere seiner Verhältnisse aufgezwungene Sparsamkeit, die dem alten Hauptmann so sehr imponierte, wuchs sich zum Geize aus. Er wurde später in der Ehe mit Christophine unleidlich, und die Plagen, welche er seiner Frau anthat, drängten mehr als einmal zu einer Katastrophe. Die bei Vater Schiller so sehr beliebten Nützlichkeitsrücksichten führten hier zu bösen Konsequenzen.

Diese Aussichten waren es jedoch nicht allein, was Schillers Stimmung so verdüsterte, vielmehr bestürmten ihn finanzielle Verwickelungen; ob die bereits erwähnten oder neu hinzugekommene, ist nicht feststellbar, aber auch gleichgültig. Er schrieb darüber nach Hause, daß er sich in einer bis zur Desperation gehenden Verlegenheit befinde, ein Ausdruck, der nach des Vaters Mitteilung den Eltern die Haut schaudern machte. Am meisten kränkten den alten Herrn die Klagen des Sohnes über Ungerechtigkeit des Schicksals; dafür las er ihm gehörig den Text und nicht minder für einen Seitenhieb, den sein Fritz auf die Akademie hatte fallen lassen. „Daß Er sich ganze acht Monate mit Wechselfiebern geschleppt hat, das macht seinem Studio keine Ehre. — Er wäre überhaupt glücklicher, mit sich selbst zufriedener und in der Welt brauchbarer, wenn er mehr in der Mittelstraße hätte bleiben und nicht Epoche hätte machen wollen." Diese Strafpredigten konnten

die Lage nicht verbessern. Reinwald reiste ab, Christophine, die noch einige Zeit blieb, kam am 7. August wieder auf der Solitüde an, sie hatte durch den Bruder Frau v. Kalb kennen gelernt und war von dem Wesen der reichbegabten Dame begeistert; Hölzel, Mann und Frau, Schillers Retter in der Not, hatten ihr große Freundschaft erzeigt und der gute Fritz ihr trotz seiner Geldklemme und der Oppositionsgelüste gegen die projektierte Verbindung viel Vergnügen gemacht. Die Episode war vorüber, und Schiller konnte sich auf baldigen erneuerten Besuch der Frau v. Kalb freuen, die von Landau kommen und in Mannheim Wohnung nehmen wollte.

Während Christophinens Anwesenheit trat ein Trauerfall überraschend ein, dessen Tragik des Dichters Herz schmerzlich genug berührte. Welche Hindernisse Karoline Beck zu überwinden hatte, bevor sie ihr Leben mit dem des endlich errungenen Gatten vereinigen konnte, wurde früher berührt. Kurz nur waren die Tage des Glücks. Die junge Frau fühlte sich von dem in Mannheim grassierenden Fieber befallen; trotzdem spielte sie noch einmal auf Veranlassung eines durchreisenden Freundes, da traf sie ein Schlaganfall (am 22. Juni), am 24. kam sie zu früh mit einer Tochter nieder und ging am Abend desselben Tages aus dem Leben. Schiller widmete dem schwer getroffenen Gatten ein Trostgedicht (leider ist es verloren gegangen) und gedachte darin mit rührenden Worten eines Hündchens, Trotter genannt, das er Karolinen geschenkt, und welches, von ihr zärtlich gepflegt, mit frohem Bellen einst die Herrin empfing, wenn sie, von anstrengendem Spiel erschöpft, abends nach Hause kam. Nun lag sie draußen auf dem Kirchhof, Glück, Hoffnung, Liebe, alles deckte ein kalter Stein auf immer.

Es ist noch zu erwähnen, daß in ebendieser Zeit Schiller, vielleicht in Begleitung seiner Schwester und ihres zukünftigen Gatten, in Schwetzingen war, wohl nur auf wenige Tage. Bemerkenswert bleibt dieser Ausflug deshalb, weil der Park zu Schwetzingen nach Mitteilung von Schillers Gattin Lokalstudien und Stimmung für den ersten Akt des „Don Karlos" dargeboten habe. Dieses Drama beschäftigte jetzt den Dichter, Frau v. Kalb den Menschen, und dem dichterischen Schaffen gereichte die durch solchen Umgang gehobene Gemütsstimmung zum Förderniß.

---

18. Don Karlos und Frau v. Kalb.

Frau v. Kalb vertauschte um die Zeit, da Christophine nach Stuttgart zurückkehrte, also in der ersten Hälfte des Augusts 1784, ihren Wohnsitz zu Landau, dem Garnisonorte ihres Mannes, dauernd mit dem zu Mannheim. Ihr Gatte fügte sich der damaligen Ansicht, daß die Garnison des Offiziers kein passender Aufenthalt für dessen Frau sei. Diese französische Ansicht war wohl ebensosehr mit Rücksicht auf die Frauen, welchen die Kameraden gefährlich werden konnten, wie mit Rücksicht auf die Herren, die im Dienste des Mars und wohl auch der Venus und des Bacchus nicht geniert sein wollten, erfunden und zum Dogma erhoben. Frau v. Kalb kam also nach Mannheim, ihr Gatte besuchte sie wöchentlich mehrere Male von Landau aus und brachte andre Offiziere mit; Schiller verkehrte in diesem Zirkel, warum auch nicht? War er doch in freundschaftlichstem Verkehr mit der Hausfrau. Man weiß nicht viel Bestimmtes von dem damaligen Verhältnisse, aber zwei Denkmale der hochgehenden Empfindung jener Zeit erhielten sich in Schillers Gedichten: „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation". Der Geburtstag dieser im Gefühl so stürmischen, an geistvollen Gedanken so reichen Strophen ist zwar nicht sicher festzustellen, aber sie gehören gewiß hierher zur Ausfüllung der biographischen Lücke.

Als der Dichter sie im Jahre 1786 in die „Thalia" aufnahm, gab er, von der Zensur dazu genötigt, ihnen einige Geleitsworte mit, worin er betonte, daß zu diesen Ausbrüchen die Wirklichkeit keinen Anlaß geboten, daß sie ein Produkt der Phantasie seien — für den unbefangenen Leser kein übler Grund, das Gegenteil anzunehmen.

Schiller war damals hingerissen von den Reizen der jungen Frau, der bei hoher geistiger Begabung eine gewisse anziehende Schwärmerei nicht fehlte, und er mußte seine ganze Energie aufbieten, um selbst die Grenze innezuhalten, welche von weiblicher



Charlotte von Kalb.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Seite vielleicht gar nicht einmal so sehr verteidigt worden wäre. Die Gedichte als Bekenntnisse aufgefaßt zeigen, wie schwer ihm der Riesenkampf der Pflicht geworden, wie er dann als Mann daraus hervorgegangen, der seinen Schwur, sich selbst zu bändigen, hält, aber in der Pein des blutenden Entsagens das Verhängnis, den Himmel, Gott selber anknirscht. Als die Niederschrift erfolgte, hatte sich der Seelenzustand so weit beruhigt und geklärt, daß die persönliche Lage zu einer für die Menschheit typischen erhoben wurde.

Der Gott, welcher dem Menschen im Jenseits das Paradies nur öffnet, wenn dieser während seines Erdenlebens alle Qualen der Hölle durchgekostet, hat freilich seinen Lohn dahin und darf nicht erwarten, daß der Gequälte ihn noch mit Lobliedern feiere — so urteilt die unbefriedigte Leidenschaft, die noch mitten in ihrem Zorne drin steht; anders die Vernunft. Sie entdeckt, daß der Vorwurf die Gottheit nicht trifft, denn diese hat nichts versprochen, keinen Himmel, keine Hölle, keine Vergeltung im Jenseits; nur das irdische Leben schenkte sie dem Menschen, ein Weltgericht, welches einst den Sündern ewige Strafe, den Gerechten ewige Freude zuweist, gibt es nicht. Aber frei ist die Wahl dem Menschen gestellt, ob er sinnlichen Genuß suchen, ob er sich mit der Hoffnung auf zukünftige geistige Freuden begnügen und an die Erfüllung dieser Hoffnung glauben will; nur mache er, wenn er frei gewählt hat und mit dem Erfolge seiner Wahl später nicht zufrieden ist, andre nicht dafür verantwortlich und beklage sich nicht über die Enttäuschung. Die Blumen „Hoffnung und Genuß“ blühen nur für den weisen Finder, für den unweisen sind sie „welke Leichen“. Wer ideale Güter erringen will, der verzichte darauf, irdisches Gut zu besitzen. So weit will der Gedanke ausgedehnt sein, der in den Zeilen liegt: „Wer glauben kann, entbehre“. Idealismus und Realismus sind in den Worten „Hoffnung und Genuß“ einander gegenübergestellt, die Parolen der beiden Richtungen damit ausgegeben. Indem der Dichter unverkennbar und unumwunden auf die Seite des Idealismus tritt, redet er in der letzten Strophe sich selbst an und tadelt seine in der „Freigeisterei der Leidenschaft“ bekundete Auflehnung gegen Gott. Hatte er dort gesagt: Kein Loblied feiere diesen Gott, er hat auf immer seinen Lohn dahin, so ruft er sich hier zu: Deine Hoffnung, dein Glaube war dein zugewogenes Glück, und damit ist dein Lohn abgetragen. In diesen Gefühlen hast du deine Befriedigung, also den Preis für deine Mühe gehabt.

Schiller hatte die Formel gefunden, sein Schicksal zu verstehen und, woran dem Vater so außerordentlich viel lag, es ohne Groll gegen die Vorsehung hinzunehmen. Daß sein Sohn gleichzeitig die ewige Dauer der Menschenseele leugnete, mag dem alten Herrn freilich wenig gefallen haben. Vielleicht waren für sein Verständnis die gewaltigen Worte „die Weltgeschichte ist das Weltgericht“ nicht geschrieben, jedenfalls schöpfte er aus der erwähnten Anmerkung in der „Thalia“, die „Freigeisterei der Leidenschaft“ sei die Klage eines erdichteten Liebhabers, eine angenehme Beruhigung. Seine catonische Strenge, seine ernste Lebensauffassung hätte über die Revolution in dem Gemüte seines Sohnes gewiß kein minder scharfes Verdikt gefällt als über dessen derangierte sonstige Verhältnisse, und doch kamen die Seelenkämpfe, in welche die Leidenschaft für Frau v. Kalb den Dichter stürzten, gerade dem Werke zu gute, das eben seinen Geist ganz und so sehr erfüllte, daß es ihm wie eine Verirrung vorkam, seine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns eingezäunt zu haben. Dieses Süjet war der Don Karlos, der Königssohn, dessen Braut der Vater geheiratet, und der in seine Stiefmutter verliebt blieb. Die dramatische Angelegenheit verwickelte sich insofern stärker, als die verheiratete Frau, welche der Sohn liebt, seinen Vater zum Gatten hatte, und der „Riesenkampf der Pflicht“ wurde dadurch verschärft; lebte der Dichter selbst aber auch nur die mildere Form des Kampfes durch, so fand er doch Gelegenheit, manches nach der Natur zu malen, und er ließ diese Gelegenheit nicht ungenützt. Nachdem er bisher zwischen verschiedenen andern Plänen noch geschwankt, warf er sich jetzt endlich mit Ausdauer auf diesen Stoff.

Neben seiner Hauptarbeit trieb er die Lektüre französischer Bühnenstücke; sie sollte seine dramatische Kenntnis erweitern, seine Phantasie bereichern, er hoffte sogar dadurch zwischen zwei Extremen, dem französischen und englischen Geschmack, in ein heilsames Gleichgewicht zu kommen. Die Nebenabsicht bestand darin, der deutschen Bühne mit der Zeit durch Versetzung der klassischen Stücke Corneilles, Racines, Crébillons und Voltaires auf deutschen Boden eine wichtige Eroberung zu verschaffen. „Macbeth“ und „Timon“ wurden gleichfalls schon ins Auge gefaßt. Es war viel, was da auf einmal erobert werden sollte, aber noch nicht alles ist aufgezählt. „Nach dem ‚Karlos‘ gehe ich an den zweiten Teil der ‚Räuber‘, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Teil sein soll, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich

auflösen muß." Diese weitaus gehenden Pläne hatten jedoch hauptsächlich den Zweck, Herrn v. Dalberg in die Stimmung zu versetzen, welche notwendig war, ihn zur Verlängerung des demnächst zu Ende gehenden Engagements zu vermögen, das der Dichter doch im stillen wünschen mochte. Dalberg ließ sich dadurch nicht locken, er gab nichts auf diese „Planschmiedereien", die lumpigen 300 Gulden war ihm Schiller nicht wert; der Freiherr hatte für die Verlängerung des Kontraktes keine Ohren, und — es war gut so.

Schiller vertiefte sich immer mehr in das Durchdenken seines Trauerspieles. „Karlos ist ein herrliches Süjet", schrieb er. „Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Karlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld." Dieses Feld begann er alsbald mit Ausdauer zu bearbeiten. Eine mittelbare Hilfe dabei gewährte ihm Frau v. Kalb; der Umgang mit der geistvollen und vielseitig ausgebildeten Frau wirkte anregend, belebend, auch belehrend auf den Dichter. Sie lieh, ohne es selbst zu wissen, einige Züge zu dem Charakter der Elisabeth, ihr gewandtes, den Gewohnheiten der vornehmen Welt angepaßtes Benehmen gab Vorbild und Richtung für die Behandlung der höfischen Gesellschaft, in welcher sich die Tragödie abspielt.

Mit Freund Streicher sprach Schiller oft über die Einzelheiten des dramatischen Planes. Charakteren, die nicht nur den größten Einfluß auf ihre Zeit ausgeübt, sondern auch der Menschheit die tiefsten Wunden geschlagen, wollte er „den Dolch der Tragödie in die Seele stoßen". Entsprechend der Würde der Handlung und der Personen, sollte das Stück in Jamben abgefaßt werden. Anfängliche Schwierigkeiten, in diesem Rhythmus zu denken, wurden bald überwunden, und die Freude über den guten Erfolg erhöhte die Lust an der Arbeit. Mit Ungeduld sah er, wie einst, den Abendstunden entgegen, in welchen er Streicher dasjenige, was er den Tag über fertig gebracht hatte, vorlesen konnte. Dieser, entzückt über den prächtigen Wohllaut und gedankenreichen Fluß der Sprache, wurde von neuem der eifrige Lobredner Schillers in allen Kreisen, in denen er verkehrte, so auch bei Frau v. Kalb, mit welcher er durch die Musik in Verbindung getreten war. Voll Neugierde auf das entstehende Meisterwerk, ersuchte die Dame den Dichter wiederholt, sie etwas davon lesen zu lassen. Er zögerte lange damit, weil er die Arbeit bis zu einem gewissen abschließenden Punkte fördern wollte.

Eines Nachmittags endlich brachte er den fertigen Teil des ersten Aktes und begann den Vortrag. Lauschend heftete die Zuhörerin

ihre Blicke auf den mit Pathos und Begeisterung (das heißt mit fürchterlicher Übertreibung und entsetzlich schwäbischer Aussprache) deklamierenden Verfasser, ohne durch ein Zeichen ihre Empfindung zu verraten. Als Schiller geendet, fragte er mit der unbefangensten, freundlichsten Miene: „Nun, gnädige Frau, wie gefällt es Ihnen?" Diese suchte auf die schonendste Art einer bestimmten Antwort auszuweichen. Als aber wiederholt um die aufrichtige Meinung über den Wert der Arbeit gebeten wurde, brach Frau v. Kalb in lautes Lachen aus und sagte: „Lieber Schiller, das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben". „Nein, das ist zu arg!" rief dieser aus, warf seine Schrift voll Ärger auf den Tisch, nahm Hut und Stock und eilte fort. Kaum war er zur Thüre hinaus, als die Erschreckte nach dem Papier griff und selbst zu lesen anfing. Sie hatte die erste Seite noch nicht geendigt, als sie dem Bedienten schellte: „Geschwind, lauf' er zu Herrn Schiller, ich lass' ihn um Verzeihung bitten, ich hätte mich geirrt, es sei das Allerschönste, was er noch geschrieben habe, er solle doch ja gleich wieder zu mir kommen". Schiller, der wieder einmal mit seinem barbarischen Vortrag rechtes Unheil angerichtet, gab dieser Bitte nicht sofort nach, sondern kam erst am folgenden Tage. Frau v. Kalb nahm ihr gestriges Urteil zwar nochmals zurück, erklärte ihm aber auch, daß seine Dichtungen durch die heftige, stürmische Art, mit welcher er sie vorlese, schlechterdings verlieren müßten. Keine Verstimmung blieb zurück, die beiden konnten einander nicht mehr entbehren. Ihre Gegenwart gab ihm Begeisterung und einen Frieden, von dem er früher nicht gewußt, und sie, seitdem sie ihn kannte, „verlangte mehr, als sie vormals von den Tagen erbeten"; jetzt erst ward ihr klar, „wie öde die Vergangenheit gewesen".

Diese Vergangenheit war wirklich öde, seitdem ein eigennütziger Wille das Geschick Charlottens andern Rücksichten als denen des Gemütes untergezwungen; eigentümlich, aber arm an heitern Momenten war ihr Lebensgang. Schon bei ihrem Eintritt in diese Welt [1] empfing sie das unwirsche Wort der Großmutter: „Du solltest nicht dasein!" Den Eltern, welche wiederum einen Knaben erwartet, war der erste Sohn, kaum ein Jahr alt, gestorben, der zweitgeborne,

[1] Sie wurde am 25. Juli 1761 geboren als Tochter des reichen Freiherrn Johann Friedrich Philipp Marschalk v. Ostheim zu Waltershausen im Grabfeld (Unterfranken); ihre Mutter war eine geborne Freiin vom Stein aus Nordheim unweit Bauerbach.

Friedrich mit Namen, hatte bei Charlottens Geburt ein Alter von etwa zehn Monaten.

Charlotte, der noch drei Schwestern: Wilhelmine, Eleonore und Karoline, folgten, war ein ernstes, reizbares Kind, zur Einsamkeit geneigt, in Empfindungen und Äußerungen heftig. Spiele kannte sie nicht, ihre Lust war, den Erzählungen des bejahrten Försters oder den Legenden der frommen Mutter zu lauschen, nach den Weisungen eines alten Ungarn, dem ihr Vater Haus und Garten gegeben, mit dem Bruder Heilkräuter zu suchen und in Wiese und Wald herumzustreifen. Von der Witwe eines Hausbeamten, einer Lothringerin, lernte sie französisch sprechen, sonst hatte sie fast keinen Unterricht. Lesen lernte sie kaum. Aber die Anschauung der Natur, die Mitteilungen des Bruders, eifrige Fragen über Nahes und Fernes führten dem aufgeweckten Kinde mancherlei Wissen und reichen Stoff für eignes Sinnen und Denken zu. Ein Zug zum Wunderbaren, der sich in Träumen und Ahnungen kundgab, wurde durch den Aufenthalt bei einer Tante in Bamberg noch gesteigert; man hatte Charlotten dort einer eifrigen Katholikin in Obhut gegeben, sie führte das Kind viel in Klöstern herum, wo ihm die Phantasie mit allerlei Wundergeschichten vollgestopft wurde. Während Charlottens Abwesenheit von Hause starb ihr Vater, dessen Liebling sie gewesen, der in seinen letzten Stunden sich sehr, aber vergeblich nach ihr gesehnt; sechs Monate später (am 23. April 1769) stand sie am Sterbebette der Mutter. Die Thüren im Schlosse wurden gewaltsam zugeschlagen, verschlossen und versiegelt, es war in diesen Räumen keines Bleibens mehr für die Waisen, Verwandte führten sie fort nach Nordheim zu ihrem Onkel und Vormund, dem Freiherrn vom Stein, hier blieben sie etwa anderthalb Jahre. Der Kinderschar des Oheims und der Nachbarn schloß sich auch Charlotte bei kürzern und längern Streifereien durch die Umgebungen des Ortes gern an, aber daheim trat ihr Hang zur Einsamkeit immer stärker hervor. Da sie weder durch Unterricht noch durch weibliche Arbeiten, für welche sie kein Geschick zeigte, beschäftigt war, so gewöhnte sich ihr Geist an ein Sinnen und Träumen, welches durch die trefflichen, dem kindlichen Gemüte ganz angepaßten Vorträge eines ehrwürdigen Geistlichen eine religiöse Richtung erhielt. Charlotte stand im zehnten Jahre, als sie mit ihren Schwestern in das Haus eines Herrn v. Türk nach Meiningen kam und nun unter der Leitung von dessen

Frau ein geregelter Privatunterricht begann. Dort, in einem weniger lärmenden Haushalte als zu Nordheim, fielen Charlottens Eigentümlichkeiten bald auf, zum erstenmal hörte sie hier den Vorwurf, sie sei ein wildes Mädchen. Dies scheuchte sie noch mehr in sich selbst zurück, und Tag für Tag dachte sie mit Sehnsucht der verstorbenen Mutter, allnächtlich erschien diese ihr in ihren Träumen, und am Morgen starb sie ihr wieder. „Thränen flossen diesem sich immer erneuernden Verluste, und ich kann sagen, als Kind hab' ich ausgeweint." Ein gutes Gedächtnis und der Hang ihres Wesens, dem Inhalt des Erlernten allerlei Einwürfe entgegenzustellen und nur nach eingehender Widerlegung durch den dazu immer bereiten Lehrer aufzugeben, förderten ihr Wissen und ihre geistige Selbständigkeit in rascher Entwickelung. Vielfacher Verkehr mit dem Prinzen Georg, dem nachmaligen Herzog, und den Prinzessinnen verschaffte Charlotten die Teilnahme an den Festen des Hofes, namentlich auch an dem Musikunterricht eines phantastischen Italieners, Galliazzi. Unterhaltungen mit dem Hofprediger Pfranger, der sich durch seinen „Mönch vom Libanon" einen Namen als dramatischer Dichter gemacht hatte, und mit Reinwald erweiterten den Kreis ihres Denkens. Eine Menge von Fremden, Freimaurern und andern Geheimbündlern, welche Meiningen besuchten, regten durch den Reiz des Geheimnisvollen, der über ihrem Erscheinen und ihrer ganzen Thätigkeit ruhte, die Einbildungskraft Charlottens besonders an. Schon früh suchte sie in der Gesellschaft mehr die Gelegenheit zu bedeutendem Gespräch und zur Beobachtung als gesellige Lust; Lesen wurde nun der Hauptinhalt ihres Lebens. Ein Auszug aus dem Koran, mystische Bekehrungsgeschichten, Racine, Voltaire, Bitaubés biblische Geschichten, die Charlotten aber langweilig vorkamen, Rollins Weltgeschichte, Shakespeare, Gerstenbergs „Ugolino", diese Reihe des Gelesenen war augenscheinlich bunt genug. Die Konfirmation ergriff das ernste und vereinsamte Kindesgemüt mit wunderbarer Macht und gab Charlottens Gefühlen etwas Überschwengliches und Schwärmerisches. Eine fast zwei Jahre hindurch der erkrankten Frau v. Türk gewidmete Pflege bildete die Seiten des Charakters weiter aus, welche ihrer Erscheinung in der Gesellschaft etwas Auffallendes geben mußten. Es kam die Zeit, daß ein Graf Waldner aus dem Elsaß ihre Schwester Wilhelmine heiratete. Er hatte gewählt, ehe er sah, genommen, ohne gewonnen zu

haben. Die sanfte Wilhelmine wurde mit ihm getraut, ohnmächtig sank sie nieder, als sie sich von der Schwester trennen sollte, und wurde, noch nicht zum Bewußtsein gelangt, die Treppe hinab in den Wagen getragen. Das war am 1. Januar 1782. Am 6. Januar des folgenden Jahres starb sie, ihrem Bruder Friedrich folgend, der einige Tage vorher in Göttingen sein junges Leben verlor.

Mit dem Tode des einzigen Bruders war auch der Familienbesitz unsicher geworden, indem die Frage entstand, ob er Allodium oder Mannlehen sei. Es drohten langweilige, verwickelte Prozesse, und als der ehemalige weimarische Kammerpräsident v. Kalb, der sich nach Goethes Wort „als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, als Mensch abscheulich aufgeführt hatte", um die Hand von Charlottens Schwester Lorchen anhielt, trug der Vormund, Freiherr vom Stein, kein Bedenken, das zu Lust und Scherz geneigte Mädchen trotz seinem tiefen Widerwillen gegen Kalb zu dieser Verbindung zu zwingen, in der Hoffnung, Kalb werde mittels seiner juristischen Kenntnisse die Besitzangelegenheit in Ordnung bringen. Nachdem diese Ehe geschlossen, bahnte v. Kalb unter dem Vorwand, er müsse, um den Prozeß mit größerm Nachdruck zu führen, allein über das ganze Vermögen der Ostheims selbständig verfügen können, eine Verbindung zwischen seiner Schwägerin und seinem Bruder, dem Major Heinrich v. Kalb, an. Ende September 1783 traf der Major — er kam aus Amerika, wo er in französischen Diensten mit Auszeichnung gekämpft hatte — auf dem Waldschloß Dankenfeld bei seinem Bruder ein. Obgleich gegenseitig weder Wunsch noch Neigung vorhanden war, wurde die Ehe Charlottens mit dem Major auf ebendem Waldschloß am 25. Oktober 1783 geschlossen. Den Winter brachte das neuvermählte Paar in Baireuth zu, von aller Gesellschaft zurückgezogen, er düster und verschlossen, sie die Zeit, welche wirtschaftliche Geschäfte frei ließen, mit Lesen französischer Memoiren und der englischen Geschichte von Hume ausfüllend. Im Mai waren Kalbs über Würzburg und Frankfurt nach Mannheim gereist, wo Charlotte Schiller kennen lernte. Nach allen Verlusten und Erfahrungen hatte sich die junge Frau gleichgültig gegen das Leben, ohne Mut und Hoffnung für die Zukunft gefühlt; jetzt wich die dumpfe Ermattung im Verkehr mit dem Feuergeiste, an welchem sich alle Seelenkräfte der reich Veranlagten entzündeten. Das frühere

Wort ihrer Erzieherin, Frau v. Türk: „Das Weib ist nur hienieden, damit wieder ein Mann lebe", verlor seine dämonische, lähmende Kraft, Charlotte fühlte sich jetzt als selbständige Persönlichkeit, fühlte sich von der Empfindung eignen Wertes gehoben und beseelt von der Überzeugung ihrer Menschenrechte und Menschenwürde. Solchen Umschwung brachte der Verkehr mit Schiller in ihr hervor, weil sie sich ihrer Wirksamkeit auf sein Denken bewußt ward.

Am 8. September kam ihr erster Sohn zur Welt; sie nannte ihn mit dem Namen ihres Freundes, Friedrich. Den zweiten Tag nach der Niederkunft hatte Heinrich v. Kalb seine Frau wieder verlassen. In der folgenden Nacht wurden die Vorhänge an ihrem Lager auseinander gerissen, vor der erschreckten Wöchnerin stand ein weibliches Wesen, Arme und Füße bloß, die Haare aufgelöst, eine Nachtwandlerin oder Betrunkene, sie zerrte an Vorhang und Bettdecke, Charlotte wollte um Hilfe rufen, aber die Stimme versagte ihr, und sie fiel in Ohnmacht. Durch das lärmende Ungestüm der Wahnwitzigen wurde die Dienerschaft endlich geweckt, ratlos lief sie durcheinander, Frau v. Kalb lag da wie tot. In dieser beklemmenden Lage eilte jemand zu Schiller, der sofort einen Arzt herbeiholte. Starke innere und äußere Mittel mußten angewandt werden, bevor der von Schreck Gelähmten die Sprache wiederkehrte; Tage vergingen, ehe sie von den Folgen dieser Aufregung genas.

Nachdem vollkommene Wiederherstellung eingetreten war, verkehrte Schiller weiter in dem Hause, anregend, angeregt; vieles hatte er der Freundin zu sagen, manches zu verschweigen. Die heitere Laune, in welche ihn solcher Umgang versetzte, konnte er daheim in seinen vier Pfählen nicht aufrecht erhalten, dort erwartete ihn immer von neuem die Sorge, zuweilen in der empfindlichsten Form. Hilfe zeigte sich von keiner Seite, denn der Vorschlag, welchen der Vater im Briefe vom 14. September abermals machte, dahin gehend, sein Fritz solle wieder auf die Solitüde kommen, um sich auf das Doktorexamen vorzubereiten, er wolle auf Serenissimum durch irgend eine Persönlichkeit dieserhalb einwirken lassen, war für den Dichter unannehmbar. Er verschwieg dies nicht, malte im nächsten Briefe nach Hause das Bild seiner dermaligen Lage mit derben Strichen, jedenfalls aber naturgetreu, und verlangte einen größern Betrag (200—300 Gulden) als Unterstützung von den Eltern. Der alte Herr wurde

dadurch „für Unmut bis zu Thränen gerührt", schickte aber doch zwei Louisdor, „die er wahrhaftig entlehnen müssen", und sprach zuletzt dem in die Enge getriebenen Sohne wieder Mut zu. Kaum war dieser Brief da, so traf ein andrer, höchst wahrscheinlich recht kräftig abgefaßter von der Frau v. Wolzogen ein. Ihre für den Schützling geleisteten Bürgschaften hatten sie endlich in die größten Verlegenheiten gebracht. Die Gläubiger wurden dringend, und sie begann allmählich, an ihrem Schiller zu zweifeln oder gar zu verzweifeln. In der bittersten Herzensqual antwortete er ihr 8. Oktober 1784: „Jetzt gleich kann ich Ihnen unmöglich etwas von meiner Schuld bezahlen. Es ist schrecklich, daß ich das sagen muß, aber schämen darf ich mich nicht, denn es ist Schicksal. Man ist nicht deswegen strafbar, weil man unglücklich ist. Ich bin fast das ganze verflossene Jahr krank gewesen. Ewig nagender Gram, Ungewißheit meiner Ansichten kämpften gegen meine Wiedergenesung. Dieses allein ist Ursache, daß mein Plan so vereitelt ist. Wäre das nicht gewesen, Sie würden gewiß größtenteils bezahlt worden sein. Aber jetzt sind meine Entwürfe gemacht und das mit reifer, vollkommener Überlegung. Wenn ich jetzt auf meinem Weg nicht beunruhigt werde, so ist meine Zukunft gegründet. Ich komme in Ordnung und werde in den Stand gesetzt sein, auf den letzten Heller zu bezahlen. In dieser Woche kündige ich ein Journal an, das ich auf Subskription herausgebe. Meine Hoffnungen sind die besten. Wenn ich 500 Subskribenten bekomme, welches kaum fehlen kann, da ich sehr gute Maßregeln dazu ergriffen habe, so bleiben mir nach Abzug aller Unkosten 1000 Gulden fixe Revenue. Außer diesem gehen meine Einnahmen von Stücken fort, und alles beruht auf meinem Fleiß und meiner Gesundheit."

Nie hat sich das Titanenhafte in Schillers Geist deutlicher gezeigt als damals, da er trotz allem Ringen mit materiellen Schwierigkeiten seinen Schöpfungen die ganze Vollendung zu geben vermochte. Es ist ein Wunderbares, man thäte großes Unrecht, es Leichtsinn zu nennen, in dieser Seele, die unter solchen Verhältnissen immer noch Stunden der Weihe fand und in ihnen sich unbeengt von den Fesseln der äußern Situation dem innern Drange widmete, obgleich dieser von so vielen der Nächststehenden als ein Irrtum betrachtet und unverblümt auch so behandelt wurde.

---

19. Die Rheinische Thalia.

Das Jahr, welches Schiller als wohlbestallten Theaterdichter mit 300 Gulden Gehalt in Mannheim gesehen, war um, Dalberg hatte den Kontrakt nicht erneuert, und jede Aussicht auf eine Anstellung, die ein festes, wenn auch nur für das Notwendigste ausreichendes Einkommen gewährleistete, fehlte. Die Zeitschrift sollte eine Sicherung des Unterhaltes schaffen; mit welchen Hoffnungen sich ihr Unternehmer trug, zeigte der Brief an Frau v. Wolzogen im vorigen Kapitel.

„Rheinische Thalia" taufte er das Blatt, und vom 11. November ist die Ankündigung datiert, die er im zweiten Bande des „Deutschen Museums" (Dezember 1784) abdrucken ließ. Wieder ein Aktenstück, ausgezeichnet durch die freimütige Art, in welcher der Verfasser seine Jugendgeschichte besprach, in welcher er an die Hilfe des Publikums appellierte. Er weiß sich etwas damit, daß er keinem Fürsten diene, daß er als Weltbürger schreibe. Er, dem die Dichtkunst Familie, Vaterland und Fürstengnade gekostet habe, wirft sich jetzt seinem Volke in die Arme; es soll zugleich sein Studium und sein Souverän, sein Vertrauter und das einzige Tribunal sein, vor dem er sich stelle, das er fürchte und verehre. Die Tendenz des Blattes sollte sich auf alles erstrecken, was den Menschen im allgemeinen interessiert und unmittelbar mit seiner Glückseligkeit zusammenhängt. Also wiederum die Glückseligkeit, welcher der Leser schon in der „Philosophie der Physiologie" und den ihr folgenden Jugendarbeiten begegnet ist. Hier wird die Glückseligkeit scharf umschrieben als die Verfeinerung des sittlichen Sinnes; das Gebiet des Schönen, die Veredelung des Geschmackes, die Reinigung der Leidenschaften werden als besondere, die allgemeine

Volksbildung als das erste und universellste Mittel zur Erreichung derselben bezeichnet. Die Verfeinerung des sittlichen Sinnes wollte Schiller mittels der „Thalia" zunächst bei den Pfälzern und speziell bei seinen Mannheimern ins Werk setzen; sie sollten das Zentrum bilden, von wo die durch Unterhaltung belehrenden Bemühungen ihren Ausgang nähmen, um ganz Deutschland zu beglücken. Eine ständige Rubrik war in der „Thalia" für „Schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz" bestimmt. Schiller gab sich den Anschein, als wolle er damit dem „Ausland", also was von Deutschland jenseit der Pfälzer Grenze lag, imponieren; eigentlich schmeichelte er damit nur seinen augenblicklichen engern Landsleuten ein wenig, sie aber ließen ihn sitzen, und mit dem Ausland verdarb er es durch die allzu ausgesprochene lokale Färbung des Blattes. Rein Mannheimisch war die vierte Rubrik, die sich nur mit dem Mannheimer Theater zu befassen vornahm. Sie sollte die Geschichte und den Ruhm dieser „durch ein gewisses Kunstsystem dauernden" Bühne ganz Deutschland verkünden, daraus machte sich nun Deutschland wieder nicht viel. Der Redakteur fuhr fort: „In einer schwankenden Kunst, wie die dramatische und mimische ist, wo des Schauspielers Eitelkeit den beschimpfenden Beifall des rohen Haufens oft so hungrig verschlingt, so gern mit der Stimme der Wahrheit verwechselt, kann die Kritik nicht streng genug sein". Allerdings schlug er hier zwei Fliegen mit einer Klappe, er traf sie aber derart, daß er den ganzen Fliegenschwarm in Harnisch brachte. Zu dessen Beruhigung konnten die weitern Zeilen nicht beitragen: „Mehr als einmal habe ich die Bemerkung gemacht, wie pünktlich der nach Lob geizende Künstler sein Spiel und, wenn er Schriftsteller war, seine Dichtung auf die Geistesschwäche seines Publikums ausrechnete und seinen bessern Genius dieser allgemeinen Dirne zum Opfer brachte, eine Liebkosung zu erschleichen. Es kann sein, daß er im geheimen vielleicht einer Gunst sich schämte, die so gar leicht zu haben war; aber der entwürdigte Genius rächte bald nachher diese Abtrünnigkeit und stieß ihn auch von sich in einer kritischen Stunde.... Nur entschiedenes Verdienst soll genannt werden, usurpierten Ruhm werde ich freimütig widerlegen." Schiller sollte bald erfahren, was er sich mit dieser offenen Darlegung seiner geheimsten Gedanken angerichtet, und wie wenig er durch die Herausgabe dieser „Thalia" im stande

war, zwischen dem Publikum (dem Pfälzer nämlich) und sich ein Band der Freundschaft zu knüpfen.

Zur Illustrierung der Stimmung, welche Mannheim dem Dichter Schiller schon vor Erscheinen obiger Zeilen entgegenbrachte, kann folgendes beitragen. Am 3. August (1784) wurde Gotters Lustspiel „Der schwarze Mann" aufgeführt, die darin vorkommende Rolle eines zur Zielscheibe des Spottes dienenden, durch seine Exzentrizitäten lächerlichen Theaterdichters (Iffland spielte diesen) wurde vom Publikum als auf Schiller gemünzt angesehen und deshalb recht schadenfroh und lebhaft beklatscht. Dalberg war vielleicht ganz damit einverstanden, Ifflands Brief vom 19. September desselben Jahres an den Freiherrn läßt derartiges fast vermuten: „Die ‚Räuber' und ‚Fiesko' sollten diesen Winter nicht gegeben werden. Das Publikum erklärt sich gegen diese Gattung. Ich setze hinzu, daß die ‚Räuber' das letzte Mal leer waren, daß ‚Fiesko' vermöge nötiger doppelter Statistenprobe schwerlich die Kosten tragen würde. Den ‚Schwarzen Mann' könnten wir nicht geben, ohne uns zu parodieren und zugleich mit dieser Parodie ein stillschweigendes Versprechen zu geben, diese Bahn zu verlassen. Wir hätten dieses Stück niemals geben sollen. Aus Achtung für Schiller nicht. Wir selbst haben damit im Angesicht des Publikums (das ihn ohnehin nicht ganz faßt) den ersten Stein auf Schiller geworfen. Ich habe ängstlich jede Analogie vermieden, dennoch hat man gierig Schiller zu dem Gemälde sitzen lassen. Schon damit ist die Unfehlbarkeit von Schiller genommen, die Unverletzlichkeit des großen Mannes. Wie soll er nun mit seinen Werken auftreten? Je mehr Erhabenheit und Plattheit sich nahe grenzen, wie soll der Pöbel ihn jetzt distinguieren, da die Bahn geöffnet scheint, ihn zu persiflieren? Ich darf hoffen, das Stück werde niemals wiederholt werden. Man hatte diese Wirkung nicht voraussehen können. Nun aber?" Ifflands Hoffnung war eitel, Dalberg ließ das Stück wieder aufführen und tadelte sogar in einer Kritik (vom 14. Februar 1785), daß die Vorstellung des „Schwarzen Mannes" durch Ifflands und Boeks „Verwischungen", weil sie keinen Charakter in ihre Rollen gelegt hätten, sehr kalt ausgefallen sei.

So standen also damals das Mannheimer Publikum und Dalberg zu Schiller. Die Ankündigung der „Rheinischen Thalia" erschien, und die Rache des dadurch aufgeregten Theatervolkes stellte sich bald ein; aber mit einem gewaltigen „Ich will euch"

trat Schiller jetzt hervor. Eine Aufführung von „Kabale und Liebe“ gab den Anlaß. Er hatte so viele Stiche seitens des Schauspielertums bisher ertragen müssen, so viele Kränkungen seiner Dichterwürde erlitten und nur so schüchtern darauf reagiert, daß ein Exempel zu statuieren endlich für ihn zur Notwendigkeit wurde.

Er schrieb an den Reichsfreiherrn: „Von Hause, den 19. Januar 1785. Es ist das erste Mal, daß ich über die theatralische Vorstellung meines Stückes eigentlich meine Meinung sage, und auch jetzt würde ich es aus tausend Ursachen nicht thun, wenn meine wahre Hochachtung für Eure Exzellenz mir es nicht zur Pflicht machte, ehe ich einen Schritt öffentlich thue, wenigstens mich offenherzig gegen Sie zu erklären. Ich weiß nicht, welchem politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, daß unsre Herren Schauspieler (doch meine ich nicht alle) die Konvenienz bei sich getroffen haben, schlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben und guten durch schlechtes zu verderben. Es ist das kleinste Merkmal der Achtung, das der Schauspieler dem Dichter geben kann, wenn er seinen Text memoriert. Auch diese kleine Zumutung ist mir nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden kosten, bis ich einem Perioden die bestmögliche Rundung gebe, und wenn das geschehen ist, so bin ich dem Verdrusse ausgesetzt, daß der Schauspieler meinen mühsam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutsch verwandelt. Seit wie lange ist es Mode, daß Schauspieler den Dichter schulmeistern? Gestern habe ich das mehr als sonsten gefühlt. ‚Kabale und Liebe‘ war durch das nachlässige Einstudieren der meisten ganz in Lumpen zerrissen. Ich habe statt meines Textes nicht selten Unsinn anhören müssen. Wenn unsre Herren Schauspieler einmal die Sprache in der Gewalt haben werden, dann ist es allenfalls auch Zeit, daß sie ihrer Bequemlichkeit mit Extemporieren zu Hilfe kommen. Es thut mir leid, daß ich diese Anmerkung machen muß, noch mehr aber verdrießt es mich, daß ich diese unangenehme Erscheinung nur auf Rechnung ihres guten Willens und nicht ihrer Kunst schreiben kann, daß ebendiese Schauspieler, die in den mittelmäßigsten Stücken vortrefflich, ja groß gewesen sind, in den meinigen gewöhnlich unter sich selbst sinken. Wie erkläre ich das? Die Frauenzimmerrollen und Herrn Beck ausgenommen, dem ich es gern vergebe, daß ihm die Rolle etwas fremder geworden ist, und

der die Lücken seines Spiels durch einige meisterhafte Pinselstriche wieder gutmachte, sind die meisten andern Rollen unerhört vernachlässigt worden. Mir selbst kann zwar an diesem Umstand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat als meine Stücke durch das Theater. Niemals werde ich mich in den Fall setzen, den Wert meiner Arbeit von diesem abhängig zu machen. Aber weil ich doch einmal von der hiesigen Bühne öffentlich sprechen soll, so konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben. Es steht bei Euer Exzellenz, welchen Gebrauch Sie von meiner gegenwärtigen Erklärung machen wollen. Welchen Sie aber auch machen mögen, so bin ich entschlossen, in der ‚Rheinischen Thalia' weitläufiger über diesen Punkt mich herauszulassen. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Schaubühne brachte, worunter die ‚Räuber' sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen. R. Schiller."

Aus diesem Schriftstück atmet der blanke, goldene Grimm des Genius gegen die verkrüppelten Erdgeister, die sich mit ihren Entenfüßen und Gänseverständen fortwährend als Träger und Bewahrer der menschlichen Kunst fühlten und aufspielten. Die Schauspieler, Dalberg, die ganze Pappe des Theaters ist mitgemeint und wird mit gewaltigem Strich in die Aschengrube gekehrt. „Niemals werde ich den Wert meiner Arbeit von solchen Menschen, solchem Plunder abhängig machen; der Schauspieler und das Theater haben sich dem Dichter zu fügen, nicht dieser jenem!" Es liegt etwas Befreiendes in diesem kräftigen Ausbruche des Selbstgefühls. Europens übertünchte Höflichkeit ist in dem Briefe auf ein bescheidenes Maß reduziert, der „unterthänige Schiller", welcher die frühern Briefe an Se. Exzellenz „mit vollkommenster Hochachtung" abschloß, ist gänzlich geschwunden. Die Unterthänigkeit unter Dalberg hatte, dem Himmel sei Dank, ihr Ende erreicht. Schiller war inzwischen weimarischer Rat geworden, deshalb das R. vor der Unterschrift. Bevor dieser wichtige Vorgang ausführliche Darlegung findet, ist der weitere Verlauf jenes Abends zu erwähnen, an welchem die von Schiller so gerügte Aufführung von „Kabale und Liebe" stattfand. Das Stück war seit Mai des vorigen Jahres nicht mehr gegeben und die erste Luise, Frau Beck, inzwischen gestorben. An ihre Stelle trat die von Schiller verehrte Katharina



Katharina Baumann.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Baumann, sie spielte an diesem Abend die Luise zum ersten Male. Schiller war von ihrem Spiel entzückt; nach der Vorstellung begleitete er sie in ihre Wohnung und drückte ihr bei der Gelegenheit ein kleines Päckchen in die Hand, es enthielt sein Porträt in Miniatur. „Was soll ich damit?“ fragte sie ihn, und er, sehr verlegen durch die Zwischenfrage, die alle seine Träume jäh zerriß, antwortete ihr, das wisse er ihr nicht zu sagen. Weitere Nachrichten über den kleinen Roman, der vielleicht an diesem Abend sein Ende fand, haben sich nicht erhalten. Fräulein Baumann heiratete später einen Kapellmeister, Ritter.

Die Erzählung hat bisher eines wichtigen Briefes nicht gedenken können, den Schiller am 7. Dezember an Huber schrieb. In ihm gab er endlich Antwort auf die vor einem halben Jahre empfangenen Briefe der Leipziger Freunde. Herzlich bat er um Verzeihung für das lange Stillschweigen, die Antwort hatte er sich bis auf eine bessere Stunde vorbehalten, auf den Besuch seines Genius, wenn der Geist in einer schönern Laune seines Schicksals schönern Gefühlen offen stehen würde. „Diese Schäferstunden blieben aus, und in einer traurigen Stufenreihe von Gram und Widerwärtigkeit vertrocknete mein Herz für Freundschaft und Freude. Unglückselige Zerstreuungen, deren Andenken mir in diesem Augenblicke noch Wunden schlägt, löschten diesen Vorsatz nach und nach in meinem harmvollen Herzen aus. — Ich weiß nicht, ob Sie, meine Wertesten, nach meinem vergangenen Betragen mich noch der Fortsetzung Ihres Wohlwollens und eines fernern Briefwechsels würdig halten können; doch bitte ich Sie mit aller Wärme, es zu thun. — Ich habe wenig Freuden des Lebens genossen, aber (das ist das Stolzeste, was ich über mich aussprechen kann) diese wenigen habe ich meinem Herzen zu danken.“ Eine Ankündigung der „Thalia“ wurde beigefügt und dazu bemerkt: „Das deutsche Publikum zwingt ja seine Schriftsteller, nicht nach dem Zuge des Genius, sondern nach Spekulationen des Handels zu wählen. Ich werde dieser ‚Thalia‘ alle meine Kräfte hingeben, aber das leugne ich nicht, daß ich sie (wenn meine Verfassung mich über Kaufmannsrücksichten hinwegsetzte) in einer andern Sphäre würde beschäftigt haben.“

Schiller hatte jetzt die ihm dargebotene Hand ergriffen und damit das Band geschaffen, das ihn bis zu seinem Tode in innigster Freundschaft mit Körner verknüpfte. Daß ihm von dort

aus reelle Hilfe, nicht bloß Aufmunterung zu teil werden würde, ahnte er damals wohl kaum. Wie hätte er wissen sollen, Körner sei dazu im stande? Höchst wahrscheinlich kannte er, als er den Brief an Huber schrieb, Körners Namen noch gar nicht, da dieser seinen Brief ohne Unterschrift gelassen. Bevor die Antwort aus Dresden eingetroffen, hatte sich eine andre für des Dichters Zukunft sehr wesentliche Begegnung vollzogen, die mit dem Herzog Karl August von Weimar.

Nachdem es Schiller selbst zur Gewißheit geworden, daß er von seinem Mannheimer Aufenthalt nichts mehr zu hoffen habe, war ihm endlich der Gedanke gekommen und auch mit Frau v. Kalb längst beredet worden, an einem andern, geeignetern Orte das Glück des Lebens zu versuchen. Beiden war es schwer, sich in die Verwirklichung dieses Entschlusses zu finden; als Schiller ihn zuerst aussprach, brachte er das weibliche Herz in lebhafte Erregung, an dieser entzündete sich die eigne mehr und mehr, das innerste Gefühl drängte sich auf die Lippen, und das erste „Du" wurde beiderseitig ausgesprochen. Aber die Notwendigkeit, welche den Dichter zwang, sich die Gunst der Welt zu erringen, die Einsicht Charlottens, daß die Menschheit Schillers Geist fordere, führten dazu, persönliche Wünsche, denen auch andre Schranken noch gezogen waren, zu unterdrücken und auf Mittel zu sinnen, welche die Erreichung des Zieles befördern konnten.

Frau v. Kalb hatte eine glückliche Idee. Sie kannte die Tendenz des „Don Karlos". Den Geist der in Mannheim maßgebenden Persönlichkeiten hatte sie inzwischen kennen gelernt und konnte voraussehen, daß das neue Stück dort wenig Erfolg haben werde. Der darin dargestellte Widerstreit des innern Lebens mit dem Zwange politischer und konventioneller Verhältnisse mußte in den aristokratischen Sphären der Gesellschaft auf ein besseres Verständnis, auf tiefere Würdigung rechnen. Frau v. Kalb that, was sie konnte und für das Schicklichste hielt, um den Dichter in unmittelbaren Verkehr mit den regierenden Kreisen zu bringen. Sie hatte am Darmstädter Hofe eine Freundin, Fräulein v. Wolzogen, die damals als Erzieherin der mecklenburgischen Prinzessin Luise, spätern Königin von Preußen, bei deren Großmutter, der verwitweten Fürstin Georg Wilhelm von Hessen, sich aufhielt. Prinzessin Luise Karoline Henriette, eine Tochter dieser Fürstin, war mit dem Erbprinzen Ludwig ver-

heiratet. An jene Erzieherin, Fräulein v. Wolzogen, gab Frau v. Kalb dem Dichter einen Empfehlungsbrief, der ihm Zutritt zum Hofe des Erbprinzen verschaffen konnte[1]. In der Woche vor Weihnachten begab er sich nach Darmstadt und traf am 23. Dezember (1784) dort ein; sein Absteigequartier nahm er in dem vielbesuchten Gasthaus zur Sonne, in der Schirngasse Nr. 1, Ecke der Marktstraße.

Die Absichten der Frau v. Kalb erfüllten sich aufs schönste, des Fürsten Georg Wilhelm Söhne nahmen den Dichter freundlich auf, hauptsächlich der mit ihm fast gleichalterige Prinz Friedrich (er stand damals im Begriff, eine Dame bürgerlicher Herkunft, Karoline Seitz, zu heiraten). Ein besonderer Glückszufall war es, daß. der Herzog von Sachsen-Weimar, Karl August, sich gerade als Gast am Darmstädter Hofe befand. Die politischen Angelegenheiten, welche ihn hierher geführt[2], ließen ihm immer noch Zeit übrig, seinen auf den innern Wert des menschlichen Daseins gerichteten Sinn zu befriedigen. Er wohnte dem Hofzirkel an, der sich am Abend des zweiten Weihnachtstages beim Erbprinzen Ludwig versammelte, und hörte hier den Anfang des „Don Karlos" von dem Dichter selbst vorlesen. Merkwürdig, diesmal, bei der hochfürstlichen Gesellschaft, hatte der Dichter Glück mit seinem Vorlesen; ob man sein schwäbisches Idiom besser verstand, ob er mit weniger übertriebenem Affekte deklamierte als bei Frau v. Kalb oder in dem Schauspielerkreise — die adligen Zuhörer wurden von den volltönenden Jamben gefesselt. Die Landgräfin von Hessen, welche auch anwesend war, brachte dem Dichter aufmunternden Anteil entgegen, die Erbprinzessin bewunderte sogar die Brieftasche (das Leipziger Geschenk), in welche das Manuskript eingeschlagen war. Die Gewalt der dichterischen Potenz machte dem erlauchten Kreise auch den Menschen interessant, einen großen Erfolg hatte er errungen. Seine ersten Stücke hatten ihm die Sympathie des Volkes gewonnen, mit dem „Don Karlos" schlug er

---

[1] Nach Streichers Angabe soll Schiller Empfehlungsbriefe auch von Dalberg erhalten haben.

[2] Karl August war damals bemüht, die süddeutschen Souveräne zum Eintritt in jenen Fürstenbund zu veranlassen, der unter Preußens Führung den weit ausgreifenden Annexionsplänen Kaiser Josephs II. auf Bayern, auf die geistlichen Fürstentümer und selbst auf Württemberg entgegentreten sollte.

Saiten an, die in Fürstenherzen widerklangen. Wie manches, das seine menschlichen, seine heiligsten Gefühle den Konvenienzen hatte opfern müssen, fand in diesem Werke seine eigne geheime Geschichte enthalten und seine Empfindungen in Worten des Gedichtes ausgesprochen.

Herzog Karl August gönnte dem Dichter, dessen Vortrag er mit entschiedenem Beifall aufnahm, eine längere Unterredung, kein bloß herablassendes Geplauder, er zeigte ihm Teilnahme, ja zuvorkommende Güte und ließ ihn deutlich verstehen, er nehme Anteil an seinem Geschick. Er gab ihm geistvolle Winke für seine Arbeit, er sprach seine Empfindung offen aus und entzückte Schiller so sehr durch seine Freundlichkeit, daß dieser es wagen konnte, ein Zeichen der herzoglichen Gunst zu erbitten, das ihm auf seiner künftigen Lebensbahn förderlich, sein Glück zu erringen behilflich sein werde. Schon am folgenden Tage sah er sich durch folgendes Schreiben überrascht: „Darmstadt, den 27. Dezember 1784. Mit vielem Vergnügen, mein lieber Herr Doktor Schiller, erteile ich Ihnen den Charakter als Rat in meinen Diensten, ich wünsche Ihnen dadurch ein Zeichen meiner Achtung geben zu können. Leben Sie wohl. Karl August, H. z. S. W." So schnell hatte Schiller sicherlich die Gewährung seines Wunsches nicht erwartet. Nun, mit einem Titel ausgestattet, glaubte er der Zukunft in ganz andrer Sicherheit entgegengehen zu können. War dies auch eine Illusion, so hatte sie doch das Gute, daß sie ihn in eine herzlich heitere Stimmung versetzte. Er wurde munter, aufgeräumt, ließ sich abends von einer begeisterten Verehrerin seiner Dichtungen, deren Bekanntschaft er gemacht hatte, von einem Fräulein Korndörfer (nachmals verehelichten Senator Kaufmann Emrich), mit Schneeballen bewerfen, wehrte sich wohl mit gleicher Waffe und tanzte auf der fürstlichen maskierten Redoute im Saale des alten Theaters, die er nachher besuchte, sowohl mit Fräulein Korndörfer als auch mit Mamsell Karoline Seitz, der Braut des Prinzen Friedrich. Am 29. Dezember begab er sich nach seinem Standquartier Mannheim zurück.

Ein grelleres Streiflicht auf das Unfertige, auf die Roheit der damaligen Zustände in Deutschland kann kaum ein Umstand werfen als die Titelsucht, von welcher das ganze Reich befallen war, und als der Umstand, daß auch Schiller dieser Titelsucht eine Berechtigung zugestand, indem er für sich selbst einen Titel



Herzog Karl August.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

zu erwerben bemüht war. Alles war nur Masse, aus welcher allein die Fürsten, und was sie mit Amt und Würden begnadeten, hervorragten. Jedem, der sich nicht zertreten lassen wollte, mußte der Titel als das einzige Mittel erscheinen, in diesem Chaos eine Stellung zu behaupten. Auch Schiller, dessen Geist die Natur als Urbild des Denkens einer spätern Zukunft geschaffen, der bei Erreichung seiner künstlerischen Ziele kaum ohne eine Verschwörung fertig zu werden wußte, der in den „Räubern“ und dem „Fiesko“ eine gegeben hatte, der in den „Don Karlos“ eine einzuflechten im Begriffe stand und weiterhin im „Wallenstein“, in der „Maria“ und im „Tell“ sie zu Hauptmomenten der Dichtung gestaltete, auch Schiller widersetzte sich diesem Zuge von Lämmerfrömmigkeit und Demut nicht, der durch seine Zeit ging, er fügte sich dem gesellschaftlichen Zopfe ebenso, wie er sich die Haare Morgen für Morgen geduldig in das unreinliche Attribut der ganzen Epoche einflechten ließ. Er, der den Wert der Persönlichkeit an ihrem Willen und ihrer Begabung abmaß und aus diesem innersten Bedürfnisse heraus die Gestalten seiner Dichtungen modellierte, fühlte, daß er in Gegensatz zu seiner Mitwelt, wenigstens der seines engern Vaterlandes, treten würde, wenn er diese Ansicht im praktischen Leben hätte geltend machen wollen. Und hätte er es nicht selbst gefühlt, die liebenswürdige Mitwelt würde ihm eine nachdrückliche Belehrung nicht schuldig geblieben sein. Er legte sich eigenmächtig den Doktortitel bei, um nur einen Titel zu haben; unter diesem führte er sich bei Dalberg und dem Herzog von Weimar ein. Er war froh, als Mitglied der Deutschen Gesellschaft in eine von der Welt aufgestellte Rubrik Eintritt gefunden zu haben, er war noch froher, als ihm der Herzog von Weimar den Ratstitel beilegte. Unter den Menschen, bei welchen der Dichter nichts galt und der Theaterdichter gar eines zweifelhaften Rufes genoß, war er nun etwas, also unter all denen, in deren Augen der persönliche Wert nur dann vorhanden zu sein anfing, wenn ihm eine hohe obrigkeitliche Approbation das Siegel aufdrückte.

Als weimarischer Rat zog Schiller in Mannheim ein, aber guter Rat war augenblicklich teurer denn je. Ein wahrer Wirrwarr von Arbeit, Verdrießlichkeiten, von aufregenden und abspannenden Momenten erwartete ihn, dazwischen wieder als Lichtblicke Zeichen tiefer, inniger Freundschaft. In den nächsten zwei Monaten bis etwa Anfang März schloß sich eine Reihe

inhaltreicher, aber auch arbeitsvoller Tage aneinander, denen freilich das Beste, die Aussicht auf eine sichere Zukunft, fehlte; erst dann erhoben sich die Funken an der Fackel der Hoffnung zur Flamme, der gute Rat stellte sich ein, und der Monat März ließ dann in etwas stürmischer Art das zum Durchbruch kommen, was sich schon lange vorbereitet hatte und schon lange so sehr, sehr nötig war. Es erscheint am geeignetsten, die einzelnen Vorkommnisse an der Hand der erhaltenen Dokumente in ihrer zeitlichen Reihenfolge aufzuführen.

*

Gleich in den ersten Januartagen traf ein Brief von dem alten Freunde Scharffenstein ein, worin dieser meldete, daß er einige Abonnenten auf die „Thalia" gesammelt habe. Schiller hatte alle seine Freunde, auch Reinwald und sogar Winckelmann, auf den er vor kurzem als seinen Rivalen bei Charlotte v. Wolzogen wenig gut zu sprechen gewesen, darum angegangen, für die Verbreitung seiner Zeitschrift zu wirken; sie alle ließen sich es angelegen sein und erzielten auch einigen Erfolg.

Unterm 11. Januar schrieb Körner: „Es schmerzt uns, daß ein Mann, der uns so teuer ist, Kummer zu haben scheint. Wir schmeicheln uns, ihn lindern zu können, und dies macht uns Ihre Freundschaft zum Bedürfnis. Ihrer ‚Thalia' sehe ich mit Verlangen entgegen, aber es sollte mir weh thun, wenn Sie dadurch von dem abgehalten würden, was Ihre eigentliche Bestimmung zu sein scheint. Alles, was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakespeare noch nicht erschöpft hat, wartet auf Ihre Hand. Dies ist gleichsam bestellte Arbeit. Wenn Sie hiervon von Zeit zu Zeit etwas liefern, dann mögen Sie übrigens im Genuß Ihrer eignen Ideen schwelgen, mögen Ihrem Geist und Herzen Luft machen, und Menschen, die Sie zu fassen vermögen, werden Sie auch für die Früchte Ihrer Erholungsstunden segnen, während daß Sie durch größere Werke, wie man sie von Ihnen zu erwarten berechtigt ist, zugleich die Forderungen Ihres Zeitalters und Ihres Vaterlandes befriedigen."

Gleichzeitig mit diesem erhebenden Schreiben kam ein andres vom Vater Schiller an (vom 12. Januar), welches, wenn auch wiederum Produkt eines tüchtigen, besonnenen Charakters, doch die üblichen Vorwürfe enthielt und des Sohnes Bitte um Zu-

sendung von Geld entschieden ablehnte. Es wurde darin auch gerügt, daß durch die Abneigung, welche der Sohn sowohl als Frau v. Kalb gegen die Persönlichkeit Reinwalds kundgegeben, die geplante Verbindung Christophinens mit dem Bibliothekar sehr zweifelhaft geworden, und der dadurch geärgerte Papa ließ einfließen, es wäre auf allen Seiten nicht übel gewesen, wenn Christophine versorgt worden wäre. Der Brief fuhr fort: „Sie hätte sich, bei ihrer anscheinlich wahren Liebe zu Reinwalden, ganz gewiß in ihn und seine Verfassung um so besser schicken können, als sie gottlob! von Großthun und Übertreibung noch nicht angesteckt ist und sich in alle Umstände schicken kann". Da hatte der Herr Papa seinem Fritz wieder einmal mit einem mächtigen Zaunpfahl gewinkt.

In diese Tage fiel die Aufführung von „Kabale und Liebe" (18. Januar), welche ebenso wie der Brief an Dalberg (vom 19. Januar) bereits Erwähnung gefunden.

Am 10. Februar begann Schiller die Beantwortung des Körnerschen Briefes. „Unterdessen, daß die halbe Stadt Mannheim sich im Schauspielhaus zusammendrängt, einem Autodafee über Natur und Dichtkunst (einer großen Opera) beizuwohnen und sich an den Verzuckungen dieser armen Delinquentinnen zu weiden, fliege ich zu Ihnen, meine Teuersten. ... Seit Ihrem letzten Briefe hat mich der Gedanke nicht mehr verlassen wollen: diese Menschen gehören dir, diesen Menschen gehörst du. ... Wenn Sie mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und *kleine* gethan hat; der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eignes Projekt mit ihm vorhatte; der in seiner Liebe schrecklich viel *fordert* und bisher noch nicht einmal weiß, wieviel er leisten kann; der aber etwas andres mehr lieben *kann* als sich selbst und keinen nagendern Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und teuer werden kann, so ist unsre Freundschaft ewig, denn ich *bin* dieser Mensch. Vielleicht, daß Sie Schillern noch ebenso gut sind wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird." Zwölf Tage blieb der Brief unvollendet liegen, am 22. Februar wurde er fortgesetzt und zwar mit der rätselhaften Anspielung: „Hier bin ich neulich durch einen unvermuteten Besuch unterbrochen worden, und diese zwölf Tage ist eine Revolution mit mir und in

mir vorgegangen, die dem gegenwärtigen Briefe mehr Wichtigkeit gibt, als ich mir habe träumen lassen, die Epoche in meinem Leben macht". Was während dieser Tage so besonders Wichtiges vorgegangen, ist unbekannt. Auch die nachfolgenden Zeilen im Schillerschen Briefe können kein Licht geben, denn was darin als neu hingestellt wurde, waren längst feststehende Dinge. „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben. In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben. Zwölf Tage hab' ich's in meinem Herzen herumgetragen, wie den Entschluß aus der Welt zu gehen; Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situation. Mit dem Theater habe ich meinen Kontrakt aufgehoben; also die ökonomische Rücksicht meines hiesigen Aufenthalts bindet mich nicht mehr. Außerdem verlangt es meine gegenwärtige Konnexion mit dem guten Herzog von Weimar, daß ich selbst dahin gehe und persönlich für mich negoziiere, so armselig ich mich auch sonst bei solcherlei Geschäften benehme. Aber vor allem andern lassen Sie mich's frei heraussagen, meine Teuersten, und lächeln Sie auch meinetwegen über meine Schwächen — ich muß Leipzig und Sie besuchen. — — Also es ist ausgemacht, daß ich in drei bis vier Wochen Mannheim verlasse. Ich gehe geradeswegs nach Leipzig und (aus einigen hauptsächlichen Gründen) erst von da aus nach Weimar. Urteilen Sie nun, wie unerträglich mir die Stunden sein werden, die mich bis dahin noch zu Mannheim gefangen halten. Zum großen Glücke läßt mich die ‚Rheinische Thalia' nicht zu Atem kommen. Unzählige Briefe liegen mir zur Beantwortung da, aber ich habe alle Laune verloren, bis ich in Leipzig bin."

Zwischen diesem und dem folgenden, an Huber gerichteten Briefe verging mehr als ein Monat. Es waren nicht nur die Arbeiten an der „Thalia", welche die Korrespondenz verzögerten, sondern wiederum diese unheimliche Gewalt, der Mangel an Mitteln. Schiller mußte abermals borgen, und es kostete ihn viel, seinen neuen Freunden gegenüber damit hervorzutreten. Die innere Angst und das geheime Mißbehagen leuchten aus dem Geflunker des Briefes vom 28. Februar dem Wissenden deutlich

genug entgegen. „Ich kann Mannheim nicht verlassen, ohne wenigstens 100 Dukaten verschleudern zu müssen, und außer dem ersten Hefte meiner ‚Thalia', welches mir schwerlich mehr als 100 Thaler auf den ersten Belauf abwerfen kann, habe ich bis dahin keine Subsidien zu hoffen. So schnell ich auch meine Sache in Weimar persönlich durchsetzen könnte, so muß ich doch dahin reisen und jene Auslagen zuvor gemacht haben. Meine Bekanntschaften und Freunde zu Mannheim kann und will ich auf diese Probe nicht setzen, oder ich liefe Gefahr, zum zweitenmal Timon zu werden und mit der menschlichen Natur zu verfallen. Überdem sind die besten von ihnen meiner Philanthropie mehr bedürftig als ich der ihrigen. . . . Ist es nicht möglich, daß Sie mir (auf Ihren oder meinen Namen von Buchhändlern oder von andern Juden) ohngefähr 300 Thaler Vorschuß verschaffen könnten? Mein Plan ist dieser: alle zwei Monate bezahlte ich von meiner ‚Thalia' 50 Thaler zurück mit landesüblichen Zinsen, bis die Schuld getilgt wäre. Die Bezahlung aber dürfte nur mit dem dritten Hefte anfangen. Meiner ganzen Berechnung zufolge beläuft sich meine jährliche Einnahme von der ‚Thalia' auf ohngefähr 800—900 Reichsthaler nach Abzug der Unkosten. Wollte mir ein Buchhändler zu Leipzig den ganzen Verlag der ‚Thalia' abnehmen, so würde ich schnell aus dem Embarras sein; aber dieses kann doch eigentlich nur durch meine persönliche Gegenwart bewirkt werden, und diese Gegenwart ist ein Unding, wenn ich nicht jene Summe erhalten kann. . . . Ich habe die Übereilung begangen, meine Abreise nach Leipzig laut zu machen. Mein Enthusiasmus für dieselbe erlaubte mir nicht, mich in mich selbst zu verschließen, und ich konnte auf einen Freund bauen, dessen Vermögen zu meinen Diensten stand. Jetzt aber ist dieser selbst in die höchsten Fatalitäten verwickelt und ich durch ihn." Dichtung und Wahrheit erscheinen hier in innigster Mischung, was aber mit Sicherheit aus der Timonlaune und der Verknüpfung von Buchhändlern mit andern Juden herauszulesen, ist die Verstimmung gegen den Buchhändler Schwan. Er war Schillers Freund, aber ein werkthätiger nur so weit, als sein Vorteil dabei auf der Hand lag. Er hatte die „Räuber", den „Fiesko", „Kabale und Liebe" in Verlag genommen, das ist wahr, er hatte recht wenig dafür bezahlt, das ist auch wahr; den Verlag der „Thalia" dagegen hatte er abgelehnt, denn dabei war wohl großes Risiko, ein sicherer Vorteil jedoch

nicht zu erwarten, und Schwan war ein vorsichtiger Mann. Schiller, der sich „zum Kaufmann so wenig als zum Kapuziner schickte“, empfand solchen „Krämerkommerce“ mit Unwillen.

Kaum war der Brief an Huber in die Hände der Leipziger Freunde gekommen, als Körner auch sogleich von Dresden aus an den Buchhändler Göschen in Leipzig schrieb: „Es äußert sich eine Gelegenheit, Schillern einen Freundschaftsdienst zu erweisen und ihn zugleich für unsern Verlag zu gewinnen. (Körner war an der Buchhandlung Göschens finanziell beteiligt.) Huber hat Ihnen schon ausführlich davon geschrieben. Mein Entschluß ist, ihm die 300 Thaler vorzuschießen, doch muß es das Ansehen haben, als ob es von Ihnen geschähe, um den Verlag der ‚Rheinischen Thalia‘ zu bekommen. Ich werde Schillern schreiben, daß ich in Ihrer Handlung ein Kapital hätte, daß ich daher mit Ihnen in Abrechnung stände, daß er aber die Bedingungen wegen der Übernahme der ‚Rheinischen Thalia‘ bloß mit Ihnen auszumachen hätte, daß Sie ihm auf eine Art, wie er es verlangte, 300 Thlr. zuschicken würden gegen einen Schein, den Sie mir auf den Fall, daß Sie über die Bedingungen nicht einig werden könnten, als bares Geld anrechnen würden. So sieht er, daß man ihm nicht etwa einen nachteiligen Handel abnötigen will. Werden Sie mit ihm einig, wie ich nicht zweifle, so wird uns hernach wohl nichts von seinen übrigen künftigen Schriften entgehen.“

Noch wußte Schiller selbst freilich nichts davon, welch günstigere Gestirne über seinem Schicksal im Aufgang begriffen waren. Er steckte mitten drin in den Plackereien, die von der Herausgabe einer Zeitschrift sich nicht trennen lassen; endlich waren diese überwunden, die Drucklegung vollendet, Mitte März erschien das erste Heft der „Rheinischen Thalia“ und in diesem Hefte — der übrige Inhalt wird demnächst zur Sprache kommen — an Stelle der in der Ankündigung versprochenen Geschichte und Dramaturgie des Mannheimer Theaters ein „Repertorium“ desselben, „ein kurzes Tagebuch über die Vorstellungen, welche vom Neujahr 1785 bis zum dritten des Lenzmonats hier gegeben wurden“. Die treffenden Notizen, welche die Aufzählung der einzelnen Stücke begleiteten, schonten weder die Regie noch das Publikum, am glimpflichsten gingen sie noch mit den Schauspielern um, und, sonderbarerweise, dort wirkten sie am empfindlichsten. Wohl mag dazu die Erregung beigetragen haben,

welche schon die Ankündigung der „Thalia" in dem Theatervölkchen hervorgerufen. Wenn von dem Stück „Oda, oder die Frau von zwei Männern" gesagt wurde: „Ein widriges, unnatürliches Ding — zusammengeraffte Theaterflitter ohne Geschmack, ohne Vorbereitung, ohne Wirkung", oder von den „Beiden Porträten": „Verdient der Geschmack von Mannheim keine bessere Bewirtung?" so trafen diese Vorwürfe die Intendanz scharf genug. Die Bemerkungen bei der ersten und zweiten Aufführung des Beilschen Stückes „Die Spieler": „Warum hat Mannheim Stücke bewundert, die diesem unendlich weit nachstehen? Fürchten sich vielleicht unsere französierenden Herren und Damen, ein Stück schön zu finden, wo man sie mit einem Scharfrichter in Konversation bringt?" oder „Die Leere des Hauses war ein Beweis, wie wenig dankbar das Publikum zu Mannheim gegen das Talent seiner Schauspieler ist", diese Bemerkungen übten eine härtere Kritik an dem Mannheimer Publikum, als sich vor dem Richterstuhle der Klugheit vertreten ließ, und wenn die Empfindlichkeit der Masse dagegen opponiert hätte, so würde das sehr erklärlich gewesen sein. Übrigens hatte sie ja ihre Rache schon bei Aufführung des „Schwarzen Mann" vorweggenommen.

Von Frau Rennschüb wurde gesagt, sie habe in der Rolle der Milford manches vortrefflich gespielt, sei ihr aber nicht ganz gewachsen; „dennoch würde sie eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in acht haben wollte". Das kränkte die Dame gewaltig. Schiller vergab ihr zwar „als einer Frau ohne Erziehung diese Aufwallung der Eitelkeit", fügte aber in seinem Briefe an Dalberg (vom 19. März) hinzu, wenn er bei Beurteilung dieser Schauspielerin seinem bessern Gefühl oder vereinigten Stimmen des bessern Publikums hätte folgen wollen, so wäre Mord und Totschlag zu befürchten gewesen. Über Boek als Graf Essex hatte er gesagt, er habe meisterhaft gespielt. „Ich habe ihn nur im ‚Fiesko' größer gesehen. Seine wahrhaftig hohe Darstellung der Rolle ließ dem Publikum nichts mehr zu wünschen übrig." Weiterhin hieß es bei König Lear: „Herr Boek mißfiel mir in der Rolle des Edgar. Er ist zu kalt, und wo er den wahnsinnigen Tom spielt, schadet er der tragischen Rührung." Was dieses Urteil dem Kritikus eintrug, darüber höre man ihn selbst (in dem eben erwähnten Briefe an Dalberg): „Was ich aber kaum verschlucken kann und

was ich fest entschlossen bin zu rügen, ist das Betragen des Herrn Boek. Herrn Boek habe ich mit einer Achtung beurteilt, die er nicht verdient, und dieser Mann errötet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuschlagen und auf die pöbelhafteste Art von mir zu reden. Alles dies habe ich haarklein erfahren. Nun beurteilen Ew. Exzellenz mein Urteil über ihn im ‚Repertorium‘ und sein Betragen. Ich merke indessen die Ursache seiner Erbitterung. Herr Boek hat Vergötterung erwartet und keine gefunden. Auch ist er durch meine Achtung für Beil, Beck und Iffland beleidigt, und es verdrießt ihn, daß ich ihn im ‚Repertorium‘ nicht auf den Thron gesetzt habe. Wie tief steht er unter seinen drei Rivalen! Aber er verdient, wenn einmal ausführlicher von hiesiger Bühne gesprochen wird, daß man ihn zu einer heilsamen Bescheidenheit zurückführe und die Komödiantensalbe von ihm abwische.“

Wenn der freimütige Dichter nicht bald den Mannheimer Staub von den Füßen schüttelte, so konnte es ihm schlecht gehen; die Zahl der Freunde reduzierte sich mit jedem Tage, und an jedem Freunde, den er verlor, gewann er einen erbitterten Feind. Noch konnte er nicht fort, weil er vorerst ja einige Hundert Thaler „verschleudern“, d. h. Gläubiger befriedigen mußte, die sonst die Abreise gehindert haben würden. Bevor diese letzten Wochen, die sich „wie eine Kriminalakte“ ausdehnten, dem freundlichen Leser vorgeführt werden, sei ein kurzer Überblick über den sonstigen Inhalt der „Rheinischen Thalia“ gestattet.

Die innere Seite des vordern Umschlageblattes enthielt gleich eine Bitte um Entschuldigung des Umstandes, daß das Heft nicht alles das bringe, was in der Ankündigung versprochen worden. Die Schlußbemerkung, daß nur der kleinste Teil der Subskribenten sich genannt habe, sollte selbstverständlich nichts weiter sein als das maskierte Eingeständnis der verunglückten Subskription. Trotz des herzlichen Appells an das Publikum war die Zahl der Liebhaber weit hinter den Hoffnungen des Herausgebers zurückgeblieben, was für diesen gleichbedeutend mit einer wesentlichen Vermehrung seiner Schuldenlast wurde; das deutsche Publikum hatte das Vertrauen, welches der Schriftsteller auf dasselbe gesetzt, nicht gerechtfertigt. In der ursprünglichen Ankündigung war zu lesen gewesen, das Publikum sei jetzt der einzige Souverän, der Vertraute des Herausgebers, welchem

allein er angehöre; allein die „Thalia" begann mit einer Widmung, die nicht, wie man hätte erwarten sollen, dem Volke, sondern dem Herzog von Weimar galt. War in der Ankündigung die Gesamtheit als Richter angerufen, so wurde hier der Herzog allein als solcher bezeichnet. Man darf dem Dichter diesen Gesinnungswechsel nicht verargen, die in den zwischenzeitlich abgelaufenen vier Monaten mit dem Publikum gemachten Erfahrungen zwangen ihn dazu.

Der Widmung folgte der bereits in Betracht gezogene Aufsatz „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" Hieran schloß sich die Erzählung „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache, übersetzt vom Herausgeber aus einer Handschrift des Herrn Diderot". Der Herausgeber hat jedoch nicht bloß das Verdienst des ersten Übersetzers, sondern auch des ersten Bearbeiters der Erzählung, welche in dem Diderotschen Roman „Jacques le fataliste et son maître" mit Fragen, Antworten und Reflexionen vielfach durchflochten ist, die in der Übersetzung wegblieben.

Dieser Erzählung waren die ersten Szenen des „Dom[1] Karlos" angereiht. Sie erschienen bruchstückweise, damit sie nicht der Indiskretion und Gewinnsucht eines Buchhändlers oder Schauspieldirektors anheimfielen, „die den ‚Karlos' zusammendruckten oder ihn vor der Zeit auf ihr Theaterschafott schleppten". Sie wurden schon jetzt vor Vollendung des Stückes veröffentlicht, weil der Dichter ein Urteil über seine Arbeit hören wollte. Da er aber fühlte, daß das Urteil der Leute, die er anrief, erst durch seine Werke zur Reife herangezogen werden müsse, so sagte er ihnen gerade heraus, sie möchten sich keineswegs als die letzte Instanz betrachten, die Nachwelt sei seine Richterin.

Der nun folgende Brief eines reisenden Dänen, „Der Antikensaal zu Mannheim", rührt, obgleich mit einer Chiffre unterzeichnet, von Schiller her. In den scharf ausgemalten Krankheitsbildern des Eingangs, sehr an den Arzt erinnernd, kommt der Brief auf die bei Schiller immer durchgehende Idee von der Glückseligkeit des Ganzen zu sprechen und wendet sich dann der damals viel angestaunten Sammlung von Gipsabgüssen antiker Kunstwerke zu. Das Lob, welches dem Kurfürsten Karl Theodor,

---

[1] So ist das Wort in der „Thalia" gedruckt, während Schiller späterhin „Don" schrieb.

der den Antikensaal 1767 eingerichtet hatte, gespendet wird, ist mit einem Seitenhieb auf Se. Durchlaucht von Württemberg kombiniert; diese gehört „zu den vielen andern Fürsten“, die mit ihren Einrichtungen nur bezweckten, den durchziehenden Reisenden um ein Almosen der Bewunderung anzusprechen. Nachdem einige Kunstwerke: der Farnesische Herkules, der Laokoon, der vatikanische Apollo ꝛc., Besprechung gefunden, zieht der Briefschreiber die Summe seiner Betrachtung und darin einige Schlüsse, deren Großartigkeit dem kurzen Aufsatze einen hohen und dauernden Wert verleihen. Fragen und Gedanken wie die folgenden können nur in einem genialen Menschen aufleuchten: „Warum zielen alle redende und zeichnende Künste des Altertums so sehr nach Veredelung? Der Mensch brachte hier etwas zustande, das mehr ist, als er selbst war, das an etwas Größeres erinnert als seine Gattung — beweist das vielleicht, daß er weniger ist, als er sein wird? So könnte uns ja dieser allgemeine Hang nach Verschönerung jede Spekulation über die Fortdauer der Seele ersparen. — Wenn der Mensch nur Mensch bleiben sollte — bleiben könnte, wie hätte es jemals Götter und Schöpfer dieser Götter gegeben? . . . Die Griechen philosophierten trostlos, glaubten noch trostloser und handelten — gewiß nicht minder edel als wir. Man denke ihren Kunstwerken nach, und das Problem wird sich lösen. Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen und näherten ihre Menschen den Göttern. Es waren Kinder einer Familie ꝛc.“

„Sie näherten ihre Menschen den Göttern!“ Ein beherzigenswertes Wort auch in unsrer Zeit, wo die zeichnende Kunst in der durch die Zivilisation verkümmerten Menschenform fast ihr Ideal sieht, wo der „Naturalismus“ so große Triumphe feiert und so unumschränkter Herr ist, daß auch seinen geistlosesten und plattesten Leistungen die beifallklatschende Korona nicht fehlt, wo die Technik so sicher auf ihrem Throne sitzt und so tyrannisch herrscht, daß der Geist gar nicht wagen darf, sich in ihre Dekrete einzumischen, wo er nicht die verantwortliche Stelle ihres Rates, sondern kaum die diskrete ihres Kammerdieners einnimmt.

Des auf den „Antikensaal“ folgenden „Repertoriums des Mannheimer Nationaltheaters“ wurde bereits gedacht. Der „Wallensteinsche Theaterkrieg“ und die „Dramaturgischen Preisfragen“ machten den Schluß des ersten Heftes der „Rheinischen Thalia“. Die letztern enthalten viel Lob für den Freiherrn von

Dalberg, Schiller war darin mehr als gerecht, und das steht ihm wohl an, er würdigte die Verdienste des Mannes ganz anders, als dieser die seinigen gewürdigt[1].

Den Anlaß zu dem im September 1784 vorgefallenen theatralischen Hahnengefechte hatte die gekränkte Eitelkeit der Schauspielerin Madame Wallenstein gegeben, zu einer Zeit, als Dalberg gerade von Mannheim entfernt war. In dem Lustspiel „Die Art, eine Bedienung zu erhalten" war ihr von dem Regisseur Rennschüb die Rolle einer affektierten Assessorsfrau zugeteilt worden, während sie auf die der Baronin, welche der Frau Rennschüb übertragen war, gerechnet hatte. Sie beschwerte sich bei dem Theaterausschuß deshalb und wandte sich, als sie dort kein Recht erhielt, an den dirigierenden Minister Freiherrn v. Oberndorff. Den Bescheid des Ministers, daß sie sich dem Ausspruch des Ausschusses zu fügen habe, wollte der Regisseur Rennschüb ihr brieflich bekannt geben; sie schickte aber das Billet uneröffnet zurück, und als ihr von der Theaterintendanz aufgegeben worden, „an den Regisseur und Ausschuß eine schriftliche abbittlich verfaßte Erklärung zu thun", weigerte sie sich dessen und erhielt darauf ihre Entlassung von dem Mannheimer Theater. Sie ging nach Hamburg.

Wie pünktlich das heraufbeschworne Unheil eintraf, ist aus den früher angegebenen Daten zu ersehen. Die jedenfalls vordatierte Widmung der „Thalia" ist vom 14. März, das Heft wurde also etwa am 15. März ausgegeben, und am 19. schon konnte sich Schiller bei Dalberg darüber beklagen, daß Boek auf öffentlicher Bühne gegen ihn gewütet. Der Herr Intendant, von welchem der Dichter auch denken mochte, daß er in der „Thalia" mit einer nicht ganz verdienten Achtung behandelt worden sei, gewährte anscheinend die von jenem nachgesuchte Unterredung nicht, sondern trat brieflich und zwar höchstwahrscheinlich mit einer gewissen Hahnenkourage für seine Schauspieler ein; damit kam er übel an, sein lehrhaftes Billet blieb ohne Antwort, die Exzellenz hatte längst alle Schrecken für den Theaterdichter a. D. verloren. Das freiherrliche Gemüt wurde ob dieses Stillschweigens besorgt, vielleicht konnte der Herausgeber der „Thalia" unter

---

[1] Die Beantwortung der dramaturgischen Preisfragen hat Dr. Koffka in seinem Buche „Iffland und Dalberg" reproduziert; näher darauf einzugehen, liegt außerhalb der Zwecke einer Schiller-Biographie.

der den Antikensaal 1767 eingerichtet hatte, gespendet wird, ist mit einem Seitenhieb auf Se. Durchlaucht von Württemberg kombiniert; diese gehört „zu den vielen andern Fürsten", die mit ihren Einrichtungen nur bezweckten, den durchziehenden Reisenden um ein Almosen der Bewunderung anzusprechen. Nachdem einige Kunstwerke: der Farnesische Herkules, der Laokoon, der vatikanische Apollo 2c., Besprechung gefunden, zieht der Briefschreiber die Summe seiner Betrachtung und darin einige Schlüsse, deren Großartigkeit dem kurzen Aufsatze einen hohen und dauernden Wert verleihen. Fragen und Gedanken wie die folgenden können nur in einem genialen Menschen aufleuchten: „Warum zielen alle redende und zeichnende Künste des Altertums so sehr nach Veredelung? Der Mensch brachte hier etwas zustande, das mehr ist, als er selbst war, das an etwas Größeres erinnert als seine Gattung — beweist das vielleicht, daß er weniger ist, als er sein wird? So könnte uns ja dieser allgemeine Hang nach Verschönerung jede Spekulation über die Fortdauer der Seele ersparen. — Wenn der Mensch nur Mensch bleiben sollte — bleiben könnte, wie hätte es jemals Götter und Schöpfer dieser Götter gegeben? . . . Die Griechen philosophierten trostlos, glaubten noch trostloser und handelten — gewiß nicht minder edel als wir. Man denke ihren Kunstwerken nach, und das Problem wird sich lösen. Die Griechen malten ihre Götter nur als edlere Menschen und näherten ihre Menschen den Göttern. Es waren Kinder einer Familie 2c."

„Sie näherten ihre Menschen den Göttern!" Ein beherzigenswertes Wort auch in unsrer Zeit, wo die zeichnende Kunst in der durch die Zivilisation verkümmerten Menschenform fast ihr Ideal sieht, wo der „Naturalismus" so große Triumphe feiert und so unumschränkter Herr ist, daß auch seinen geistlosesten und plattesten Leistungen die beifallklatschende Korona nicht fehlt, wo die Technik so sicher auf ihrem Throne sitzt und so tyrannisch herrscht, daß der Geist gar nicht wagen darf, sich in ihre Dekrete einzumischen, wo er nicht die verantwortliche Stelle ihres Rates, sondern kaum die diskrete ihres Kammerdieners einnimmt.

Des auf den „Antikensaal" folgenden „Repertoriums des Mannheimer Nationaltheaters" wurde bereits gedacht. Der „Wallensteinsche Theaterkrieg" und die „Dramaturgischen Preisfragen" machten den Schluß des ersten Heftes der „Rheinischen Thalia". Die letztern enthalten viel Lob für den Freiherrn von

Dalberg, Schiller war darin mehr als gerecht, und das steht ihm wohl an, er würdigte die Verdienste des Mannes ganz anders, als dieser die seinigen gewürdigt[1].

Den Anlaß zu dem im September 1784 vorgefallenen theatralischen Hahnengefechte hatte die gekränkte Eitelkeit der Schauspielerin Madame Wallenstein gegeben, zu einer Zeit, als Dalberg gerade von Mannheim entfernt war. In dem Lustspiel „Die Art, eine Bedienung zu erhalten" war ihr von dem Regisseur Rennschüb die Rolle einer affektierten Assessorsfrau zugeteilt worden, während sie auf die der Baronin, welche der Frau Rennschüb übertragen war, gerechnet hatte. Sie beschwerte sich bei dem Theaterausschuß deshalb und wandte sich, als sie dort kein Recht erhielt, an den dirigierenden Minister Freiherrn v. Oberndorff. Den Bescheid des Ministers, daß sie sich dem Ausspruch des Ausschusses zu fügen habe, wollte der Regisseur Rennschüb ihr brieflich bekannt geben; sie schickte aber das Billet uneröffnet zurück, und als ihr von der Theaterintendanz aufgegeben worden, „an den Regisseur und Ausschuß eine schriftliche abbittlich verfaßte Erklärung zu thun", weigerte sie sich dessen und erhielt darauf ihre Entlassung von dem Mannheimer Theater. Sie ging nach Hamburg.

Wie pünktlich das heraufbeschworne Unheil eintraf, ist aus den früher angegebenen Daten zu ersehen. Die jedenfalls vordatierte Widmung der „Thalia" ist vom 14. März, das Heft wurde also etwa am 15. März ausgegeben, und am 19. schon konnte sich Schiller bei Dalberg darüber beklagen, daß Boek auf öffentlicher Bühne gegen ihn gewütet. Der Herr Intendant, von welchem der Dichter auch denken mochte, daß er in der „Thalia" mit einer nicht ganz verdienten Achtung behandelt worden sei, gewährte anscheinend die von jenem nachgesuchte Unterredung nicht, sondern trat brieflich und zwar höchstwahrscheinlich mit einer gewissen Hahnenkourage für seine Schauspieler ein; damit kam er übel an, sein lehrhaftes Billet blieb ohne Antwort, die Exzellenz hatte längst alle Schrecken für den Theaterdichter a. D. verloren. Das freiherrliche Gemüt wurde ob dieses Stillschweigens besorgt, vielleicht konnte der Herausgeber der „Thalia" unter

[1] Die Beantwortung der dramaturgischen Preisfragen hat Dr. Koffka in seinem Buche „Iffland und Dalberg" reproduziert; näher darauf einzugehen, liegt außerhalb der Zwecke einer Schiller-Biographie.

Umständen ein gefährlicher Gegner werden. Exzellenz schrieb daher (am 27. März 1785): „Glauben Sie nicht, mein lieber Herr Schiller, daß meine schämige Meinung über den geringsten Teil Ihrer ‚Thalia‘ die besondere Achtung, die ich stets für Sie habe, im geringsten geschwächt hatte. Und doch muß ich so was vermuten, indem Sie seit meinem letzten Billet nicht eine Silbe mehr von sich hören und sehen lassen. Ich habe sagen müssen, was ich Ihres ‚Repertoriums‘ wegen auf dem Herzen hatte, weil ich, je mehr ich nachsinne, überzeugt bin, daß dergleichen Kritiken über Schauspieler und Künstler notwendig Zerrüttung und endlich gar den Zerfall eines Theaterinstituts bewirken müssen, welches Ruhe und innere Zufriedenheit voraussetzt, wenn es von Bestand sein soll. Lessing hat es auch einst gar wohl erfahren, was ähnliche Personalkritiken über Schauspieler für Übles stiften können — er hatte ganz aus Gründen gesprochen und mußte doch in seiner ‚Dramaturgie‘ plötzlich abbrechen, um das damals so fürtreffliche Hamburger Theater nicht ganz zu zerrütten. — Doch ein mehreres mündlich. Ich bin mit besonderer Achtung v. Dalberg.“

Schiller wird schwerlich die mündlich versprochene weitere Belehrung eingeholt haben, die Vorbereitungen zur Abreise beschäftigten ihn vollauf, es galt, für die Bedürfnisse der nächsten Zukunft zu sorgen und mit der Lösung herzlich lieb gewordener Verbindung sich abzufinden. „Scheiden heißt Unterbrechen, ja oft ein Brechen“, so sagte Frau v. Kalb, welche schwer über den Gedanken der Trennung Herr zu werden vermochte und ihrem und Schillers gemeinschaftlichem Freund Gregor (so nennt sie ihn in ihren Memoiren) zustimmte, als dieser den Dichter, wenn auch in humoristischer Laune, darauf aufmerksam machte, daß in der Pfalz jeder Tag frische Manna habe. Schiller kannte die Qualität der Mannheimer Manna zu gut, um sich durch solche Hinweise von seinem Entschlusse und seinen Reisevorbereitungen abbringen zu lassen. Er schrieb an Huber (am 25. März 1785): „Ich bin willens, bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeiten machte. Es ist dieser, meine eigne Ökonomie nicht mehr zu führen und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das ist schlechterdings meine Sache nicht — es kostet mich weniger Mühe, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen als meine Wirtschaft; und Poesie, wissen Sie selbst, ist

nirgends gefährlicher als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird geteilt, beunruhigt; ich stürze aus meinen idealischen Welten, sobald mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt. Für's andre brauche ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten, wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist wie ein Engel, dem ich meine aufkeimenden Ideen und Empfindungen in der Geburt mitteilen kann, nicht aber erst durch Briefe und lange Besuche zutragen muß. ... Es fragt sich also, kann ich in Leipzig diesen Herzenswunsch in Erfüllung bringen? Wenn es möglich ist, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse darüber gehoben. — Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Schreibzimmer sein kann, und dann ein Besuchszimmer. Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) zusammen essen, so würde ich mich an die Table d'hote im Gasthofe engagieren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speiste."

Kaum hatte er so für seinen Leipziger Aufenthalt das Nötige vorbereitet, als ein Schreiben seines Vaters eintraf. Eine Empfangsbescheinigung des ersten „Thalia"-Heftes war es, in einem andern Ton als die bisherigen verfaßt; eine unschuldige Renommisterei, glänzende Honoraranerbietungen betreffend, die als Notlüge doppelte Entschuldigung verdient, hatte etwas zur Milderung der väterlichen Stimmung beigetragen, aber auch von der geistigen Größe und Kraft der „Karlos"-Szenen fühlte sich der alte Hauptmann bewältigt. „Ich finde die Bruchstücke von ‚Don Karlos' ganz außerordentlich stark durchgedacht und ausgefeilt, als das Beste von all Seinen bisherigen Arbeiten und wundre mich auch nicht, wenn der Buchhändler in Leipzig soviel Honorarium bietet, denn die Purschen haben ihre Leute an sich, welche so etwas zu beurteilen und zu schätzen wissen." Auch die elterliche Sehnsucht nach dem lange entbehrten Sohne kam zum Ausdruck. „Wäre es bei Seiner Reise nach Leipzig nicht möglich, daß wir uns in Heilbronn sehen könnten?" Frau v. Wolzogen, die sich wieder in Stuttgart befand, hatte gleichfalls den Wunsch geäußert, ihn in Heilbronn treffen zu können.

Noch eine andre interessante Neuigkeit erwähnte der Papa: die Frau Hauptmann Vischer, Schillers Stuttgarter Hauswirtin, war vor etwa drei Wochen mit einem jungen Herrn v. Braun, „der sich in der hohen Karls-Schule auf die Jura hätte legen sollen" und etwa fünfzehn Jahre weniger als die Geliebte zählte, durchgegangen! Das Pärchen hatte sich nach der Schweiz flüchten wollen, war aber in Tuttlingen wieder eingefangen und die für solche Späße doch zu überreife Dame ihrem Schwager, dem Spezial zu Lustnau, übergeben worden[1]. „Ehe ich schließe", fuhr der Papa in seinem Briefe fort, „kann ich doch meine Verwunderung nicht bergen, daß Herr Hofkammerrat Schwan nicht mehr getrachtet hat, Ihn, mein Sohn, in sein Interesse zu ziehen, da er doch sieht, daß er dabei gewinnen würde. — Mannheim war freilich der Ort nicht, der Ihn decken konnte, und wir sind sehr besorgt, wie Er da mit Zufriedenheit wegkommen werde."

Schiller antwortete umgehend und lehnte die Reise nach Heilbronn, weil für ihn unter den jetzigen Umständen zu kostspielig, ab. Die elterliche Einsicht würdigte diesen Grund vollkommen, aber die Elternherzen fanden sich doch sehr schwer in die Versagung dieser Zusammenkunft.

Das Geld von Körner war inzwischen gekommen, Schiller konnte sich von seinen dringendsten Verpflichtungen losmachen, alle zu erledigen war nicht möglich. Er nahm Abschied von Charlotten und von Schwan und seiner Tochter. Margarete zeigte sich bei diesem Besuch in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit, sie überreichte dem Scheidenden ein schönes Andenken, und ein Briefwechsel wurde verabredet; in den beiden jungen Herzen ging die Hoffnung auf ein großes zukünftiges Glück auf. Hier war ein gesundes, kein romantisch angekränkeltes Verhältnis, und die Wünsche brauchten nicht über die Grenzen des Erreichbaren hinauszuschweifen. Alles, was die Mannheimer Zeit von Leidenschaften gebracht, die nicht befriedigt, von Herzensplänen, die nicht ausgeführt werden konnten, erlosch in dieser Stunde. Nach den mannigfachen Aufregungen hielt eine wohlthätige Ruhe in dem Dichtergemüt ihren Einzug, es ließ, mit Jean Paul zu reden, eine Morgenröte im Rücken, um einer andern entgegenzugehen.

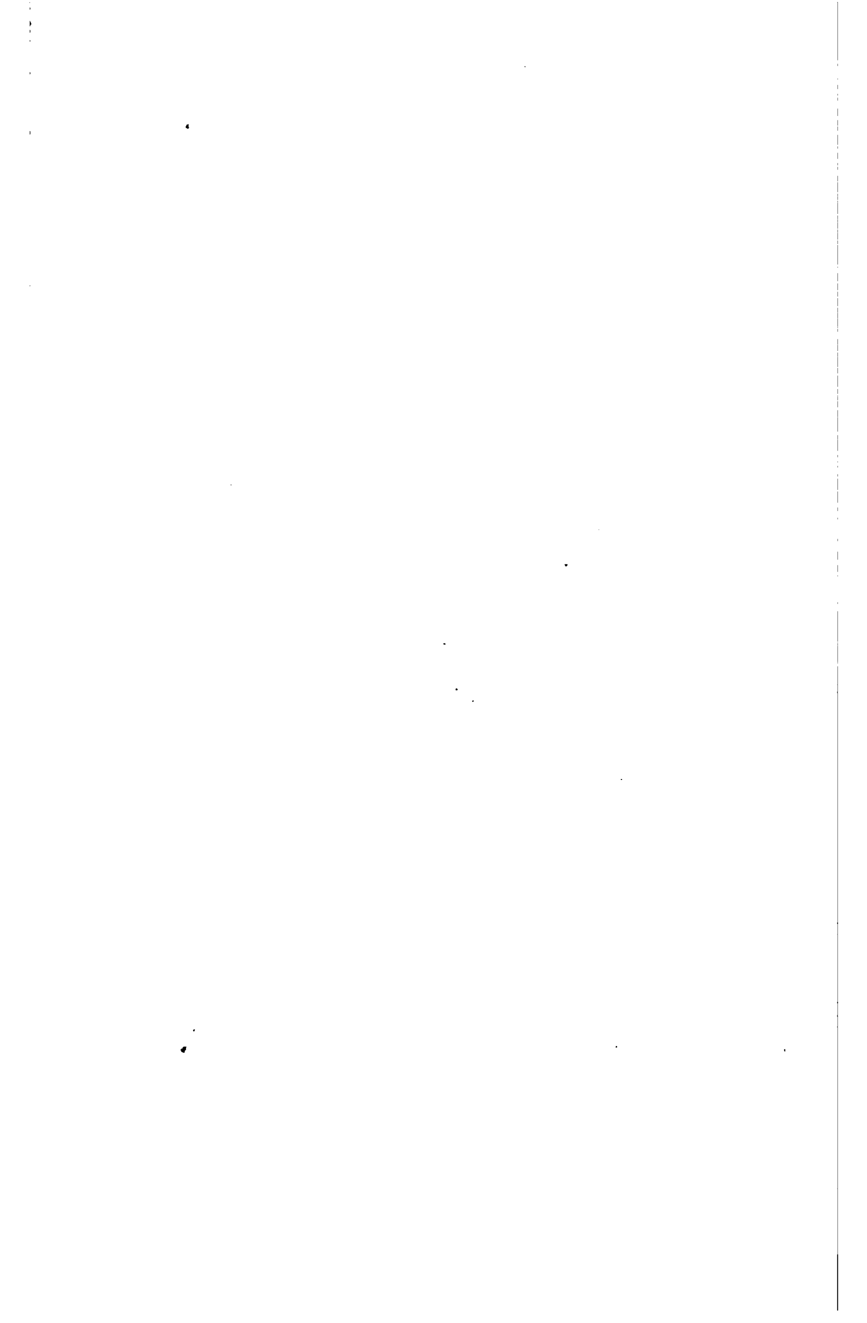
Den letzten Abend widmete Schiller seinem treuen Streicher;

---

[1] Sie starb am 21. April 1816 in Tübingen, wo sie mit ihrer Schwester, der verwitweten Dekan Weber, bis dahin sehr eingezogen gelebt hatte.



Andreas Streicher.



bis gegen Mitternacht blieben die Freunde zusammen, Erinnerungen an den bisherigen Aufenthalt, Pläne für die nächste Zeit bildeten den Inhalt des Gesprächs. Die Erinnerungen waren unangenehmer Art. Der Theaterdichter war gegen das Theater selbst gleichgültig geworden; keine seiner Erwartungen hatte es ganz erfüllt, der beste Teil seiner Schöpfungen wurde nicht anerkannt; einen Unterschied zwischen dem Dichter und dem routinierten Schauspielfabrikanten hatte man in Mannheim nicht zu machen gewußt. Dann lastete ein andrer Umstand auf dem Schriftsteller; sein geistiges Eigentum genoß sowenig wie das litterarische des Verlegers rechtlichen Schutz, seine Schöpfungen waren, sobald er sie aus der Hand gab, gar nicht mehr sein Eigentum, sondern nur noch eine vogelfreie Sache[1]. Schiller war zu der traurigen Überzeugung gelangt und gab ihr an diesem Abend Ausdruck, daß ein Dichter, und würde er auch alle andern der Vergangenheit und Gegenwart übertreffen, nicht im stande sei, wenn er nicht einen besoldeten Nebenverdienst oder sonstige bedeutende Unterstützungen habe, durch bloße Bethätigung seines poetischen Talentes so viel zu erwerben, wie einem fleißigen Handwerksmann bei mäßigen Fähigkeiten gelingen könne. Er war sich bewußt, alles gethan zu haben, was seine Kräfte vermochten; aber das wenige, was des Lebens Notdurft erforderte, aus dem Ertrag seiner Thätigkeit zu bestreiten, war ihm nicht geglückt. Von nun an, diesen Vorsatz sprach er aus, sollte nicht mehr die Dichtkunst, am wenigsten aber das Drama, der einzige Zweck seines Lebens sein; nur in der glücklichsten Stimmung wollte er den Besuch der Muse annehmen, dafür aber mit allem Eifer sich wieder auf die — Rechtswissenschaft werfen! Den Plan, ein rechtes Kind des gepreßten Augenblicks, beleuchtete er von allen Seiten. Wenn auch eine sich als widrig zeigte, sagte er, so wäre sie doch nicht von der demütigenden Art wie solche, die sich täglich dem Dichter darböten, der in der höhern Gesellschaft nicht aufgenommen, der, wenn er seine Feder der Bühne

---

[1] Eigentumsrechte auf Erzeugnisse des Geistes gab es damals nicht; durch fürstliches Privilegium konnte sich der Verleger wohl in einzelnen Stätchen gegen Nachdruck schützen, im ganzen war der Schutz jedoch nicht von Bedeutung, und lange Zeit hindurch hatte Schiller unter diesem bösen, durch das geringe Rechtsgefühl der Gesamtheit mitverschuldeten Umstande zu leiden. Der durch den Nachdruck öffentlich geübte Raub an dem Ertrag seiner Werke schädigte ihn schwer.

widme, sogar verachtet sei, auf keinen Rang unter den Ständen Anspruch machen dürfe und wie ein fremdes, heimatloses Wesen seinen kärglichen Unterhalt mit unablässiger Anstrengung erringen müsse. Seinen Talenten, seiner Beharrlichkeit traute er zu, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswissenschaft, unterstützt von den reichen Hilfsmitteln der Leipziger Universität, so weit innezuhaben, daß er darin die Doktorwürde erwerben und dadurch sich nicht nur einen bessern, sondern auch beständigern Zustand bereiten könne. Sein Vorsatz war so fest (erzählt Streicher), die Ausführung erschien ihm so leicht, eine ehrenvolle Anstellung bei einem der kleinen sächsischen Höfe so nahe, daß er und Streicher sich die Hände darauf gaben, so lange einander nicht schreiben zu wollen, bis er Minister oder der andre Kapellmeister sein würde. Das Versprechen haben die Freunde sich lange gehalten, glücklicherweise wurde Schiller kein Minister, die Himmlischen hatten anders über ihn beschlossen. Sie ließen es nicht zu, daß eine solche Fülle von Gaben, reich genug, um Millionen zu beglücken, nur auf einen engen Kreis beschränkt oder ganz unfruchtbar bleiben sollte.

In der Frühe des folgenden Morgens — es war um die Mitte April — fuhr Schiller seiner neuen Heimat entgegen, die traurigste Epoche seines Lebens schloß mit dieser Stunde ab.

---

20. Schiller und Dalberg.

Auf die Frage, wie den Dichter jene Klasse aufgefaßt und gewürdigt, für die er eigentlich seine ganze Thätigkeit einsetzte, die Schauspielerzunft, geben die bisher mitgeteilten Vorkommnisse nur teilweise Antwort; zu deren Vervollständigung ist noch verschiedenes nachzutragen.

Wenn man den zeitgenössischen höchsten Autoritäten auf diesem Gebiete trauen wollte, würde man sich zur Ansicht bequemen müssen, daß die Schillerschen Dramen sehr überflüssig, ja noch mehr, daß sie schädlich für die deutsche Bühne gewesen und es um das deutsche Schauspiel viel besser gestanden hätte, wenn dieser Schiller irgend ein andres Handwerk als das des Dramatikers ergriffen hätte. Aus einigen der früher angeführten Bemerkungen Dalbergs guckt das Öhrchen unter der Theaterlöwenhaut deutlich genug hervor. Noch schärfer sprach sich Schröder, der große deutsche Schauspieler, aus. „Ich hasse Schillern", schrieb er 1784 an Dalberg, „daß er wieder eine Bahn eröffnet, die der Wind schon verweht hatte." „Die Räuber", welche „an die Stelle älterer, besserer Arbeiten getreten", waren ihm, Schröder, ein Guckkastenstück, eine Mißgeburt. So urteilte er sein ganzes Leben hindurch. Der Schluß des dritten Aufzuges in „Kabale und Liebe", wo Luise den Brief schreibt, machte ihn immer ärgerlich und trieb ihn sogar (am 18. November 1808) aus dem Theater; die „Jungfrau von Orleans" gefiel ihm noch weniger in der Aufführung als im Lesen. Den „Don Karlos", in welchem er den Philipp mit großer Kunst spielte, zog er allen übrigen Werken Schillers vor. Aber was war für Schröder ein Drama, für ihn, der sich den Bedarf an Schauspielen für seine Bühne dutzendweise zurechtschnitzte, der im Jahre 1807 innerhalb elf Wochen zwölf Stücke „schrieb", d. h. ältere deutsche und

englische Stücke ummodelte und sich gleichsam deshalb entschuldigte, daß er auf die „Feile“ eines solchen Stückes, das er in fünf Tagen zurechtgemacht hatte, noch einen ganzen Tag verwenden mußte. Und der arme Schiller, er verwendete Stunden darauf, einem Satze die rechte Form zu geben, viele Monate auf die Abfassung und Feile eines Stückes. Da mochte ein Schröder, der im ganzen etwa hundertundfünfzig Stücke teils mehr oder weniger bearbeitet, teils umgeändert, übersetzt und selbst verfaßt hatte, freilich fragen: Was kannst du armer Teufel bieten?

Also der „größte deutsche Schauspieler“ hatte bei den Schillerschen Dramen das Gefühl, daß sie eine längst abgethane Richtung wieder aufbrächten; für das Spezifische der Schillerschen Poesie fehlte ihm demnach jede Empfindung. Er schätzte Shakespeare sehr hoch, wenn man seinem eignen Ausspruche glauben darf, er brachte viele seiner Stücke auf die Bühne, er hatte sogar im Jahre 1779 den Mut, dem Hamburger Publikum den „Heinrich IV.“ aufzuoktroyieren — alles das zugestanden, aber im Jahre 1807, am 3. Julius, schrieb er auch an seinen spätern Biographen F. L. W. Meyer: „Glauben Sie, Sie können keine Bemerkung (über meine Stücke) machen, die mir nicht willkommen ist. Ich verwerfe keine, nicht einmal von Personen, denen das Recht zu urteilen nicht zusteht. Versteht jemand eine Stelle nicht, so muß sie geändert werden. Lacht niemand über einen Scherz, so muß der wegbleiben. So viel Rücksicht nehme ich auf die Zuhörer.“

Wenn im ganzen Theater niemand über einen Scherz lacht, so wird dieser Scherz eben kein Scherz sein; wenn aber jemand, also irgend jemand im Theater, „dem das Recht zu urteilen nicht zusteht“, eine Stelle nicht versteht, und der Autor will sie deshalb ändern, so wird er sich freilich nach dem Denkvermögen des dümmsten Galeriebesuchers richten müssen und alsdann nur noch die jämmerlichsten Plattheiten als bühnenfähig gelten lassen können. So etwas schwebte denn auch Herrn v. Dalberg vor, als er von Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht“ eine neue Epoche für das Theater datieren wollte, als er diesem Stücke wahre, große Freskomalerei, herrlich gewählte Situationen, edle Simplizität im Plan, Wahrheit in Sprache und Ausdruck nachrühmte und es „ein vortreffliches Schauspiel“ nannte.

Man lese diesen in der allernüchternsten Sprache exponierten und ausgeführten Jammer. Keine Bilder kommen in dem

ganzen Stücke vor. Doch — daß dem Verfasser kein Unrecht geschieht, er läßt den alten Ruhberg im ersten Akte sagen: „Verliebter Verdruß in der Bewerbungszeit ist eine Grazie; der Mißmut der Frau ist für den Mann das Skelett dieser Grazie", und im vierten Akt: „Es ist ein tröstender Gedanke, daß der Platz, wo ein guter Mensch heraustrat, nach langen Jahren noch offen steht, und daß dem Weisen diese Lücke noch spät eine Thräne kostet". Die paar Sätzchen, so arm sie sind, fallen trotzdem in der geistigen Öde, welche das ganze Stück charakterisiert, auf; sie sind die einzigen, in welchen mehr als die allerabgegriffenste Pfennigmünze der Sprache verausgabt wird.

Das verstand Herr v. Dalberg unter Wahrheit der Sprache und des Ausdrucks. Und die edle Simplizität im Plan! Den Unbefangenen will es bedünken, als ob es sich hier nur um eine ganz simple Ordinärheit handle. Alle Motive haben etwas so unsäglich Gewöhnliches, daß das Wort von der „edlen Simplizität" wie ein Hohn auf Dalberg zurückfällt. Ein Plan, der auf so gewöhnliche Gesinnungen, auf eine Normalheirat rechtschaffener Alltagsmenschen, auf einen schwächlichen Vater und Gatten (den alten Ruhberg), auf eine eitle, ihren hochfahrenden Plänen alles opfernde Mutter (die Frau Ruhberg), auf eine so erbärmliche Kreatur wie die Kanenstein, welche den verblendeten Liebhaber nur anlockt, um ihm die Taschen zu leeren, gebaut ist, der ein so miserables Subjekt wie den jungen Ruhberg aufnimmt und schließlich noch einen so planlosen Menschen wie den Oberkommissar, welcher sein letztes Vermögen, den Rückhalt seiner Kinder, opfert, um einen gemeinen Spitzbuben vor dem Galgen zu retten — mehr wird durch dieses Opfer nicht erreicht —, ein derartiger Plan trägt wahrlich schwer genug an seiner Simplizität; aber weshalb dieselbe das Prädikat „edel" verdiene, ist unerfindlich. Und nun auch noch die Bezeichnung dieses Stückes, dessen Stoff aus dem Kehricht des Lebens aufgelesen und mit einer wahren Kehrichtfarbe, besser gesagt Farblosigkeit, dahergepinselt ist — die Bezeichnung dieses Stückes, dem man Ehre anthut, wenn man es ein Genrebild nennt, als einer wahren, großen Freskomalerei, ist ein so sicheres Merkmal ausbündigen Unverstandes, daß es weiter keines Zeugnisses bedürfte, um die Kapazität des Freiherrn bei der ganzen Nachwelt in das rechte Licht zu setzen. Wie der Mann war, so sah er auch aus, das mögen die freiherrlichen Gesichtszüge, welche hier nach

dem im Schlosse zu Hernsheim aufbewahrten Bilde gegeben werden, bestätigen.

Man glaube aber nicht, daß dieses „Verbrechen aus Ehrsucht" eine Originalerfindung Ifflands gewesen; es ist weiter nichts als die Handlung von Großmanns „Nicht mehr als sechs Schüsseln", mit einigen Trauerspielmomenten versetzt und auf die rührselige Seite hinübergedrückt. Vielleicht ist man geneigt, diesen Vorwurf mit dem Hinweis zu beantworten, daß auch Schillers „Räuber" wenigstens im Ausdruck manches mit „Julius von Tarent" gemein haben und „Kabale und Liebe" mit den beiden „Hausvätern"; aber um wieviel ragen Schillers Stücke über die seiner Vorgänger empor! Wie überflügelt er hier seine Vorbilder, welch höherer Geist spricht aus den jüngern Werken, welche intensivere Glut der Phantasie! Und wieviel waren der deutschen Stücke, die dem „Fiesko" an die Seite treten konnten? Die Klinger und Iffland haben sie der Nation doch wahrlich nicht gegeben. Für die unterscheidenden Merkmale zwischen den Schillerschen und den Arbeiten der übrigen Theaterdichter fand sich weder bei Dalberg, noch bei Schröder, noch bei vielen andern, die auch etwas davon zu verstehen meinten, eine Spur von Verständnis. Karl Philipp Moritz, Professor am Kölnischen Gymnasium zu Berlin, ein wunderlicher Kauz, fiel mit einer wahren Berserkerwut über „Kabale und Liebe", welches Trauerspiel 1784 bei Schwan in Mannheim erschien, her und machte das Stück und den Verfasser gleichmäßig herunter. Er gab sich in dieser Kritik den Anschein, als befürchtete er, Schiller sei nicht recht bei Verstande! Die Berliner, welche ihren Vogel als Redakteur der „Vossischen Zeitung" kannten, lachten über das „exzentrische Original", ließen sich aber von ihm den Genuß an dem Stücke nicht verderben. Es ging einige Monate später mit glänzendem Erfolg in Szene und erlebte viele Wiederholungen, wie dies vorher auch mit den „Räubern" und dem „Fiesko" der Fall gewesen. Augenscheinlich wohnte dem Berliner Publikum nicht nur eine höhere Intelligenz, sondern auch ein besseres Kunstverständnis als dem Mannheimer bei.

Dalberg und das große Publikum seiner Bühne — die eine Partei hatte soviel Geist wie die andre — haben zu einander gepaßt, das unterliegt keinem Zweifel. Aber dieses eingeräumt und damit zugegeben, daß der Intendant für Mannheim ein guter Bühnenleiter war, so ist das Lob, welches er beanspruchen



Wolfgang Heribert von Dalberg.



kann, erschöpft. Man hat nun Fragen wie die folgende gestellt: „Wie denn, wenn Dalberg die ‚Räuber' nicht zur Aufführung gebracht hätte?" Man hat daran die Folgerung geknüpft, daß, weil diese Aufführung in Mannheim seine Flucht aus Stuttgart veranlaßte und die Pfälzer Beziehungen sie ermöglichten, damit die Grundlage für Schillers ganze Zukunft gegeben war und er sonst unfehlbar in den bekannten Stuttgarter Verhältnissen verkümmert und nie in das Sonnenlicht der Weimarer Tage getreten wäre. Weiter hat man daraus geschlossen, daß die dramatische Kunst (also wegen der Aufführung von Schillers „Räubern") Dalberg viel zu danken habe.

Darauf ist Punkt für Punkt folgendes zu erwidern: Wenn Dalberg die „Räuber" nicht aufgeführt hätte, wenn dadurch die Flucht aus Stuttgart nicht veranlaßt und begünstigt worden wäre, so würden Schiller eine Menge Geldverbindlichkeiten erspart worden sein, Verbindlichkeiten, die ihn fortwährend und weit über die Mannheimer Zeit hinaus empfindlich drückten. Die Flucht fand statt im September 1782; während der dreißig Monate bis Ende März 1785 würde der Dichter aus seiner Stelle als Regimentsmedikus im allerungünstigsten Falle, von jeder Gehaltserhöhung abgesehen, 540 Gulden bezogen haben. Dalbergs Freundschaft trug ihm 500 Gulden und etliche Mittagessen ein. Die körperlichen Unbequemlichkeiten und Gefährdungen, welche die Flucht nach sich zog, die Entbehrungen, das Mannheimer Fieber haben ausführliche Darstellung gefunden und sind dem freundlichen Leser noch gegenwärtig. Die materielle Existenz des Dichters gewann also durch den Verkehr mit Dalberg nichts.

Die poetische Produktion Schillers gewann gleichfalls nichts durch die Exzellenz. Die „Räuber" sind ganz, der „Fiesko" zum großen Teil in Stuttgart geschrieben, „Kabale und Liebe" ist dort konzipiert worden, und nicht das, was Dalberg an den „Räubern" und „Fiesko" verschuldet, was speziell als Produkt des Mannheimer Aufenthaltes gelten kann, lebt im Andenken der Nation weiter, sondern die Fassung, die der Dichter ursprünglich seinen Werken gegeben. Das Höchste, was man Dalbergs Einfluß zugestehen kann, wäre, daß er Schiller auf den Stoff des „Don Karlos" aufmerksam gemacht hat, und das will nicht viel bedeuten, denn Dalberg dachte sich unter diesem Drama etwas ganz andres, als der Dichter daraus geschaffen hat.

Schwer erträglich waren für Schiller die Stuttgarter Verhältnisse gewiß, aber zu der Behauptung, er hätte ohne Dalberg in ihnen unfehlbar verkümmern müssen, liegt kein Grund vor. Sie hätten sich vielleicht noch einige Monate, vielleicht so lange ertragen lassen, bis eine weniger folgenschwere Lösung als die durch Flucht möglich wurde, und warum sollte sich denn eine Anknüpfung mit dem weimarischen Hofe nicht auch auf andre Weise haben bewerkstelligen lassen?

Ganz ohne haltbare Basis ist endlich die Ansicht, die dramatische Kunst habe Dalberg deshalb viel zu danken, weil er die „Räuber" zur Aufführung gebracht. Wenn er sie nicht zur Aufführung brachte — was hätte das Deutschland für Schaden verursacht? Man thut so, als ob Mannheim das Zentrum der deutschen Bühne, als ob es maßgebend für alle andern gewesen. Nichts unrichtiger als diese Darstellung. Weder in bezug auf die Wahl der Stücke noch auf innere technische Fragen war sie dies. Was da an den Ufern des Oberrheins in dem Gebiete geschah, war keineswegs so bekannt, so beachtet, so mustergültig und tadellos, wie man glauben machen möchte. Durch seine „Mannheimer Dramaturgie" wollte ja Schiller erst „Epoche für die dortige Bühne machen" und die letzte Hand an das große Werk legen, „unser Theater in Deutschland herrschend zu machen". Es galt in Deutschland also keinesfalls mehr, vielleicht aber weniger als andre derartige Institute. Die Schillerschen Sachen wurden ganz unabhängig von der Mannheimer und zum Teil früher, mit größerm Glück und öftern Wiederholungen als dort auf andern deutschen Bühnen aufgeführt. An die von Dalberg beeinflußten Einrichtungen und Schillerschen Bearbeitungen kehrte man sich auch nicht überall. In Berlin schnitt Herr Plümicke die „Räuber" und den „Fiesko" nach der Buchausgabe zurecht. In Leipzig spielte man zwar die zweite Bearbeitung der „Räuber" — wo vom Landfrieden gesprochen wird —, aber in modernem Kostüm, wie der Dichter es für die erste Fassung bestimmt hatte. Durch diese Albernheit brachte man die Kritik gegen den Autor in Harnisch, während Dalberg an dem Durcheinander doch die alleinige Schuld trug.

Wie es trotz tüchtigen Theatergesetzen um die innere Verfassung bestellt war, darüber geben die Theaterprotokolle reichen Aufschluß. Die tüchtigen Theatergesetze wurden nicht beachtet, schlechtes Memorieren, nachlässiges Spiel, Rollenstreit und des-

halb absichtliches Verderben kleiner Rollen mußten häufig gerügt werden. Mit bezug auf die äußere Verfassung sei erwähnt, daß das Theater auch bei stärkstem Froste ungeheizt war. Dalberg selbst schob die kühle Aufnahme, die so manchem Lustspiel zu teil geworden, auf die „zur Winterzeit in unserm Theater herrschende Kälte, die das schnelle Applaudieren oft verhindert“! (Protokoll vom 17. Dezember 1787.) Ein Seitenstück zu den nicht vorhandenen Ritterstiefeln, unter welchen „Fiesko“ zu leiden hatte. Schröder, der 1791 Mannheim besuchte, schrieb über eine dortige Vorstellung am 3. Mai: „Unerkannt trat ich in eine große Reserveloge. Die bestimmte Anfangszeit ist halb 6 Uhr. Eine Viertelstunde später war es noch stockfinster. Dann erst wurden die vordern Lampen angezündet, und gegen 6 Uhr fand sich auch das Orchester zusammen. Nachdem die ersten zwei Teile einer Symphonie übel genug gespielt waren, rollte der Vorhang auf. Jetzt brannten im gesamten Amphitheater sechs Lichter.“

Den Ruf, dessen die Mannheimer Bühne in ihrer sogenannten klassischen Zeit infolge des Glückszufalles bei der Nachwelt genießt, daß des Dichters Name sich mit ihr verbindet, hatte sie zu ihrer Zeit nicht und konnte sie nicht haben. Wie weit ihre Verdienste um Schiller reichten, oder vielmehr wie spärlich diese waren, ergibt sich aus dem Gesagten.

Wollte man aber — auch im Widerspruch mit den thatsächlichen Verhältnissen — es allein auf die Rechnung von Dalbergs Vorgehen schreiben, daß sich die deutschen Bühnen den Schillerschen Dramen öffneten, würde man ihm deshalb ein besonderes Verdienst um den Genius Schillers zugestehen müssen? Die Antwort auf diese Frage kann nur ein bedingungsloses „Nein“ sein.

Der Schwerpunkt Schillers liegt nicht darin, daß er gute Bühnenstücke schrieb, sondern darin, daß er den Personen seiner Dramen Geist von seinem Geiste, daß er ihnen Gedanken mitgab, die über der Linie des Gewöhnlichen sich bewegten, daß er sie diese Gedanken in einer Form aussprechen ließ, welche von der Nüchternheit des alltäglichen Lebens sich abhob, und daß er dadurch auf das Denken seines Lesers oder Zuschauers erziehend, bildend, veredelnd wirkte oder wirken wollte, was ihm allerdings in Mannheim schlecht gelang.

Die dichterischen Produkte wahrhaft großer Geister gewinnen nicht durch die Aufführung. Dort wirkt der schönste in vollendeter Form ausgesprochene Gedanke nur als flüchtige Arabeske,

welche sich um die Handlung schlingt, das Los teilend mit dem folgenden, der, sich mit dem nächsten verschlingend, von diesem auch schon wieder verschlungen wird. Die Handlung ist bei der Aufführung die Hauptsache. Anders, wenn das Werk gelesen wird, wenn der Leser innehalten kann, wo das bedeutende Wort ihn auffordert, ihm nachzudenken, wo es im stande ist, ganze Gedankenketten heraufzubeschwören, und ihn fast unbewußt weiterbildet, indem es sein Nachdenken anregt und ihm zum Nachdenken Zeit gönnt.

Auf der Bühne ringt das Genie mit dem gewandten Macher um die Palme; wer den wirksamsten Stoff herausgegriffen, wer ihn am treffendsten entwickelt und verarbeitet, wer die Effekte am packendsten zuzuspitzen verstanden, der siegt, „denn" — so sagt Schröders Biograph Meyer — „der Zuschauer sucht nicht Belehrung, sondern Unterhaltung und Vergnügen im Schauspiel". Ebenso verstanden Schröder und Dalberg die Aufgabe der Bühne, und der letztere lehrte sogar (Protokoll, Januar 1786): „Wirket und täuschet, seien des Schauspielers — denket und ordnet, des Dichters — schauet und empfindet, des Publikums unvergeßliche Denksprüche. ... Es geht beinahe kein Repertorium vorüber, wo ich nicht wechselseitig dem Mannheimer Publikum und denen Schauspielern im Schauspielhaus laut zurufen möchte: Denket und ordnet doch nicht da, wo ihr bloß wirken und täuschen sollt — und, liebes Publikum, schaue und empfinde doch mehr, als du zu denken und zu ordnen und zu prüfen suchst." Die Exzellenz verbot dem Theaterbesucher das Denken geradezu. Schiller dagegen behauptete in seiner Abhandlung („Die Bühne als moralische Anstalt"): „Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachteil der andern gespannt, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird". Schärfer konnten sich prinzipielle Anschauungen kaum gegenübertreten. Schiller stellte die höchsten Anforderungen an die Bühne, ihm schwebte vor, was er für sie und sie für die menschliche Gesellschaft zu leisten vermöge; ihm schwebte vor, daß er im stande sei, den „Wallenstein" und den „Tell" zu dichten. Was wußte Dalberg davon, welche Anregungen von der Bühne ausgehen könnten, wenn ihm auch die Möglichkeit vordoziert wurde; manchmal gab er sich den Anschein, als ob er gleichfalls die Bühne als eine Bildungsanstalt auffasse, im wesentlichen

erschien sie ihm jedoch nur als ein Unterhaltungsmittel, und — Dalberg behielt im ganzen recht. Schillers Dramen haben niemals das Repertoire beherrscht. Possen machten zweihundertfünfzig-, dreihundertmal hintereinander volle Häuser, Schillersche Stücke geben die Theater, weil die Bühne doch einmal als Bildungsanstalt gilt und sie es mit den wenigen, die an diesem antiquierten Grundsatze festhalten, nicht gänzlich verderben wollen. Das sind jene Vorstellungen, wo so mancher teure Platz leer bleibt, während im Parterre und auf der Galerie herumsitzt, was viel Liebe für den Dichter und die Dichtkunst, aber wenig Mittel hat; und Direktion samt Personal betrachten einen solchen Abend als ein Opfer an Geld und Mühe, das sie ehrenhalber auf den Altar der Bildungsanstalt niederzulegen gezwungen sind.

Inzwischen stehen die Statuen Schillers auf Marbachs bewaldeter Höhe und in dem Gewühl mancher großen Stadt, auf vielen Tausenden von Bücherbrettern stehen seine Werke, auf manchen freilich nur, um von der Magd in die Hand genommen zu werden, wenn sie den Staub herunterwischt; das aber sind Ausnahmen, denn immer wieder greifen nicht bloß heranwachsende Generationen, nein, auch das gereiftere Alter nach diesen Bänden, die einen idealbegierig und vom Stoffe hingerissen, das andre froh der Ideen und ihrer Gestalt. Seitdem Schiller gezeigt, was der Menschengeist zu denken im stande ist, hat er doch manchen Menschen angeregt, sich auf sich selber zu besinnen, und jetzt nach hundert Jahren ist er anerkannt als einer der Erzieher seiner Nation.

Er wurde auch der Erzieher Dalbergs; zwar dauerte es eine gute Weile, bevor die Wirkung sich zeigte, zehn ganze Jahre, dann aber (am 24. Januar 1795) schrieb dieser ihm:

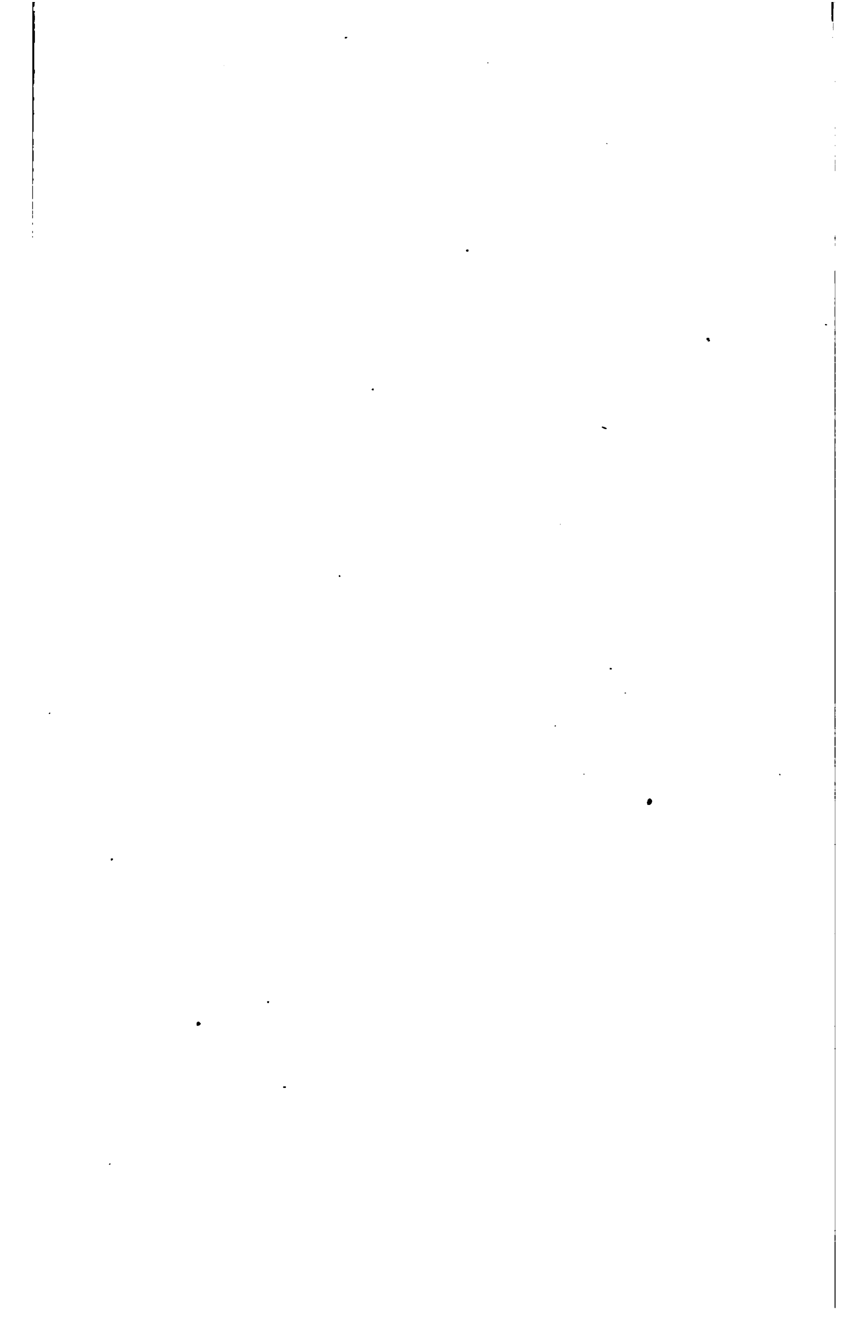
„Wohlgeborner Herr Hofrat! Seit Ihrer Abwesenheit von Mannheim hab' ich mich öfters und viel mit Ihnen durch Ihre Schriften unterhalten und manche schöne Belehrung daraus eingesammelt. Ihr neues Journal, ‚Die Horen', ist mir wieder eine herrliche Erscheinung. Unterdessen konnte ich bei der Lektüre Ihrer philosophischen Aufsätze mich des beständigen Wunsches nicht erwehren, Herr Schiller möge doch endlich wieder etwas für Deutschlands Bühnen schreiben, denn dieser würdige Mann kann, wenn er will, unser Shakespeare und auch wohl unser Molière zugleich werden. Dabei dachte ich an die Notwendigkeit, dem sinkenden dramatischen Geiste in unserem lieben Vaterlande

wieder endlich Kraft und neues Leben zu verschaffen. Hingerissen durch diese Betrachtungen, mache ich Ihnen folgenden Vorschlag. Für ein jedes Stück aus Ihrer Feder, es sei Lust-, Trauer- oder Schauspiel, welches eine ganze Vorstellung ausfüllt, biete ich Ihnen 50 Dukaten an. Das Stück selbst bleibt der hiesigen Bühne als Eigentum. — Es würde mich sehr freuen, wenn Ew. Wohlgeboren meinen Vorschlag nicht verwerfen wollten; sollte er auch nur dazu dienen, mich Ihnen wieder in Ihr mir so schätzbares Andenken zurückzurufen, so habe ich auch einigermaßen meinen Endzweck erreicht."

Schiller verwarf gleichwohl diesen Vorschlag, er mochte mit der Exzellenz, die soviel daran mit verschuldet, daß „der dramatische Geist in unserm lieben Vaterlande sank", und dies so spät erst einsah, nichts weiter zu schaffen haben. Seine letzte Korrespondenz mit Dalberg hatte 1787 stattgefunden, damals schickte er ihm den „Don Karlos", der auch in Mannheim (am 6. April 1788), aber ohne Erfolg aufgeführt wurde. Es existiert kein Beleg mehr für eine etwa noch erfolgte Annäherung der beiden. Jahre vor Schillers Tod wurde Dalberg von einer Geisteskrankheit befallen, am 20. Juni 1803 ging die Intendanz des Mannheimer Theaters aus seinen Händen in die seines Schwiegersohnes, des Freiherrn v. Vennigen, über, am 27. September 1806 erlag er seinem Leiden.



Zweites Buch.





1. Leipzig.

Die Reise von Mannheim nach Leipzig machte Schiller in Begleitung von Götz, dem Geschäftsgehilfen und Teilhaber des Schwanschen Verlagsgeschäftes. Sie ging unter vielen Unbequemlichkeiten vor sich; Morast, Schnee und Gewässer waren die Feinde, welche die Reisenden wechselweise peinigten und deren Ankunft, die am Freitag hätte erfolgen sollen, bis auf Sonntag, den 7. April (1785), verzögerten. Verstört und zerschlagen, unfähig, die Freunde zu begrüßen, trotzdem aber vor Freude zu Mutwillen aufgelegt, stieg Schiller im Blauen Engel zu Leipzig ab und kam mitten in das Getümmel der Ostermesse hinein. Körner[1] war nach Dresden abgereist, nur Huber und die beiden Schwestern Stock befanden sich in Leipzig und empfingen den erwarteten neuen Freund, der alsbald ein von Körner für ihn gemietetes „enges Studentenstübchen" in dem „Kleines Joachimsthal" genannten Hause auf der Hainstraße bezog.

Huber beeilte sich, den Dichter bei seinen Bekannten einzuführen, und gleich in der ersten Woche lernte dieser die damaligen Leipziger Berühmtheiten, den Herrn Kreissteuereinnehmer Weiße, den Maler Öser, den Musiker Hiller, den Prediger

---

[1] Christian Gottfried Körner war als Sohn eines lutherischen Superintendenten am 2. Juli 1756 zu Leipzig geboren, also über drei Jahre älter als Schiller. Er hatte in Göttingen und Leipzig Jura studiert, sich als Dozent an letzterer Universität habilitiert, dann größere Reisen durch Holland, England und die Schweiz gemacht und war, nachdem er 1781 seine akademische Thätigkeit aufgegeben und eine Zeitlang als Konsistorialadvokat praktiziert, 1783 als Assessor in das Oberkonsistorium zu Dresden eingetreten.

der reformierten Gemeinde Zollikofer, Hubers Vater, den Lehrer der französischen Sprache, und den Lustspieldichter Jünger, einen nahen Verwandten Weißes, kennen. Durch letztern kam er in die Schauspielerkreise und so in Verkehr mit dem Regisseur des Dresden-Leipziger Theaters, Reinecke, dem damals berühmten Heldenspieler und eigensinnigen Anhänger der Hamburger Natürlichkeitsrichtung, also abgesagten Feinde der Jamben auf der Bühne. Auch Sophie und ihren Gatten Dr. Albrecht, welche von Frankfurt übergesiedelt waren, traf er hier an und zwar in nächster Nähe; das Paar wohnte ebenfalls im Kleinen Joachimsthal.

Schiller mußte vorläufig dem Meßgetümmel, das ihm nicht vergönnte, jemand ganz zu genießen und die Aufmerksamkeit dem Einzelnen zuzuwenden, nachgeben und besuchte fleißig das Richtersche Kaffeehaus, wo er die halbe Welt Leipzigs beisammenfand und seine Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden erweiterte. Durch die Ablenkungen und Zerstreuungen zog sich jedoch ein Gedanke hindurch, der mehr Gewalt über das Gemüt hatte als diese alle. Margarete in Mannheim, ihre Liebenswürdigkeit beim Abschied und sein Versprechen, ihr zu schreiben, standen vor der Seele des jungen Mannes. Und wenn er ihrer hätte vergessen können, täglich fühlte er sich an sie erinnert durch die beiden andern liebenswürdigen Wesen, durch Dora, Hubers Geliebte, ein äußerst talentvolles und witziges Mädchen von hinreißendem Humor, und durch Körners Braut Minna, die an Wissen der ältern Schwester nicht nachstand, aber eine graziösere Erscheinung war. Liebe und Bewunderung wurden dem Dichter entgegengebracht, da kam es über ihn wie eine Gewißheit, daß alles Große, was er in sich fühle, zur eignen Vollkommenheit ausreifen und daß es ihn emporheben werde über die kleinlichen Forderungen des irdischen Daseins. Eine gesicherte Zukunft sah er vor sich aufgehen, und mitten hinein stellte seine von entzücktem Herzen angefeuerte Phantasie die Gestalt Margaretens als preisspendende Göttin, welche ihm für alle Erfolge seiner Fähigkeiten den schönsten Kranz reiche. Diese gesicherte Zukunft wollte er nicht, selbst unthätig, an sich herankommen lassen, er wollte sie eigner Thatkraft verdanken, er wollte — man kann sich des Lächelns nicht erwehren —, er wollte „sich unvermerkt wieder zu seiner Medizin bekehren". Ein paar Wochen vorher hatte er alle Hoffnung auf die Rechtsgelehrsamkeit gesetzt. Obgleich kein Kind mehr, war er sich in vielen



Christian Gottfried Körner.



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Stunden seines Lebens doch ein Rätsel; er glaubte immer noch, er könne es ebenso gut zum praktischen Arzt bringen wie andre — oder glaubte er selbst nicht daran? Waren diese Bemerkungen nur Vorspiegelungen, die er anwandte, um die praktischen Menschen seiner Umgebung nicht an seiner Zukunft verzweifeln zu lassen, alle die praktischen Menschen, die dem Fluge seines Geistes nicht zu folgen und die Erhabenheit seiner Ziele nicht abzuschätzen, die nicht einzusehen vermochten, daß „seine Seele für etwas Höheres da war, als bloß den uniformen Takt der Maschine zu halten". So wie Streicher, Frau v. Wolzogen und Charlotte v. Kalb hatten andre ihn nicht verstanden, weder Dalberg noch der Vater Schwan; wohl aber durfte er gleiches Verständnis bei dessen Tochter voraussetzen oder glaubte dies zu dürfen. Schiller hatte beides gefühlt, daß Margaretens Herz sein geworden, daß dagegen des Vaters praktische Lebensauffassung an des Dichters Aussichten zweifle, und solange er in Mannheim gelebt, war das Geständnis der Liebe zu Margareten oft auf seine Lippen gekommen, aber Auge in Auge mit dem Vater verließ ihn immer die Herzhaftigkeit, es herauszusagen.

Jetzt, wo durch den Umgang mit glücklichen Bräuten das Bedürfnis des eignen Gemütes stärker hervortrat und durch die verehrungsvolle Aufnahme, welche begabte Menschen dem Dichter zu teil werden ließen, die Wogen des Selbstgefühls höher gingen, jetzt oder nie mußte es gesagt sein. Am zweiten Sonntag, den er in Leipzig verlebte, setzte er sich hin, dem Herrn Hofkammerrat zu schreiben. Er schilderte ihm seine Reise, seinen Empfang in Leipzig; er teilte ihm mit, daß er beabsichtige, den Sommer nicht in Leipzig selbst, sondern in dem nahegelegenen Dorfe Gohlis zu verbringen; hier wolle er am „Don Karlos" und der „Thalia" arbeiten und sich — wie schon bemerkt — der Medizin wieder zuwenden. So weit floß die Schrift ruhig und gleichmäßig hin, aber nun, zur Hauptsache übergehend, geriet des Schreibers Geist in Unruhe, und der ganze lange Absatz, welcher die Bitte um der Tochter Hand bei dem Vater anbringen sollte, trug in der Schrift wie in dem mehrmaligen Verschreiben die Zeichen der Erregung. Mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung, so schloß er den Brief, sehe er der väterlichen Entscheidung entgegen, von der es abhänge, ob er wagen dürfe, selbst an Margareten zu schreiben. Heimlich hatte er die beste Hoffnung und deutete dies geheimnisvoll in einem Briefe an seine Eltern an, den er etwa

zehn Tage später absandte. Die Hoffnung war jedoch eitel und die „furchtsame" Erwartung berechtigt. Schwan zeigte Margareten den Brief nicht, schwieg überhaupt gänzlich darüber und gab dem Freier eine abschlägige Antwort, die er auf das mildernde Motiv gründete, daß seine Tochter bei der Eigentümlichkeit ihres Charakters zu seiner Gattin nicht passe. Margarete, welche im Kreise ihrer Freundinnen bereits die Hoffnung auf eine baldige Verbindung mit dem Dichter geäußert hatte, wurde sehr schmerzlich berührt, als die verabredete Korrespondenz ausblieb. So löste sich das Verhältnis, bevor es über die ersten Anfänge hinausgekommen war, ohne alle Schuld Schillers schon wieder auf.

Inzwischen war der schöne Brief Körners (vom 2. Mai 1785) eingetroffen, worin er in einem Augenblicke, den ein eben empfangenes Schreiben der Braut besonders geweiht, dem Freunde die innersten Tiefen des eignen Wesens aufzuschließen sich bemühte. „Mich verlangt nach interessanter Beschäftigung", schrieb er. „Auf dem Punkte, wo ich stehe, wird mir der Genuß der größten Seligkeit verbittert, wenn ich mir bewußt bin, Zeit verschwendet zu haben, nicht etwas zu thun, wodurch man einen Teil seiner Schulden dem Glück abträgt. ... Um ganz glücklich, das heißt beim Genuß der angenehmsten Empfindungen mit mir selbst zufrieden zu sein, muß ich so viel Gutes um mich her gewirkt haben, als ich durch meine Kräfte und in meinen Verhältnissen zu wirken fähig bin. Und das werde ich, wenn ich meinen Schiller an meiner Seite habe. Einer wird den andern anfeuern, einer sich vor dem andern schämen, wenn er im Streben nach dem höchsten Ideal erschlaffen sollte. Wir gehen auf verschiedenen Bahnen, aber einer sieht mit Freuden die Fortschritte des andern." Offen gestand er dem Freunde ein, daß ihn seine Natur von einem Studium zum andern getrieben, daß er jetzt allerhand Pläne habe, aber erst sammeln müsse und lieber verarbeiten möchte, was andre gesammelt. Schillern gratulierte er, weil seine Thätigkeit ein bestimmtes Ziel habe. In einem folgenden Briefe fügte er ergänzend hinzu: „Wenn ich nur dahin noch komme, andern einige noch unbetretene Bahnen zu öffnen, wenn es auch für mich selbst zu spät ist, sie voranzugehen! Ruhig zu sein, am Ziele seiner Wünsche, Schiller neben sich — wer weiß, was dies alles noch aus mir machen kann! Wenigstens muß Schiller nicht zu sehr über mich emporragen, wenn uns ganz wohl bei einander sein soll."

Schiller aber antwortete: „Glück zu dem lieben Wanderer, der mich auf meiner romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit so brüderlich und treulich begleiten will. Ich fühl' es jetzt an uns wirklich gemacht, was ich als Dichter nur ahnte. — Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit. Einzeln können wir nichts. ... Enthusiasmus ist der erste Gewinn von unserem Bunde. ... Kalte Philosophie muß die Gesetzgeberin unsrer Freundschaft sein, aber ein warmes Herz und ein warmes Blut muß sie formen."

Talentreiche Empfänglichkeit und geniale Schöpferkraft hatten sich hier gegenseitig die Grenzen ihrer Gebiete bezeichnet; waren die Geistesgaben auch nicht von gleichem Gewicht, die Gemüter der Freunde waren sich ebenbürtig, beide waren von gleicher Hochherzigkeit, von gleich adliger Gesinnung. Als Schiller sich genötigt sah, dem Freunde seine noch immer mißliche Lage zu entdecken — es geschah im Briefe vom 3. Juli 1785 —, erhielt er von diesem die Antwort: „Wenn ich noch so reich wäre und Du ganz überzeugt sein könntest, welch ein geringes Objekt es für mich wäre, Dich aller Nahrungssorgen auf Dein ganzes Leben zu überheben: so würde ich es doch nicht wagen, Dir eine solche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im stande bist, sobald Du nach Brot arbeiten willst, Dir alle Deine Bedürfnisse zu verschaffen. Aber ein Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Notwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Überfluß bist." Schiller antwortete darauf (am 11. Juli): „Du hast recht, lieber Körner, wenn Du mich wegen der Bedenklichkeiten tadelst, die ich hatte, Dir meine Verlegenheit zu gestehen. Ich fühle es mit Beschämung, daß ich unsre Freundschaft herabsetze, wenn ich neben ihr Deine Gefälligkeit noch in Anschlag bringen kann. Mir hat das Schicksal nur die Anlage und den Willen gegeben, edel zu handeln, Dir gab es auch noch die Macht, es zu können. Du bist also ja nur glücklicher gefahren als ich — und doch war ich Alltagsmensch genug, durch meine Zurückhaltung stillschweigend einzuräumen, daß Deine Überlegenheit im Glücke meinen Stolz empfindlicher schmerzt, als die Harmonie unserer Herzen ihm wohlthut. Ich hätte ja zu mir selbst sagen können: Dein Freund kann unmöglich einen

größern Wert in seine Glücksgüter setzen als in sein Herz, und sein Herz gab er Dir ja schon. Ich hätte mir selbst sagen sollen, derjenige Mensch, der gegen Deine Fehler und Schwächen so duldend war, wird es noch mehr gegen Dein Schicksal sein. Warum sollte er die Blößen von dieser Art zum Verbrechen machen, da er Dir jene vergab? ... Über Glücksgüter werden wir beide wohl von einerlei Meinung sein. Süße Empfindung ist es dem edlen Manne, sie zum Wohl eines Freundes anzuwenden. Ihre Aufopferung ist das Werk einer schönen Seele, aber ich hoffe, daß es noch eine größere Tugend als diese gibt. Siehst Du, mein Teuerster, ich, dem diese Quelle schöner Thaten verstopft ist, muß so denken; zu meiner Beruhigung muß ich den Wert Deiner Großmut heruntersetzen, muß ich Vorzüge und Genüsse des Geistes und des Herzens auf Unkosten jener erheben, ich muß das thun, weil diese, aber nicht jene in meiner Gewalt sind. Je höher meine Verbindlichkeit gegen Dich steigt, desto höher muß ich Dir meine Freundschaft anrechnen; und ich kenne Dich zu gut, als daß ich nicht im voraus überzeugt sein sollte, Du würdest viel lieber den Wert dieser letztern übertreiben, als mir die erstere schwer machen. — Für Dein schönes und edles Anerbieten habe ich nur einen einzigen Dank, dieser ist die Freimütigkeit und Freude, womit ich es annehme. Niemals habe ich die Antwort gebilligt, womit der große Rousseau den Brief des Grafen Orlof abfertigte, der aus freiwilligem Enthusiasmus dem flüchtigen Dichter eine Freistätte anbot. In ebendem Maße, als ich mich gegen Rousseau kleiner fühle, will ich hier größer handeln als er. Deine Freundschaft und Güte bereitet mir ein Elysium. Durch Dich, teurer Körner, kann ich vielleicht noch werden, was ich zu werden verzagte. Meine Glückseligkeit wird steigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei Dir und durch Dich getraue ich mir, diese zu bilden. Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, diese Thränen werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume — wer ist glücklicher als Du? — Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat — kann niemals aufhören. — Zerreiße diesen Brief nicht, Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen."
Fast hundert Jahre sind seitdem vergangen, und nicht nur Körner, Tausende haben diesen Ausfluß einer großen Seele gelesen und

aber Tausende werden ihn mit der seltenen Empfindung lesen, einen Einblick in die heiligsten Gefühle eines erhabenen Geistes gethan zu haben. Poesie in gebundener Rede hat dieser Zeitraum wenig aufzuweisen, die Briefe an Körner treten dafür ein.

Während der Verkehr mit dem in Dresden weilenden Freunde vorläufig auf Papier und Feder angewiesen blieb, entspann sich in Leipzig oder vielmehr in dem nahegelegenen freundlichen Gohlis, wohin der Dichter Anfang Mai übergesiedelt war, eine heitere Geselligkeit. Die beiden Schwestern Stock[1] siedelten für den Sommer auch nach diesem Dorfe über zu ihrem Halbbruder, dem Kupferstecher Endener. Schiller war ihr Hausgenosse, vorher oder nachher zog er in das (hier abgebildete) kleine Häuschen nebenan, welchem heute die Pietät der Schiller-Verehrer ganz zugewendet ist. Er hatte zwei Stübchen der obern Etage inne, die enge Mansarde unter dem abschüssigen Dache bildete sein Schlafgemach.

Das Ehepaar Albrecht schlug gleichfalls in Gohlis sein Sommerquartier auf. Die Behausung des letztern, im Gegensatz zu dem bescheidenen Junggesellenzimmerchen von behaglicher Geräumigkeit, bildete den abendlichen Sammelplatz des Freundeskreises, zu welchem außer Huber die schon genannten Reinecke und Jünger, weiterhin der mit Körner associierte Buchhändler Göschen und der Maler Reinhart zählten. Reinhart, ebenfalls eine Bekanntschaft aus Richters Kaffeehaus, ein tüchtiger Maler und Kupferstecher, pflegte bei der Tagesneige durch das Rosenthal nach Gohlis hinauszuwandern, um mit der geistreichen Sophie Albrecht den Abend unter lebhaften Gesprächen angenehm zu verbringen, während ein andrer Teil der Gesellschaft sich am Skat-Tisch um den Herrn des Hauses sammelte. Schiller hielt sich bald zu der einen, bald zu der andern Gruppe. So sehr er die anregende Konversation liebte, hatte er doch seine Passion für das Kartenspiel noch nicht verloren. In der gemütlichen Gesellschaft stellte sich rasch das Bedürfnis ein, der Zwanglosigkeit des Verkehrs auch durch Abschaffung des zeremoniellen „Sie" Rechnung zu tragen, und auf Schillers Veranlassung war unter den Männern dieses Zirkels die Anrede mit „Er" eingeführt worden[2]. Reinhart und er redeten sich auch späterhin in ihren Brief sen immer in dieser Weise an.

---

[1] Die Geschwister waren elternlos; der Vater, ein bekannter Kupferstecher, starb 1773, die Mutter 1782.

[2] „Joh. Chr. Reinhart und seine Kreise" von Otto Baisch (Leipzig 1882).

Eines Abends führte Göschen eine neue Persönlichkeit bei Schiller ein, die dem verehrten Leser bereits flüchtig vorgestellt wurde, deren Sünde aber etwas ausführlichere Darlegung erfordert.

In der „Königlich privilegierten Berlinischen Staats- und gelehrten Zeitung" war am 21. Juli 1784 „Kabale und Liebe" folgenderweise kritisiert worden: „In Wahrheit wieder einmal ein Produkt, was unsern Zeiten — Schande macht! Mit welcher Stirn kann ein Mensch doch solchen Unsinn schreiben und drucken lassen, und wie muß es in dessen Kopf und Herz aussehen, der solche Geburten seines Geistes mit Wohlgefallen betrachten kann! — Doch wir wollen nicht deklamieren. Wer 167 Seiten voll ekelhafter Wiederholungen gotteslästerlicher Ausdrücke, wo ein Geck um ein dummes, affektiertes Mädchen mit der Vorsicht rechtet, und voll krassen, pöbelhaften Witzes oder unverständlichen Gallimathias durchlesen kann und mag — der prüfe selbst. So schreiben, heißt Geschmack und gesunde Kritik mit Füßen treten; und darin hat denn der Verfasser diesmal sich selbst übertroffen. Aus einigen Szenen hätte was werden können, aber alles, was dieser Verfasser angreift, wird unter seinen Händen zu Schaum und Blase." Dieser Kritik folgte am 6. September „Noch etwas über ‚Kabale und Liebe'", anfangend: „Da ich höre, daß man hin und wieder mit meinem Urteil über ‚Kabale und Liebe' unzufrieden ist", und schließend mit den Worten: „Ich wasche meine Hände von diesem Schillerschen Schmutze und werde mich wohl hüten, mich je wieder damit zu befassen!"

Den Verfasser dieser Rezension voller Galle, Karl Philipp Moritz, stellte Göschen seinem Freunde Schiller in Gohlis vor. Der Dichter, der sich öffentlich gegen die schmähliche Mißhandlung seines Werkes nicht ausgesprochen hatte, holte das Nötige nach. Er wußte, wen er vor sich habe. Jetzt war die Reihe an ihm, und er hielt dem ebenso unbarmherzigen wie verschrobenen Kritikus gegenüber, dessen persönliches, schroffes Wesen außerdem abstoßend auf ihn wirkte, mit seiner Meinung nicht zurück; er strafte ihn gründlich für seine Flegeleien. Aber darin, wie Moritz die Hiebe parierte oder hinnahm, muß etwas Überraschendes gelegen haben; fand der Professor Gelegenheit, seinen Geist zu zeigen, oder that Schillers Gutherzigkeit das Beste dabei, genug, es passierte das Sonderbare, daß die beiden sich verständigten. Dem Abend, der nach Kampf und Streit ausgesehen, folgte sogar



Schillers Wohnung in Gohlis.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

ein friedliches, fröhliches Gelage, und von da ab trat an die Stelle der Gegnerschaft ein Verhältnis gegenseitiger Achtung, welches sich fast zu einem freundschaftlichen steigerte.

Eine große Freude erwartete den Dichter an der Jahreswende. Am 1. Juli durfte er zum erstenmal seinen Körner von Angesicht zu Angesicht sehen und umarmen. Dieser war von Dresden nach dem einer ihm verwandten Familie gehörigen Gute Kahnsdorf, etwa 5 Stunden von Leipzig, herübergekommen, und Schiller hatte sich mit den Schwestern Stock, mit Göschen, Huber und andern Freunden ebendahin begeben. Für den Dichter wurde dieses erste Gegenüberstehen ein feierlicher und feierlich aufregender Moment; die Persönlichkeit des Freundes, in der Thätigkeit des Lebens bereits gefestigt, machte einen großen Eindruck auf ihn, „in der allgemeinen feurigen Gärung der Gefühle vereinigten sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde, die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen und nicht stille zu halten bis an den Grenzen, wo die menschlichen Größen enden".

„O mein Freund", fuhr der Brief fort, den Schiller am andern Tage, nachdem die Freunde wieder nach ihren verschiedenen Wohnorten abgereist waren, an Körner schrieb, „nur unserer innigen Verkettung, ich muß sie noch einmal so nennen' unserer heiligen Freundschaft allein war es vorbehalten, uns groß, gut und glücklich zu machen. Die gütige Vorsehung, die meine leisesten Wünsche hörte, hat mich Dir in die Arme geführt, und ich hoffe, auch Dich mir. Ohne mich sollst Du ebensowenig Deine Glückseligkeit vollendet sehen können als ich die meinige ohne Dich. Unsere künftig erreichte Vollkommenheit soll und darf auf keinem andern Pfeiler als unserer Freundschaft ruhen. Der Himmel hat uns seltsam einander zugeführt, aber in unserer Freundschaft soll er ein Wunder gethan haben. Eine dunkle Ahnung ließ mich soviel, soviel von euch erwarten, als ich meine Reise nach Leipzig beschloß; aber die Vorsehung hat mir mehr erfüllt, als sie mir zusagte, hat mir in euren Armen eine Glückseligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte. Kann dieses Bewußtsein Dir Freude geben, mein Teuerster, so ist Deine Glückseligkeit vollkommen."

Dieser Brief endigte mit dem stolzen Satze: „Ich sage mit Julius von Tarent: in meinen Gebeinen ist Mark für Jahrhunderte".

Körner antwortete: „Sonderbares Schicksal! Von Jugend auf sehnte ich mich nach einem Freunde in dem erhabensten, heiligsten Sinne dieses Wortes, aber immer wurden die Bedürfnisse meines Herzens nicht befriedigt, wenn ich eine Seele gefunden zu haben glaubte, wie ich sie mir wünschte. Schon gab ich alle Hoffnung zu einer solchen Glückseligkeit auf. Mir winkten die Freuden der Liebe. Ich strebte nach diesen, und bei diesem Bestreben nahm meine Sehnsucht mir ab. Das Weib meines Herzens war mir Geliebte und Freundin zugleich. Und nun, da ich mich dem Zeitpunkte nähere, wo ich sie ganz mein nennen kann, da meine Glückseligkeit schon einen Gipfel erreicht hat, der mich fast schwindeln macht — nun soll auch jener frühere Wunsch in vollem Maße befriedigt werden. — Ist dieses nicht zu viel für einen Menschen wie ich?" So feierlich wurde der Ausbau dieser Freundschaft begangen; die andere Feier, die Trauung Körners mit seiner Minna, fand bald nachher, am 7. August, statt. Wo sich jetzt zwischen der Pleißenburg und der katholischen Kirche Leipzigs die Brücke befindet, dort in der Nähe stand Körners Gartenhaus, und in diesem vereinigten sich am genannten Tage abends um 5 Uhr frohbewegte Menschen, um das Fest des jungen Paares zu begehen. Schiller hatte am Morgen schon ein paar Vasen als Hochzeitsgeschenk in Begleitung eines schönen Briefes hingeschickt, ein Gedicht in ungebundener Rede war beigefügt, dem er — wohl am Abend bei der Heiratsfeier — ein ebenso gedankenvolles wie wohlgelauntes Hochzeitsgedicht folgen ließ.

Körner reiste mit seiner Frau und Schwägerin nach Dresden, Schiller und Huber begleiteten die junge Familie bis hinter Hubertsburg und kehrten von da nach Leipzig zurück. Kurz vor Stötteritz stürzte der Dichter mit dem Pferde, das ihn heimwärts getragen, und zog sich bei dem Unfalle eine schwere Quetschung der rechten Hand zu. Körner fort, Minna und Dora fort und nun auch noch die Verletzung — Schiller fühlte sich die nächsten Wochen überaus traurig und leer; einsiedlerisch lebte er in Gohlis, abwartend, ob Hubers Angelegenheit — dieser hoffte auf eine Anstellung in der Diplomatie und Berufung nach Dresden — endlich ins reine kommen werde. Tage um Tage vergingen, nicht unruhig, aber doch ohne geistige Ruhe, ohne Laune, unbeschäftigt und doch ohne Muße; die kranke Hand verlangte fortwährende Schonung; fast einen Monat lang war

an Schreiben nicht zu denken. Die Natur selbst war nicht mehr schön, düstere, feindselige Herbsttage hatten sich seit dem Abschiede des Körnerschen Ehepaares verschworen, dem Dichter den Aufenthalt schmerzlich und schwer zu machen. „Was soll ich denn auch hier?“ klagte er in seinem Briefe an Körner. „Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude, wie der Reisende an den Ruinen Griechenlands, schwermütig und still vorüber. Nur das Vergangene macht mir sie teuer. Ich sehe nichts mehr darin als das, was sie mir gewesen waren. Die ganze Gegend da herum liegt da wie ein angeputzter Leichnam auf dem Paradebette — die Seele ist dahin.“

Eine kleine Arbeit fand sich endlich. Der „Fiesko“ in der (ungedruckten) Bühnenbearbeitung sollte auf dem Leipziger Theater aufgeführt werden, der Autor mußte daher einen Sekretär ins Haus nehmen, dem er das Stück diktierte; damit vergingen die letzten Tage des Gohliser Aufenthaltes in erträglicher Weise. Auf den vorhin erwähnten Klagebrief antwortete Körner umgehend. Am Sonnabend, den 10. September 1785, abends 6 Uhr, erhielt ihn Schiller; gleichzeitig kam Sophiens Gatte, Dr. Albrecht, mit der Nachricht, daß er am nächsten Morgen nach Dresden reisen werde, und lud den Freund ein, mit ihm zusammen um 4 Uhr die Extrapost zu benutzen. Dieser nahm den Vorschlag gern an, auf die Weise kam er schnell nach Dresden und entging durch die Geschwindigkeit seiner Abreise „der gepreßten Situation des Abschiednehmens von einigen guten Menschen“. Am Sonntag, nachts um 12 Uhr, trafen die Reisenden in der sächsischen Hauptstadt ein und stiegen im Goldenen Engel ab.

Eine Bemerkung Körners hat zu der Annahme Veranlassung gegeben, Gohlis sei die Geburtsstätte des „Hymnus an die Freude“ geworden. Wenn die Forschung einem der dortigen kleinen Häuser, in welchen der Dichter gewohnt, den ganzen Nimbus nicht zu erhalten vermochte, so hat sie wenigstens so viel festgestellt, daß diese Räume den Dichter beherbergten, während sein Geist damit beschäftigt war, den Jubel der eignen Brust in jenen feuertrunkenen Zeilen zu fixieren. Vollendet hat er das Gedicht nicht hier, sondern in Dresden, und wie es in den unsäglich glücklichen Stunden empfangen wurde, da ihm zuerst eine ebenso selbstlose wie hilfsbereite, eine ebenso nachsichtige wie anregende Freundschaft sich aufthat, so gewann es die feste Form damals, als nach einigen öden Wochen von neuem das ganze

Glück des Freundschaftsbundes durch die Wiedervereinigung mit den Geliebten in dem Gemüte des Dichters aufflammte.

Mancherlei widersprechende Beurteilungen hat das Lied sich gefallen lassen müssen; Jean Paul hat es ein Lehrgedicht, Hoffmeister, Schillers Biograph, ein dramatisch-historisches Gemälde genannt, Schiller selbst es eine Zeitlang von der Sammlung seiner Gedichte ausgeschlossen und ihm erst später, nachdem er verschiedene Stellen geändert, einen Platz darin gegönnt, und doch leben die Götterfunken, welche darüber ausgestreut sind, im Schatze der geflügelten Worte ein unverwüstliches Leben. Es ist eins der deutschesten Lieder, die Schiller gesungen, weil es dem deutschen Charakter so sehr entspricht. In den Augenblicken höchster Begeisterung die Reflexion, dann das Gutmütige, welches gern leben läßt, wenn es selbst keine Beengung fühlt, welches seiner Besitztümer sich herzlich erinnert — das Sichaufbäumen gegen ungerechten Druck von oben —, das Gefühlvolle, Sentimentale, auch in der freudigen Erregung, alles dieses zusammengenommen ist unserm Charakter so durchaus eigen. Und wenn Deutsche froh zusammen sind, bei welcher Gelegenheit sie bekanntlich immer singen müssen, welches andre gesellige Lied böte ihnen diese Momente in solcher Vereinigung? Oder soll man fragen: welches andre Lied bot? Denn mit vorstehendem ist nur gesagt, was Schillers „Lied an die Freude“ unsern Vorfahren gewesen, die es nach den Melodien verschiedener Komponisten sangen; jetzt steht es, durch andre Gesellschaftslieder verdrängt, im Hintergrunde und kommt seltener zum Vortrag; vielen ist nur die Melodie bekannt, unter welcher es in Beethovens neunter Symphonie eine unvergängliche Heimstätte gefunden hat. Mag der eine oder andre Strahl und sein unregelmäßiges, unvermitteltes Auflodern aus dieser stolz emporschießenden Feuergarbe an den Schiller der Anthologie erinnern, der „Hymnus an die Freude“ steht weithin vorausleuchtend am Eingang dieser neuen Epoche des Dichterlebens, genährt von den Gedanken, welche die Angelpunkte des „Don Karlos“ bilden, und von den Empfindungen, welche die Vereinigung mit hochgesinnten Menschen wachgerufen.

---

2. Dresden.

Die Turmuhren verkündeten Mitternacht, als die Reisenden in ihrer Extrapost die Brücke zu Dresden passierten. Eine angenehme Fahrt lag hinter ihnen. Mit andächtigem Schauer hatte Schiller die Stellen wieder begrüßt, die sich von der letzten Reise, da er das junge Ehepaar bis Hubertsburg begleitet, seiner Erinnerung eingeprägt. Als plötzlich, und ihm zum ersten Male, die Elbe zwischen zwei Bergen heraustrat, schrie er laut auf vor freudiger Aufregung. „O mein Freund" — schrieb er nächstfolgenden Tages an Huber — „wie interessant war mir alles! Die Elbe bildet eine romantische Natur um sich her, und eine schwesterliche Ähnlichkeit dieser Gegend mit dem Tummelplatz meiner frühen dichterischen Kindheit macht mir sie dreifach teuer. Meißen, Dresden und seine Gegenden gleichen ganz in die Familie meiner vaterländischen Fluren."

Das am andern Morgen (12. September 1785) zu Körners gesandte Billet traf den Hausherrn nicht daheim, er war bereits in der Ratssitzung. Der Bediente brachte alsbald herzlichste Grüße von Minna und Dora zurück. Schiller ließ sich — es regnete entsetzlich — sogleich in einer Portechaise nach dem Hause des Freundes tragen, und die Freude des Wiedersehens „war himmlisch". Mag die weitere Schilderung des ersten in der neuen Heimat verbrachten Tages in Schillers eigenen Worten folgen: „Körner wohnt äußerst niedlich und bequem. Die Zimmer sind freilich etwas niedrig, aber alles, was ihnen abgeht, wird durch das schöne Ameublement ersetzt, und die Aussicht über die Elbe ist über alle Beschreibung schön. Minna und Dorchen sind heiter und beide gesund. Körner ist ganz glücklich. Unter dem Mittag ist fleißig an den Fünften (an Huber) gedacht worden,

und in gutem Rheinwein wurde Deine Gesundheit getrunken. Alles, alles war mir so süß, weil ich mich endlich zu Hause fühlte. Mir ist wohl, und in der jetzigen Fassung meines Gemütes kenne ich keine andere Besorgnis mehr als die Furcht vor dem allgemeinen Los der zerstörenden Zeit. — Abends gegen 5 fuhren wir nach Körners Weinberg (bei dem Dorfe Loschwitz), unterwegs fand ich die himmlischste Gegend. Er liegt eine Stunde von der Stadt, ist beträchtlich und hat Terrain genug, Körners Erfindungsgeist zu allerlei Ideen zu verführen. Am Fuße des Berges liegt das Wohnhaus, an welches sich ein niedlicher kleiner Garten anschließt, und oben auf der Höhe des Weinbergs steht noch ein artiges Gartenhäuschen. Die Aussicht von diesem und der Untergang der Sonne soll ganz zum Entzücken sein. Alles hier herum wimmelt von Weinbergen, Landhäuschen und Gütern. Der gestrige Abend hier auf dem Weinberge war mir ein Vorgeschmack von allen folgenden. Während daß Minna und Dorchen auspackten und im Hause sich beschäftigten, hatten Körner und ich philosophische Gespräche. — Diese Nacht habe ich zum ersten Male unter einem Dache mit unsern Lieben geschlafen. Minna ist ein so liebes Hausweibchen. Sie haben mich gestern Nacht in Prozession auf mein Zimmer gebracht, wo ich alles zu meiner Bequemlichkeit schon bereitet fand. Heute beim Erwachen hörte ich über mir auf dem Klaviere spielen. Du glaubst nicht, wie mich das belebte."

Diese Jubelstimmung war recht geeignet, um dem „Liede an die Freude" den Abschluß zu geben. Schiller brachte die besten Vorsätze zum Arbeiten, er brachte sogar die Verpflichtung mit, bis Ende des Monats (September) das Manuskript zum zweiten Hefte der „Thalia" zu liefern, deren Verlag Göschen übernommen hatte; allein um viel thun zu können, dazu war Dresden „zu wenig Mördergrube", waren die Freunde „zu wenig schlechte Gesellschafter". Es ging also langsam mit der Arbeit. „Don Karlos" wurde zwar vorgenommen, aber oben im (noch erhaltenen) Pavillon auf der Höhe des Weinbergs, da sah man so weit hin, es war überall so schön, draußen und drinnen bei günstigem Herbstwetter, und dann kamen Bekannte von Dresden, kam der Kapellmeister Naumann und lud ein, spazieren zu gehen oder ein wenig auf der Elbe zu fahren. Bei solchen Spazierfahrten wurden die Freunde öfter durch einen herrlichen Gesang überrascht, welcher der Kehle von des Blasewitzer Gutsbesitzers Segadin



Der Pavillon in Körners Weinberg bei Loschwitz.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Tochter Auguste entstammte. Das scheue Mädchen kam dem Dichter zwar selten zu Gesicht und stand ihm noch seltener Rede, es hätte also in seiner Lebensbeschreibung keine Erwähnung zu finden, wenn es nicht den Namen hergeliehen zu jener Gustel von Blasewitz, die aus „Wallensteins Lager" bekannt ist[1]. Aber an „Wallenstein" konnte Schiller damals noch gar nicht denken, es war ja erst „Don Karlos" an der Reihe.

Nach vier Wochen seit seiner Ankunft hatte er endlich die Szene zwischen dem Prinzen und der Eboli zu drei Viertel niedergeschrieben. Ein Zeugnis der äußeren Störung, welche die Arbeit an diesem Auftritte einmal behindert, ebenso wie der guten Laune, mit welcher Schiller die Störung aufgenommen, ist das spaßhafte Promemoria, „gegeben in unserer jammervollen Lage, unweit dem Keller von Friedrich Schiller, Haus- und Wirtschaftsdichter"[2]. Durch bauliche Reparaturen in dem Wohnhause am Weinberg verdrängt, hatte Schiller in einem Nebengebäude, welches zugleich die Waschküche enthielt, sein Quartier aufschlagen müssen; unglücklicherweise wurde an dem Tage auch noch große Wäsche gehalten, und während der Dichter „an König Philipps Hof belauscht die junge Fürstin Eboli in süßem Liebesrausche", waren jenseit seiner Stubenthüre die Waschweiber mit Mund und Händen klatschend thätig.

„Schon ruft das schöne Weib Triumph,
Schon hör' ich — Tod und Hölle!
Was hör' ich? — Einen nassen Strumpf
Geworfen in die Welle."

Sehr wenig bedeuteten jedoch diese äußern Störungen gegen die innern, welche dem Stücke drohten, seitdem der Dichter sich mehr in die Lektüre historischer Werke zu vertiefen begann. Die „Geschichte der Regierung Philipps II." von Robert Watson drängte ihn zu wichtigen Reformen in den Charakteren seines

---

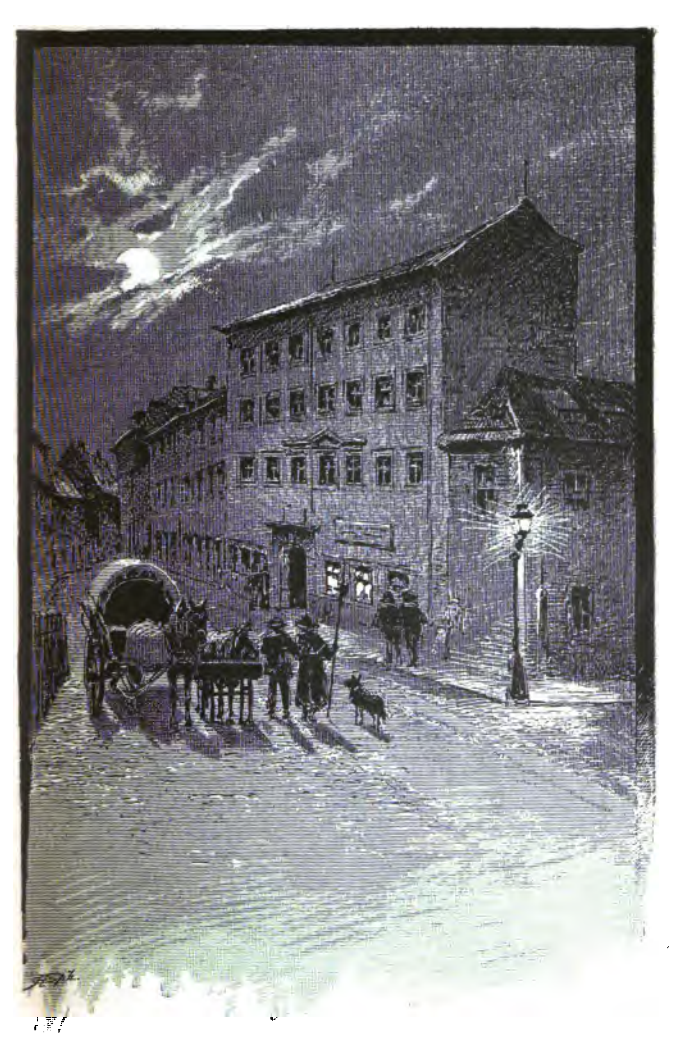
[1] Auguste starb hochbetagt am 24. Februar 1856 als verwitwete Frau Senator Renner. Sie soll es Schiller immer übelgenommen haben, daß er ihren Namen in dieser Weise verewigte. Man kann ihr das nicht verargen.

[2] Das jetzt in die meisten Ausgaben Schillerscher Werke aufgenommene Gedicht führt den Titel: „Unterthänigstes Promemoria an die Konsistorialrath Körnersche weibliche Waschdeputation, eingereicht von einem niedergeschlagenen Trauerspieldichter in Loschwitz". Von anderer Seite wird die Schnurre als im Jahr 1786 gedichtet hingestellt, und würde sie dann mit der Revision des „Don Karlos" für den Druck zusammenfallen.

„Philipp und Alba"; mit Kleinmut und Schrecken sah er das übrige des „Karlos" wie eine chaotische Masse vor sich liegen, „es wurde ihm noch immer schwindelnd", wenn er sich mit dem Titanen Shakespeare verglich.

Die ersten Spuren von der Wirkung des Umgangs mit Körners kernhafter Natur machen sich deutlich bemerkbar. Körner war aus dem Studieren noch nicht heraus-, Schiller noch nicht recht hineingekommen. Dieser begann zu fühlen, daß seine Geisteskraft ohne Studien sich nicht ausgestalten werde, daß sein reiches Können ohne ein reiches Wissen ein Fürst ohne Volk, ein Johann ohne Land sei. Er fühlte Beklemmungen dem Freunde gegenüber, der, ohne ein Genie, ohne produktiv zu sein, aus reiner Freude am Besitz, an der Bereicherung des Besitzes die Magazine seines Geistes zu füllen und ihren Inhalt durch Gedankenarbeit für den eignen Charakter nutzbar zu machen unablässig bemüht war. Eines solchen Beispiels, eines Freundes von vielseitiger Bildung, dessen Wesen „eine so schöne Mischung von Feuer und Kälte enthielt", hatte er bedurft; von seiner gefestigten Lebensansicht durfte er wohlthätigste Wirkung auf sein eignes Ich erwarten, weniger von dem weichen, leicht begeisterten Naturell Hubers, dessen Liebe für alles Schöne und besonders die dramatische Kunst nicht von offener, derber Männlichkeit gestützt wurde. Wie bisher, so konnte Huber, als er bald nachher (im Oktober) seinen Wohnsitz gleichfalls in Dresden nahm — er teilte mit Schiller das Logis, welches Körner in der Nähe seiner eignen Wohnung, im Hause des Hofgärtners Fleischmann am Kohlenmarkt, für die Freunde gemietet hatte —, von Schiller nur Eindrücke empfangen, diesem aber nicht zurückgeben. Dessenungeachtet wollte man Huber in dem kleinen Kreise nicht missen, da er geistreich genug war, um der Gesellschaft bequem zu sein.

Schiller und Huber fanden sich abends bei Körners zusammen, und an Unterhaltungsstoff fehlte es nicht. Körner trieb philosophische Studien, Huber arbeitete sich in seine diplomatische Karriere ein und verfaßte für die „Thalia" den Aufsatz „Über moderne Größe"; Schiller war am „Don Karlos" thätig, schrieb nebenher den „Verbrecher aus Infamie" (später unter dem Titel: „Verbrecher aus verlorner Ehre" in die Werke aufgenommen) und übersetzte aus dem Französischen des Mercier jene Charakteristik Philipps II. von Spanien, die, ein furchtbarer Anklageakt,



Körners Wohnhaus in Dresden.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

in grellen Zügen das Bild dieses Bösewichts der allgemeinen Verachtung preisgab. „Der richtende Kiel des Schriftstellers soll die schlechten Könige brandmarken, dadurch ehrt er die guten", heißt es darin. Man übersetzt ein Werk, das solche Sätze enthält, nicht, wenn man seine Tendenz nicht billigt, und wie in den Körnerschen Abendzirkeln über dergleichen monströse Auswüchse der Menschengesellschaft geurteilt wurde, läßt sich daraus entnehmen. Die Schrift, welche der Dichter für sein Trauerspiel gelesen, bot er dem Publikum seiner Zeitschrift, ein geschickter Zug, um für das eigne Werk das Interesse wachzurufen.

War Philipp ein geborner Bösewicht, so stellte sich in dem „Verbrecher aus Infamie" ein Wesen dar, das durch die Natur unglücklich und durch harte und unnatürliche Gesetze zum Bösewicht wurde[1], ein ebenso anziehendes Thema für den Dramatiker, welchen die Nachtseite der Menschenseele als die Brutstätte der heftigsten Konflikte schon an und für sich, den es aber fast noch mehr reizen mußte, zu schildern, wie sich das Böse im Menschen entwickelt.

Immer nur die trostlose Nachtseite zu betrachten, dazu war jedoch der philosophische Geist Körners nicht geeignet, war Schiller selbst viel zu munter und gegenwärtig im gemütlichen Heim der Freundschaft viel zu gut aufgenommen. So verlor man sich denn in das Gebiet der Spekulation, er fing ernstlich an zu philosophieren, aber nicht wie ein nüchterner Verstandsmensch, sondern wie ein Dichter in günstiger Lage. Der Niederschlag dieser Unterhaltungen sind die „Philosophischen Briefe", welche vorgeblich zwischen Julius und Raphael gewechselt wurden, „philosophische Hymnen, jeden Augenblick bereit, in poetische überzugehen" (Kuno Fischer, „Schiller als Philosoph"). Die Grundgedanken dieser Philosophie entstanden vermutlich in der letzten Zeit von Schillers Aufenthalt in der Akademie oder kurz nach seinem Austritt aus derselben, denn bei dem Gedichte der Anthologie „Die Freundschaft" findet sich schon die Bemerkung: „Aus den Briefen Julius' an Raphael, einem noch ungedruckten Roman". Die Form, in welcher diese Briefe jetzt vorliegen, gewannen sie erst durch die Unterhaltungen Schillers mit Körner.

---

[1] Der Erzählung liegt eine wahre Geschichte zu Grunde. Johann Friedrich Schwan war der eigentliche Name des in Schwaben als „Sonnenwirtle" sehr populären Wilderers und spätern, 1760 hingerichteten Räubers. Er war 1729 in Ebersbach bei Göppingen geboren.

Alles mußte herhalten, um die Seiten der „Thalia“ zu füllen, und so wurden auch diese Produkte, bevor sie recht ausgereift waren, den Abonnenten der Zeitschrift geboten, in einer spätern Nummer fortgesetzt und dann trotz der versprochenen weitern Fortsetzung abgebrochen. Auf diese Art, den Lesern seiner Zeitschrift angefangene Sachen vorzusetzen und den Rest schuldig zu bleiben, suchte er sich in seiner Eigenschaft als Herausgeber einer Zeitschrift öfter zu retten, wenn Mangel an ausreichendem Manuskript ihn in die Enge trieb. Es war ein gefährliches Mittel, das zwar über die Verlegenheit des Augenblicks weghalf, aber auch die Leute sehr bald eines Blattes überdrüssig machen mußte, welches sich in der Lieferung der Fortsetzungen so unzuverlässig erwies.

Den Winter (1785—86) über wechselte angestrengte Thätigkeit mit den Vergnügungen, wie sie der Freundeskreis bot, ab. Nach den Tagen freilich, an welchen Schiller bequem gesellig war, kamen andre voll trüber Stimmungen; er war ein viel zu bedeutender Mensch, um immer aufgelegt zu sein. Diese trübe Stimmung gewann die Oberhand, als Körners in Hubers Begleitung zu Anfang April nach Leipzig reisten. Ganz sich selbst überlassen, stöberte er in der Bibliothek des Freundes herum, griff erst nach philosophischen Werken und fixierte sich dann auf Geschichte. Eine solche des Dreißigjährigen Krieges nahm ihn so ein, daß ihm der Kopf „ganz warm davon wurde“. „Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte; ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein“ — schrieb er den Freunden. Er fühlte, daß er „noch sehr viel lesen, noch sehr viel säen müsse, um ernten zu können“.

Neben den Sorgen um die Füllung der „Thalia“ erwuchs plötzlich eine andre. Die Leipziger Zensur wollte die Veröffentlichung des „Don Karlos“ in der „Thalia“ nicht zulassen; Huber hatte die diplomatische Mission übernommen, und seiner Geschicklichkeit gelang es, die Zensurbedenken zu heben, und das Placet erfolgte, nachdem „nicht völlig zwei Zeilen“ gestrichen worden.

Von Schillers Freund, Beck aus Mannheim, dem Gatten der vor zwei Jahren verstorbenen Karoline Ziegler, traf ein langer und interessanter Brief ein mit der Meldung, daß Charlotte v. Kalb Mannheim verlassen wolle. Das Schreiben that zugleich dar, wie heftig der junge Witwer in Frau v. Kalb verliebt

war[1]; er berichtete ferner von der demnächst bevorstehenden Ankunft Schwans in Dresden bei Gelegenheit seiner Reise zur Leipziger Ostermesse. Auch über Dalberg ließ Beck die folgenden pikanten Zeilen einfließen: „Er übersetzt jetzt ein englisches Stück in Jamben, und da möchte er Deine Verse gemessen und die Schönheiten des ‚Karlos' übersehen haben. Ich könnte mit keinem Menschen aushalten, der Deinem ‚Karlos' nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließe. Darum weiche ich lieber aus, wo ich dies zu befürchten habe, und dies ist der Fall mit Dalberg. Er müßte ungerecht sein, weil er schwach und eifersüchtig ist. Ja, lache immer. Er ist Autor, übersetzt häufig und läßt sich erstaunliche Komplimente von seinen Tischgenossen ꝛc. machen, liest dabei keine Rezensionen, weil er keinen Tadel vertragen kann, kurz, er hält sich für sehr schwer in der Autoren-Wagschale, da er seine Titel mit hineinlegt." Also die Exzellenz hatte sich um nichts gebessert, außerdem war sie in die Schauspielerin Witthöft sterblich verliebt.

Diese Nachrichten brachten zwar etwas Abwechselung in die Einsamkeit des allein gelassenen Dichters, jedoch weder sie noch das außergewöhnlich günstige Aprilwetter führten eine merkliche Verbesserung seiner Laune herbei, er arbeitete nichts, spielte aber auch keine Karte und hoffte nun die Neigung zu diesem Zeitvertreib überwunden zu haben. Nachgerade „wurde er es überdrüssig, in seiner eignen Gesellschaft zu sein". „Man kann mir ohnehin nicht nachsagen" — fuhr er in seinem Briefe nach Leipzig fort —, „daß ich ein Spaßmacher oder, wie es unsere Weiberchen heißen, ein angenehmer Gesellschafter sei unter fremden Personen, vollends aber mir Spaß vorzumachen! Wahrhaftig, da ist Auditorium und Erzähler gleich schlecht —."

Endlich kehrte die Gesellschaft, die kaum drei Wochen fortgewesen, zurück; er reiste ihr bis Meißen entgegen in der Freude, nun ihres ganzen Umganges wieder teilhaftig zu werden. Die frohe Stimmung war jedoch von kurzer Dauer und die Gegenwart der Körnerschen Familie nicht im stande, eine mürrische und unzufriedene Laune zu verscheuchen, die sich in den folgenden Zeilen an Huber (vom 1. Mai) scharf genug ausspricht: „Kein Pulsschlag der vorigen Begeisterung. Mein Herz ist zusammen-

[1] Er verheiratete sich, nachdem Frau v. Kalb Mannheim verlassen, mit einem Fräulein Schäfer, einer Sängerin.

Alles mußte herhalten, um die Seiten der „Thalia“ zu füllen, und so wurden auch diese Produkte, bevor sie recht ausgereift waren, den Abonnenten der Zeitschrift geboten, in einer spätern Nummer fortgesetzt und dann trotz der versprochenen weitern Fortsetzung abgebrochen. Auf diese Art, den Lesern seiner Zeitschrift angefangene Sachen vorzusetzen und den Rest schuldig zu bleiben, suchte er sich in seiner Eigenschaft als Herausgeber einer Zeitschrift öfter zu retten, wenn Mangel an ausreichendem Manuskript ihn in die Enge trieb. Es war ein gefährliches Mittel, das zwar über die Verlegenheit des Augenblicks weghalf, aber auch die Leute sehr bald eines Blattes überdrüssig machen mußte, welches sich in der Lieferung der Fortsetzungen so unzuverlässig erwies.

Den Winter (1785—86) über wechselte angestrengte Thätigkeit mit den Vergnügungen, wie sie der Freundeskreis bot, ab. Nach den Tagen freilich, an welchen Schiller bequem gesellig war, kamen andre voll trüber Stimmungen; er war ein viel zu bedeutender Mensch, um immer aufgelegt zu sein. Diese trübe Stimmung gewann die Oberhand, als Körners in Hubers Begleitung zu Anfang April nach Leipzig reisten. Ganz sich selbst überlassen, stöberte er in der Bibliothek des Freundes herum, griff erst nach philosophischen Werken und fixierte sich dann auf Geschichte. Eine solche des Dreißigjährigen Krieges nahm ihn so ein, daß ihm der Kopf „ganz warm davon wurde“. „Ich wollte, daß ich zehn Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte; ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl sein“ — schrieb er den Freunden. Er fühlte, daß er „noch sehr viel lesen, noch sehr viel säen müsse, um ernten zu können“.

Neben den Sorgen um die Füllung der „Thalia“ erwuchs plötzlich eine andre. Die Leipziger Zensur wollte die Veröffentlichung des „Don Karlos“ in der „Thalia“ nicht zulassen; Huber hatte die diplomatische Mission übernommen, und seiner Geschicklichkeit gelang es, die Zensurbedenken zu heben, und das Placet erfolgte, nachdem „nicht völlig zwei Zeilen“ gestrichen worden.

Von Schillers Freund, Beck aus Mannheim, dem Gatten der vor zwei Jahren verstorbenen Karoline Ziegler, traf ein langer und interessanter Brief ein mit der Meldung, daß Charlotte v. Kalb Mannheim verlassen wolle. Das Schreiben that zugleich dar, wie heftig der junge Witwer in Frau v. Kalb verliebt

war[1]; er berichtete ferner von der demnächst bevorstehenden Ankunft Schwans in Dresden bei Gelegenheit seiner Reise zur Leipziger Ostermesse. Auch über Dalberg ließ Beck die folgenden pikanten Zeilen einfließen: „Er übersetzt jetzt ein englisches Stück in Jamben, und da möchte er Deine Verse gemessen und die Schönheiten des ‚Karlos' übersehen haben. Ich könnte mit keinem Menschen aushalten, der Deinem ‚Karlos' nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließe. Darum weiche ich lieber aus, wo ich dies zu befürchten habe, und dies ist der Fall mit Dalberg. Er müßte ungerecht sein, weil er schwach und eifersüchtig ist. Ja, lache immer. Er ist Autor, übersetzt häufig und läßt sich erstaunliche Komplimente von seinen Tischgenossen ꝛc. machen, liest dabei keine Rezensionen, weil er keinen Tadel vertragen kann, kurz, er hält sich für sehr schwer in der Autoren-Wagschale, da er seine Titel mit hineinlegt." Also die Exzellenz hatte sich um nichts gebessert, außerdem war sie in die Schauspielerin Witthöft sterblich verliebt.

Diese Nachrichten brachten zwar etwas Abwechselung in die Einsamkeit des allein gelassenen Dichters, jedoch weder sie noch das außergewöhnlich günstige Aprilwetter führten eine merkliche Verbesserung seiner Laune herbei, er arbeitete nichts, spielte aber auch keine Karte und hoffte nun die Neigung zu diesem Zeitvertreib überwunden zu haben. Nachgerade „wurde er es überdrüssig, in seiner eignen Gesellschaft zu sein". „Man kann mir ohnehin nicht nachsagen" — fuhr er in seinem Briefe nach Leipzig fort —, „daß ich ein Spaßmacher oder, wie es unsere Weiberchen heißen, ein angenehmer Gesellschafter sei unter fremden Personen, vollends aber mir Spaß vorzumachen! Wahrhaftig, da ist Auditorium und Erzähler gleich schlecht —."

Endlich kehrte die Gesellschaft, die kaum drei Wochen fortgewesen, zurück; er reiste ihr bis Meißen entgegen in der Freude, nun ihres ganzen Umganges wieder teilhaftig zu werden. Die frohe Stimmung war jedoch von kurzer Dauer und die Gegenwart der Körnerschen Familie nicht im stande, eine mürrische und unzufriedene Laune zu verscheuchen, die sich in den folgenden Zeilen an Huber (vom 1. Mai) scharf genug ausspricht: „Kein Pulsschlag der vorigen Begeisterung. Mein Herz ist zusammen-

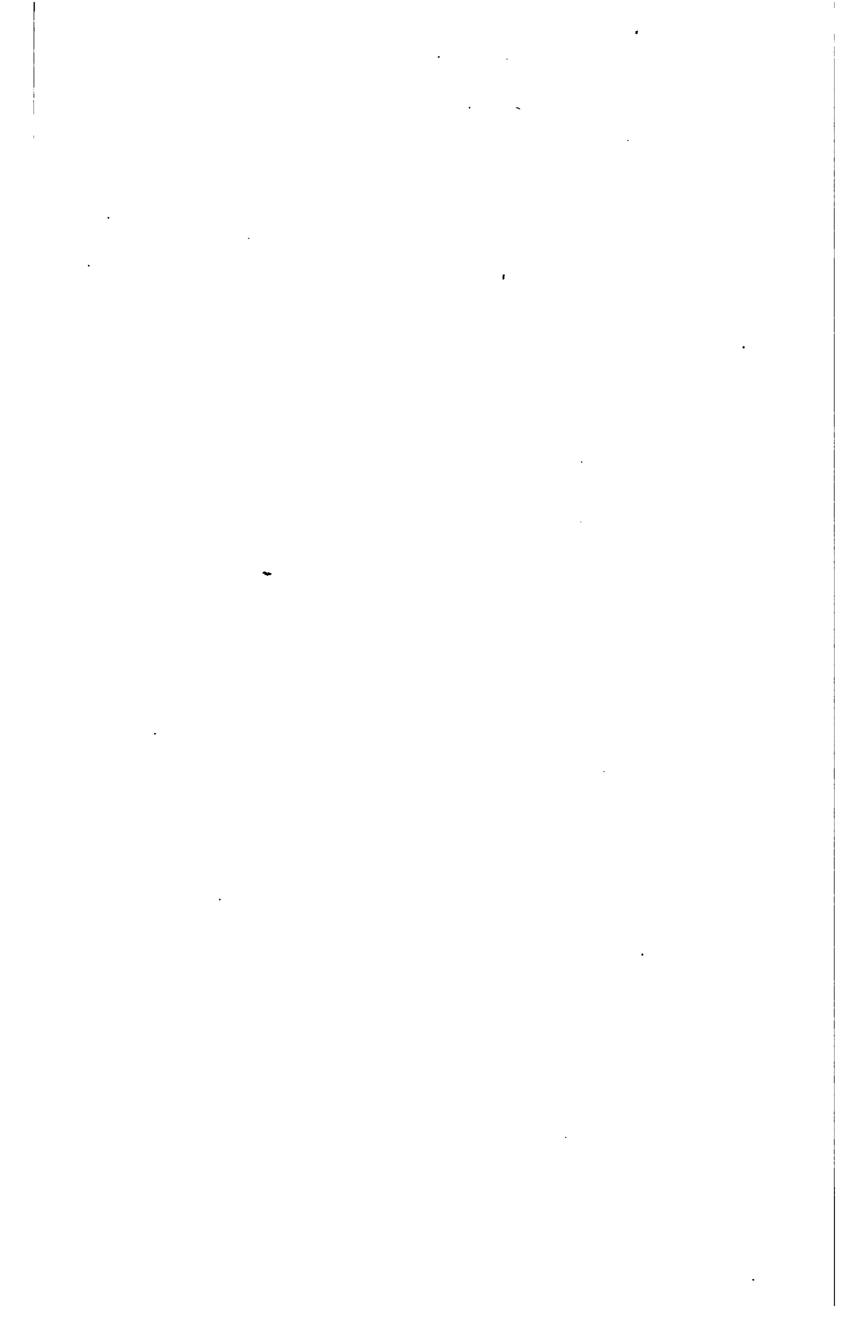
[1] Er verheiratete sich, nachdem Frau v. Kalb Mannheim verlassen, mit einem Fräulein Schäfer, einer Sängerin.

gezogen, und die Lichter meiner Phantasie sind ausgelöscht. Sonderbar, fast jedes Erwachen und jedes Niederlegen nähert mich einer Revolution, einem Entschlusse um einen Schritt mehr, den ich beinahe als ausgemacht vorhersehe. Ich bedarf einer Krisis — die Natur bereitet eine Zerstörung, um neue zu gebären. Kann wohl sein, daß Du mich nicht verstehst, aber ich verstehe mich schon. Ich könnte des Lebens müde sein, wenn es der Mühe verlohnte, zu sterben."

Diese schrecklich gedrückte Gemütsverfassung hielt an und erhob sich höchstens einmal zu einem galgenhumoristischen Momente, so im Briefe vom 17. Mai (1786) an Huber: „Kannst Du Dir vorstellen, daß ich gestern (für den Musikdirektor Fränzel aus Mannheim, der sich gerade in Dresden aufhielt) zwei Arien und ein Terzett zu einer Operette gemacht habe, und daß der Text schon in den Händen des Musikus ist? Ich hoffe, und das ist meine selige Zuversicht, ich hoffe, daß die Musik noch immer um einen Gran schlechter als meine Arien ausfallen wird, und diese sind gewiß schlecht. — Indes, es wird eine Oper unter dem Frisieren, und ich thue es mit Absicht — um schmieren zu lernen." Ein weiterer Anlaß, Galgenhumor zu entwickeln, trat ein paar Tage nach diesem Briefe ein, als der von dem erhofften Schwiegervater verschmähte Liebhaber das zweifelhafte Vergnügen genoß, Margarete nebst ihrer Schwester Luise in Begleitung des Papa Schwan vor sich zu sehen. Er zog sich äußerlich gut aus der Sache, begegnete den dreien herzlich, als sei nichts vorgefallen, führte sie zu Körners, zum Kapellmeister Naumann und zum Maler Graff, bei welchem Schwan einen aus Leipzig mitgebrachten Brief abzugeben hatte. Während man hier das Bild der Sophie Albrecht betrachtete sowie das noch unvollendete Bild Schillers, das auf Körners Veranlassung gemalt wurde, las Graff den Brief und erklärte nun, er dürfe laut Auftrag in diesem Schreiben Schwan nicht eher aus Dresden hinauslassen, bis er ihn gemalt habe, er solle sich nur gleich hinsetzen, damit er ihn skizzieren könne. Als Schwan dagegen protestierte, drohte Graff in komischem Zorne mit Schließen der Thüre. Schillers Porträt mußte von der Staffelei herunter, und eine neue Leinwand wurde aufgestellt. Schiller war galant genug, solange die Sitzung dauerte, die jungen Damen auf der Brühlschen Terrasse spazieren zu führen. Da sich in wenigen Tagen zeigte, daß das Bild hinsichtlich Ähnlichkeit und Ausführung glückte, trat

Gem. v. Graff.

Schiller.



Schwan den Heimweg an, der über Weimar führen sollte. Schiller gab ein Billet für Wieland mit, worin er sich dessen Andenken empfahl und die Worte niederschrieb: „Unabhängigkeit, die ich sonst für das höchste Gut gehalten, wird mir nun eben dadurch lästig, weil sie mir aufgedrungen wird".

Aller Liebenswürdigkeit seiner Gastfreunde ungeachtet steigerte sich des Dichters Mißbehagen, er fühlte sich beengt — wiederum hatte er Schulden kontrahieren müssen, welche Körner zwar heimlich für ihn bezahlte, die ihn aber drückten. Eine wirklich unabhängige, den notwendigen Unterhalt gewährende Stellung zu erringen, dieses Ziel schwebte ihm beständig vor; durch die Zeitschrift war es nicht zu erreichen, das wurde täglich klarer, also blieb der weimarische Musenhof die einzige Aussicht, und um diese aufrecht zu erhalten, schickte er dem Herzog Karl August die Hefte der „Thalia" immer gleich nach Erscheinen zu. Allein viel Zeit mußte noch verfließen, ehe sich diese Hoffnungen verwirklichten. Die Mittellosigkeit der Eltern, das Fehlen eines finanziellen Rückhalts, die schon berührten erbärmlichen Verhältnisse, welche jeden Schriftsteller, weil seine Werke nicht gegen den Nachdruck geschützt waren, verhinderten, den vollen Ertrag seiner Arbeit zu genießen, das Zusammenwirken dieser Umstände lag wie ein Alp auf Schillers ganzer Existenz und drängte sie gewaltsam aus ihrer eigentlichen Bahn, indem es den Dichter seinem dramatischen Schaffen entfremdete.

Auch für seine Schwester Christophine wurde die Mittellosigkeit der Eltern verhängnisvoll, insofern sie ihr Veranlassung zu jenem Schritte gab, dessen Folgen zu ertragen sie lange Zeit alle moralische Kraft aufbieten mußte. Eben jetzt, am 9. Juni (1786), hatte sie sich mit dem zwanzig Jahre ältern, grämlichen Reinwald verheiratet, von welcher Verbindung ihr Bruder bekanntlich früher abgeraten hatte. Wie und wo ihre innere Tüchtigkeit Stärkung suchte für die Erfüllung des einmal erwählten schweren Berufs, läßt sich aus nachstehenden Zeilen an Schiller ersehen; sie schrieb von Meiningen aus, wo der Bibliothekar Reinwald seinen Wohnsitz hatte: „Meine Beschäftigung ist außer dem gewöhnlichen Häuslichen — Zeichnen und Lesen. Ich gehe fleißig mit in die Bibliothek und manchmal in die Kupfersammlung; an beiden Orten finde ich Gegenstände für mein Vergnügen. Die hiesige Kupfersammlung ist ausgesucht und zahlreich, ich habe die Freiheit, sie nach meinem Gefallen zu

besuchen und mir auch welches zum Kopieren zu wählen. Im ganzen habe ich für meinen Geist und für die Neigung zur Zeichenkunst mehr Nahrung als in meinem Vaterlande oder vielmehr auf der Solitüde. Du kennst die meist schlechte Gesellschaft, der dort nicht auszuweichen war (damit meint sie die Offiziere des Husarenregiments, das auf die Solitüde gelegt worden — aus strategischen Gründen, wird man annehmen, das jedoch weniger, sondern — um für Sr. Durchlaucht Gewächshäuser den Dünger zu liefern). Ich suche diese glückliche Stimmung durch die Gesellschaften, die ich hier wähle, zu behalten, und ich habe wirklich schon mehr Freunde hier gefunden, als ich erwartete, und die noch dabei Personen von erstem Range sind." Auf die Erfüllung ihres Wunsches, der Bruder möge sie in ihrer neuen Häuslichkeit besuchen, verzichtete sie, weil er „zu sehr an die große Welt gewöhnt sei".

Der neue Schwager Reinwald berichtete bald nachher die für Schiller ganz besonders interessante Neuigkeit, daß in Graubünden der berüchtigte Räuber Hannikel samt seiner Bande gefangen worden, welche sich der Herzog von Württemberg aus Chur habe zuliefern lassen, weil sie in seinem Lande delinquiert hätten; der Transport dieser Galgenschwengel sei ihm auf 1000 Gulden zu stehen gekommen. Der Verfasser der „Räuber" hatte also doch Recht behalten trotz Wredow, Amstein und Sr. Exzellenz v. Dalberg — es gab noch Räuber in der Welt und Graubünden war noch immer ein Zufluchtsort der Spitzbuben. Ob sich Serenissimus bei der Gelegenheit wohl wieder seines ehemaligen Regimentsdoktors erinnerte?

Die Biographie darf sich an dieser Stelle jedenfalls des Vaters Sr. Durchlaucht erinnern, jenes Karl Alexander, der als Kriegsheld bekannt ist. Karl Alexander, von Hause aus Protestant, war in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt, und diese Religionsänderung soll durch außergewöhnliche Mittel bewerkstelligt worden sein; wenigstens erzählte man sich derartiges. Schiller hatte davon gehört; mag er es nun geglaubt haben oder nicht, genug, der Konfessionswechsel dieses Prinzen in Verbindung mit der rätselhaften Persönlichkeit Cagliostros, über dessen Wunderthaten Europa sich damals nicht genug verwundern konnte, wurden der Stoff eines Romans, welchen er unter dem Titel: „Der Geisterseher" zu bearbeiten begann. Das war für die Leser der „Thalia" ein

andres, besser mundendes Futter als die „Briefe Julius' an Raphael". Allein gerade was die Leser an dem Werke reizte, verleidete dem Autor die Fortsetzung. Er wußte wahrscheinlich selbst nicht einmal recht, wo er damit hinauswollte, als er die Niederschrift des „Geistersehers" begann, und hatte sich viel damit zu plagen, um im Verlaufe der Arbeit die ursprüngliche Mangelhaftigkeit des Planes zu verdecken und auszugleichen. Jedoch die Mühe lohnte, man bestaunte die fein berechnete, kunstreiche Anlage. Schiller führte diese „Farce", wie er den „Geisterseher" nannte, durch viele Hefte der „Thalia", brach ihn im achten Hefte (im Jahr 1789) ab und gab ihm in der Buchausgabe einen notdürftigen Schluß. Er blieb taub gegen die häufig wiederholten Aufforderungen, das Bruchstück zu vollenden, weil es ihn ärgerte, daß das Publikum mehr Interesse am Stoffe und den Verwickelungen desselben als an dem geistigen Gehalte nahm, den der Verfasser dem Werke zu geben trachtete.

Ein andrer echter Sprößling des hypochondriegeplagten Jahres 1786 war „Der Menschenfeind", ein Schauspiel, das ebenso nur Fragment blieb wie der „Geisterseher" und, nachdem es vier Jahre lang herumgetragen und mühsam bis zum Schlusse des ersten Aktes fortgeführt war, den Lesern der „Thalia" in seiner unvollendeten Gestalt aufgetischt wurde. Der Gedanke an eine Ausarbeitung war damit „nach reiffster kritischer Überlegung und nach wiederholten, verunglückten Versuchen" endgültig aufgegeben. Für die tragische Behandlung sei diese Art Menschenhaß viel zu allgemein und philosophisch, schrieb Schiller damals an Körner, und der äußerst mühselige Kampf mit dem Stoffe werde am Ende doch verunglücken.

So ungünstig und den ganzen Gegenstand verwerfend das spätere Urteil des Dichters lautete, so hoffnungsfroh hatte er anfänglich auf seinen Plan gesehen, mit solcher Begeisterung hatte er ihn entworfen und sogar benutzt, um eine Verbindung mit Schröder in Hamburg anzuknüpfen, mit demselben Schröder, der — was der Dichter freilich nicht wußte — seine ganze Richtung verwarf. Im September 1786 schrieb er an ihn, der „Menschenfeind" werde zu Anfang nächsten Jahres fertig. Ein neuer Charakter falle darin auf, den nur derjenige Künstler darstellen könne, welcher den Lear und den Hamlet in Deutschland geschaffen. Schröder sei dieser einzige Mann, alle Schillerschen „Ideale über die Kunst zu erfüllen". „Ich

habe" — fuhr der Text des Briefes fort — „bis jetzt Forderungen an die Schaubühne gemacht, die noch keins von allen Theatern, die ich kenne, befriedigte. In Mannheim habe ich beinahe allen Enthusiasmus für das Drama verloren. Jetzt fängt er wieder an, bei mir aufzuleben; aber mir graut vor der schrecklichen Mißhandlung auf unsern Bühnen. Mit ungeduldiger Sehnsucht habe ich bisher nach derjenigen Bühne geschmachtet, wo ich meiner Phantasie einige Kühnheiten erlauben darf und den freien Flug meiner Empfindung nicht so erstaunlich gehemmt sehen muß. Ich kenne nunmehr die Grenzen recht gut, welche bretterne Wände und alle notwendigen Umstände des Theatergesetzes dem Dichter vorschreiben; aber es gibt engere Grenzen, die sich der kleine Geist und der dürftige Künstler setzt, das Genie des großen Schauspielers und Denkers aber überspringt. Von diesen Grenzen wünschte ich freigesprochen zu werden, und darum ist der Gedanke mir so willkommen, durch eine genauere Verbindung mit Ihnen ein Ideal zu realisieren, das ich ohne Sie ganz verloren geben muß.... Mein ‚Don Karlos', der zu Ende dieses Jahres fertig wird, ist einer theatralischen Aufführung fähig, und ich bin gegenwärtig schon beschäftigt, ihm diese Gestalt zu geben. Beck schreibt mir, daß die Fragmente Sie einigermaßen interessieren — daraus erlaube ich mir zu schließen, daß die Fortsetzung dieses Stückes Ihnen vielleicht (von seiten der Darstellung und des theatralischen Interesses) noch willkommener sein werde. Wenn Sie glauben, daß ‚Don Karlos' Ihrer Bühne anstehen könnte, so bitte ich mir einige Nachricht deswegen aus."

Auf solche gute Aussichten hin zögerte Schröder nicht, Schiller nach Hamburg einzuladen, erhielt aber eine abschlägige Antwort auf dieses dem Dichter unerwünschte „Engagement", die durch verschiedenes motiviert wurde. Der zuletzt, wenn auch in verblümter Sprache, angeführte Grund bestand darin, daß der Dramatiker sich nicht vom Schauspieler bei der Ausarbeitung seiner Stücke beeinflussen lassen, daß er sich davor bewahren wolle, deren „Klassizität dem Glanze zu opfern". Die Hoffnungen, welche der Verfasser Schrödern bezüglich der Lieferungszeit des „Don Karlos" gemacht, ließen sich nicht erfüllen, es kamen absonderliche Verhinderungen.

Körners waren um die Mitte Dezember (1786) nach Leipzig gereist und hatten Schiller und Huber in Dresden

zurückgelassen. Den erstern genierte diese Veränderung wie alle Veränderungen; es kostete ihm Mühe, wieder in Thätigkeit zu kommen, er fand seine Existenz höchst prosaisch und wußte nicht wohin mit der Zeit, die ihm von Arbeiten frei blieb. Huber wurde ihm sogar bisweilen langweilig. Die Abende waren ihm erstaunlich zur Last, denken mochte er nicht und schämte sich zu schlafen. Nun gar die Weihnachtstage! Das dunkle Gefühl, daß an diesen Tagen alles Feierabend machen solle, daß an diesem Feste das Vergnügen eine Art von Arbeit und Bestimmung sei, verfolgte ihn sogar am Schreibtisch, er mußte ausgehen; aber leer und unbefriedigt kam er zurück, und auch der folgende Tag, von welchem Besseres erhofft wurde, förderte den „Karlos" nur wenig, bis zu der letzten Szene des Marquis mit der Königin war das Drama am 30. Dezember vorgeschritten. „Jetzt fängt es an, sehr interessant zu werden; aber ich zweifle, ob meine Ausarbeitung nicht unter, tief unter meinem Ideale und dem Interesse der Situation bleiben wird. Noch habe ich keinen Pulsschlag dieser Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieser Arbeit durchdrungen sein sollte. Ich habe keine Zeit, sie abzuwarten, wissentlich muß ich mich übereilen." So schrieb er an Körner. Die Pulsschläge dieser Empfindungen ließen sich hinter dem Whisttische bei Frau Sophie Albrecht, die er abends öfters besuchte, nicht herbeiführen. Das längst verschworne Kartenspiel, wofür Schiller jegliche Neigung verloren zu haben glaubte, und das ihn doch wieder lockte, war nicht die einzige der der poetischen Produktion feindlichen Gewalten.

Die von Christophinen für so groß gehaltene Dresdener Welt enthielt eine geistige Kleinigkeit, welche dem Dichter „den Kopf recht warm machte" und ihn den Ausspruch thun ließ: „Wir sind allzumal arme Sünder, und Sie werden ja auch wohl in die Zeit zurückdenken, wo Sie von ein paar Augen aus dem Konzept gebracht wurden". Diese geistige Kleinigkeit, dagegen ein Wesen von großer körperlicher Schönheit war in den Abendgesellschaften der Frau Albrecht zu finden, Fräulein Henriette v. Arnim[1], die Tochter eines Offiziers. Der Vater lebte nicht mehr, ihre Mutter, die als ein intriganter Charakter geschildert wird, war Gouvernante der Hofdamen in Dresden. Trotz der

[1] Schiller soll sie nach einem andern Berichte auf einem Maskenball gegen Ende Januar 1787 kennen gelernt haben.

Stellung, welche die Frau einnahm, sollen ihre Vermögensverhältnisse ungünstig gewesen sein. Schiller verliebte sich sterblich in Henrietten. Das Mädchen besaß bereits einen Erfahrungsschatz, den ihre Koketterie ihr eingetragen; sie hatte das erste, von beiden Seiten aus Eitelkeit angeknüpfte Verhältnis hinter sich. Ihre Zuneigung zu Schiller scheint übrigens eine wahrhafte gewesen zu sein, und die Mutter gestattete, daß der feurige Liebhaber Henrietten zu Hause besuchte; nur stellte sie eine Bedingung: wenn er an einem gewissen Fenster Licht sehen werde, dürfe er nicht ins Haus kommen, weil die Tochter alsdann in Familiengesellschaft sei. Der Verliebte fügte sich in das sonderbare Verlangen, er fügte sich, darf man der Legende glauben, sogar in die Forderung, die Auserwählte von Zeit zu Zeit mit Geschenken in klingender Münze zu erfreuen, und — blieb nach wie vor von den schönen Augen seiner Angebeteten bezaubert. Seine Herzensruhe war gestört. Körner sah ein, daß bei den egoistischen und berechnenden Absichten der Frau v. Arnim ein dauerndes Glück nicht zu erhoffen war und jetzt ein Ende gemacht werden müsse, wenn nicht ein böseres sich später von selbst einstellen solle. Er drang ernstlich auf Trennung von der Dame und einstweilige Entfernung aus Dresden. Als Huber am 17. April (1787) abends in die gemeinschaftliche Wohnung kam, fand er das Nest leer, Schiller war, angeblich für einige Tage, nach dem nicht allzu fern gelegenen Tharandt gegangen. Die „einigen Tage" dehnten sich zu Wochen aus.

Den exilierten Dichter hielt eine elende Aprilwitterung zu Tharandt in seinen vier Wänden fest, Schnee und Hagel warfen ihm fast die Thüren und Fenster ein; aus Desperation fing er an, Bier zu trinken, durch das Biertrinken verdarb er sich die Verdauung, und da er in dem Morast der Straße unmöglich spazieren gehen konnte, sprang er „Motion halber im Zimmer herum"; infolgedessen zitterte das Haus, und der erschreckte Wirt kam eilends gelaufen, zu fragen, was sein Gast befehle. — Er las Klingers „Theater" in den ersten Tagen dieser „reizenden Landpartie". Um halb 6, auch um 5 Uhr des Morgens stand er schon auf, weil er nicht schlafen konnte; zu arbeiten vermochte er nicht vor 8 Uhr und hatte außerdem des Tages ein halb Dutzend fürchterlich leere Stunden, wo er hätte melancholisch werden müssen, wenn er sie nicht hätte verlesen können. Für diese Stunden schickten ihm die Freunde die „Liaisons dangereuses" (vielleicht als Anspielung)

und — den „Werther". Die erstern gefielen ihm sehr des feinen und lebhaften Witzes, der nachlässig schönen und geistvollen Schreibart wegen, von dem „Werther" behauptete er noch keinen Gebrauch machen zu können. Dagegen „entzückte ihn" Voltaires „Karl XII." Er arbeitete auch, „wie? darauf kommt's nicht an". Es war mehr Ordnen von Bruchstücken und Übersetzen der (letzten in) Prosa (geschriebenen Szenen des „Don Karlos") in Jamben. Briefe trafen ein von Dalberg, welcher den „Karlos" für das Mannheimer Theater zur Aufführung annahm, und von Frau v. Kalb, die einige Monate in Weimar zubringen zu wollen erklärte. Dann aber kamen auch Briefe von Henrietten, und Schiller war eifrig in Beantwortung derselben; das Liebesfeuer flackerte noch munter, trotzdem der Diplomat Huber das Geheimnis der Lichterscheinung an dem Arnimschen Fenster glücklich ausgeschnüffelt hatte. An solchen Abenden verbat man sich alldort den Besuch Schillers, weil die junge Dame zu der Zeit andern Liebhabern Audienz erteilte!

Als Henriette in Begleitung ihrer Mutter selbst in Tharandt erschien, näherte sich das Verhältnis einer Krisis. Schiller hatte viel von Frau v. Kalb erzählt, verlangte die Briefe zu lesen, welche Henriette in ihrem frühern Liebesroman erhalten. Da trat plötzlich der dicke Graf Waldstein-Dux, der auch um die Gunst der Schönen warb, auf und schnitt durch seine Gegenwart das Gespräch ab. Als Fortsetzung desselben schrieb Henriette (am 28. April) an Schiller: „Wenn ich mich für den heutigen Tag recht gut stimmen will, so muß ich gleich am frühen Morgen an Sie schreiben und Ihnen sagen, daß ich immer und unaufhörlich an Sie denke und mich nur mit Ihnen beschäftige.... Sie haben alle meine gefaßten Vorsätze vernichtet. Denn ich hatte mir fest vorgenommen, nie wieder zu lieben, nie wieder zu glauben, daß man mich liebe. Ich wollte leichtsinnig wie die mehrsten Mannspersonen werden und mich vor allem, was meine Empfindung erregen könnte, hüten und doch ein Heer von Verehrern um mich versammelt halten, wollte einen jeden anhören, aber keinem mehr etwas glauben.... Kaum als ich Sie zweimal gesprochen hatte, so fand ich gar bald, daß ich mich in meiner Rechnung, mein Herz vor aller Liebe zu bewahren, geirrt hatte.... Sie verlangen, daß ich Ihnen Briefe zeigen soll; ich habe die wenigsten von denen, die ich bekommen, und die mir wichtig waren, aufgehoben. Die meisten sind dem Feuer geopfert worden,

um mir alle Erinnerung zu ersparen, und die übrigen sind nicht der Mühe wert, daß man sie liest, denn Sie würden große Erbärmlichkeiten darin finden und es auch manchem von den schönen Briefen gleich beim ersten Blick ansehen, daß er aus einem alten Roman abgeschrieben ist." Dieser Brief verfehlte die Wirkung nicht, nur war sie die entgegengesetzte von der, welche die Schreiberin beabsichtigen mochte. Das schöne Gedicht Schillers vom 2. Mai (1787): „An Henriette v. Arnim", gab die Antwort, gab der Liebe den Abschied und setzte die Freundschaft an deren Stelle. Eine Prosaepistel, welche seitens des Fräuleins am 5. Mai beantwortet wurde, löste das Liebesverhältnis vollkommen. Schiller und Henriette existierten fortan nur noch als Freund und Freundin nebeneinander und wechselten als solche auch noch fernerhin Briefe. Er freute sich stets (wie Frau v. Wolzogen berichtet), daß sie in späterer Zeit glücklich wurde. Dieses Glück war jedoch nur ein sehr mäßiges: Fräulein v. Arnim heiratete zuerst einen Grafen v. Kunheim, nach dessen Tod einen Onkel ihres ersten Gatten, einen alten Mann, gleichfalls Grafen v. Kunheim, mit dem sie in keineswegs glücklicher Ehe auf dem Gute Kloschenen bei Friedland in Preußen lebte. Gelobt wurde an ihr, daß sie sich gegen ihre Leute sehr gutmütig erwies. Das Vermögen kam erst durch hocharistokratische Lebensansprüche, dann durch den Krieg völlig herunter. Sie wohnte zuletzt, nachdem sie noch eine Rolle im Königsberger Muckerprozeß gespielt, zu Dresden in beschränkten Verhältnissen und starb 1847.

Von der ersten Vertrauten dieser unglücklichen Liaison Schillers, von Frau Dr. Albrecht, kann der Bericht hier ebenfalls Abschied nehmen, sie spielte von da ab nicht mehr wirksam hinein in das Leben des Dichters. Auf ihrer eignen Lebensbahn hatte sie noch manche böse Stunde zu überwinden. Im Jahre 1788 wollte sie sich von ihrem Gatten scheiden lassen, um eine andre Ehe einzugehen; da die Verwandten ihres neuen Liebhabers sich der Verbindung jedoch energisch widersetzten, also von der Heirat abgesehen werden mußte, unterblieb auch damals die Scheidung. Acht Jahre später (1796) fand die Ehetrennung wirklich statt, und die Frau, die in ihren Gedichten so oft den Tod angerufen, die sich so sehr nach ihm gesehnt, starb erst 1840, nachdem schon 1814 der Typhus ihren ehemaligen Gatten, Dr. Albrecht, in Hamburg hingerafft hatte.

Nun das Herz und somit auch der Geist neue Freiheit gewonnen, konnte die Dichtung des „Don Karlos" wieder ihren

Fortgang nehmen; er wurde auch wirklich in den nächsten Wochen fertig und erschien bald darauf als Buch im Verlage von Göschen. Im Juni ging eine Kopie an Schröder in Hamburg ab, der am 29. August dort das Stück mit rauschendem Beifall aufführte und auf lautes Begehren gleich am folgenden Tage wiederholte. Die Elisabeth der Frau Schröder, Zuccarinis Posa konnten für vollkommen gelten, alles übertraf Schröder als Philipp.

Auch Dalberg hatte, wie schon bemerkt wurde, das neueste Werk seines ehemaligen Theaterdichters für die Aufführung angenommen und vermutlich um dieselbe Zeit wie Schröder eine Abschrift erhalten; aber er beeilte sich nicht mit der Aufführung und — nicht mit der Bezahlung, ein bei Schillers andauernder übler Lage so wichtiger wie unangenehmer Punkt. Erst am 6. April des nächsten Jahres (1788) ging das Stück in Mannheim über die Bühne. „Die Aufführung befriedigte die Erwartung nicht ganz, die es rege gemacht.“ Natürlich! Es wäre aber auch ein Wunder gewesen, wenn ein Schillersches Stück in Mannheim Erfolg gehabt hätte. Herr v. Dalberg war ein wohlwollender Mann und that für Schiller, was er konnte; so setzte er sich auch jetzt hin und sagte dem Dichter in einem langen Briefe aufs Haar, warum sein neues Werk eigentlich fürs Theater und auch wohl sonst nichts tauge. Aus dem Tagebuch der Mannheimer Schaubühne kann man ungefähr sehen, wie die geheimrätliche Kritik ausfiel. Danach war „der Plan nicht gut, zu gedehnt, das Interesse zu sehr geteilt ꝛc., Don Karlos nicht ganz richtig geschildert, denn in der ersten Szene mit dem Beichtvater gebe er sich zu sehr bloß. Elisabeth, dies Muster der Weiber, werde am Schlusse ihrer Szene mit Posa ein zweideutiges Weib ꝛc.“ Das Mannheimer Nationaltheaterpublikum war selbstredend auch der Meinung Sr. Exzellenz; da es bis über ½9 Uhr zu verweilen sich genötigt sah, so „verlor sich endlich die Teilnahme, und Unlust trat an ihre Stelle“. Wie die eben gerühmte Teilnahme beschaffen war, ergibt sich aus der Bemerkung des Theater-Tagebuchs, daß „das Getöse manchmal zu stark gewesen und durch unzeitiges Gelächter verstärkt worden, welche Umstände dem achtsameren Zuschauer mehrere gute Stellen raubten, die zur Aufhellung der Geschichte beitragen sollten“. So führte sich das Mannheimer Theaterpublikum in der ersten Aufführung von Schillers „Don Karlos“ auf, während Iffland den König Philipp, Beck den Karlos und Boek den Posa

spielte! Die Mimen eines Tingeltangel werden heute fast mit mehr Achtung behandelt.

Der böse Schiller war nun für die wohlwollenden Zurechtweisungen der Exzellenz gar nicht so dankbar, wie letztere es erwartete. Er schrieb an Schwan: „Herr v. Dalberg hätte sich die Mühe sparen können, mir sein Exerzitium von Kritik aufzusagen, warum das Stück die erwartete Wirkung nicht that. Warum es diese Wirkung nicht thun konnte, wußte ich, ehe er den ‚Karlos' zu Gesicht bekam.... Indes wenn mein ‚Karlos' auch ein noch so verfehltes Theaterstück ist, so halte ich doch dafür, daß unser Publikum ihn noch zehnmal wird aufführen sehen können, ehe es das Gute begriffen und ausgeschöpft hat, was seine Fehler aufwägen soll. Ich glaube, erst alsdann, wenn man das Gute eines Dinges eingesehen hat, ist man berechtigt, das Urteil über das Schlimme zu sprechen. Oder glauben Sie nicht auch? Indessen höre ich, daß die zweite Vorstellung besser ausgefallen sei als die erste. Entweder kommt das von den Veränderungen her, die Dalberg in dem Stücke gemacht hat — oder es kommt daher, daß das Publikum beim zweitenmal Dinge verstehen lernte, die es bei der ersten Vorstellung — nicht verstand."

Schröder und den Hamburgern brauchte der Dichter eine solche Strafpredigt nicht zu halten. Sobald der erstere (im Juni 1787) den „Don Karlos" empfangen, sandte er 21 Louisdor als Honorar; sie kamen wie gerufen, denn nie waren die Mittel nötiger gewesen als jetzt. „Eine philosophische Hypochondrie" zehrte an Schillers Seele, alle ihre Blüten drohten abzufallen, und er fürchtete für die Kräfte seines Geistes. Nun, nachdem er sich in den Stand gesetzt sah, seinem Belieben nach eine Reise zu unternehmen, wurde ihm leichter. Die Stimmung besserte sich zusehends, er schrieb sogar zum Gaudium der „Körnerschen" die spaßhafte Szene „Körners Vormittag", welche den lustigderben Ton der muntern Gesellschaft vortrefflich wiedergibt. Da ist nichts von Geziertheit, nichts von gemachter Gefühlsduselei; gesund an Körper und Geist, nannte man die Dinge beim rechten Namen und konnte, wenn es nicht anders ging, auch einmal grob werden. Es ließ sich sicherlich gut leben in solcher Umgebung, aber die Motive, welche Schiller veranlaßten, jetzt, nach fast zweijähriger Anwesenheit in Dresden, Schritte zur Änderung seiner Lage zu thun, waren triftiger Art. Schröders Einladung, nach Hamburg zu kommen, hatte nun mehr Verlockendes für ihn

als vor einem halben Jahre und er versprach ernstlich, um die Leipziger Michaelismesse, vielleicht noch früher, hinzukommen, erst müsse er jedoch nach Weimar gehen.

Es war vorher zu prüfen, inwieweit die auf die kleine Ilmstadt gesetzten Hoffnungen sich erfüllen würden; sie waren jedenfalls sehr unbestimmt. Wenn der Rat sich seinem Herzog wieder einmal gezeigt, wenn er die „weimarischen Riesen“ besucht und sein „Don Karlos“ ihn als zu ihnen gehörig legitimiert hatte, so mußte doch irgend etwas für das Leben Brauchbares sich anspinnen. Alles dieses überragte ein andrer Umstand: Frau v. Kalb war in Weimar, und sie konnte Schiller mehr sein als Minna und Dora. Warum hätte sie ihm nicht alles sein können! Der Gedanke erfüllte ihn, zog ihn stärker nach Karl Augusts Residenz als die andern Erwägungen. Das Gewaltsame, mit den gesellschaftlichen Gewohnheiten Kollidierende, welches diesem Projekte anhaftete, wurde von Körner nicht übersehen, ob gemißbilligt? Jedenfalls waren die Dresdener Freunde bereit, Schiller auch in Begleitung Charlottens mit alter Liebe aufzunehmen, sobald dieser mit ihr heimkehren werde. Dresden sollte vorläufig sein Heim bleiben und die Weimarer Exkursion nur kurze Wochen währen, so war es verabredet; Körner aber, welcher der Sache doch wohl nicht so ganz traute, gab dem Hypochondristen noch ein reelles Heiratspländchen als Palliativ auf den allerschlimmsten Fall mit.

Wenn auch diesmal der Idealist noch manche „Berge für Treppen nahm“, er war gegen die Launen und Sprünge des Pegasus doch mißtrauisch, er war geradezu kleinmütig geworden, und die letzten Jahre hatten durch bittere Erfahrungen den Jugendmut so weit gedämpft, daß sich der Blick öfter als früher dem irdischen Pfade zuwandte, die Sümpfe zu vermeiden. Das Gemeine des Tagesbedürfnisses begann den Dichter festzuhalten, er mußte die Hoffnung aufgeben und hatte sie aufgegeben, die besten Augenblicke seiner geistigen zu Ernährern seiner irdischen Existenz machen zu können; er fühlte, daß jeder Augenblick ausgenutzt werden müsse, daß er nicht mehr als Dichter stolz auf den Höhen der Menschheit wandeln dürfe, was er ja in der „Thalia“ noch immer halb und halb versucht hatte, daß er in der Sackgasse drin saß, als Schriftsteller dem Broterwerb nachzugehen. Er wehrte sich wie ein Held gegen dieses Mißgeschick, er opferte seine Kunst; aber er erniedrigte sie nicht zum Handwerk,

er wurde Historiker, dann Philosoph. Ein harter Kampf mit den Verhältnissen, nicht arm an Siegen! Nur kann sich leider die Nachwelt ihrer nicht recht erfreuen, denn auf beiden Gebieten, dem der Historie und der Philosophie, war Schiller zu übertreffen, und seine dortigen Thaten kosteten ihn und uns größere, die er hätte leisten können.

Auf beiden Gebieten hatte er sich schon versucht, als er sich zur Abreise nach Weimar entschloß. Ein der in Frankreich publizierten Sammlung von Verschwörungen ähnliches Unternehmen schien auch für den deutschen Buchhandel ein vorteilhaftes, und es fand sich bald ein Verleger, Crusius in Leipzig, der es wagen wollte, obgleich sich Göschen nichts davon versprach. „Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen" sollte der Titel des Sammelwerkes sein, Huber hatte sich schon im Jahre vorher (1786) daran gegeben, aus der „Histoire des conjurations" den „Rienzi" und die „Verschwörung des Marquis v. Bedemar" (welch letztere Arbeit lange Zeit für eine Schillersche Übersetzung des „St. Réal" galt) zu verdeutschen; Schillers Schwager Reinwald übernahm dafür die „Verschwörung der Pazzi", und Schiller selbst wollte den „Abfall der Niederlande von der spanischen Regierung" beisteuern. Er war an dem Werke schon in Dresden thätig gewesen und nahm diese Anfänge mit auf die Reise. Mit großen dichterischen Hoffnungen war er nach Dresden gekommen, mit prosaischen, in jeder Hinsicht prosaischen ging er von dort weg, und sein Mantelsack, der bisher immer gewöhnt war, eine halbfertige Poesie vor den Fährnissen der Reise zu beschützen, der in diesem Punkte sogar verwöhnt war, denn bei jeder folgenden Reise war ihm ein bedeutenderes Werk anvertraut worden, dieser Mantelsack verwunderte sich nicht wenig, als ihm sein Herr diesmal einige Bogen Prosa, trockne Prosa übergab, und sein Herr that ihm leid. Schiller hätte sich vielleicht selbst leid gethan, als er damals in den Postwagen stieg, wenn nicht die Gedanken an Karl August, Goethe, Wieland, Herder, an Charlotte ihn aufrecht erhielten. Noch einmal reichte er den Freunden die Hand — auf baldiges Wiedersehen! Aber alles kam anders.

---

3. Weimar.

Schiller reiste nach Leipzig und weiter. Am Posthause zu Naumburg herrschte noch einige Aufregung, als er dort eintraf; kurz vorher hatte ein hoher Herr die Pferde gewechselt, um weiter zu fahren; nach Potsdam, erzählte man sich. Dieser hohe Reisende war der Herzog von Weimar, Karl August, der seinen Rat um eine Stunde verfehlte; wann er zurückkehren werde, wußte niemand.

Am Abend des 22. Juli (1787) traf Schiller in Weimar ein, unerkannt und unbekannt; niemand beachtete den Fremden, niemand ahnte, was er der Stadt und was die Stadt ihm werden sollte. Die Aussichten für seinen eigentlichen Reisezweck waren nicht günstig, Weimars Hauptgenien fehlten, Goethe weilte in Italien. Nur eine Seele erwartete den einsamen Dichter, hatte ihn schon lange mit Sehnsucht erwartet, Frau v. Kalb. Bald nach seiner Ankunft ging er zu ihr; die Spuren von Kränklichkeit lagen noch auf ihren Zügen, die Aufregung des Wiedersehens vermochte sie nicht ganz zu verwischen. Die ersten Momente der Begegnung hatten etwas Gepreßtes, Betäubendes; bald fand Schiller sich jedoch wieder heimisch, jeder abgerissene Faden seines frühern Umganges mit Charlotten knüpfte sich wieder an. Den folgenden Tag (Sonntag) verbrachte er ganz in ihrer Gesellschaft und machte bei ihr schon gleich die Bekanntschaft des Grafen Solms und der Frau v. Imhof, der Schwester von Goethes Freundin, Frau v. Stein. Am Montag besuchte er Wieland, zu welchem er durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Kreaturen von lieben Kinderchen gelangte. Schon das erste Zusammentreffen war wie „eine vorausgesetzte Bekanntschaft". Ein Augenblick machte alles. „Wir wollen langsam anfangen", sagte der Übersetzer des „Lucian", „wir wollen uns Zeit

nehmen, einander etwas zu werden." Er betrachtete zu Schillers Freude das Verhältnis nicht als eine vorübergehende Begegnung, sondern als ein solches, das für die Zukunft fortdauern und reifen sollte.

Nächsten Tages ging Schiller zu Herder, „der Goethe mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung liebte, der den Herzog von Württemberg mit Tyrannenhaß haßte", der erstaunlich höflich gegen seinen Besuch war und von seinen Werken — noch nichts gelesen hatte. Der Freitag brachte eine wahrscheinlich durch Wieland herbeigeführte Einladung der Herzogin Amalia nach dem nahegelegenen Schlößchen zu Tiefurt. Wieland begleitete den Geladenen dahin. In einer kleinen halben Viertelstunde war die ganze Bekanntschaft in Ordnung; die Herzogin sprach wenig, doch „hatte sie das Gute, keine Steifigkeit des Zeremoniells zu verlangen". Schon begann Schiller sich zu fühlen. „Charlottens Idee von mir hat mir Zuversicht gegeben, und die nähere Bekanntschaft mit diesen weimarischen Riesen — ich gestehe dies — hat meine Meinung von mir selbst verbessert", schrieb er nach Dresden. „Das Resultat aller meiner hiesigen Erfahrungen ist, daß ich meine Armut erkenne, aber meinen Geist höher anschlage, als bisher geschehen war. Dem Mangel, den ich im Vergleich mit andern in mir fühle, kann ich durch Fleiß und Applikation begegnen, und dann werde ich das glückliche Selbstgefühl meines Wesens rein und vollständig haben. Mich selbst zu würdigen, habe ich den Eindruck müssen kennen lernen, den mein Genius auf den Geist mehrerer entschieden großer Menschen macht. Da ich diesen nun kenne und den Vereinigungspunkt ihrer verschiedenen Meinungen von mir ausfindig gemacht habe, so fehlt meinem Urteile von mir selbst nichts mehr. Um nun zu werden, was ich soll und kann, werde ich besser von mir denken lernen und aufhören, mich in meiner eignen Vorstellungsart zu erniedrigen. Ich habe viel Arbeit vor mir, um zu meinem Ziele zu gelangen, aber ich scheue sie nicht mehr. Mich dahin zu führen, soll kein Weg zu außerordentlich, zu seltsam für mich sein. Es wäre unbegreiflich, lächerlich, aus einer feigen Furcht vor dem Unmöglichen und einer verzagten Unentschlossenheit sich um den höchsten Genuß eines denkenden Geistes, Größe, Hervorragung, Einfluß auf die Welt und Unsterblichkeit des Namens zu bringen. In welcher armseligen Proportion stehen die Befriedigungen irgend einer

kleinen Begierde oder Leidenschaft gegen dieses richtig eingesehene und erreichbare Ziel? Das gestehe ich, daß ich in dieser Idee so befestigt, so vollständig durch meinen Verstand überzeugt bin, daß ich mit Gelassenheit mein Leben an ihre Ausführung zu setzen bereit wäre und alles, was mir nur so lieb oder weniger teuer als mein Leben ist. Dies ist nicht erst seit gestern oder heut' in mir entstanden. Jahre schon hab' ich mich mit diesem Gedanken getragen, nur die richtigere Schätzung meiner selbst, wozu ich jetzt erst gelangt bin, hatte noch gefehlt, ihm Sanktion zu geben."

Diese Empfindungen wurden zwar einige Wochen später erst niedergeschrieben, aber Schiller hatte sie schon jetzt, und sie zeigen, daß er an dem Programm, welches er als Jüngling aufgestellt, festzuhalten durchaus gewillt war. Das Entgegenkommen der weimarischen höchsten Gesellschaftskreise erleichterte ihm solche Absichten, indem es ihn sicher machte und ihm bessere Aussichten für die Zukunft zu hegen nicht verwehrte. Die Herzogin wiederholte ihre Einladung und ließ sie sogar an ihn und Frau v. Kalb zusammen ergehen. Bald machte er die Bekanntschaft der berühmten Sängerin und Schauspielerin Korona Schröter, Knebels und des erfinderischen Bertuch. Auch empfing er die Visite des Geheimrats Voigt, die zwar nur eine Viertelstunde dauern sollte, sich aber zur zweistündigen Unterhaltung ausdehnte, nach deren Schluß die beiden „warm und vergnügt auseinander gingen". Schiller empfand, daß er anzog, aber er selbst attachierte sich, wie früher schon, sehr delikat, es war ihm keineswegs jeder recht, und er rümpfte aus Ungewohntheit der Lage über manches die Nase. Bei Charlotte v. Kalb lernte er den Assistenzrat Schmidt kennen, den Vater derjenigen jungen Dame, auf welche Körner ihn hingewiesen. Der Freund hatte damit keinen glücklichen Griff gethan und mußte bald hören: „Die so berühmte Mamsell soll ein redseliges, affektiertes und kaltes Geschöpf sein, also aus der Partie wird nichts, schlagt mir eine bessere vor". Der Vater wurde als ein wohlwissender, gezierter und dabei doch altfränkischer Patron in Geschmack und Urteil bezeichnet. Bald danach hieß es: „Eure Mlle. Schmidt habe ich vor zehn oder zwölf Tagen bei einem Konzerte kennen lernen. Es ist eine kostbare (gezierte) Demoiselle, gegen die ich nie etwas fühlen könnte. Ihre Schönheit besteht in einem ungemein weißen und feinen Teint und überaus schönen licht-

blonden Haaren; aber ihre Züge taugen wenig und würden ohne diese Gesichtsfarbe und Haare schwerlich bemerkt werden. Gegen mich war sie sehr artig und aufmerksam; überhaupt mag sie es wohl leiden können, bewundert zu werden. Man hält sie hier für eine gute Partie, aber ihre Gefühle der Liebe stehen unter dem eisernen Zepter der Vernunft. Man will behaupten, daß sie den Dreißigen nahe wäre." Sechs Wochen später war er bekannter mit ihr und verschmähte ihren Umgang schon weniger. In einer Mittwochsgesellschaft, zu welcher sich seit 1. Oktober das bürgerliche Element unter Ausschluß des Adels zusammengethan, und der auch Schiller beigetreten war, hatte er eine Whistpartie arrangiert, bestehend aus den Fräulein Schmidt und Schröter, dem Kammerrat Riedel und dem Hofmedikus Hufeland. Während des gemeinschaftlichen Nachtessens, womit ein solcher Klubabend zu schließen pflegte, saß er zwischen der Schröter und der Schmidt und fand, daß man sich just auf so viel Zeit recht angenehm dabei haben könne, doch schwerlich länger. Er schenkte der Dame dann auch einen „Don Karlos" mit einer galanten Widmung. Drei Vierteljahre weiter, nachdem Körner Schiller wieder an sie und das Projekt erinnert hatte, tauchte die Dame nochmals in einem Briefe auf; es hieß dort: „Was Du mir einmal von der Schmidt geschrieben, mag Dir der Himmel vergeben. Das Mädchen selbst würde mir auch ohne ihr Geld gerade nicht mißfallen; in Weimar hat sie mir immer am besten unter allen gefallen, und es ging mir nicht allein so. Aber an sie zu denken, ist keine Möglichkeit, weil Vater und Mutter und Tochter auf's Geld vorzüglich sehen. Die Tochter zwar, die Eitelkeit hat, würde nicht ungeneigt sein, wenn sich noch etwas andres mit dem Geld verbinden ließe; ich glaube auch, daß sie mir Vermögen und Rang herzlich wünschen würde, um Ansprüche an sie machen zu können! Aber die Elastizität hat ihr Charakter nicht, nach ihrem Geschmack sich zu bestimmen. Und dann fragt sich's sehr, ob sie als Frau das für mich bliebe, was sie mir jetzt noch zu sein scheint." Die Verhältnisse hatten die Verwirklichung des Körnerschen Planes nicht zugelassen, wie die ausgehobenen Briefstellen, welche dem chronologischen Gange der Erzählung vorgegriffen haben, darthun. Mag diese sich nun der ersten weimarischen Zeit wieder zuwenden.

Wieland, der den Neuangekommenen so warm empfangen, ließ plötzlich eine Erkaltung des Verhältnisses eintreten; er hatte

Schiller versprochen, den „Don Karlos“ mit ihm zu lesen und ihm — recht väterlich — „im Detail seine Meinung davon zu sagen“. Der jüngere Dichter, welcher doch von solcher Kritik nur sehr geringen Nutzen für seine eigne Thätigkeit erhoffen konnte, sollte darin ein Zeichen besondern Interesses sehen. Dieses Zeichen blieb jedoch aus. Gotter aus Gotha war angekommen, der Mann mit „dem zerrissenen Charakter, der viele, aber französische Bildung, viel Geist und Witz, aber dabei eine Nüchternheit besaß, die Schiller abschreckte“. Dieser in Weimar sehr anerkannte Gotter, der am „Don Karlos“ so viel auszusetzen fand, las das Drama der Herzogin Amalia zu Tiefurt in einer Gesellschaft vor, der auch Wieland anwohnte. Wie Schiller am andern Tage erfuhr — Gotter war sich wichtig genug, um höchstselbst den Dichter mündlich und ausführlich darüber zu belehren —, hatte „nur die erste Hälfte von der Posaschen Geschichte Wirkung gethan, die andre keine oder eine widrige. Gotter behauptete mit Eifer, daß diese zweite Hälfte und die Aufopferung des Marquis durch Dunkelheit der Exposition, durch Unwahrscheinlichkeit von seiten des Königs, durch das geschwächte Interesse am Karlos und dergleichen ganz verloren ginge. Man fand dieses Menschen (Posa) Kühnheit in der Natur nicht gegründet, und also war alles, was dieser vermeinte Fehler hervorbrachte, mit dem Fehler zugleich verdammt.“ Kurz, im hochfürstlichen Kreise war über „Don Karlos“ der Stab gebrochen, Gotter hatte es besorgt, Wieland schloß sich dem verehrten Vorredner an, vermied längere Zeit, Schiller zu sehen, und reiste sogar auf einige Wochen nach Eisenach, ohne sich von ihm zu verabschieden. Herder dagegen erklärte sich laut für den geschmähten Dichter und nahm an der Tafel der Herzogin seine Partei. Er versicherte Frau v. Kalb, daß Schiller ihn sehr interessiere, und bat sie um seine Schriften. Leider verfiel er bald nachher in eine heftige Krankheit, und für Schiller war nun Weimar wenig, wie er selbst eingestand; da führte ihn sein guter Genius — an die Arbeit; er studierte Locke und schrieb an der „Niederländischen Rebellion“. Ganz voll von seiner Materie, schaffte er mit Lust. Das Werk sollte sein Debüt in der Geschichte werden, und die Hoffnung, etwas recht Lesbares zu stande zu bringen, regte andre Hoffnungen an. In diesem Sinne schrieb er am 18. August, am folgenden Tage hatte er Weimar plötzlich satt und reiste in Gesellschaft der Tochter Wielands, Frau Sophie Reinhold, und

der Frau v. Kalb nach Jena, letztere kehrte abends nach der Residenz zurück. Den Überdruß an Weimar motivierte er damit, daß ihn sein dortiger Aufenthalt zu viel an Zeit, Geld und Zwang koste, und daß der Vorteil, den er davon ziehe, zu unbeträchtlich sei. Wenn er nur müßig gehen und genießen wollte, hätte ihm Weimar gefallen können. Jena kam ihm größer und ansehnlicher vor, längere Gassen und höhere Häuser „erinnerten einen, daß man doch wenigstens in einer Stadt sei".

Schiller stieg in Jena bei Professor Reinhold ab. Dieser, Wielands Schwiegersohn, war früher katholisch und sogar Novize des Jesuitenordens gewesen. Einesteils die Aufhebung des Ordens, dann die Neigung zu einem Mädchen machten ihn dem geistlichen Stande abwendig, nachher schwur er seinen Glauben ab und wandte sich dem Studium der Kantschen Philosophie zu, die er jetzt in Jena lehrte. Aus dem ehemaligen Jesuitennovizen war ein so begeisterter Verehrer Kants geworden, daß er die Behauptung aussprach, „der Königsberger Philosoph werde nach hundert Jahren die Reputation von Jesus Christus haben". Da er übrigens mit Verstand und nicht mit Schwärmerei von dieser Philosophie sprach, hatte er an Schiller einen aufmerksamen Zuhörer, den er sehr bald dazu vermochte, mit der Lektüre der Kantschen kleinen Aufsätze in der „Berliner Monatsschrift" zu beginnen. Der plötzlich gewonnene Proselyt fühlte sich von den darin niedergelegten Ideen über eine allgemeine Geschichte außerordentlich befriedigt. „Daß ich Kant noch lesen und vielleicht studieren werde, scheint mir ziemlich ausgemacht." Mit diesem Eingeständnisse gab Schiller dem Dresdener Freunde, „der ihm immer vergebens von Kant vorgepredigt hatte", keine geringe Genugthuung.

Außer Reinhold lernte er in Jena den Professor der Philosophie, Schütz, ferner den Theologen Döderlein und den Geheimen Kirchenrat Griesbach kennen, dann den Juristen Gottlieb Hufeland, damals Privatdozent an der Universität, der mit Schütz zusammen die Redaktion der „Allgemeinen Litteraturzeitung" besorgte. In solcher Gesellschaft vergingen dem Dichter sechs Tage sehr angenehm, und „noch nie war es ihm in einem fremden Orte so behaglich geworden." „Ganz glücklich" — fuhr er in seinem Berichte fort — „kann ich nirgends und nie sein, weil ich nirgends die Zukunft über der Gegenwart vergessen kann. Ich war sechs Tage müßig in Jena. Schon allein das

mußte mir die reine Freude vergiften." Frau v. Kalb kam, um ihn abzuholen. Den letzten Abend verbrachte er in Griesbachs Gartenhaus unter frohen, aufheiternden Menschen. Er unterhielt sich lange mit dem Gastgeber, besonders über die Universität und die Stadt Jena. Es wurde gelobt, daß die unter vier sächsische Herzöge verteilte Gewalt über die Akademie diese zu einer ziemlich freien und sichern Republik mache, in welcher nicht leicht eine Unterdrückung stattfinde. Die Professoren seien in Jena fast unabhängige Leute und brauchten sich um keine Fürstlichkeiten zu kümmern.

Obgleich der Eindruck der Stadt und ihrer Zustände auf Schiller ein so ungewöhnlich günstiger war, fühlte er sich dadurch doch zu keinem bestimmten Entschlusse angeregt. Er verließ Jena sehr vergnügt und that ein Gelübde, es nicht zum letztenmal gesehen zu haben. Von Reinhold nahm er die beruhigende Versicherung mit, daß er keine Schwierigkeiten haben werde, wenn er auf eine Professur reflektiere. Allein einem derartigen Plane war er jetzt abgeneigt und mit dieser Idee, die er allerdings früher gehegt, „zerfallen". Warum, darüber sagte er seinem Freunde Körner: „Meine Unabhängigkeit und die Vermengung meiner Existenz mit euch soll das Schicksal meines Lebens bleiben, vorausgesetzt, daß mir Schriftstellerei ein angenehmes Dasein verschaffen kann. Dieses muß sich nach Verfluß eines Jahres entschieden haben, wo ich alsdann wissen werde, wie leicht oder schwer, wie fruchtbar oder arm meine Feder und wie günstig oder abhold das Glück mir sein wird. Für meine späteren Jahre muß mir freilich immer irgend eine Zuflucht in einer akademischen Wissenschaft bleiben."

Nachdem er mit solchen Vorsätzen wieder in Weimar eingerückt war (am 25. August 1787), am 28. Goethes Geburtstag bei Knebel hatte mitfeiern helfen, bei welchem Feste er einen Toast auf den noch in Italien Weilenden ausbrachte, nachdem er einzusehen angefangen, daß seither „wenig gehandelt und viel geschwelgt" worden sei, beherzigte er endlich selbst, was er vor kurzem in recht lehrhaftem Tone an Huber geschrieben: „Glaube mir, es steht unendlich viel in unsrer Gewalt, wir haben unser Vermögen nicht gekannt — dieses Vermögen ist die Zeit. Eine gewissenhafte, sorgfältige Anwendung dieser kann erstaunlich viel aus uns machen. Und wie schön, wie beruhigend ist der Gedanke, durch den bloßen richtigen Gebrauch der Zeit, die

unser Eigentum ist, sich selbst und ohne fremde Hilfe, ohne Abhängigkeit von Außendingen sich selbst alle Güter des Lebens erwerben zu können. Mit welchem Rechte können wir das Schicksal oder den Himmel darüber belangen, daß er uns weniger als andre begünstigt. Er gab uns Zeit, und wir haben alles, sobald wir Verstand und ernstlichen Willen haben, mit diesem Kapital zu wuchern." Dieser Einsicht nachlebend, vertiefte er sich endlich wieder in seine trocknen Arbeiten an der „Niederländischen Rebellion". Zehn Stunden blieb er täglich zu Hause und fing an, sich ganz leidlich zu befinden; er fragte nach niemand und schränkte seine Besuche ein, zu Frau v. Kalb freilich ging er täglich zweimal. Den Herzog, der für einige Tage nach Weimar zurückgekehrt war, um sich dann „zum Leidwesen des ganzen Landes" dem preußischen Heere anzuschließen, welches die gegen ihren Erbstatthalter widerspenstigen Holländer zur Räson zu bringen sich anschickte, konnte er nicht sehen, weil dessen Zeit von anderem vollkommen in Anspruch genommen wurde. Obgleich Körner es ärgerlich fand, daß die Audienz nicht zu stande gekommen, ertrug Schiller, der vorläufig noch nichts von Karl August zu erbitten und ihm nichts Wichtiges vorzuschlagen hatte, den Umstand mit Gleichgültigkeit.

Weniger gleichgültig war ihm eine Begegnung mit Wieland, den er zufällig in einer Gesellschaft traf. Dieser hatte in seiner Zeitung „Merkur" den „Don Karlos" besprochen und „einiges Gute" darüber gesagt. Schiller konnte daher nicht umhin, ihm „nach allen Regeln der Höflichkeit und Billigkeit" dafür zu danken, und damit kam die Aussöhnung zu stande. Wieland sagte ihm „viel Gedachtes und Schmeichelhaftes" und sprach die Überzeugung aus, daß das Drama Schillers Fach sei. Schiller selbst war jedoch davon noch nicht überzeugt.

Diese Bemerkung aus dem Munde eines Dichters, der die „Räuber", den „Fiesko", „Kabale und Liebe" geschrieben, der eben den „Don Karlos" vollendet, hat für den gewöhnlichen Begriff beinahe etwas Komisches, und man würde die Äußerung eines solchen Zweifels, wenn er nur durch Erzählung eines andern überliefert wäre, mit dem stärksten Zweifel betrachten; aber Schiller schrieb es selbst mit dürren Worten im Briefe vom 14. Oktober 1787 an Körner. Dieser Zweifel, dessen Ursachen weit weniger in dem Dichter als in den umgebenden Personen und Verhältnissen und in der ganzen damaligen Auffassung

lagen, wurde von großer, trauriger Wichtigkeit für ihn, weil er ihn jahrelang seinem eigentlichen Beruf entfremdete und ihn unter sich selbst hinabdrückte.

Wieland hatte damals Lust, Schiller für seinen „Merkur“ zu nützen. Er machte ihm alles Ernstes den Vorschlag, sich bei der Zeitung zu beteiligen und die „Thalia“ damit zu vereinigen, resp. darin aufgehen zu lassen, eine Idee, welche Schiller gern aufgriff und mittels seiner lebhaften Phantasie schnell so weit ausgestaltete, daß sie sich wie ein Rückhalt für die Zukunft ansah. — Selbstverständlich kam sie nie zur Ausführung. Ebensowenig die daran geknüpfte Möglichkeit, eine Tochter Wielands zu freien. Wegen dieser Laune einer unüberwachten Minute fragte er bei Körner an, und letzterer gab die einzig richtige Antwort. Wenn ein Mann von 28 Jahren, und der war Schiller, den Freund in solchem Falle fragt: Soll ich? so gebührt sich ein entschiedenes Nein. Auf Körners Nein folgte ein „profundes Schweigen“, was dieser jedenfalls unrichtig deutete — der Gedanke an Wielands Tochter gehörte schon wieder der Vergangenheit an. Eine Reise nach Meiningen und Bauerbach, welche Körner nach Schillers Andeutungen schon im September hätte erwarten müssen, wurde hinausgeschoben, zeitweilig vergessen und plötzlich im November ausgeführt. Schiller hatte „neue, kostbare Empfindungen von der Fahrt erwartet, heilige Pilgrimsgefühle durch die Ideen, die diesem Orte von seinem ehemaligen stillen Aufenthalte her angeheftet seien“. „Ich werde Dir gewiß etwas Interessantes für mein Herz davon zu erzählen haben“, schrieb er im August an Körner.

Nun, nachdem die Reise wirklich gemacht war, lautete der Bericht: „Ich fühlte nichts. Keiner von allen Plätzen, die ehemals meine Reise interessant machten, sagte mir jetzt mehr etwas. Jene Magie war wie weggeblasen. Alles hatte seine Sprache an mich verloren. An dieser Verwandlung sah ich, daß eine große Verwandlung mit mir selbst vorgegangen war. Und mußte sie nicht? Wie viele neue Gefühle, Schicksale und Situationen lagen nicht in diesem Zwischenraume! Eure Erscheinung, unsre ganze Freundschaft, ganz Mannheim mit seinen Freuden und Leiden, Charlotte, Weimar, eine ganz neue Epoche meines Denkens!“ Frau v. Wolzogen war die nämliche geblieben, die liebevolle, mütterliche Freundin. In Meiningen hatten Schwager und Schwester Christophine Schiller aufs herzlichste aufge-

nommen. Vom Herzog, dem er vorgestellt wurde, empfing er diesmal keinen guten Eindruck, er sah ihn zu sehr durch Reinwalds Brille, und Reinwald hatte vieler unverdienter Zurücksetzungen wegen Ursache, in seiner Zuneigung zu dem angestammten Fürsten Maß zu halten. Den Maler Reinhart, den Freund von Gohlis her, traf er hier wieder und zwar als Günstling des Herzogs; aber er war doch „ganz der alte, brave Kerl" geblieben. Die beiden kamen oft zusammen, Reinhart zeichnete ihn, und das Bild war „ziemlich getroffen". Der Dichter vergalt Gleiches mit Gleichem und zeichnete ein Porträt Reinharts, das für eine Dilettantenhand gar nicht übel ausgefallen sein soll, wahrscheinlich auch nur „ziemlich getroffen". Der Künstler, dessen Dichten und Trachten sich auf Italien richtete, war in den Tagen gerade damit beschäftigt, eine große Landschaft zu dem „Et ego in Arcadia" zu malen, deren Skizze er dem Freunde zum Geschenk zu machen versprach. Als die beiden sich diesmal trennten, war es ein Abschied fürs Leben. Sie haben sich nie wieder gesehen, sind sich aber immer herzlich gut geblieben, wie die noch vorhandenen Briefe beweisen.

Während seines Bauerbacher Aufenthalts lernte Schiller den Onkel und Heiratsstifter der Frau v. Kalb, den Kammerherrn v. Stein auf Nordheim, dann aber auch den Bräutigam der einst von ihm so hochverehrten Lotte v. Wolzogen, den hildburghausenschen Regierungsrat v. Lilienstern, kennen.

Die wichtigste Begegnung während dieses Ausflugs war die mit Wilhelm, dem Sohne der Frau v. Wolzogen, seinem ehemaligem Akademiegenossen; bei den Bauten beschäftigt, die Karl Eugen in Hohenheim ausführen ließ, befand er sich gerade auf Urlaub in Bauerbach, als Schiller dort eintraf. Da er sich auf Befehl Karl Eugens demnächst nach Paris begeben sollte, um sich in der Architektur weiter auszubilden, hatte er den Wunsch, „seine superklugen Kousinen" in Rudolstadt vorher zu besuchen, mit deren älterer er seit langem in lebhaftem Briefwechsel stand. Schiller war leicht beredet, um ihn auf dieser Fahrt begleiten zu können, seinen Rückweg nach Weimar über Rudolstadt zu nehmen.

Dort in der anmutigen Stadt am Ufer der Saale, in einem Thal, welchem ferne, groß gezeichnete blaue Berge und nahe waldumkränzte Anhöhen so eignen Reiz verleihen, wohnte Frau v. Lengefeld, die Witwe des 1775 verstorbenen rudolstädtischen

Oberlandjägermeisters und Schwester des Herrn v. Wurmb, den Schiller bei seinem ersten Bauerbacher Aufenthalt kennen gelernt. Mit dieser Frau v. Lengefeld und ihren beiden Töchtern, Karoline und Charlotte, sowie mit dem jetzigen Gatten der erstern, Herrn v. Beulwitz, hatte Schiller schon 1784, als die Familie aus der Schweiz zurückkehrte, wie früher erzählt wurde, in Mannheim flüchtig Bekanntschaft geschlossen.

In der Erinnerung an die Eindrücke dieser Schweizerreise lebten die jungen Damen noch immer, und in der altmodischen und traurigen, von den geschmacklosen Förmlichkeiten des kleinen rudolstädtischen Hofes beherrschten gesellschaftlichen Umgebung wandelte sie oft eine wehmütige Sehnsucht nach den malerischen Ufern des Genfer Sees an. Über Lottes Gemüt lagerte außerdem die Wolke einer leisen Melancholie um eines abgerissenen Herzensverhältnisses willen. Den schottischen Kapitän Heron, für den sie eine tiefe, anscheinend ebenso herzlich erwiderte Neigung empfunden, hatte die Pflicht nach Ostindien gerufen; Lotte mußte sich mit dem Gedanken der Entsagung vertraut machen, das ward ihr schwer, um so schwerer, als das äußere Leben keine Abwechselung brachte und die trübselige Unterhaltung mit dem Tagebuch nicht durch interessantere Ablenkungen gestört wurde. Die einzige Neuigkeit, welche hier auftreten konnte, war ein Reisender, und nur selten führte Zweck oder Zufall jemand von auswärts in die Abgeschlossenheit dieser Residenz, die abseits vom Wege lag und durch keine „Kunststraße" mit der übrigen Welt verbunden war. Eine solche interessante Neuigkeit trug sich wirklich zu am 6. Dezember des Jahres 1787.

Dieser 6. Dezember war ein trüber Wintertag; Hufschlag schallte durch die Straßen des Hauptstädtchens, man fuhr an die Fenster, auch Karoline und Lotte v. Lengefeld sahen eiligst nach, was da herankomme. Zwei Reiter passierten vorbei; der eine bedeckte sich zwar das Gesicht mit dem Mantel, aber die verwünschten Prinzessinnen, besonders Karoline, deren Auge die Liebe schärfte, erkannten ihn doch: das war ja Vetter Wilhelm. Aber der andre? Man war recht neugierig, wer der andre sein könnte, und gewaltig erstaunt, als Vetter Wilhelm kurz darauf eintrat und nach der ersten Begrüßung mitteilte, sein Gefährte sei Schiller, der Dichter Schiller, und zugleich um die Erlaubnis bat, ihn den Damen heute abend vorstellen zu dürfen. Mit Freuden wurde die Erlaubnis erteilt; während Wolzogen den

Freund abzuholen ging, erhielt Lotte von Karolinen, welche als verheiratete Frau die wenn auch nur drei Jahre jüngere Schwester gern ein wenig bemutterte, gute Lehren und Ratschläge über ihr Verhalten. Sie sollte auch mitreden in der Konversation, hielt ihr Karoline vor, und sie nicht immer allein sprechen lassen. Lotte versprach es aus Gefälligkeit für die Schwester, obschon sie sich gerade nicht recht wohl fühlte und an Kopfweh litt.

Schiller kam, aufs liebenswürdigste empfangen und aufs angenehmste berührt durch den Unterschied dieser Unterhaltung gegen den kritisierenden und mehr abweisenden als entgegenkommenden Ton der Weimarer Gesellschaft. Dort übten die Träger der deutschen Litteratur so großen Einfluß, daß in allen Zirkeln die Dichtwerke den fast alleinigen Gesprächsgegenstand bildeten; im Grunde genommen wurde jedoch mehr darüber geschwatzt als gedacht, und das eigentliche Leben, dessen Schiller bedurfte, um seiner selbst froh zu werden, fehlte. Hier aber begegneten ihm Einflüsse einer Lektüre, die Herz und Gemüt gebildet; er hatte zwei junge Damen vor sich, denen ein Gefühl für den wahren Wert des Menschen, der männlichen Würde insbesondere, beiwohnte, die zwar mit dem „Grandison" aufgewachsen waren, jedoch zu den Biographien des Plutarch als zu einer Lieblingsunterhaltung immer wieder zurückkehrten. Sie kannten den „Don Karlos" noch nicht; ohne alle schriftstellerische Eitelkeit äußerte sein Dichter den Wunsch, daß sie das Werk lesen möchten; es lag ihm augenscheinlich daran, die Fortschritte seines Geistes von ihnen begriffen zu wissen.

Lotte hatte tapfer mitgeredet, und sie freute sich dessen nachher sehr, denn Schillers Persönlichkeit hatte Eindruck auf sie gemacht. Als er mit dem wenn auch nicht bestimmten Versprechen geschieden war, am Sonntag wiederzukommen, wartete sie ängstlich auf sein Erscheinen, und es war ihr nicht recht, daß er ausblieb. Das Billet aber, mit welchem er den „Karlos" schickte, bewahrte sie sorgfältig auf und hoffte dann weiter auf den nächsten Sommer, den Schiller in dem schönen Thale zu verleben bestimmt zugesagt hatte.

Mit schwerem Herzen und nur der dringendsten Notwendigkeit nachgebend, denn er mußte an die Arbeit, ritt Schiller am folgenden Morgen mit Wolzogen nach Weimar und schrieb alsbald an Körner: „In Rudolstadt habe ich mich auch einen Tag

aufgehalten und wieder eine recht liebenswürdige Familie kennen gelernt. Eine Frau v. Lengefeld lebt da mit einer verheirateten und einer noch ledigen Tochter. Beide Geschöpfe sind (ohne schön zu sein) anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuern Litteratur, Feinheit, Empfindung und Geist. Das Klavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte. Die Gegend um Rudolstadt ist außerordentlich schön. Ich hatte nie davon gehört und bin sehr überrascht worden." Der etwas schnellen Bemerkung Schillers über Lottens Gestalt ist billig eine Stelle aus dem Werke der Schwester gegenüberzusetzen, wodurch überdies das Bild Charlottens vervollständigt wird. Karoline sagt: „Meine Schwester hatte eine sehr anmutige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigern Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere, zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind."

Schon war eingetreten, was Körner erst nach einigen Jahren erwartete; für Schiller selbst noch unklar, lag das Werdende vor ihm, denn „Herz und Kopf jagten sich immer und ewig bei ihm", aber es kam so, wie es im normalen Menschenleben kommen soll: zu guter Stunde hatten sich die ganzen Persönlichkeiten gleichmäßig angezogen. Es waren nicht die Rücksichten auf die oder die Eigenschaften des andern, welche die Gefühle des einen Teiles bestimmten, sondern die gesamte menschliche Eigenart übte gegenseitig die Wirkung auf die Gemüter. Als Schiller nach Weimar zurückkam und dort Frau v. Kalb an der Seite ihres Gatten vorfand, bemerkte er selbst schon ein Erkalten seiner Neigung für sie. Den ganzen innern Sinn von dem Bilde der anmutigen Rudolstädter Lotte erfüllt, ließ er gegen Körner die Bemerkung fallen: „Eine Frau, die ein vorzügliches Wesen ist, macht mich nicht glücklich,

oder ich habe mich nie gekannt". Charlotte v. Kalb war ein so vorzügliches, das soll heißen hervorragendes Wesen, an Leidenschaft und großer Auffassung aus dem Gewöhnlichen, mindestens aus dem für den Dichter Erträglichen heraustretend. Er empfand längst deutlich genug, daß das Glück des Menschen nur dort dauernd gedeiht, wo es sich menschlichem Maße anbequemt und fügt, und Charlottens ganze Anlage griff weit hinaus über die Grenze, welche diesem Maße gezogen. Hier lag der Punkt, von welchem an die Charaktere Schillers und der Lotte v. Kalb weit auseinander gingen; er hatte diese Bahn einst verfolgt, als er die „Räuber" und die „Laura-Oden" schrieb, nun hatte er sie längst verlassen.

Der Abschied von Rudolstadt war ihm schwer geworden; er hätte ihn gern hinausgeschoben, wenn die „Niederländische Rebellion" nicht gedrängt, besser gesagt die ewige Geldnot, welcher durch das Honorar für dieses Werk abgeholfen werden sollte. Nachdem er Wilhelm v. Wolzogen während dessen zweitägigen Aufenthaltes in Weimar bei den Notabilitäten herumgeführt hatte, saß er wieder unter Folianten und alten staubigen Schriftstellern wie begraben. Jeder Tag hatte zwölf arbeitsvolle Stunden für ihn und manchmal deren noch mehr. Schiller schrieb ums Brot! Seine Weimarer Freunde beglückwünschten ihn sämtlich, daß er sich auf die Geschichte geworfen (!), und er selbst gratulierte sich beinahe dazu, weil er sich dadurch „von dem Fluche befreit sah, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat".

Eigentlich setzte sich in Weimar das Mannheimer Unglück fort. Für sein neuestes Werk war Schiller mit Unlust belohnt worden, auch von seinen Weimarer Bekannten. Dalberg blieb nicht der einzige, der die bessernde Hand an den Dramatiker legte, Schröder nicht der einzige, der ihn im ganzen verwarf, wenn er auch seinen „Karlos" passieren ließ. Es macht noch heute einen tieftraurigen Eindruck, immer und immer wieder daran erinnert zu werden, wie Schiller auch von den besseren seiner Zeitgenossen damals noch wenig verstanden wurde; für das ihm damit angethane Leid findet sich kein Ausgleich dadurch, daß die Seelchen, die ihm mit Tadel, gutem Rat und Verbesserungsvorschlägen freigebig zur Hand gingen, in diesen ihren Bemühungen eine recht komische Figur spielten. Wenn die

Schiller in unsrer Litteratur dutzendweise vorhanden gewesen wären, hätten die Gotter und Konsorten sich vielleicht solche Kritiken, wie sie dieselben übten, herausnehmen dürfen. So aber erscheinen sie dadurch lächerlich, weil ihr ganzes Gebaren deutlich verriet, wie sie dort mit Eifer zu lehren beflissen waren, wo sie allerdemütigst sich des Lernens hätten befleißen sollen. Das ändert leider nichts an der für den Dichter betrübenden Thatsache, daß er sich von solchen Würmchen immer noch von oben herab behandeln lassen mußte. Er glaubte die Kleinheit der zeitgenössischen Riesen entdeckt zu haben und mußte gar bald die Gewalt der Zwerge anerkennen, welche den Stärksten zu unterjochen vermögen, indem sie jedes seiner Haare an den gemeinen Boden anpflöcken.

So ging ihm das Jahr 1787 in ernster Verstimmung zu Ende. Die Nachricht, womit die Dresdener Freunde ihn zu Weihnachten überraschten: Kaiser Joseph habe den „Fiesko“ mit aller Pracht in Wien aufführen lassen und selbst das Stück verkürzt, konnte ihn nur vorübergehend und wohl nur halb erfreuen, denn wie der Kaiserschnitt Genuas Herzog bekommen, blieb fraglich. Wenn der Dichter die Aufführung gesehen, hätte er vielleicht auch gerufen: „Kaiser, bleib' bei deinem Leisten!“

Schiller, so weit war es gekommen, empfand die Ermattung seines Geistes, die auch dem Freunde nicht verborgen blieb. Er wußte genau, worin die Ursache zu suchen sei, in jener Thätigkeit, wozu ihm die Weimarer Freunde so sehr gratuliert, in dem Ringen mit einem ihm heterogenen, fremden und oft undankbaren Stoffe, dem er Leben und Blüte geben sollte, ohne die nötige Begeisterung von ihm zu erhalten. Aber dieser Stoff — und deshalb zwang er sich dazu — sollte ihm das einzige, worauf er noch hoffte, wonach er sich sehnte, erringen helfen, eine bürgerliche und häusliche Existenz. Er fühlte, daß er ein Geschöpf um sich haben müsse, das ihm gehöre, das er glücklich zu machen im stande, das er glücklich zu machen verpflichtet sei, an dessen Dasein er das eigne erfrischen könne. Gefesselt war er noch nicht, aber — selbst um das Opfer seines Genius — fest entschlossen, es zu werden.

---

4. Volkstedt und Rudolstadt.

Mit dem Vorsatze, die Sonnenrosse der Zeit fest in die Zügel zu nehmen, trat Schiller das neue Jahr an. Die Zeit war sein Eigentum, sein Vermögen, wie er an Huber geschrieben. Nur zu bald erfuhr er, daß die unwiderstehliche Dame Zeit sehr verschiedene Gespanne in ihrem Marstall hat und nicht jedem ihre Sonnenrosse zugeteilt werden, sondern irgend ein andres starkes Geschlecht.

Der getreue Eckart Körner, schon lange den Einflüssen der Weimarer Gesellschaft mißtrauend, begann das neue Jahr mit einem energischen Protest dagegen, daß dem Dichter statt der Sonnenrosse ein paar ordinäre Arbeitsgäule vor den leichten Wagen seines Schicksals gespannt werden sollten. In diesem bedeutsamen Aktenstück (vom 13. Januar 1788) hieß es: „Ein paar Worte über Deine Ideen von schriftstellerischer Thätigkeit, die zu meinem Erstaunen schrecklich *prosaisch* geworden sind. Wenn dies eine Folge der *weimarischen Kultur* ist, so hat sie an Dir eben kein Meisterstück gemacht. Ich begreife wohl, daß es dort von Dichterlingen wimmeln mag, und daß die guten Köpfe bei solchen Menschen allerlei Predigten von Gründlichkeit, Nutzen, sicherm Auskommen und dergleichen für nötig gefunden haben. Gemeinplätze dieser Art können nach und nach so gangbar geworden sein, daß sie für das Glaubensbekenntnis jeder reifen, ausgebildeten Vernunft gehalten werden, daß es jugendlich, romanhaft, lächerlich erscheint, an ihrer Allgemeinheit zu zweifeln.... Aber daß dergleichen Armseligkeiten auf *Dich* so viel Einfluß haben, ist mir unbegreiflich. Wieviel fehlt noch, so schämst du Dich, bloß zur *Kurzweil* andrer Menschen zu existieren, und wagst es kaum, einem Brotbäcker unter die Augen zu treten. Also keine Spur mehr von jenen Ideen über *Dichter*-

wert und Dichterberuf, über die wir längst einverstanden waren? Willst Du Dich selbst zum Handlanger für die niedrigen Bedürfnisse gemeiner Menschen herabwürdigen, wenn Du berufen bist, über Geister zu herrschen?"

Schiller antwortete darauf unter anderm: „Du wirst es für keine stolze Demut halten, wenn ich Dir sage, daß ich zu erschöpfen bin. Meiner Kenntnisse sind wenig. Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner Kräfte. Täglich arbeite ich schwerer, weil ich viel schreibe. Was ich von mir gebe, steht nicht in Proportion mit dem, was ich empfange. Ich bin in Gefahr, mich auf diesem Wege auszuschreiben. Zu einem Schauspiel brauche ich kein Buch, aber meine ganze Seele und alle meine Zeit. Zu einer historischen Arbeit tragen mir Bücher die Hälfte bei. Die Zeit, welche ich für beide verwende, ist ungefähr gleich groß. Aber am Ende eines historischen Buches habe ich Ideen erweitert, neue empfangen, am Ende eines verfertigten Schauspiels vielmehr verloren."

Körner ließ sich durch die Festigkeit, mit welcher diese Gründe vorgetragen wurden, nicht beirren und schrieb kurzweg: „Als Dichter hast Du Sprache, Kunstfertigkeit, Phantasie vor Tausenden voraus. Als Geschichtschreiber stehest Du Tausenden in allem nach, was vieljähriges Studium erfordert.... Die Furcht, Dich zu erschöpfen, fällt weg, sobald Du Geschichte oder Philosophie für Dichtkunst benutzest. Was Du zur Erweiterung und Berichtigung Deiner Ideen liest, muß in Deinem Kopfe eine dichterische Form bekommen, wenn Du Dich Deinem Genius überlässest und nicht durch andre Rücksichten zerstreut wirst." Schließlich sprach Körner ernstliche Zweifel aus, ob der Dichter einen gleichen Grad von Größe ebenso bald und mit demselben Genusse während der Arbeit in der Geschichte wie im Drama erreichen könne, und erklärte es für falsch, wenn „er sich nach Vorurteilen eingeschränkter Köpfe von Nützlichkeit und dergleichen bestimmen wolle". Mochte Körner auch darauf hinweisen, wie leicht man sich täuschen könne, indem man den Wert einer Arbeit deshalb schätze, weil sie viel Mühe gekostet habe, Schiller ging nicht von dem Gedanken ab, daß er „mit der Hälfte des Wertes, den er einem historischen Werke gebe, mehr Anerkennung in der gelehrten und bürgerlichen Welt erreiche als bei größtem Aufwande seines Geistes für die Frivolität einer Tragödie". Diese Ansicht stand jetzt fest bei ihm, un-

entschieden war nur noch, ob er als Professor der Geschichte oder als Geschichtschreiber seine künftigen Jahre sichern wolle. Er vertiefte sich einstweilen mit aller Ausdauer in die Fortführung seiner „Niederländischen Rebellion“ und brachte es auch dazu, im Januar einen Teil des Manuskriptes an seinen Verleger, Crusius in Leipzig, absenden zu können. Die Einleitung ließ er in Wielands „Merkur“ einrücken; er glaubte in diesem Augenblicke, als ihm sein Werk durch die Druckerschwärze sanktioniert vor den Blicken lag, deutlich zu empfinden, daß er für das Geschäft der Geschichtschreibung so ziemlich tauge. Wie weit diese Art Thätigkeit führen werde, vermochte er noch nicht bestimmt zu sagen; aber „er ahnte“, wenn sich seine Lust in dem Verhältnis steigere, wie sie seither fortgeschritten, werde er am Ende dem Publizisten näher sein als dem Dichter. Das war glücklicherweise wieder ein Irrtum. Ein halbes Jahr lang mit dieser Brotarbeit zugebracht, machte ihn derselben schon recht überdrüssig, und er hielt gegen den Freund mit dem Geständnis nicht zurück, die Geschichtschreiberei habe viel Dichterkraft in ihm verdorben und die Journalarbeit (Rezensionen in der Jenaer „Litteraturzeitung“) seine Thätigkeit sehr verzettelt. Das Genie hatte sich abgemüht, nützlich-fleißig statt genial zu sein, trotz Körners wiederholter Mahnung, daß Schiller nicht berufen sei, als *Gelehrter*, sondern als Künstler zu wirken. Das arme Genie seinerseits schmachtete nach dem Augenblicke, wo es anfangen könne, Schulden zu bezahlen, und hoffte, endlich werde doch wohl die Zeit kommen, daß es etwas ganz ohne Nebenrücksichten schreiben dürfe. Aber vollständig in der Trockenheit der Prosa unterzugehen, trug es auch jetzt kein Verlangen; Schiller nahm vielmehr an den poetischen Anwandlungen der weimarischen Gesellschaft teil, das heißt er besuchte die maskierten Redouten, und auf einer solchen stand plötzlich Charlotte v. Lengefeld vor dem Überraschten.

Was sich im vorigen Dezember in Rudolstadt leise geknüpft, begann sich fester zu schlingen. Da Schiller bei Frau v. Imhof (dort wohnte Lotte mit ihrer Freundin v. Holleben zusammen) schon bekannt war, stand seinem öftern Erscheinen in diesem Familienkreise nichts entgegen. Er empfand, wie gern er gesehen wurde, bald sah er es schwarz auf weiß vor sich, der Billetwechsel nahm seinen Anfang. Lotte hatte ihm mehrfach zu sagen, daß er mit vielem Vergnügen erwartet werde — daß es ihr leid thue, ihn nicht so häufig sehen zu können, als sie wünsche — daß sie

seiner oft gedacht habe und sich auf seinen Besuch in Rudolstadt sehr freue. Er war nicht minder deutlich in seinen Briefen; die Tage hatten für ihn einen schönern Schein, wo er hoffen konnte, Lotte zu sehen. Die Poesie reichte ihm wieder ihre Götterrechte, und er schrieb den Lobgesang „des holden Zaubers nie entweihter Jugend, der Majestät der Unschuld und der Tugend“ in Lottens Stammbuch, jene schönen Strophen, die mit den Worten beginnen: „Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen umhüpft, so, Lotte, spielt um dich die Welt“. Am 3. April überreichte er Lotten das Gedicht, am 6. reiste sie nach Rudolstadt zurück. Noch vor der Abfahrt hatte sie einen Brief ihres Verehrers erhalten, worin er ihr offen gestand, daß sie den besten Teil seiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehme; er hatte hinzugefügt: „Lassen Sie das kleine Samenkorn der Freundschaft nur aufgehen; wenn die Frühlingssonne darauf scheint, so wollen wir schon sehen, welche Blume daraus wird. Meinem hiesigen Umgange mit Ihnen hat Ihre Güte seinen besten Wert gegeben. Ich fühle selbst recht gut, wie zusammengebunden und zerknickt ich oft gewesen bin. Viel mehr bin ich nun wohl nicht, aber doch um weniges besser, als ich während der kurzen Zeit unsrer Bekanntschaft und bei den Außendingen, die uns umgaben, in Ihren Augen habe erscheinen können. Eine schönere Sonne, hoffe ich, wird etwas Besseres aus mir machen, und der Wunsch, Ihnen etwas sein zu können, wird dabei einen sehr großen Anteil haben.“

Schon vorher, im März, vielleicht im Februar, hatte er sich „aus dem Schulstaub seines Geschichtswerkes auf einige Tage losgerüttelt und in das Gebiet der Dichtkunst hineingeschwungen“, denn Wieland rechnete für seinen „Merkur“ auf eine Arbeit von ihm. Er machte also „in der Angst ein Gedicht“: „Die Götter Griechenlands“. Diese lustige Bemerkung, womit er die Entstehung eines Werkes, das ihn selbst sehr befriedigte, ins Lächerliche zog, darf man nicht so wörtlich aufnehmen. Die „Götter Griechenlands“ waren ein Schmerzenskind, aber andrer Art. Man könnte darüber anführen, daß dieses Gedicht der Beginn von des Dichters Beschäftigung mit den Werken der Alten bezeichne, daß es unter dem Einflusse Wielands entstanden sei. Dieses alles ist richtig. Schiller glaubte seinen Geschmack auf Abwegen ertappt und bemerkt zu haben, wie er sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Einfachheit zu entfernen angefangen; das Studium der antiken

Dichtwerke sollte eine Reinigung herbeiführen. Damit sind die äußern zufälligen Anlässe zur Wahl des Stoffes bezeichnet, jedoch nicht der innere, der die Behandlung desselben, den Vergleich der jetzigen Weltlage mit der antiken, begründete. Wenn ein Gedicht, welches die Stimmung des Dichters darstellt, ein lyrisches genannt werden darf, so verdienen Schillers „Götter Griechenlands" diese Bezeichnung gewiß; sie sind nichts als der konzentrierte Ausdruck dessen, was sich in den langen Briefen an Körner zu Anfang des Jahres 1788 ausspricht. Als Schiller in Weimar von allen Seiten die Erkenntnis, die Gründlichkeit, das mühselige, nützliche Brotstudium loben hörte, wobei für den Wert des Dichters nichts übrigblieb, als man ihm die Poesie als eine Libertinage des Geistes, die Tragödie als eine Frivolität hinstellte, die sich wohl der reiche Herr, nicht aber der arme Teufel (Schiller) gestatten dürfe, als man ihm nachwies, daß der Mensch des 18. Jahrhunderts nur dann sein Recht, ein höherer Mensch zu heißen, beweise, wenn er bienenfleißig und betriebsam endlich eine Entdeckung mache, zuckte es ihm durch den Geist und floß ihm in die Feder:

> Da ihr noch die schöne Welt regiertet,
> An der Freude leichtem Gängelband
> Glücklichere Menschenalter führtet,
> Schöne Wesen aus dem Fabelland!
> Wie ganz anders, anders war es da!

Damals war der Dichter etwas, heute ist er nichts mehr; die Phantasie hat allen Wert eingebüßt gegenüber der Verstandesthätigkeit. So schloß das Gedicht denn mit der Bitte an den Schöpfer, dem Dichter entweder das Vermögen zur Erkenntnis der ganzen Wahrheit zu geben, oder aber ihn mit der ernsten, strengen Göttin, der Wahrheit, zu verschonen, die ihn mit ihrem vorgehaltenen Spiegel nur blende. Dafür möge er ihre sanftere Schwester, die Phantasie[1], herniedersenden.

Die „Götter Griechenlands" sind Schillers Klage um den Verlust des naiven Glaubens an den Wert seines Dichterberufs. Diesen innersten Kern herauszuschälen, glückte weder Wieland noch Körner. Der erstere lobte daran die horazische Korrektheit, und der Dresdener Freund war nicht ganz damit zufrieden, einige

---

[1] Oder die Schönheit; beide Begriffe, und es handelt sich um sehr umfängliche Abstrakta, spielen hier ineinander.

Ausfälle wünschte er weg, „welche nur die plumpe Dogmatik und nicht das verfeinerte Christentum beträfen". Knebel und Herder stoppelten, durch die Dichtung veranlaßt, einen Aufsatz über Polytheismus zusammen, der im Aprilstück des „Merkur" (1788) erschien. Der fromme Graf von Stolberg geriet gar gewaltig in Harnisch und zog im „Deutschen Museum" zu Felde gegen die „Götter Griechenlands", wofür er von Körner in der „Thalia" und im folgenden Jahre sogar von einem Schweizer Pfarrer in einer Broschüre zurechtgewiesen wurde, welch letzterer das ganze Gedicht „bis auf den heiligen Barbaren" rechtfertigen und unterschreiben zu wollen erklärte. Das Werk hatte die Geister mächtig aufgeregt, aber nicht durch seine poetische, sondern durch seine polemische Seite; seinem Dichter hatte es die Brust erleichtert, dies war vorläufig ein Hauptgewinn, und hilfreiche Genien vereinigten sich, immer mehr der Trauer und des Druckes von seiner Seele wegzunehmen.

Lotte war mit dem Auftrage nach Rudolstadt gereist, für den Freund eine passende Sommerwohnung zu mieten; sie hatte eine solche in dem nahegelegenen Volkstedt bei dem Kantor Unbehaun, der Kirche gerade gegenüber, gefunden und meldete am 24. April den glücklichen Erfolg ihrer Bemühungen. Schillers Abreise verzögerte sich jedoch bis zum 19. oder 20. Mai. Dem, was während der Zeit seiner Trennung von Charlotte v. Lengefeld vorging, wäre jetzt ein Blick zu gönnen.

Da sich des Dichters Beziehungen zu Lotten noch nicht so weit entwickelt hatten, um ihm bestimmte Hoffnungen zu gewähren, war in seinem Verhältnis zu Frau v. Kalb bisher, wenigstens äußerlich, keine Veränderung eingetreten, und die Dame war vielleicht von Weimar abgereist, ohne zu ahnen, daß im Gemüte ihres Verehrten ein Gefühl heranreife, welches seine Verehrung für sie sehr zu beeinträchtigen im stande sein werde. Frau v. Kalb hielt sich zu Anfang April in Gotha auf, und gerade damals reiste Huber, der inzwischen zum Sekretär der sächsischen Gesandtschaft in Mainz ernannt worden, durch Weimar. Schiller konnte ihn nur im Fluge sehen; um wenigstens seine Bekanntschaft mit der v. Kalb, für welche sich der Legationssekretär sehr interessierte, zu vermitteln, fuhr Schiller am folgenden Morgen mit ihm zusammen nach Erfurt und ritt von da nach Gotha, die Begegnung vorzubereiten. Leider ließ sie sich nicht einrichten; Frau v. Kalb „war just bei einem großen Essen unter zwölf unbekannten, stei-

sen Gesichtern", wo sie nicht gleich loskam. Huber, der im Gefolge des Gesandten nicht über seine Zeit gebieten konnte, mußte weiterreisen, und Schiller mußte ihn reisen lassen unter lebhaftem Bedauern, daß er ihn so wenig habe genießen können. Dafür konnte ihm der Freund um so viel eher die erfreuliche Nachricht zukommen lassen, er habe in Frankfurt Goethes Mutter kennen gelernt und sie voller Begeisterung für den Dichter des „Don Karlos" gefunden. Der Beifall galt dem Poeten, und damit half die Frau Rat auch ihrerseits eine Seele retten, welche der Poesie verloren gehen wollte.

Der Herzog von Meiningen, der sich in dieser Zeit am weimarischen Hofe aufhielt, zeichnete Schiller durch mehrmalige Unterredungen im Klub und durch eine Einladung aus; auch diese Aufmerksamkeiten galten nur dem Dichter, das mußte Schiller fühlen, denn der Herzog konnte kaum wissen, daß er seine Kräfte im Dienste der Nützlichkeit zu verschleißen halb und halb gewillt und gezwungen war. — Die Beweise sammelten sich, die „Libertinage des Geistes", der sich Schiller ergeben, wurde außerhalb Weimars nicht nur freundlich, sondern sogar ernsthaft aufgenommen. Seine Werke verkauften sich. „Fiesko" und „Kabale und Liebe" waren vergriffen. Schwan, welcher inzwischen Götz zum Teilhaber in sein Geschäft aufgenommen, hatte ohne Schillers Wissen eine neue Auflage der beiden Dramen zur Ostermesse (1788) herausgebracht. Als dieser es erfuhr, schrieb er an Götz, die Wahl stellend, ob er ihm die neue Edition mit 100 Thaler bezahlen oder es darauf ankommen lassen wolle, daß er selbst eine verbesserte Auflage seiner Stücke, um neue Szenen vermehrt und ein neues Drama bereichert, für die Michaelismesse veranstalte und noch in dieser Messe anzeige. Der betriebsame Freund Bertuch, der sich zufällig mit Götz zusammen in Leipzig befand, war von Schiller ersucht, den Inhalt des Briefes durch mündliche Verhandlung zu unterstützen. Mit Sehnsucht erwartete er dessen Rückkehr und hatte sogar die tollkühne Hoffnung, dieser werde das Geld mitbringen. Bald genug wurde er darüber belehrt, welcher Ansicht, nicht über Freundschaft, sondern nur über ganz gewöhnliche Billigkeit, diese Krämerseelen huldigten. Erstens zahlte Götz kein Honorar; Schiller tröstete sich damit, wenn der Plan auch für jetzt fehlgeschlagen sei, so müsse die große Firma doch endlich einmal mit Geld herausrücken. Die große Firma aber lief zweitens hin und verschaffte sich für den Ver-

lag der „Räuber“, des „Fiesko“ und der „Kabale und Liebe“ ein Privilegium und zwar noch vor der Michaelismesse; nun war sie die alleinige Herrin der Werke, und wenn deren Verfasser sie bei einem andern Verleger herausgeben wollen, hätte er wegen Nachdrucks verfolgt werden können. Durch solche unverschämte Prellerei machte sich Schwan reichlich bezahlt für die Mittagsessen, welche er einst dem armen Dichter in Mannheim gewährt. Um das Maß der Ordinärheit zu füllen, ließ er sich von Schiller, nachdem er ihn um das Honorar betrogen, auch jedes Exemplar, welches dieser, etwa um es zu verschenken, bei ihm bestellte, noch bezahlen.

Der Kranz von Huldigungen, der sich um die Dichterstirn wand, war aus Blumen von allerhand Form und Duft zusammengesetzt, hier noch eine von grotesk-komischer Gestalt. In der fränkischen Reichsstadt Schweinfurt lebte eine nicht unvermögende Dame (sie soll die Tochter eines Bürgermeisters gewesen sein), die sich in die Werke des Dichters und dann in diesen verliebt hatte. — Eines Tages wurde dem unbekannterweise Glücklichen eine „Schweinfurter Ratsherrnstelle mit leidlichem Gehalt und geringer Arbeit“ angeboten, welcher die Heirat mit besagter Dame als Bedingung angehängt war. „Ich ein Ratsherr! — Die Leute müssen nicht just im Kopfe sein“, schrieb er an Reinwald, durch dessen Hände das Anerbieten gegangen zu sein scheint. „Wenn sie mich wirklich dazu machten, so würden sie über ihr eignes Werk erschrecken und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen!“ Schiller lachte herzlich über das Plänchen, und damit war selbstverständlich die Sache erledigt.

Nachhaltigere Aufgeräumtheit gewährte eine aus Riga eingetroffene Nachricht: das dortige Theater hatte den „Don Karlos“ angenommen und schickte dem Dichter dafür ein Honorar von hundert Thaler. In Wien war der „Fiesko“ eingeschlagen und „hatte dort seines Namens Gedächtnis gestiftet“, für die Beiträge zum „Merkur“ ging Geld ein, die Aussichten für die Zukunft besserten sich, es wurde dem Dichter leichter ums Herz, weil er nun endlich ohne Mühe, das heißt ohne sich übermäßig anzuspannen, mehr erwarb, als er aufgehen lassen mußte. „Ich bin also doch“ — schrieb er nach Dresden — „auf dem Wege zur Genesung, und so langsam vielleicht auch mein Schuldenzahlen geht, so geht es doch, und das ist mehr, als ich seit neunundzwanzig Jahren mich erinnern kann.“

Anfang Mai gingen seitens der Jenaer „Litteraturzeitung“, deren Redakteure von den frühern Schillerschen Rezensionen sehr erbaut waren, „zwanzig Stück Recensenda ein, darunter Goethes ‚Egmont‘“. Arbeit für die nächste Zeit war also genügend vorhanden. Nun wurde auch das Wetter schön, und Schiller schickte sich an, nach Rudolstadt abzureisen. Da kamen Briefe traurigen Inhalts: seine Mutter hatte fortwährend mit einem chronischen Leiden zu kämpfen und seine mütterliche Freundin, Frau v. Wolzogen, sich einer sehr schmerzlichen Operation unterziehen müssen. Der Zustand der beiden Frauen war zwar nicht hoffnungslos, aber doch bedenklich genug, um dem Gemüte des Sohnes und sozusagen Pflegesohnes manche ernste Stunde zu bereiten. Der reizende Verkehr, welcher ihn in Rudolstadt erwartete, kam sehr gelegen für die so notwendige Aufheiterung trüber Momente.

Am 18. oder 19. Mai traf Schiller in Rudolstadt ein und bezog folgenden Tages das für ihn gemietete Quartier in Volkstedt. Es ist ein herrliches Fleckchen Erde, das Saalthal bei Rudolstadt mit seinen Wiesen und reichen, alten Baumanpflanzungen. Von den Fenstern der Volkstedter Wohnung aus war die ganze Pracht, deren Mittelpunkt die auf mäßiger Anhöhe gelegene Heidecksburg (das Rudolstädter Schloß) bildete, zu übersehen, und die lieblichen Bilder begleiteten den das Saalufer entlang nach der kleinen Residenz Wandernden. Die beigegebene Abbildung stellt einen Blick von diesem Wege aus dar. Im Hause der Frau v. Lengefeld empfing man Schiller auf das herzlichste, und ein neues Leben begann dort für ihn, weshalb die Arbeiten in der ersten Woche „noch nicht strömten“. Zwanglosen, freundschaftlichen Umgang boten ihm Karoline und Lotte; bei ihnen konnte er von den Gedanken, deren sein Geist eben voll war, frei reden, seine heitere Stimmung empfing Anregung und Nahrung von der Munterkeit der beiden Damen, und sie ihrerseits freuten sich der witzigen Einfälle und seines von froher Laune überfließenden Gespräches. Gleich empfänglich wie für die anmutig geistreiche Leichtigkeit seines Gemütes waren sie aber auch für den hohen Ernst, der in Schillers Umgang sich immer lebendig zeigte. So wurde jeder Abend für sie zum Feste, an welchem sie dem von Volkstedt herkommenden Dichter bis zur Brücke, die über einen in die Saale sich ergießenden Waldbach führte, entgegengehen konnten.



Rudolstadt.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Zwei Persönlichkeiten verschiedenen Charakters, verschieden an Vorzügen, wenn auch von gleichem Werte, nahmen allmählich die Stelle seines Herzens ein, über welche Frau v. Kalb bisher allein geherrscht. Dieser Wechsel der Dynastie war an und für sich gut, nur daß zwei Fürstinnen zugleich von dem erledigten Throne Besitz ergriffen, hatte sein Bedenkliches und schloß die Keime zu einem Konflikte in sich, bei welchem entweder die Sittlichkeit oder ein Herz Schiffbruch leiden konnte; dieser Konflikt stand in um so sichererer Aussicht, als die eine der beiden Karoline v. Beulwitz war, eine junge Frau von Anlagen, von poetischem Gefühl und — eine Freidenkerin. Sie selbst schildert diesen Zeitabschnitt in ihrem Werke „Schillers Leben" mit den Worten: „Gibt es irgend eine Lebensepoche, in der wir alle unsre Gemüts- und Geisteskräfte zu völliger Befriedigung in Einklang fühlen, so ist dies in der Blütezeit einer beginnenden geistigen Freundschaft. Die Zukunft lächelt uns, vom Zauber der Ahnung und Hoffnung umsponnen, und kein Stachel des Verlangens leidenschaftlicher Zuneigung stört den friedlichen Genuß der Gegenwart. Nicht gespannt und gedrückt durch heftiges Streben, Liebe zu gewinnen, entfaltet sich unser Wesen frei, ruhig und still in seinen tiefsten Kräften und, vom Strahl der Wahrheit beleuchtet, spiegelt sich Seele in Seele. Auf diesem milden Lichtpfad wollte Schiller das Herz meiner Schwester gewinnen. — Als die ältere Tochter, die das Haus seit meiner Verheiratung mit Herrn v. Beulwitz führte, leitete ich auch gewöhnlich die Unterhaltung. Selten war es mir so wohl geworden, mich so ganz über alles aussprechen zu können. Schiller fühlte immerwährend das Bedürfnis eines Lebens in Ideen, und meine ganze Stimmung begegnete ihm. In der Schweiz durch unvorsichtiges Baden in dem sehr kalten Genfer See von einer Nervenkrankheit befallen, glaubte ich nur auf ein kurzes Leben rechnen zu dürfen. In dieser Stimmung widmete ich mich ganz den Meinigen, und ihre Zufriedenheit zu erhalten und zu mehren, ward mein tägliches Bestreben. Innerlich lebte ich in meiner Ideenwelt, und besonders las ich von philosophischen Schriften, was ich auftreiben konnte." Hier darf gleich hinzugefügt werden, daß die aufgerafften philosophischen Brocken schnellstens wieder an den Mann gebracht wurden. Karolinens Gespräche, z. B. mit dem befreundeten Baron v. Gleichen, betrafen „meistens Gegenstände der Metaphysik". Auch Schiller

mußte sich darein ergeben; manchmal wurde er des philosophisch sein sollenden Geschwätzes doch satt und bat dann recht dringend, die Metaphysik einige Tage ruhen zu lassen. Derart blaustrümpfliches Gebaren erregte bei ihm eine satirische Stimmung, und eine Frucht solcher Stimmung war die Epistel „Die berühmte Frau", die er dem Freunde Bertuch als Beitrag zu seinem Taschenbuch „Pandora" gab. Man vermutet in Frau v. Laroche das Urbild dieser berühmten Frau[1], und die Ansicht hat viel für sich, denn der Dichter beurteilte die langweilige, breite Skribentin jetzt anders als damals, da er sie in Mannheim zuerst kennen lernte. Sollte aber Karolinens gespreiztes Wesen nicht auch einige Züge zu der Satire hergeliehen und der Dichter, indem er Frau v. Laroche persiflierte oder zu persiflieren vorgab, nicht auch ihr einen Spiegel vorgehalten haben?

Karoline bezog keine Stelle des scharf gewürzten Gedichtes auf sich; sie schätzte sich selbst zu hoch, um auf einen derartigen Gedanken zu verfallen. Wenn sie behauptete, Schiller sei in diesem Sommer ruhiger, klarer geworden, so maß sie sich gewiß ein bescheidenes Teil an diesem Erfolge bei; wenn sie aber ferner behauptete, sein Geist sei den phantastischen Ansichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen können, während seines Rudolstädter Aufenthaltes abgeneigter geworden, so gab sie sich einem Irrtum hin. Gerade unter ihrem Einflusse gewannen die phantastischen Ansichten eine Stärke, welche die frühere Beziehung zu Charlotte v. Kalb fast als eine harmlose Spielerei erscheinen ließ. Die Pläne für die Zukunft (so erzählte Karoline und dachte dabei wohl mehr an Schiller und sich selbst als an ihn und Lotte) deuteten oft auf ein vereintes Leben. Die junge Frau v. Beulwitz hatte ihre ganz besondern Projekte. Einstweilen bekam Schiller ohne ihr Zuthun einen tüchtigen Schnupfen. Über diese Kalamität berichtete er durchaus der Wahrheit gemäß an Körner, hinsichtlich seiner innern Angelegenheiten belog er jedoch den besten seiner Freunde ausgiebig; die meisten anständigen Menschen halten es ja ebenso, wenn sie beinahe dreißig Jahre alt sind und plötzlich fühlen, ihr Herz gerate in Gefahr. Heimlichkeit gehört zur Poesie der Liebe. „In Rudolstadt habe ich an der Lengefeldschen und Beulwitzschen Familie eine sehr angenehme Bekanntschaft" — schrieb er — „und bis jetzt noch die

[1] Wilhelm Fielitz in „Schiller und Lotte", Bd. 1, S. 148.

einzige, wie sie es vielleicht auch bleiben wird. Doch werde ich eine sehr nahe Anhänglichkeit an dieses Haus und eine ausschließende an irgend eine einzelne Person aus demselben sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Es hätte mir etwas derart begegnen können, wenn ich mich mir selbst ganz hätte überlassen wollen. Aber jetzt wäre es gerade der schlimmste Zeitpunkt, wenn ich das bißchen Ordnung, das ich mit Mühe in meinen Kopf, mein Herz und in meine Geschäfte gebracht habe, durch eine solche Distraktion wieder über den Haufen werfen wollte." Der Schalk wußte doch recht gut, daß ihm „etwas derart" schon begegnet war; Lotte bedauerte bereits lebhaft, ihren Freund in Volkstedt und nicht in Rudolstadt untergebracht zu haben und sich dadurch außer stande zu sehen, ihn während seines Katarrhzustandes durch ihre Gesellschaft zu erheitern. Ihm aber dünkten die paar verschnupften Tage Wochen zu sein, und er schrieb an Lotte und Karoline: „Ich sehne mich in Ihre Mitte". Sobald „die heillose Beschaffenheit seines Kopfes" wieder geheilt, war er fleißig bei der Arbeit, und so viel hatte die Entfernung von den weisheittriefenden und kritisierenden Kreisen Weimars schon erreicht, daß die Zweifel an dem dichterischen Berufe für das Drama zurücktraten. Der Dichter fühlte seinen Genius wieder, der Plan des „Menschenfeindes" wurde in den Vordergrund gerückt, und die ersten Briefe über „Don Karlos" entstanden zu Körners Freude und Wielands Bewunderung. An der „Niederländischen Rebellion" wurde fleißig weitergearbeitet und Körner gegenüber wieder ein wenig phantasiert, wie aus folgender Briefstelle (27. Juli 1788) ersichtlich. „Ich habe mich hier noch immer ganz vortrefflich wohl. Nur entwischt mir manches schöne Stündchen in dieser anziehenden Gesellschaft, das ich eigentlich vor dem Schreibtisch zubringen sollte. Wir sind einander hier notwendig geworden, und keine Freude wird mehr allein genossen. Die Trennung von diesem Hause wird mir sehr schwer sein und vielleicht desto schwerer, weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach so gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und wert geworden, und ich bin es ihnen auch. Es war recht gut gethan, daß ich mich gleich auf einen vernünftigen Fuß gesetzt habe und einem ausschließenden Verhältnis so glücklich ausgewichen bin (!). Es hätte mich um den besten Reiz

dieser Gesellschaft gebracht. Es sollte mich wundern, wenn euch diese Leute nicht sehr interessierten. Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, was Deine Weiber nicht haben; doch ist sie bei beiden dem Verstande subordiniert und durch Geisteskultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt, als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Possen überspringen." Fast gleichzeitig schrieb dieselbe Hand an Lotten: „Der gestrige Abend verstrich mir wieder so schnell. Ich möchte Ihnen oft soviel sagen, und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts gesagt. Bin ich bei Ihnen, so fühle ich nur, daß mir wohl ist, und ich genieße es mehr still, als daß ich es mitteilen könnte."

Anfang Juli war er der Arbeit an der „Niederländischen Rebellion" schon satt; Ende des Monats konnte er endlich das Manuskript an den Verleger Crusius nach Leipzig senden; das Werk erschien im Herbste (1788) unter dem Titel: „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung".

Inzwischen war eine von Leipzig verschriebene englische Bibel eingetroffen; Schiller schenkte sie der Frau v. Lengefeld, die mit ihm öfters in kleine, bald wieder ausgeglichene Streitigkeiten geriet, weil sie den schönen Glauben ihres liebevollen Herzens doch an strenge dogmatische Formeln und Vorstellungsarten band. Die Stiftung galt nach der Bemerkung des muntern Geschenkgebers der Beförderung der wahren Gottseligkeit und — der englischen Sprache. Die augenscheinlich gute Laune noch zu erhöhen, stellte sich Frau v. Stein aus dem nahegelegenen Gute Kochberg zu Besuch ein, die im Lengefeldschen Hause herzlich begrüßte Nachricht mitbringend, daß Goethe seit 18. Juni von seiner italienischen Reise zurück und in Weimar wieder angekommen sei. Durch sie wurde vermutlich auch Goethes Bemerkung übermittelt, er würde Schiller in Rudolstadt besucht haben, wenn er gewußt, er wohne ihm so nahe am Wege. Das war ein Gruß gerade vom Olymp herab, welcher wiederum dem Dichter ausschließlich galt!

Die erhebende Wirkung dieser Nachricht mußte rasch der traurigen einer andern weichen. Am 5. August schied in Bauer-

bach die gute Frau v. Wolzogen allzu früh, 43 Jahre alt, aus diesem Leben. Die Operation, welche so glücklich zu verlaufen schien, war umsonst gewesen, die letzten Tage hatten der Leidenden noch die bittersten Schmerzen gebracht. In den Armen ihres Sohnes Wilhelm war sie gestorben; ihre irdischen Überreste wurden in der kleinen Kirche zu Bauerbach beigesetzt. Schiller fühlte sich tiefschmerzlich berührt von diesem zugleich überraschenden Hinscheiden seiner treuen, uneigennützigen Freundin; der Drang und die Anregung der Gegenwart verhinderten jedoch das Vergangene, über seine Rechte hinaus Einfluß zu üben.

Durch den Umgang mit den beiden Rudolstädter Schwestern, durch die allseitig eingehenden Beweise von Hochschätzung wurde das Künstlerische in Schillers Natur mächtig angeregt, und wenigstens ein neuer dramatischer Plan wuchs vor seiner Phantasie empor, der „einer griechischen Manier fähig sei und auch in keiner andern ausgearbeitet werden sollte". Zweifelsohne war dies der erste Anfang zu den unvollendet gebliebenen „Maltesern". Die gloriose Einfachheit der antiken Poesie hatte des Dichters ganzes Denken eingenommen, und immer tiefer in ihr innerstes Wesen einzudringen, ergab er sich eifrig dem Studium des Homer, wozu er die Übersetzungen von Voß und Stolberg benutzte. Er wollte in den nächsten zwei Jahren keine modernen Schriftsteller mehr lesen, da ihm nur die Alten wahren Genuß verschafften. Den beiden Schwestern las er abends Stellen aus dem griechischen Epos vor und wurde dagegen von Lotten mit einer selbstverfertigten Übersetzung von Bruchstücken aus dem „Ossian" regaliert.

Diese poetischen Unterhaltungen dehnten sich oft weit in den Abend hinein aus, und der Heimgang nach Volkstedt zu später Stunde zog Schiller öfters Erkältungen zu, eine Unannehmlichkeit, welche jedoch einen sehr willkommenen Vorwand abgab, die Volkstedter Wohnung mit einer in Rudolstadt zu vertauschen. Hier lebte er der Lengefeldschen Familie näher — soviel sich nach den Briefen vermuten läßt, sogar sehr nahe, wahrscheinlich auch in der Neuen Gasse, wo sowohl Frau v. Lengefeld als Frau v. Beulwitz wohnten —; man war sich gegenseitig notwendig, ja unentbehrlich geworden, und trotz des erleichterten persönlichen Verkehrs wurden noch herzliche Billetchen von Haus zu Haus gesandt. Sie enthielten nichts Großes, in Briefen der Liebe ist ja das Gefühl des Schreibenden das größte, und es fand sich selbst für Duduchen, Lottens Kätzchen, Raum darin.

Als Lotte Anfang September auf einige Tage nach Kochberg zu Frau v. Stein gegangen, las sie dort „Die Götter Griechenlands“ und „Die niederländische Rebellion“, um Ersatz zu suchen für die manchen schönen Stunden der Unterhaltung, die sie in Rudolstadt versäumen mußte. Der Freund machte seinerseits kein Hehl daraus, wie sehr er Lotten entbehre, und sie freute sich dessen, daß sie ihm zu fehlen scheine. Sie war noch in Kochberg, als (am 5. September) Goethe, Frau v. Schardt, Frau Herder und Fritz v. Stein dort zu Besuch erschienen, reiste aber alsbald nach Hause, um die ganze Gesellschaft auf den Sonntag bei der chère mère anzumelden. An diesem Tage (am 7. September 1788) kamen die Genannten, denen sich Herr und Frau v. Stein angeschlossen, nach Rudolstadt und speisten bei Frau v. Beulwitz zu Mittag. Schiller befand sich ebenfalls unter den Geladenen, und hier war es, daß er zum erstenmal mit Goethe zusammentraf.

Fast neun Jahre waren vergangen, seitdem er ihn bei der Preisverteilung auf der Karlsschule an der Seite der schwäbischen Durchlaucht gesehen, und die Zeit hatte in seinem Gedächtnisse die Vorstellung von Goethes äußerer Erscheinung gänzlich verwischt. Befremdet und dadurch vielleicht auch befremdend stand er jetzt dem ältern Dichter gegenüber. Daran war gedankenloses Geschwätz solcher Persönlichkeiten nicht ohne Schuld, welche Goethes geistige Vorzüge auch in seiner körperlichen Gestalt ausgedrückt sehen wollten und deshalb schließlich ausgedrückt sahen. Man hatte Schiller mit solcher Übertreibung von ihm erzählt, daß er enttäuscht werden mußte, als er den Lebenden mit eignem Auge schaute. Goethe stand damals im 40. Lebensjahre, befand sich also in der „Übergangsperiode vom Apollotypus zum Jupitertypus“. Was es mit dem Apollo- und Jupitertypus auf sich hatte, läßt man sich am besten von Schiller selbst erzählen, der in einem Briefe an Körner den Eindruck wie folgt schlicht und einfach schildert, aber Goethes Erscheinung frei von allen phantastischen Zuthaten lebenswahr und darum nicht minder liebenswürdig darstellt: „Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernste hat

seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit sehr viel Vergnügen, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsre Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas andres als allgemeine Dinge mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen. Im ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr naherücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsre Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sehr gründlich, die Zeit wird das Weitere lehren." Bekanntlich hat sie das gethan und bewiesen, daß Schillers Zweifel an einer Annäherung unbegründet waren.

Die Schwestern Lengefeld fühlten sich von dieser Begegnung nicht recht befriedigt, von dem ältern Dichter hatten sie mehr Entgegenkommen, von Schiller mehr Wärme in seinen Äußerungen erwartet. Auf dem Tische bei Beulwitz lag ein Heft des „Deutschen Merkur", Goethe sah hinein und bat, es mitnehmen zu dürfen. Sein Blick war auf die „Götter Griechenlands" gefallen.

Abends fuhr die Gesellschaft nach Kochberg zurück, wohin dann Lotte mit ihrer Mutter bald nachher ebenfalls auf einige Tage ging; lange wollte sie nicht wegbleiben, da Schillers Abreise nach Weimar in naher Aussicht stand und sie schon jetzt nicht mehr gern gesehen hätte, wenn er sich ganz an ihre Abwesenheit gewöhnte. Vierzehn Tage nach dieser Begegnung hatte

Goethe Schillers Beurteilung seines „Egmont“ in Händen (sie erschien in der „Jenaer Litteraturzeitung“ vom 20. September 1788). Karoline, die Goethe-Enthusiastin, konnte Schiller diese Kritik kaum verzeihen; in Weimar und Jena machte der Aufsatz viel Lärm, der große Goethe selbst aber nahm die Huldigung, welche ihm der jüngere, charaktervolle Freund zugleich als ein Zeichen der eignen Bedeutung widmete, mit Wohlwollen auf und sprach mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit davon.

Unterdessen hatte sich Schiller weiter mit der antiken Poesie beschäftigt; von dem Studium des Homer war er zu dem des Euripides übergegangen und nun mit einer großen Arbeit, mit der Übersetzung von dessen „Iphigenie in Aulis“, beschäftigt. Der Mangel einer gründlichen philologischen Ausbildung auf der Karlsakademie machte sich ihm leider sehr fühlbar; er war des Griechischen zu wenig mächtig, um seiner Übertragung das Original zu Grunde legen zu können, und mußte sich deshalb einer lateinischen Übersetzung von Josua Barnes bedienen. Diese war sein eigentliches Original, wenn auch der griechische Text und das „Théâtre grec“ des Pater Brumoy neben ihm lag. Die „Iphigenie“ erschien in der „Thalia“, ebenso die Szenen aus desselben Dichters „Phönizierinnen“, welche Übertragungen Schiller einesteils zur Füllung seiner Zeitschrift, anderenteils mit der Absicht unternommen hatte, „seine dramatische Feder zu üben, seinen Stil zu reinigen“ und tiefer in den Geist der Griechen einzudringen, um sich deren Manier anzueignen.

Im Monat September sah er sich in seiner Thätigkeit sehr behindert durch ein rheumatisches Fieber, das sich zuletzt in ein wochenlang anhaltendes, äußerst schmerzhaftes Zahngeschwür auflöste. Trotz allen angenehmen und unangenehmen Abhaltungen brachte das Oktoberheft des „Deutschen Merkur“ von ihm den „Herzog Alba bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt“ und „Die Jesuitenregierung in Paraguay“. Letzterer kurze Aufsatz ist übrigens beinahe wörtlich der „Pragmatischen Geschichte des Ordens der Jesuiten“ von J. Chr. Harenberg entnommen, gehört also eigentlich nicht in die Sammlung der Schillerschen Werke.

Der Rudolstädter Aufenthalt neigte sich zum Ende, den Geburtstag wollte Schiller noch in der Lengefeldschen Familie zubringen und dann abreisen. Mit schwerem Herzen ließ man ihn ziehen, mit schwerem ging er selbst. Tröstlich war ihm das

Gefühl, sich selbst wieder zurückgegeben und von mancherlei Ansichten zurückgekommen zu sein, die ihn auf der Lebensreise oft schwer gedrückt hatten. Er hoffte, sich künftighin mit mehr innerer Freiheit und Energie zu bewegen. Der Druck, den die in Weimar übliche Besserwisserei anfänglich auf ihn geübt, war gewichen.

Dem Anfange dieses Kapitels lag die traurige Verpflichtung ob, Schiller in einer gefährlich gedrückten Stimmung zu zeigen. Er war selbst irre geworden an dem weltbürgerlichen Rechte seiner poetischen Kraft. Die Klage darüber, daß eine veränderte Weltanschauung den Dichter hinausgedrängt habe aus der Reihe der berechtigten Existenzen, hatte er in den „Göttern Griechenlands" ausgesprochen; nun war er sich darüber klar geworden, daß diese Ansicht nicht in den wirklichen Verhältnissen ihren Grund finde, sondern ein Ergebnis des menschlichen Unverstandes sei, daß des Künstlers Streben nicht neben oder gar unter den Bestrebungen, welche sich auf das Nützliche richten, seinen Platz habe, sondern über diesen. Jetzt, am Schlusse der schönen ersten Rudolstädter Zeit, hatte er die ganze stolze Zuversicht auf die Göttlichkeit seiner dichterischen Mission wiedergewonnen, ja zu einer weit höhern Ausbildung entwickelt; dieses sein Glaubensbekenntnis faßte er in dem Gedichte „Die Künstler" zusammen, in jenem Lobgesange, der die Kunst als die erste Lehrerin der Menschheit, als die erste Erweckerin ihres Geistes, als die Vermittlerin zwischen dem Menschen und der Gottheit feiert.

Wiedererrungen war das Bewußtsein, daß die Würde der Menschheit in der Künstler Hand gegeben sei, wiedererrungen für Schiller selbst, sich selbst hatte er überzeugende Beweise dafür vorgelegt, Beweise, welche auch von seinen Freunden und Freundinnen als vollwichtig anerkannt wurden. Aber die Zahl derer, welche, von Nützlichkeitsrücksichten ausgehend, den Brotbäcker bei weitem höher als den Dichter schätzten, war eine viel größere als die von des Dichters Freunden, und was mußte geschehen, um dieses Zahlenverhältnis zu ändern? Die Frage war eine wichtige für den Mann, der für seine dichterische Existenz in idealer wie in realer Hinsicht zu kämpfen gezwungen, aber auch entschlossen war. Diese wichtige Frage blieb vorläufig eine offene; in seinem wiedergewonnenen Selbstgefühl hatte Schiller die beste Bürgschaft dafür, daß er die Antwort nicht immer schuldig bleiben werde.

Die erste Skizze der „Künstler" hatte Schiller am Vorabende seines Geburtstages den Lengefeldschen Schwestern vorgelesen und sie dadurch entzückt. In ihrem Beifalle fand er den Beweis, daß „ihre Seele Empfindungen und Vorstellungsarten zugänglich und offen stehe, die aus dem Innersten seines Wesens gegriffen seien". Er erblickte darin „eine starke Gewährleistung wechselseitiger Harmonie" und bemerkte dazu, jede Erfahrung, die er über diesen Punkt mache, sei ihm heilig und wert. Freundliche Briefchen mit der Versicherung gegenseitigen Angedenkens wurden noch gewechselt, da Schiller vorzog, den Tag vor seiner Abreise keinen Besuch mehr zu machen, um sich selbst den Abschied nicht zu erschweren. Am 12. November fuhren Karoline und Lotte nach Erfurt zu der Freundin Karoline v. Dacheröden, und Schiller kehrte nach Weimar zurück, wo er abends eintraf, halb traurig, halb hoffnungsselig, aber geheilt von unzeitigem Kleinmut hinsichtlich seines Rechtes als Dichter, von ebenso unzeitiger Kühnheit hinsichtlich seiner Absichten auf die Frau v. Kalb.

---

5. Charlotte v. Kalb und Karoline v. Beulwitz.

Es war eine böse Nebenabsicht, welche Schiller begleitete, als er von Dresden nach Weimar ging; aber — wie Schwab sagt — die Vorsehung sorgte durch das erziehende Schicksal dafür, daß an dem großen Geiste kein entstellender Makel haften blieb. Ein freundlicher Schutzgeist hielt die sorgende Hand über ihn und leitete ihn aus den Dämmerungen des Irrtums empor zu den lichtern Höhen schöner Menschlichkeit.

Die Basis von Schillers Wesen war durchaus gesund und grunddeutsch, und wären die Züge seines Geistes nicht deutsch, so wären sie mindestens wert, daß jeder Deutsche sie sich anzueignen strebte, denn sie stehen auf einem Bewußtsein der Menschenrechte, welches die Anerkennung der Menschenpflichten einschließt. Diese Anerkennung der Menschenpflichten war zu damaliger Zeit kein geistiges Gemeingut der Nation, man suchte vielmehr sich soviel wie möglich sacht an derlei Unbequemlichkeiten vorbeizuschieben. Man war während dieser Zeit der Empfindsamkeit ebenso egoistisch wie zur Zeit der Renaissance in Italien, nur war man weniger thatkräftig, man war feiger und die ganze Epoche eine Karikatur des 16. Jahrhunderts; der Enkel Zopf spiegelte die Formen seiner Großeltern in fader Verzerrung wider. An Verlogenheit und Unwahrhaftigkeit standen sich beide Zeitalter gleich, in ersterm betrog man mit Vorliebe seine Nebenmenschen, in der Zeit der Empfindsamkeit sich selber dazu; man that es gewissermaßen zu seiner eignen Beruhigung und brachte es schließlich in der Selbsttäuschung so weit, daß man die Gefühle, welche man nur erheuchelte, wirklich zu empfinden glaubte. Eitle Empfindelei war es, weiter nichts.

„Die Sittlichkeit, lediglich auf individuellen, nur zu oft

unklaren Gefühlsregungen fußend, ward unsicher und geriet ins Schwanken. Die ganze Stimmung der Gesellschaft hatte etwas Ungesundes, Kränkelndes, Verweichlichtes. Das weibliche Element gewann ein ungebührliches Übergewicht. — Empfindung, Tugend, Freundschaft waren die Schlagwörter dieser Gesellschaft, welche sich in der Gellertschen Richtung bewegte. Richardsons ‚Grandison' erschien, und dessen Held wurde auch in Deutschland das Ideal aller schwärmerischen Jünglings- und Mädchenherzen. Dann brachte Rousseau seine ‚Neue Heloise'. In ihrem ersten Teile sah man die sinnliche Liebe mit großer Virtuosität als Leidenschaft des Herzens und als berechtigte Forderung der Natur verherrlicht, es war darin — wie Lessing vom ‚Werther' sagte — ein körperliches Bedürfnis so schön zu einer geistigen Vollkommenheit herausgeputzt. Im zweiten Teile der ‚Heloise' vernahm man den Ton empfindsamer Resignation und einer hohen, idealen, selbst schwärmerischen Lebensauffassung, und Rousseau wurde der Abgott aller feurigen, zärtlichen, schwärmerischen Seelen in Deutschland! Nun waren Natur, Genie, Originalität die Schlagwörter." (Biedermann, „Deutschland im 18. Jahrhundert", 2. Teil.)

Wer Lust hatte, nahm alle sechs Momente in sein Programm auf, andre begnügten sich mit einer Auswahl. Selbstverständlich befaßten sich mit dem Schwindel nur diejenigen Klassen, von denen das Leben zu wenig verlangte, oder denen es zu wenig bot, und welche infolgedessen angekränkelt waren. Zur erstern Kategorie gehörte die Frau v. Laroche; sie, die an allem teilzunehmen schien, und auf welche im Grunde nichts wirkte (Goethe, „Wahrheit und Dichtung", 13. Buch), repräsentierte die langweiligste Abart; Sophie Albrecht, Charlotte v. Kalb, Karoline v. Beulwitz gehörten der andern Kategorie an. Mit den beiden letztern hat dieses Kapitel zu thun, denn sie lösten einander ab in einem gefährlichen Einflusse auf Schiller. Beide waren unzufrieden, mißvergnügt mit ihrem Schicksal; weil beide im wichtigsten Momente ihres Lebens zaghaft gewesen, wurden sie sehr zur unrechten Zeit kühn. Wie sie beide sich damals schwächlich erwiesen, als sie ihr Menschenrecht verteidigen konnten, zeigten sie sich später stark genug und unbedenklich, ihre eigne Ehre und die Ehre ihrer Gatten in Gefahr zu bringen. Beide hatten sich in die Ehe hineindrängen lassen und waren unglücklich in ihr. Beider Gatten waren durchaus anständige Charaktere;

v. Beulwitz bewies es, und Charlottens Mann zeigte sich nach Schillers Aussage als einen wahren, herzlich guten Menschen; aber „wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib". Charlotten war Herr v. Kalb nichts; an seiner Seite, da sie ihn nicht liebte, bot ihr das Leben viel zu wenig, ihrer Wünsche waren viele. Schiller kreuzte ihren Weg, und nun wurde ihr plötzlich klar, welche reichen, großen Genüsse ihr in seinem Umgange hätten blühen können.

Als die Kosten des Mannheimer Aufenthaltes bei dem Zusammenschmelzen des Marschalkschen Vermögens drückend wurden, siedelte Frau v. Kalb auf Wunsch ihrer Verwandten nach Kalbsrieth in der Goldenen Aue, dem Gute ihres Schwiegervaters, über. In der dortigen Einsamkeit las sie viel, Tage und halbe Nächte hindurch. Ihre ohnehin schwachen Augen wurden ernstlich gefährdet, sie begab sich daher nach Gotha in die Pflege eines Arztes zur Heilung des Übels, von da nach Weimar; die Korrespondenz mit Schiller hatte inzwischen ununterbrochen fortgedauert. Die Sprache seiner Briefe war unbefangen; Charlotte las heraus, man könne so nur an ein Wesen schreiben, das man auf der Bahn des Lebens nie wieder zu verlassen gedenke.

Schon früher, als Charlotte noch in Kalbsrieth und er in Dresden wohnte, hatte Schiller den Wunsch ausgedrückt, einige Monate in ihrer Nähe leben zu können; sie riet ihm davon ab, empfahl ihm dagegen, nach Jena zu gehen, wo er ihr soviel näher sei. Sie empfahl ihm zugleich, dort Vorlesungen zu hören oder zu halten. Im Februar 1787 schrieb er, diesem Rate zustimmend, an sie, jedoch noch im Zweifel, ob er das Studium der Geschichte oder der Arzneiwissenschaft wählen solle. Vorläufig hielt ihn das Verhältnis zu Fräulein v. Arnim in Dresden fest. Nachdem er dieses, wie früher berichtet, selbst gelöst und ihm also zum viertenmal die Hoffnung fehlgeschlagen war, auf regelrechte Weise ein Familienleben zu gründen, dachte er ernstlich an die Ausführung des abenteuerlichen Planes, der ihn schon länger beschäftigt, und ging nach Weimar.

Schiller hatte kein großes Talent dazu, ein so liederliches Leben zu führen wie Rousseau; wenn er nach verschiedenen mißlungenen Bemühungen, seinem geistigen Thun durch Familienglück die erforderliche Grundlage zu schaffen, den Versuch machte, andern Schöngeistern nachzuahmen, so ist das eine entschuldbare Verirrung. Seine Zeitgenossen nahmen an solchem Gebaren keinen sonderlichen Anstoß. Seitdem die „Neue Heloise" als

klassisches, allgemein angestauntes Modell dastand, galt deutschen Begriffen, welche den Franzosen zu überbieten nicht langsam waren[1], eine Ehe zu dreien sogar für schön. Konnte es unter solchen Verhältnissen nicht auch bei ihm Augenblicke geben, in welchen das gesunde Gefühl schwieg und die aufgeregte Leidenschaft die Leitung des Willens übernahm! In einem solchen Augenblicke trat er die Fahrt nach Weimar an, der Aufenthalt dort war nur für höchstens wenige Monate in Aussicht genommen; er wollte Frau v. Kalb nach Dresden mitbringen und zwar ohne ihren Mann, da sie voraussichtlich vielleicht 10—15 Jahre über ihren Aufenthalt frei werde gebieten können, während v. Kalb am zweibrückischen Hofe auf den Tod des Kurfürsten von der Pfalz warten sollte, um Karriere zu machen. Allem Anscheine nach beabsichtigte Schiller, weder Charlotte zu heiraten, noch hielt er dies für nötig. Es wäre ja auch so gegangen.

Er kam, wie schon erzählt wurde, am 21. Juli (1787) in Weimar an, und nach wenigen Stunden des erneuerten Umgangs gab er bereits das Urteil ab, daß Charlotte eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für ihn sei, die einem größern Geiste als dem seinigen zu schaffen geben könne. Mit jedem Fortschritte des Umgangs neue Erscheinungen in ihr entdeckend, war er davon „wie von schönen Partien in einer weiten Landschaft überrascht und entzückt“. Charlottens so sehr eigentümliches Wesen übte wieder ganz denselben Zauber auf ihn aus wie früher, und binnen vierzehn Tagen erreichte das Verhältnis eine Überschwenglichkeit, welche der gewöhnliche Menschenverstand nicht mehr zu fassen befähigt ist. Man versuche nur Sinn in den Eingang der folgenden Stelle zu bringen, welche der Brief vom 8. August (1787) an Körner enthielt: „Kannst Du mir glauben, daß es mir schwer, ja beinahe unmöglich fällt, euch über Charlotten zu schreiben? Und ich kann Dir nicht einmal sagen, warum? Unser Verhältnis ist — wenn Du diesen Ausdruck verstehen kannst — ist, wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei

[1] Rousseau läßt Julien beizeiten mit dem Geständnis sterben, daß das Zusammenwohnen mit dem ehemaligen Geliebten nicht lange mehr auf dem Wege fortgehen konnte, der sich für sie, als die Gattin eines andern, schickte. Manches deutsche empfindsame Herz hätte sie ganz gern am Leben bleiben und auf dem Abwege sich vergnügen sehen.

dieser auf eine mystische Weise avanciert, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotten und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsre Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also notwendig alle Epochen des Fanatismus, Skeptizismus, des Aberglaubens und Unglaubens und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich, daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns beiden vorhanden ist; aber er wartet noch auf seine Entwickelung. In Charlottens Gemüt ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und fester gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen. — Ich habe Dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folge meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles, was sie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wohl schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen, bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühl abgestorben, nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch konvulsivische Spannung des Augenblicks hingehalten. Du kannst urteilen, wie mir in dieser Zeit hier zu Mute war. Ihre Krankheit, ihre Stimmung und dann die Spannung, die ich hierher brachte, die Aufforderung, die ich hier hatte. Jetzt fängt sie an, sich zu erholen, ihre Gesundheit stellt sich wieder her, und ihr Geist wird freier. Jetzt erst können wir einander etwas sein. Aber noch genießen wir uns nicht in einem zweckmäßigen Lebensplan (!), wie ich mir versprochen hatte. Alles ist nur Zurüstung für die Zukunft. Jetzt erwarte ich mit Ungeduld eine Antwort von ihrem Mann auf einen wichtigen Brief, den ich ihm geschrieben."

Es war ein Versteckenspielen mit den eignen Gefühlen, ein mystisches Umschreiben und Einhüllen einer sehr begreiflichen,

aber nach Lage der Sache durchaus unstatthaften Empfindung. Die Weimarer Gesellschaft, übrigens nachsichtiger gegen den Menschen als gegen den Dichter Schiller, faßte die Sache konkret und von der galanten Seite auf. Schon am zweiten Tage seiner Anwesenheit in Weimar konnte er an Körner berichten: „Hier ist, wie es scheint, schon ziemlich über mich und Charlotten gesprochen worden. Wir haben uns vorgesetzt, kein Geheimnis aus unserm Verhältnis zu machen. Einigemal hatte man schon die Diskretion — uns nicht zu stören, wenn man vermutete, daß wir fremde Gesellschaft los sein wollten." Vier Tage später teilte er seinem Freunde mit: „Mein Verhältnis mit Charlotten fängt an, hier ziemlich laut zu werden, und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin hat die Galanterie, uns heute zusammenzubitten, und daß es darum geschah, habe ich von Wieland erfahren. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein, und die Herzoginnen selbst lassen es an solchen kleinen Attentionen nicht fehlen."

Charlottens anfänglich gepreßte Stimmung war binnen wenigen Tagen in eine bis zum Mutwillen gehende Munterkeit umgeschlagen. Körner, welcher sofort Nachricht von dem Verlauf erhielt, wünschte Glück zu der heitern Laune und riet dem Paare, sich ja nicht durch kleinstädtisches Geschwätz im Genusse seiner Freude stören zu lassen. Da er seinen Schiller in eine so glückliche Geistesverfassung geraten sah, gab er sich sogar den Anschein, als sei ihm das Gleichnis von der „geoffenbarten Religion vollkommen deutlich". „Euer ruhiges Beisammensein" — fuhr er fort — „wird eure Begriffe voneinander berichtigen, und dadurch werden alle die Mißverständnisse, Besorgnisse und getäuschten Erwartungen aufhören, die jetzt vielleicht zuweilen eure Freude stören." Dem Wortlaute nach, aber in anderm Sinne, behielt der gute Körner recht. Herr v. Kalb und sein Bruder sollten im September eintreffen, und Charlotte hatte alle Hoffnung, daß die Übersiedelung nach Dresden und die Vereinigung mit der Körnerschen Familie im Oktober zu stande kommen werde. Um ganz sicher zu sein, vermied sie es, in Weimar irgend welche zu häuslicher Bequemlichkeit nötige Einrichtungen zu treffen, so daß den Herrn Gemahl die Armseligkeit des dortigen Aufenthaltes so schnell wie möglich nach Dresden treiben sollte.

Die langerwartete Antwort auf den „wichtigen" Brief Schillers war endlich da. „Herr v. Kalb kommt zu Ende Sep-

tember" — schrieb der Freund nach Dresden —, „seine Ankunft wird das Weitere mit mir bestimmen. Seine Freundschaft für mich ist unverändert, welches zu bewundern ist, da er seine Frau liebt und mein Verhältnis mit ihr notwendig durchsehen muß. Aber seine Billigkeit und seine Stärke dürften vielleicht durch Einmischung fremder Menschen und eine dienstfertige Ohrenbläserei auf eine große Probe gestellt werden, wenn er kommt. Ich verstehe nämlich, nur in Beziehung auf die Meinung der Welt, denn der Glaube an seine Frau wird nie bei ihm wanken."

Damals war Schillers Moral, wie er von ihr rühmt, „nicht ängstlich", er zeigte sich ebenso „erstaunlich empfindsam" wie die Weimarer Damen, „die gerne alle erobern möchten, und unter denen sich beinahe keine finde, die nicht eine Geschichte hätte oder gehabt hätte". Schon munkelten diese Damen unter Hintansetzung der früher gerühmten Feinheit, Schiller stehe unter dem Pantoffel der Frau v. Kalb und dürfe die Theaterassembleen nicht besuchen, weil sie ihn ganz für sich haben wolle. Zweimal täglich ging er zu ihr, und am 6. Oktober jammerte er: „Herr v. Kalb ist noch nicht hier; Charlottens Verfassung ist dieselbe, wie ich hierher kam — warum wäre ich also hier gewesen? Ich bin der Reflexionen darüber so müde geworden, daß ich dieser Materie aus dem Wege gehe." Damit war Körner, der seinen Freund unter allen Umständen gern wiedergehabt hätte, nicht gedient, und er legte diesem ernstlich die Frage vor, ob er denn schlechterdings die Ankunft v. Kalbs abwarten müsse. Als endlich am 16. November der langersehnte Major in Kalbsrieth eintraf und seine Frau ebendahin gereist war, um mit ihm zusammen in acht Tagen zurückzukommen, wollte Schiller über das schreiben, was ihm schon längst am Herzen lag, nämlich über die Zukunft. Dieser Brief blieb jedoch ungeschrieben, denn die Reise nach Meiningen und Rudolstadt schob sich zwischen den Vorsatz und die Ausführung, und als er sich wieder in Weimar einfand, waren auch die Kalbs da, er ganz der alte, sie gesund und sehr aufgeweckt. In Schillers Geist aber, der bereits Lolos Bild in sich aufgenommen, stellte sich die Ernüchterung ein. Die Gegenwart des Gatten erinnerte ihn daran, daß er im Begriffe stand, sich zum Mitschuldigen eines Wortbruches zu machen, der einem Ehrenmanne gegenüber begangen werden sollte; dazu hatte dieser Ehrenmann sich gegen Schiller selbst immer als Freund erwiesen. Das deutsche Gewissen besann sich auf sich

selbst, es regte sich und schlug die französische Leichtfertigkeit aus dem Felde. Der Dämon der Frivolität, welcher einer egoistischen Regung zugeflüstert, sie dürfe heilige Pflichten zerreißen und die Gattenehre auf ihrem Altare opfern, wurde nicht mehr angehört. An Stelle der mysteriösen Phrasen von „geoffenbarter Religion" und „zweckmäßigem Lebensplan" trat das trockne Bekenntnis: „Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann." In den nächsten Wochen sah er Frau v. Kalb weit seltener als bisher, er hatte von seinem Projekt Abstand genommen, denn die Zuneigung zu Charlotte v. Lengefeld befestigte sich immer mehr in seinem Herzen, seitdem er in den ersten Monaten des Jahres 1788 während ihres Weimarer Aufenthaltes häufiger mit ihr verkehren konnte. Nur hatte er vor Frau v. Kalb die Keime der neuen Liebe sorgfältig zu verbergen, er glaubte dies mit Geschick gethan zu haben und behauptete (am 6. März 1788), „sie, die ihn so fein durchschaue und bewache, habe noch gar nichts von dem geahnt, was tief in seiner Seele schlafe". Der persönliche Verkehr war danach durch verschiedene Reisen der Dame öfters unterbrochen und seit Schillers Aufenthalt in Rudolstadt ganz aufgehoben; nur wenige Briefe wurden in diesen Monaten gewechselt, aber gewichtige. Der Major v. Kalb war gegen Ende Mai in seine Garnison zurückgekehrt und Charlotte wieder allein. Ohne Vorwurf hatten sich die Gatten getrennt, die Strecke von vielen Meilen, welche zwischen ihnen lag, wurde von keinem Teile beklagt, die Scheidung im äußern wie im innern Leben war beschlossene Sache. Die Unentschiedenheit der ganzen Lage vermehrte jedoch die Last, welche auf Charlottens Gemüt ruhte. Als sie sich gegen Schiller darüber beschwerte, stellte er ihr, der betreffende Brief war sehr dickleibig, in scharfem Ausdrucke dar, sie begehe ein Unrecht gegen sich selbst, das ihr unerträgliche und schon so weit zerrissene Verhältnis zu ihrem Gatten nicht ganz zu lösen. Bei dem Major habe sie auf geistige Anerkennung nicht zu rechnen, die Ziele, worauf sich das Wollen der beiden Gatten richte, seien verschieden. Es sei daher ein Wahn, wenn sie glaube ohne ein entschiedenes Abbrechen den Seelenfrieden wiederzugewinnen. Da ihr Geist und ihr Gemüt noch in voller Jugendblüte stehe, bedürfe sie nur der Trennung von allem Ertötenden, um ihre Seele wieder frei entfalten zu können. Thue sie den Schritt

nicht, so werde ihr Bewußtsein ewig entstellt und getrübt bleiben. Ein Verstehen, ein wechselseitiges Durchdringen der Wesenheit, bezeichnete er ihr als das Ideal der Freundschaft, er gestand zu, daß die Erkenntnis dessen, welche Seligkeit ihrem und seinem Herzen aus innigster Verbindung hätte erwachsen können, nun sie einmal errungen sei, unauslöschlich und tief wirke; aber abkühlend fügte er hinzu, er und sie seien sich nun gegenseitig unerreichbar, ja furchtbar, wie Sterne, die sich anziehen und ewig wieder abstoßen.

Auf das ausführliche Schreiben erhielt er von Charlotten ein kleines Heft als Antwort, „ihres Lebens Lose waren ja darin enthalten". Sie hatte ihn wohl mißverstanden und kam mit all ihren Andeutungen und Aufforderungen post festum. Sie stellte ihm vor, der ganze ideale Freundschaftsplan (mit dem sehr physischen Beigeschmack) werde dem Leben eine Bedeutung geben, die es in der Gesellschaft nicht haben dürfe, und wodurch sie beide aus ihr scheiden würden. Wenn sie sich derart von ihr trennen wollten, so sei die Rache der Gesellschaft zu befürchten — in ungeschminkten Worten ausgedrückt: diese wilde Ehe sei eigentlich ein Skandal. Sie schloß: „Es ist nicht entscheidend, was ich hier sage. Sind Sie nicht dieses Vorsatzes, so werden Sie nach Weimar kommen, entweder um mir den Entschluß zu geben, Ihrem Willen zu folgen, oder Ihre Meinung aufzulösen."

Sie wartete auf Antwort, Wochen, Monate. Schiller hatte den Gedanken an die wilde Ehe gänzlich aufgegeben, er war unangenehm berührt von der Korrespondenz, würdigere Bilder bewegten seine Phantasie und beschäftigten sein Gemüt; gegen Körner aber bemerkte er: „Ich hab' der Frau v. Kalb diesen Sommer gar wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurteilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich aber ist nicht wohlthätig gewesen." Diese Briefstelle ist vom 20. Oktober 1788, also kurz vor der Abreise von Rudolstadt geschrieben. Über das Verhältnis selbst hatte Schiller jetzt Klarheit gefunden. Die Scheu, seine frühern Äußerungen zu widerrufen, hielt ihn vorläufig noch ab, dem Freunde das einzugestehen, was er sich selbst gewiß schon jetzt eingestand[1].

---

[1] Fast genau sieben Jahre später — im Briefe vom 19. Oktober 1795 — warnte er Körner: „Die Frau v. Kalb ist willens, nächstes Frühjahr, wo

Der Scylla war er glücklich entronnen, nun steuerte er unbewußt, aber desto munterer in die Charybdis hinein. Daß seine Gefühle sich immer inniger dem sanften Lolochen zuwendeten, konnte der Schwester Karoline nicht verborgen bleiben, zumal sie um so besser aufpaßte, als sie eine solche Bevorzugung Lottens in der Freundschaft jetzt wenigstens nicht ertragen wollte. Eines Tages, es war im Spätherbst 1788, erhielt er ein sonderbares Billet von Frau v. Beulwitz, dessen Anfang sich noch erhalten hat. „Sagen Sie mir“, redete sie ihn an, „was ist zwischen uns? Daß Etwas es ist, fühle ich. Ein böser Genius faßt die Laute unsrer Seele auf und gibt sie unrein zurück, so daß die Harmonie, die sie sonst gaben, nicht mehr vorhanden ist. Sie wissen, ich sagte es Ihnen oft, welch schönen Einfluß Ihre Freundschaft auf mein Leben hat, wie mein Dasein weiter, reicher und wahrer durch die Aufschlüsse Ihrer großen Seele wird —; ich kann es nicht dulden, daß sich Wolken zwischen uns zusammenziehen, ich wünsche zu sehr, daß ewige Klarheit zwischen uns sei. . . .“ Damit war er auf den Weg nach dem andern Strudel gedrängt; er konnte fortan die Bilder der beiden Schwestern Lengefeld in seiner Phantasie nicht mehr trennen, und wenn er sich das Glück seiner Zukunft vorstellte, so erschien es ihm immer als ein Geschenk, welches ihm nur die gemeinsame Zuneigung Lottens und Karolinens reichen könne.

Diese Art zu denken und zu empfinden hat etwas dem modernen Gefühl Unverständliches. Noch unbegreiflicher an und für sich ist die Zuneigung zu Karolinen, zu einem Charakter, der mit den uninteressantern Seiten der Frau v. Kalb so manche Ähnlichkeit hatte, ohne ihr in den Vorzügen ganz ebenbürtig zu sein. Daß bei beiden Frauen große Unbeständigkeit des Gefühls vorwaltete, mochte, weil dies erst im Laufe der Zeit sich zeigen konnte, bei kürzerm Umgang verborgen bleiben. Die Exaltiertheit beider hätte sich dem Dichter doch recht bald unliebsam aufdrängen müssen — merkwürdigerweise stieß ihn das nicht zurück. Der Frau v. Kalb manierierte Schwärmerei ließ er sich ebenso gefallen wie Karolinens gedrehte Phrase. Charlotte orakelte gern,

---

nicht diesen Winter eine Zeitlang in Dresden zuzubringen. Wir sehen sie jetzt öfter, und ich bin leidlich mit ihr zufrieden, obgleich das angespannte Wesen sie nie verläßt. Du wirst dich hoffentlich hüten, ihr Dein Logis anzubieten. Zuweilen gesehen, wird sie auch nicht unangenehm sein, aber eine engere Liaison ist nicht anzuraten.“



Karoline von Beulwitz.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

alles war ihr „bedeutsam“; Karoline dirigierte den Inhalt ihrer Briefe mit Vorliebe nach der Seele hin, und besonders „meine Seele“ war ihr sehr wichtig. „Ich rede viel von mir, aber ich lasse Sie gern in meine Seele blicken“, schrieb sie an Schiller. Ein anderes Mal „that es ihr wohl, in gute, junge, bewegliche Seelen überzufließen“. Besonders unangenehm wird sie, wenn sie ihre „Metaphisick“ auskramt — das Weib ist so sehr, so ganz Gefäß, so sehr Mittel der Weltordnung, daß es ihm gar nicht zu Gesicht steht, mit der Erkenntnis von deren Ursache und Ziel wichtig zu thun. Der Topf spielt immer eine schlechte Rolle, wenn er über den Töpfer räsoniert, solches Räsonnement paßt so ganz und gar nicht zu seinem Daseinszweck.

Charlotte v. Kalb hatte tiefsinnige Gedanken, mit denen sie nicht immer fertig zu werden wußte; indem sie bei dem Freunde Aufklärung darüber suchte, vermochte sie ihn anzuregen, dagegen blieb sie immer Weib genug, um des Kleinlichen in ihrem Wesen nicht Herr zu werden. Unter dem starken Einfluß, den der tägliche Verkehr mit ihr auf Schiller üben mußte, ward auch er öfters veranlaßt, die Umgebung von kleinlichen Gesichtspunkten aus zu beurteilen. Darauf mochte er hinzielen, als er Körner klagte, Charlottens Einwirkung sei nicht immer eine wohlthätige gewesen. Dieser Schattenseiten ungeachtet zeigte sie etwas Ursprüngliches, das sie von Karolinen sehr unterschied. Letztere sog polypenartig alles Geistige an und aus, dessen sie habhaft werden konnte, und spreizte sich dann mit dem Angeeigneten, als sei es Geist von ihrem Geiste. Sie wollte erwerben, aber sie wollte auch ausgeben, damit die Leute sähen, sie besitze etwas. „Ach, was ist das Leben“ — jammerte sie —, „wenn die besten Saiten unsers Wesens einsam verklingen, wenn man immer fürchten muß, etwas anzuschlagen, wo einem Mißtöne entgegenkommen! Oder wo es gar aus dumpfer Leere widerhallt. Es freut mich, daß die Menschen da sind, daß sie glücklich sind, und wenn ich ihnen hier und da etwas Gutes erweisen kann; aber daß sie mir eigentlich nichts geben können, davor kann ich nicht und sie nicht. Das Verschließenmüssen vor ihnen drückt aber doch.“ Es sollte eigentlich heißen: „Daß die Menschen so gar nichts von dem annehmen wollen, was ich ihnen so gern geben möchte, macht mir großen Kummer“.

Frau v. Kalb war eine Schwärmerin, Karoline betrieb die Schwärmerei zur Unterhaltung, und wenn sie schwärmte, glaubte

sie zu philosophieren. Der Gatte, Herr v. Beulwitz, mochte von solcher Philosophie nichts profitieren, er scheint zu der bösen Sorte von Menschen gehört zu haben, die von ihrer Frau andres verlangen als ein Gewäsch, das für Metaphysik angesehen sein will. Überdies gehörte er zu der noch bösern Sorte von Ehemännern, die von ihren Frauen nicht geliebt werden. Er besaß alles, was die mütterliche Vernunft bestimmen konnte, in ihm den geeignetsten Gatten für ihre Karoline zu sehen, und aus den allerbesten Vernunftgründen wurde der Tochter Schicksal mit dem seinigen verknüpft. Die ganze Schar der allerbesten gilt aber in solchem Falle gar wenig, wenn Gott Amor, der heidnische Patron, sie nicht anführt. So war es hier. Die Liebe vermag leicht sich einen Bären zum Halbgott umzugestalten. Da Karolinen dieser Antrieb und damit die Illusion fehlte, so kehrte sie die Sache um und sah in dem anständigen v. Beulwitz, der sie sicherlich sehr lieb hatte, obgleich er ihrem phantastischen Geschwätz keine Sympathie entgegenbrachte, und den sie noch im Jahre 1788 für einen sehr geraden und ehrlichen, edlen und verständigen Menschen erklärte, gar bald einen Bären. Alle Neigung, die sie jetzt dem Gatten versagte, gewährte sie dem Freunde und zwar nicht Schiller allein, sondern gleichzeitig auch schon ihrem spätern Gemahl, v. Wolzogen.

Nachsichtiger als der Gatte war Schiller. Wenn auch ihm zuweilen der weiblichen Metaphysik zu viel wurde, um Lolos willen ertrug er den schwesterlichen Ehrgeiz und die schwesterliche Eitelkeit, er gewöhnte sich daran, er gewann das exaltierte Wesen neben Lolos mädchenhaft keuschem Gefühl sogar lieb, vielleicht um des Gegensatzes willen. Die verheiratete Frau brachte ihm eine Zuneigung schon entgegen, die er bei der jüngern Schwester erringen wollte; so bildete sich nach und nach das merkwürdige Verhältnis heraus, welches während der nächsten Jahre eine so große Rolle im Gefühlsleben des Dichters spielte. Die letzten Gründe für das gleichzeitige innige Umfassen zweier weiblicher Seelen seitens eines Mannes überhaupt aufzufinden, ist unmöglich. Die letzten Gründe seelischer Empfindung haben bisher auch den schärfsten Folgerungen der Psychologie gegenüber ihren rätselhaften Charakter nicht aufgegeben. Höchstens kann noch in diesem besondern Falle die Erklärung dafür versucht werden, warum selbst die so außerordentlich reichbegabte Natur Schillers ihre Liebe zugleich unter zwei Mädchen zu teilen

im stande war. Man wird diesen Versuch verlangen. Zwischen damals und heute liegen kaum hundert Jahre, und doch erscheint unsrer Zeit, was damals mit Schiller vorging, und zwar gerade mit Rücksicht auf den Schillerschen Charakter eine Ungeheuerlichkeit. Diese Verschiedenheit der Beurteilung — denn seinen Zeitgenossen dünkte ein solches Verhältnis nichts so Sonderliches — beweist, daß die menschlichen Empfindungen ebensowenig wie die Sittlichkeit ein unabänderliches Naturgesetz, daß in der Menschenwelt auch die Instinkte variabel sind.

Auf die Vielweiberei der Urzeit zurückzugehen und daraus die polygamistischen Ideen Schillers als Atavismus erklären zu wollen, hieße die Angelegenheit ins Lächerliche ziehen und wäre auch sonst nicht statthaft, denn bei ihm handelte es sich um einen vorwiegend geistigen Vorgang, zu welchem sich bei unkultivierten Völkern kein Seitenstück finden kann. Die Ursache für dieses Herumfackeln, wodurch dem aufgegebenen Gedanken an eine wilde Ehe sofort der an eine geistige Vielweiberei sich anschloß, muß irgendwo anders gesucht werden, und dazu bieten die Hinweise zu Anfang dieses Kapitels einen Leitfaden.

Schon in Schillers frühsten Arbeiten macht sich ein Vermischen der Begriffsgattungen bemerkbar. Er redete, auch eine Blume aus diesem Beete, häufig von der „Wollust der Tugend"; keine Unklarheit über den Sinn des Wortes verführte ihn dazu, vielmehr war Unklarheit des Gedankens schuld daran. Diese Unklarheit fällt jedoch nicht Schiller persönlich zur Last, er hatte sie mit seiner Zeit gemein. Man hatte der Freundschaft das Wesen der Liebe angelogen, und sogar Schillers Scharfsinn, der doch so manchem standgehalten, stolperte in diesem allgemeinen Wirrwarr und vermischte die Gefühle der Freundschaft und der Liebe derart, daß er nur sehr allmählich zur Wahrheit durchdringen konnte. In der Epoche dieser seiner Verwirrung begegneten sich die Gedanken Schillers und Karolinens. Folgende Stelle aus einem Briefe der letztern an v. Wolzogen zeigt das deutlich: „Ich kenne nur ein Gefühl, das mich zu allen Menschen, zu einem mehr oder weniger, je nachdem ich Eigenschaften des Geistes und Herzens bei ihm finde, zieht; es heißt mir Liebe. O, ich konnte nie den fatalen eingeschränkten Sinn leiden, den die meisten Menschen diesem Worte geben. Ein heiliges, reines Empfinden, das allem, was da liebenswürdig ist, allem, was schön ist, begegnet, dachte ich mir immer in diesem Worte, seit

ich dachte und empfand. Liebe ist ein Funken der Gottheit im Menschen, er läutert, befestigt, erhöht unser ganzes Wesen. Liebe und Freundschaft ist mir, mir nach meiner individuellen Empfindung, eines[1]." Auch Schiller dachte ähnlich, auch er hatte lange die Freundschaft für Liebe gehalten, und als ihn endlich die Liebe erfaßte, glaubte er nur Freundschaft zu empfinden. In diesem Stadium der Begriffsverwirrung befand er sich, als er voll des Gefühls für beide Schwestern von Rudolstadt nach Weimar zurückreiste, und unter dem Drucke dieser Begriffsverwirrung schrieb er nach Dresden: „Mein Abzug aus Rudolstadt ist mir in der That schwer geworden; ich habe dort viele schöne Tage gelebt und ein sehr wertes Band der Freundschaft gestiftet. Bei einem geistvollen Umgang, der nicht ganz frei ist von einer gewissen schwärmerischen Ansicht der Welt und des Lebens, so wie ich sie liebe, fand ich dort Herzlichkeit, Feinheit und Delikatesse, Freiheit von Vorurteilen und sehr viel Sinn für das, was mir teuer ist. Dabei genoß ich einer unumschränkten innern Freiheit meines Wesens und die höchste Zwanglosigkeit im äußern Umgange — und Du weißt, wie wohl einem bei Menschen wird, denen die Freiheit des andern heilig ist. Dazu kommt, daß ich wirklich fühle, gegeben und in gewissem Betrachte wohlthätig auf diese Menschen gewirkt zu haben. Mein Herz ist ganz frei, Dir zum Troste. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und Dir angelobte; ich habe meine Empfindungen durch Verteilung geschwächt, und so ist denn das Verhältnis innerhalb der Grenzen einer herzlichen, vernünftigen Freundschaft." An Lotte dagegen schrieb er: „Ewig Ihr Schiller", und diese antwortete: „Jetzt wird es mir fast unmöglich, mir meine Freuden ohne Sie zu denken, und so wird's bleiben, nicht wahr?" Amor bleibet ein Schalk!

[1] Man höre nun auch noch das Gegenstück, die „Philosophin" Laroche (in ihren „Briefen über Mannheim"): „Liebe ist immer vermummte Begierde eines Genusses und hört dann auf, wenn nichts mehr zum Genusse reizt; Freundschaft, die auf Übereinstimmung der Grundsätze und des Geschmackes gebaut ist, endigt nie, ein Beweis, daß diese in der Seele liegt und ihre Unsterblichkeit teilt und jene im Blut — erkaltet dieses durch die Jahre, oder werden die Augen nicht mehr aufgefordert, fort ist die Liebe". Was die Dame beweisen müßte, benutzt sie als Beweis und stümpert nun die Liebe zu einem so ordinären Gefühl herunter, daß die Freundschaft eines solchen Wesens nicht begehrenswert erscheint.

6. Die Professur.

In Weimar wieder angelangt, war Schiller zunächst recht fleißig, er kapselte sich sozusagen ein. Eine sehr lebhafte Korrespondenz mit Rudolstadt begann, „die Briefe von dorther vertraten bei ihm die Stelle des ganzen menschlichen Geschlechts", von welchem er außerdem wenig zu sehen bekam. Er war fast für niemand zu sprechen, abends um 8 Uhr stand oft sein Mittagsessen noch unberührt da. Trotzdem war viel stilles Vergnügen in dieser Existenz, und besonders die Abende waren ihm lieb. Beim Thee und einer Pfeife arbeitete sich's herrlich. Etwas „Geisterseher" wurde geschrieben, die Übersetzung der „Iphigenie" von Euripides stand jedoch noch voran; es gab dem Dichter viel Freude, den Menschen des Altertums und der Neuzeit sich so ewig selbst gleich, dieselben Leidenschaften, dieselben Kollisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften zu finden. Zuweilen verbitterte der alte Grieche ihm Genuß und Mühe doch durch viele Langeweile. Zwei Akte der „Phönizierinnen" waren bereits fertig, wenn die „Iphigenie" ebenso weit war, sollte „ein rechter Leckerbissen" in Angriff genommen werden, der „Agamemnon" des Äschylos, „eins der schönsten Stücke, die je aus einem Dichterkopfe hervorgegangen". Dieses Werk wurde Wieland für den „Merkur" zugesagt, für den armen „Merkur", den Schiller bei seiner Rückkunft in Todesnöten gefunden. „Das Feuer brennt Wieland auf den Nägeln, und er fängt an, mich sehr nötig zu brauchen. Wenn ich mich nicht entscheidend für den ‚Merkur' mit ihm verbinde, so wird er wohl aufhören." Körner, dem dieses mitgeteilt wurde, hatte nichts gegen den Plan einzuwenden, er fürchtete nur, der langsam arbeitende Freund werde mit der Lieferung versprochener Beiträge nicht allzu pünktlich sein können.

Die wenigen Besuche, welche Schiller machte, galten der „auf-

geheiterten" Frau v. Kalb und der Frau v. Stein, die ihm jetzt bei näherer Bekanntschaft lieb und wert geworden. Auch Goethe machte er endlich seine Aufwartung, nachdem er das Vorhaben mehrere Wochen aufgeschoben, weil der hohe Herr morgens von Geschäften, abends vom Herzog belagert war.

Professor Moritz, den Schiller in Leipzig kennen gelernt, erschien unerwartet in Weimar und suchte den Dichter der so scharf mitgenommenen „Luise Millerin" auf. Die in Gohlis angebahnte Aussöhnung wurde durch die neue Begegnung befestigt und zur Freundschaft. Schiller fand viel Tiefe des Geistes und der Empfindung, überaus viel Güte und Wahrheit in diesem Charakter, auch manches Drollige in seinem Betragen, was den Umgang mit ihm angenehm machte. Moritz war seinerseits über die nähere Befreundung mit Schiller hocherfreut und versprach ihm, das Manuskript seiner Abhandlung „Über die bildende Nachahmung des Schönen" vorzulesen, deren Ideen Goethe späterhin im „Merkur" auszugsweise und mit freundlicher Empfehlung mitteilte. Die Gespräche mit dem unter Goetheschem Einfluß „zu einer moderaten und wohlthätigen Philosophie zurückgekehrten" Kunstforscher blieben nicht ohne Wirkung auf Schillers damals gehegte Lieblingsidee.

Einige Tage vor Moritz hatte sich Schubarts Sohn, der preußische Legationssekretär, auf seiner Reise von Berlin nach Mainz in Weimar aufgehalten und die Nachricht von der auf königlichen Befehl erfolgten Aufführung des „Don Karlos" in Berlin mitgebracht. Das Stück sei mit vielem Pomp, trotzdem größtenteils schlecht gegeben und nur die Szene des Marquis mit dem König gut gespielt worden, diese aber „Sr. Majestät ans Herz gegangen". „Ich erwarte nun alle Tage" — scherzte der Dichter — „eine Vokation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren." Wenn auch diese Vokation ausblieb, eine andre kam.

Professor Eichhorn hatte einem Rufe nach Göttingen Folge geleistet, und dadurch war in Jena ein Lehrstuhl frei geworden. Voigt, wahrscheinlich in Goethes Auftrage, sondierte den Dichter und — übertölpelte ihn, wie er selbst sich ausdrückte. War eine solche Stellung auch schon längst von ihm in Aussicht genommen, so lag es doch jetzt in seiner Absicht, mindestens noch ein, wenn nicht einige Jahre zu seiner bessern Vorbereitung verstreichen zu lassen. Voigts Überredungsgabe warf diesen Plan um und gewann dem Dichter das Zugeständnis ab, sich in das Professorenjoch

zu spannen. Noch an demselben Abend ging ein Brief an den Herzog von Weimar ab, der sich gerade mit Goethe in Gotha befand. Der letztere mußte in Serenissimi Auftrag gleich ein Promemoria an das geheime Konsilium ergehen lassen, worin alles hervorgehoben wurde, was den Kandidaten den um Erlaubnis zu fragenden Regierungen von Koburg, Gotha, Meiningen und Hildburghausen möglichst angenehm machen konnte. Unter sothane empfehlenswerte Eigenschaften gehörten nicht bloß das ernsthafte und gefällige Betragen und der gute Leumund, sondern auch die Bereitwilligkeit, die außerordentliche Professur an der jenaischen Akademie anzunehmen, „wenn auch selbige vorerst ihm ohne Gehalt konferiert werden sollte". Goethe wußte recht gut, wie man den geheimen Konsilien der sächsischen Herzogtümer den Bissen am einladendsten zubereiten könne, und da er den größten Anteil daran nahm, Schiller an das Herzogtum zu fesseln, was er als ein Glück für beide betrachtete, so betrieb er die Sache mit Lebhaftigkeit. Vorläufig mußte das Band unter schlechten Bedingungen geknüpft werden; war es einmal geknüpft, so stand die Aussicht auf Verbesserung in des Professors Lage nicht allzufern. In den Briefen an die vorhin genannten Regierungen lautete die Stelle, welche den Dichter empfahl: „Es ist aber das Subjekt, welches bei denenselben Wir abermahlen in Vorschlag zu bringen Uns die Ehre geben, der bereits ziemlich bekannte Schriftsteller Friedrich Schiller, welchem Wir vor einiger Zeit das Prädikat als Rat erteilt ꝛc." Aus dem „großen Subjektum" in dem Reskript des Herzogs Karl Eugen vom 13. November 1779 war laut obigem Schreiben des Herzogs Karl August vom 11. Dezember 1788, also in etwa neun Jahren, ein „ziemlich bekanntes Subjekt" geworden. Dieses ziemlich bekannte Subjekt befand sich jetzt sehr im Gedränge; Goethe mußte wirklich Mut zusprechen und rief dem Professor in Ängsten docendo discitur zu. „Aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist", schrieb dieser an Körner; das Allerunangenehmste bei der Sache war für ihn der Verzicht auf den „schönen künftigen Sommer in Rudolstadt". Nachdem der erste Schrecken überstanden, zog die Hoffnung ein, in einer Woche immerhin so viel zusammenlesen und -denken zu können, als notwendig sei, um es einige Stunden lang auf eine gefällige Art auszukramen. Dann gab es Trost, „in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche Verbindung einzutreten, wo eine bessere Versorgung die jenaische Professur eher finden werde als den unangestellten

Schriftsteller". Auch die Hoffnung auf die Schwestern brauchte nicht aufgegeben zu werden; schon jetzt — es war am 27. Dezember und ein recht bitter kalter Winter — wurde das halbwegs zwischen Rudolstadt und Jena gelegene Kahla als Begegnungsort für den Sommer auserſehen und zugleich ein längerer Aufenthalt der Damen in der Universitätsstadt geplant, da Herr v. Beulwitz als Reisebegleiter der Rudolstädter Prinzen abwesend sein und somit Line und Lotte nichts in der Residenz festhalten werde. Der Blick in das herannahende neue Jahr 1789 konnte ein freundlicher sein, es war nötig und ersprießlich dazu, daß bei näherm Nachdenken sich die Aussichten auf die Zukunft in einer festern Form darstellten und einen Weg eröffneten, auf welchem die jetzige überschuldete Lage des Dichters, die sein ganzes Wesen verzehrte und ihm nicht länger erträglich blieb, sich in geordnetere Verhältnisse leiten ließ.

Der umsichtige und gefällige Bertuch erhöhte Schillers Mut durch eine sehr tröstliche Dienstleistung, er verschaffte ihm in dem Jenenser Buchhändler Mauke einen solventen Verleger für den schon früher im Verein mit Körner gefaßten Plan der Herausgabe von historischen Memoiren, die quartaliter in Bänden von je 25 Bogen erscheinen sollten. Jedem Bande hatte Herr Rat Schiller „seinen Namen sowie auch eine von ihm selbst gearbeitete kleine pragmatische Abhandlung, philosophisches Raisonnement oder Generalübersicht der Epoque der Begebenheiten, zur Einleitung vorzusetzen". Für den gedruckten Bogen sollte Schiller bei Ablieferung des Manuskripts, beziehentlich nach erfolgtem Druck einen Karolin erhalten; wieviel er den Übersetzern der einzelnen Memoiren zahlen wollte, blieb seine Sache. Der Vertrag wurde am 12. Januar 1789 abgeschlossen.

Leider war von der ganzen schönen Ernte noch nichts reif für den neuen Professor, den die verlangend ausgestreckten Hände (am 17. Januar 1789) zu dem Schmerzensschrei veranlaßten: „Diese Professur soll der Teufel holen; sie zieht mir einen Louisdor nach dem andern aus der Tasche. Die geheimen Kanzeleien von Gotha und Koburg haben sich bereits mit Kontos für Expeditionsgebühren eingestellt, und mit jedem Posttag drohen mir noch zwei andre von Meiningen und Hildburghausen. Jede kommt mich gegen 5 Thaler und die gothasche auf 6 zu stehen. Der Magisterquark soll auch über 30 Thaler und die Einführung auf der Universität ihrer 6 kosten. Da hab' ich nun schon eine Summe von 60 Thalern zu erlegen, ohne was andres als Papier dafür zu haben. Die

Sache geht schneller, als man gedacht, und besonders schneller, als mein Beutel darauf gerechnet hat. Ein Glück ist's indessen, daß es noch in eine Zeit fällt, wo ich nicht ganz blank bin." In der Korrespondenz mit Körner und den Rudolstädter Damen suchte der Gequälte Trost. Mit ersterm besprach er lebhaft und ausführlich sein Gedicht „Die Künstler". Seit er die erste Skizze dazu Karolinen und Lotten vorgelesen, war vieles daran geschehen und umgearbeitet worden. Zu Anfang Februar war er von seinem Werke, das er nun selbst für fertig hielt, sehr befriedigt; er glaubte noch nichts so Vollendetes geschaffen zu haben, er habe sich aber auch noch nie soviel Zeit zu etwas genommen. Eine Woche nachher schon fühlte er sich von einigen vorher sehr wertgehaltenen Strophen angeekelt! Das hatte Wielands Kritik erreicht, der die Einheit der Form darin vermißte. Daß die Allegorie nicht eingehalten sei, sich alle Augenblicke entweder in eine neue Allegorie verliere, oder gar in philosophische Wahrheit übergehe, das Durcheinander poetisch wahrer und wörtlich wahrer Stellen inkommodierte ihn, und von der malerischen Sprache und dem luxuriösen Übergehen von Bild zu Bild fühlte er sich geblendet. Schiller machte sich sofort daran, das ganze Gedicht durcheinander zu werfen und vierzehn neue Strophen, „die er nicht in sich vermutet hätte", hinzuzuthun.

Wieviel oder wiewenig die jetzige Gestalt der „Künstler" von der ursprünglichen noch beibehalten hat, ist nicht aufzuklären, da bisher die Abschrift, welche Körner davon genommen, nicht ans Licht gekommen; die für des Dichters dermalige Lebensepoche wichtigste Stelle darin, welche jedenfalls schon in der ersten Niederschrift vorhanden war, sind die Zeilen:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!"

Ende Februar wurde das Gedicht endgültig abgeschlossen und erschien im März in Wielands „Merkur".

Während er noch an dieser Poesie thätig war, unterhielt er sich mit den Rudolstädter Freundinnen über die schöne Griechin im „Geisterseher" und — die Liebe, und dabei kam ihm ein merkwürdiger Satz (im Briefe vom 12. Februar 1789) in die Feder: „Sonst glaube ich übrigens doch, daß sich noch Fälle denken lassen, daß Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst — als ein inneres Ganze — auch ohne Moralität imponieren

kann. Ein Mensch, der liebt, tritt sozusagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht bloß unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Sein, in welchem viele andre Pflichten, viele andre moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind." Karoline zog den Kreis der in solchem Falle nicht zu beachtenden Pflichten später sehr weit. Schiller selbst war in diesem Momente klug genug, nur so viel zuzugeben, daß heftige Liebe ohne Moralität imponieren könne, und er that sicherlich wohl daran, für derartige Verhältnisse nicht Lob noch Billigung zu verlangen.

Mitte März begab er sich für einige Tage nach Jena, um allda die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Er fand eine Wohnung so ziemlich nach Wunsch, kündigte ein publicum, das die Einleitung in die Universalgeschichte zum Gegenstande hatte, in dem gedruckten Verzeichnisse der Vorlesungen an und nahm sich vor, Anfang Mai ganz nach Jena überzusiedeln, um in der Mitte dieses Monats „seine Bude zu eröffnen". Von dort für kurze Stunden nach Rudolstadt geritten, traf er nur die Schwestern; Frau v. Lengefeld war, inzwischen zur Hofmeisterin der beiden Rudolstädter Prinzessinnen ernannt, durch ihren Dienst bei Hofe festgehalten. Er kehrte dann nach Weimar zurück und vertiefte sich mit andauerndem Eifer in das Studium historischer Werke, um sich auf seine Vorlesungen vorzubereiten.

So verlief der April, dessen letzte Tage zwei neue Besuche brachten, den Dichter Bürger und den Kapellmeister Reichardt aus Berlin. Die Eindrücke, welche Schiller von beiden Persönlichkeiten empfing, waren nicht besonders günstige. „Bürger hat nichts Auszeichnendes in seinem Äußern und seinem Umgang" — sagte er —, „aber ein gerader, guter Mensch scheint er zu sein. Der Charakter von Popularität, welcher in seinen Gedichten herrscht, verleugnet sich auch nicht in seinem persönlichen Umgang, und hier wie dort verliert er sich zuweilen ins Platte. Das Feuer der Begeisterung scheint in ihm zu einer ruhigen Arbeitslampe herabgekommen zu sein. Der Frühling seines Geistes ist vorüber, und es ist leider bekannt genug, daß Dichter am frühsten verblühen." Reichardt war ihm „ein unerträglicher, aufdringlicher und impertinenter Bursche, der sich in alles mische, und den man sich nicht vom Halse bringen könne. Man müsse auch mit Worten sehr gegen ihn auf der Hut sein."

Am 11. Mai (1789) zog Schiller in die herrliche kleine Stadt Jena ein. Schon bei seinem ersten Besuche dort hatte er — wie

sich der Leser erinnern wird — den Vorsatz gefaßt, sie nicht zum letztenmal gesehen zu haben. Ihr reizendes Äußere hatte sein Herz gewonnen, und wer, der Jena gesehen, wäre nicht gleichfalls diesem Zauber erlegen? Es ist nicht bloß das Fremdartige der kahlen Berge, die Mannigfaltigkeit ihrer Form, die Lage der hinter dichtem Grün halb sich bergenden Stadt, was so sehr anzieht, es ist alles dieses zusammen, ob man von den Höhen auf die Stadt hinab oder von dieser aus zu ihnen hinaufsieht, überall ist es schön, und zudem bietet Jena an altertümlichen, charakteristischen Gebäuden so vieles Interessante. Die beigegebene Abbildung zeigt von bemerkenswerten Bauten wenigstens den mächtig hohen Turm der Stadtkirche und rechts (das breite, vielfenstrige Haus) die Universität.

Mit Schillers Einzug in die Universitätsstadt hatte seine bisherige weltbürgerische Lebensart ihr Ende erreicht, er war nun Staatsdiener und zu gewissen Leistungen verpflichtet. Die Anzapfungen seitens der geheimen Konsilien lagen hinter ihm, das Magisterdiplom war in seinen Händen, leider hatte es nicht 30, sondern 44 Thaler gekostet; auch diese waren bezahlt und verschmerzt, er durfte nun Augen für seine Umgebung haben, und wie ihn Jena und der dortige Empfang anheimelte und gemütlich befriedigte, darüber ließ er sich gegen Körner weitläufig aus (Brief vom 13. Mai 1789): „Vorgestern, als den Montag, bin ich hier eingezogen. Mein Logis[1] habe ich über meine Erwartungen gut gefunden. Der freundliche Anblick um mich herum gibt mir eine sehr angenehme Existenz. Es sind drei Piecen, die ineinander laufen, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenstern und alles entweder ganz neu oder gut konserviert. Möbel habe ich reichlich und schön: zwei Sofas, Spieltisch, drei Kommoden und anderthalb Dutzend Sessel, mit rotem Plüsch ausgeschlagen. Eine Schreibkommode (sie ist heute noch im Schillerhaus zu Weimar zu sehen) habe ich mir selbst machen lassen, die mir zwei Karolin kostet und Dich gewiß auf drei zu stehen kommen würde. Dies ist, wonach ich längst getrachtet habe, weil ein Schreibtisch doch mein wichtigstes Möbel ist und ich mich immer damit habe behelfen müssen. Ein Vorzug meines Logis ist auch die Flur, die überaus geräumig, hell und reinlich ist. Ich habe zwei alte Jungfern zu Hausmieterinnen, die sehr dienstfertig, aber auch sehr redselig sind. Die Kost habe ich auch von ihnen auf meinem Zimmer, zwei Groschen das Mittags-

---

[1] Bei den Schwestern Schramm.

essen, wofür ich dasselbe habe, was mich in Weimar vier Groschen kostete. Wäsche, Friseur, Bedienung und dergleichen wird alles vierteljährlich bezahlt, und kein Artikel beträgt über zwei Thaler, so daß ich nach einem gar nicht strengen Anschlag über 450 Thaler schwerlich brauchen werde." Es hat etwas Rührendes, den großen Mann, die ruhigen Genüsse des Familienlebens vorahnend, an häuslicher Einrichtung solchen behaglichen Anteil nehmen zu sehen. Welcher Unterschied in den wohnlichen Verhältnissen und deren Auffassung gegen die erste Stuttgarter Zeit!

Nun zu dem Beginn der akademischen Laufbahn, worüber im Briefe vom 28. Mai (1789) an Körner ausführlicher Bericht gegeben wurde: „Vorgestern, als den 26., habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden und gleich gestern wiederholt. Ich lese nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander, so daß ich fünf Tage ganz frei behalte. Das Reinholdsche Auditorium bestimmte ich zu meinem Debüt. Es hat eine mäßige Größe und kann ungefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in allem fassen. Ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, daß meine erste Vorlesung der Neugierde wegen eine größere Menge Studenten herbeilocken würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debütierte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind abends von 6 bis 7. Halb 6 war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Zahl Vergnügen, und mein Mut nahm eher zu. Überhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner andern, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von allen, die mich hören, als der Überlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein andres Auditorium wählen sollte. Griesbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Griesbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab's das lustigste



Jena.



Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im Griesbachschen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Alarm und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist's denn? was gibt's denn? hieß es überall. Da rief man denn: ‚Der neue Professor wird lesen'. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruten liefe. — Griesbachs Auditorium ist das größte und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen 300 und 400 Menschen fassen. Voll war es diesmal und so sehr, daß ein Vorsaal und noch die Flur bis an die Hausthüre besetzt waren und im Auditorium selbst sich viele auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitze meiner Kontenance; und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thüre konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen. Den andern Tag war das Auditorium ebenso stark besetzt, und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich setzte. Doch habe ich beide Male meine Vorlesung abgelesen und nur wenig bei der zweiten extemporiert. Indes kann ich, wenn ich aufrichtig sein soll, dem Vorlesungenhalten selbst noch keinen rechten Geschmack abgewinnen; wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studierenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee, daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen läßt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen,

daß sie irgendwo sangen; fast mit der Überzeugung, daß sie von vierhundert Ohren vierhundertmal und oft abenteuerlich mißverstanden werden. Keine Möglichkeit, sich wie im Gespräch an die Fassungskraft des andern anzuschmiegen. Bei mir ist dies der Fall, noch mehr, da es mir schwer und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Die Zeit verbessert dies vielleicht — aber groß sind meine Hoffnungen doch nicht. Ich tröste mich damit, daß in jedem öffentlichen Amte immer nur der hundertste Teil der Absicht erfüllt wird. Meine erste Vorlesung handelte vorzüglich von dem Unterschiede des Brotgelehrten und des philosophischen Kopfs. Außer den lokalen Ursachen, die ich hatte, die Begriffe meiner Leute über diese zwei Dinge zu fixieren, hatte ich allgemeine, die ich Dir nicht zu sagen brauche. In meiner zweiten Vorlesung gab ich die Idee von der Universalgeschichte.... Eben höre ich, daß bei meiner zweiten Vorlesung 480 Zuhörer waren und gegen 50 keinen Platz mehr gefunden haben. Ich lese jetzt erst in zehn Tagen wieder, weil die Pfingstferien dazwischenfallen."

Es ist ein bedeutender Moment, dieser Beginn von Schillers Lehrthätigkeit, wohl wert, daß die Erzählung nicht gleichgültig an ihm vorübereile wie an dem Gewöhnlichen, das so manche lange Reihe der Tage selbst dem bedeutenden Menschen bringt. Ein Moment, reich an charakteristischen Beziehungen, nicht bloß wichtig im Leben des Dichters, sondern auch für die Kultur des mit diesem Tage beginnenden Jahrhunderts. Als er auf seinen Lehrsaal zuschritt, ging ihm zur Seite der ehemalige Wiener Barnabitenmönch Reinhold, jetzt der begeisterte Verehrer und Apostel Kants, des Mannes, der die Erkenntnis der Pflicht wieder zu den höchsten Zwecken des Menschen zählte und zuerst und nachdrücklich forderte, daß das Pflichtbewußtsein der einzige Antrieb sittlichen Handelns werde, der mit lautem Worte das Pflichtgebot zum Angelpunkte der menschlichen Gesellschaft machte, zu einer Zeit machte, als der Begriff der Pflicht dem deutschen Volke und in erster Linie den tonangebenden Klassen keineswegs sehr geläufig war. Ein besseres Geleit konnte der Dichter auf seinem ersten Lehrgange nicht haben, der mit bitterm Hohn dem Präsidenten die Worte in den Mund legte: „Was wird ein Eid fruchten?" und Wurm antworten ließ: „Bei uns nichts, gnädiger Herr! Bei dieser Menschenart alles"; der die ganze Tragik zu „Kabale und Liebe" auf Luisens Pflichtgefühl aufbaute. Und ebendieser Dichter, der seinen Posa sagen ließ: „Geben Sie Gedankenfreiheit", stand jetzt im Begriffe, in einem

theologischen Auditorium den in Masse herbeigeströmten Zuhörern darzulegen, warum die Weltgeschichte das Weltgericht sei.

„Der neue Professor liest heute!" riefen die Studenten, und ein neuer Professor bestieg in der That den Katheder, ein Charakter, der immer im absoluten Besitze seiner erhabenen Natur war, den nichts einengen konnte, der, was von großen Gedanken in ihm lebte, frei aussprach, ohne Rücksicht, ohne Bedenken, und im Eingang seiner Vorlesung sogleich als das Größte, das der Mensch dem Menschen zu geben vermöge, die Wahrheit bezeichnete. Mit kühnem Worte richtete er eine Schranke auf zwischen dem Brotgelehrten und dem philosophischen Kopfe, und unbedenklich stellte er seinen Hörern die Wissenschaft hin als die hohe, himmlische Göttin; diese sollten sie in ihr sehen, erging seine Aufforderung, und verächtlich streifte seine Rede jene Handwerkergesinnung, die aus der Wissenschaft nur „eine tüchtige Kuh" machen möchte. „Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen als der Haufe der Brotgelehrten! — Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens auf als ebendiese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie verteidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein fechten.... Der Brotgelehrte hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt." Mit tönenderer Stimme hatte bis dahin kein Lehrer seine Schüler auf die wahre Größe des Menschen hingewiesen, noch von dem Einzelnen verlangt, sein Studium zu adeln, indem er die Bereicherung seiner Seele zu dessen vornehmstem Zwecke machte.

Jene erste Vorlesung war der Beginn des Kampfes, den Schiller aufnahm, um dem Menschengeiste die allgemeine Achtung zu erobern, die man bisher nur der physisch nützlichen Thätigkeit zu widmen gewillt war; diese Vorlesung spann in den Redewendungen der Prosa die Ideen aus, welche in den „Göttern Griechenlands" und den „Künstlern" ihre poetische Gestaltung gefunden hatten. Sie wollte weitere Kreise zu dem Verständnis dessen heranziehen, was in den beiden Gedichten für den Wissenden verständlich genug gesagt war. Schiller versuchte, jetzt die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes anzubahnen, in der heranwachsenden Generation die Empfänglichkeit zu entwickeln für künftige große Geister, welche dem deutschen Volke etwa beschert

werden möchten. Er versuchte es noch mit wenig Vertrauen auf Erfolg.

Viel guter Wille mag ja im Strudel des Lebens untergegangen sein, aber von dem halben Tausend Jünglingen, die sein zündendes Wort damals begeisterte und zu donnerndem Beifall hinriß, wurden die Strahlen seines Feuers weiter getragen in alle Gauen Deutschlands und in die Zukunft, die jetzt als Vergangenheit hinter uns liegt. Als großer Dichter und großer Denker zugleich war er im heiligsten Sinne dazu berufen, die Pforte angelweit zu öffnen, durch welche ein junges, jugendkräftiges Geschlecht, der Träger größerer Ideen, mit Siegesgewißheit hinaustreten konnte auf den Kampfplatz des Daseins. Der Anfang seiner Antrittsrede war wieder polemisch, wie es der Anfang seiner dichterischen Thätigkeit gewesen. Indem er zu Felde zog gegen den Zwang zünftiger Engherzigkeit, gewann er das Gefühl seiner jungen Zuhörer zum treuen Bundesgenossen; denn die jugendliche Brust liebt die Weite, sie möchte in vollen, langen Zügen atmen, sie haßt alles Hemmnis, das sie zu kurzen, ängstlichen Atemzügen zwingt, und nie lauscht sie mit aufmerksamerem Ohr als dann, wenn der gereifte Mann im vollen Tone eines gefestigten Willens die Freiheit fordert. Wird auch manches ideale Streben später eingeschnürt von der harten Notwendigkeit der Existenz, der einmal geweckte Gedanke, daß höhere Rechte dem Menschen von der Natur geschenkt sind, als ihm die Verhältnisse seiner Umgebung zu brauchen gestatten, wirkt fruchtbar weiter und ist auch dort kein verlorner, wo er unmittelbar zur That sich nicht entfalten kann. Diesen Gedanken hat Schiller geweckt, und durch diese That ist er ein gewaltiger Bildner seines Volkes geworden. Als den rechten Mann hat ihn Deutschlands Glück in die rechte Zeit gestellt.

Eben um diese Zeit, da er vorausweisend Gedanken als schon verkörpert hinstellte, die erst zum Teil auf seinen Anstoß hin und erst später zur Wirklichkeit wurden, da er, die Gegenwart schonend, um die Zukunft zu retten, mit dichterischer Freiheit behauptete, der Deutsche habe es bereits erreicht, über seine Fähigkeiten frei zu gebieten, und seine Gesetze wenigstens seien tugendhaft, wenn auch noch nicht die Menschen, eben um diese Zeit begann im Nachbarlande der Kampf um die Volksrechte. Seit Anfang Mai tagte in Paris die Nationalversammlung, am 14. Juli erfolgte die Erstürmung der Bastille.

7. Charlotte v. Lengefeld.

Die Metaphysikerin Karoline gab sich das Ansehen, als ob sie die „Künstler“ nach allen Richtungen hin verstanden habe; ihr trug das Gedicht (laut Brief vom 1. April) den Stempel der vollendeten Trefflichkeit, wie ihn wenige Dinge trügen, während die gute Lotte (am 5. Juni) eingestand, sie lese das Werk oft und habe schon vieles daraus gelernt; je tiefer sie die einzelnen Schönheiten herausfühle, desto mehr freue sie sich darüber. Immer offen und bescheiden, verhüllte sie vor dem Freunde die Lücken ihres Verständnisses nicht, und wo sie sich nicht deutlich darüber aussprach, hatte ihr Schweigen seinen Grund mehr in der Scheu, dem Dichter lästig zu werden, als in dem Bestreben, sich selbst zu schonen. Freimütig erzählte sie ihm, in der Jugend habe sie immer recht klug thun und recht viel Verstand zeigen wollen. „Ich möchte wohl, daß ich weniger dazu wäre erzogen worden, mehr scheinen zu wollen, als ich wirklich war. Ich war sonst erstaunend eitel und haschte nach Lob, jetzt aber ist dies alles durch Nachdenken vertrieben worden, aber es hat mir lange angehängt.“ Redlich gab sie sich Mühe, Klarheit in ihr Denken zu bringen und ihr Wissen zu ergänzen; glückte es ihr auch nicht, dem Gedanken den glanzvollen Ausdruck zu geben, über welchen Karoline verfügte, so hatte sie vor dieser doch immer die wärmere Empfindung und echtere Natürlichkeit voraus. In diesen Seiten ihres Wesens lagen die Punkte, welche auf den Dichter mit unwiderstehlicher Anziehungskraft wirkten.

Als ein munteres Vögelchen war sie in dem schönen Rudolstadt aufgewachsen, wie sie selbst in einer Skizze ihrer Jugendzeit beschreibt. Ihr Vater Karl Christoph, Herr auf Reschwitz und Pippelsdorf, Oberforstmeister zu Rudolstadt, geboren am 15. Mai 1715, stand bei seinem Fürsten in wohlverdientem Ansehen. Im

rüstigsten Alter traf ihn ein schweres Unglück: ein Schlaganfall im Jahre 1744 lähmte ihm den rechten Arm und das linke Bein, so daß er von da ab genötigt wurde, die Inspektion der durch seine Umsicht und Geschicklichkeit so wohlbestandenen Rudolstädter Waldungen zu Wagen vorzunehmen. Am 31. Oktober 1761 verheiratete er sich mit Luise Juliane Eleonore Friederike v. Wurmb, geboren am 27. Juli 1743, deren verwitwete Mutter auf dem Gute Wolframshausen lebte. Aus dieser Ehe gingen die beiden Töchter, Karoline, geboren am 3. Februar 1763, und Charlotte, geboren am 22. November 1766, hervor.

Herzensgüte, Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit waren die Grundzüge im Wesen der Mutter, mit Einsicht leitete sie die Erziehung der Töchter. „Es freut mich ungemein", schrieb ihr Bruder, als die Mädchen etwa acht und fünf Jahre alt waren, „daß die Möpsgens so schön Französisch lernen, und daß Du überhaupt so große Sorge und Fleiß anwendest, das Glück dieser lieben, kleinen Geschöpfe in ihrer Erziehung zu gründen."

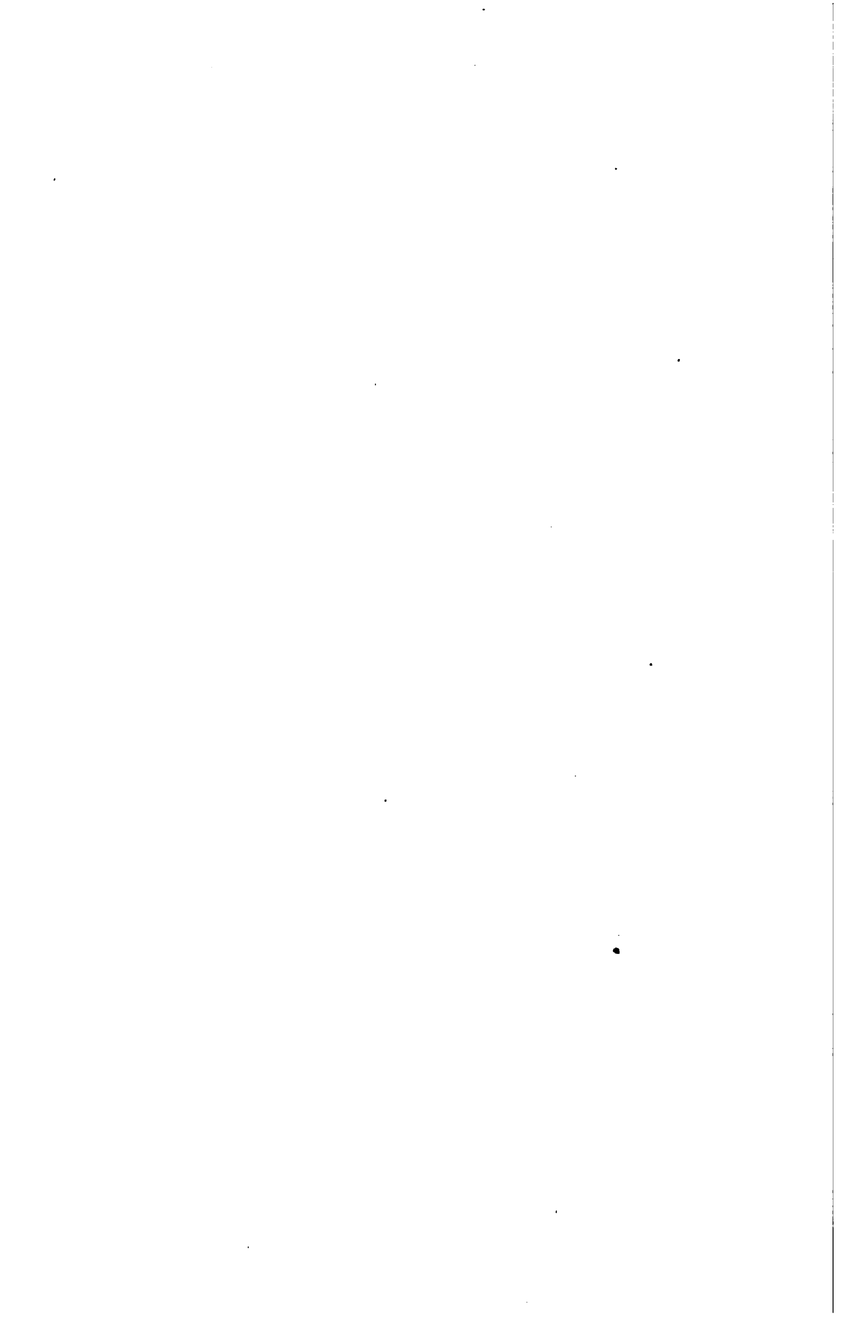
Der Vater, dessen Porträt hier nach einem im Schillerarchiv aufbewahrten Ölbilde gegeben wird, war heiter, gesprächig, hatte viel Witz, Lebhaftigkeit des Geistes und etwas Geniales in seinem ganzen Wesen und Treiben. Die Mutter[1], welche aus Neigung und Ehrfurcht sich in früher Jugend mit ihm, der ihr Vater hätte sein können, verbunden, liebte ihn mit Wärme und lebte ganz für ihn; sie nahm immer Anteil an seinen Beschäftigungen und verzichtete auf die Vergnügungen, welche ihrem jugendlichen Alter natürlich gewesen wären. Die beiden Schwestern hatten eine ältere Kousine, Amalie v. Lengefeld (später verehelichte v. Rauchhaupt in Hildburghausen), als Gespielin und zugleich zur Beaufsichtigung. Einförmig waren die Tage der Kindheit, aber jeder brachte neben unvermeidlichem Ungemach dieselben Annehmlichkeiten; was auf das Kindesgemüt immer gleich starken Einfluß üben könnte, war alles nahe.

An einer kleinen, mit Obstbäumen bepflanzten Terrasse, hinter welcher sich ziemlich steil der Schloßberg mit der Heidecksburg erhebt, lag das Haus, der dem Freiherrn v. Stein gehörige Heisenhof (jetzt eine Bierbrauerei), in welchem Lotte geboren wurde und ihre Jugend verlebte. Auf der beifolgenden Abbildung ist links vorn das

[1] Ihr Porträt wird hier nach einem im Besitze des Freiherrn v. Gleichen-Rußwurm befindlichen Miniaturbilde zum erstenmal veröffentlicht.



Karl Christoph von Lengefeld.



Ziegeldach desselben zu sehen. Zu dem weiten Ausblick aus den Fenstern des zweiten Stockes bildeten ein altes fürstliches Lustschloß, die Ludwigsburg, und rechts die Stadtkirche mit schönem Turme den Vordergrund. Oft stand Lolochen am Fenster seines Stübchens, sah nach den geheimnisvoll dunkeln Schalllöchern des Turmes hinauf, lauschte auf den Glockenklang und träumte melancholisch den vorüberziehenden Wolken nach. Nach den blauen Bergen, die Heide genannt, die am Horizont hinstrichen, ging der Sinn des Köpfchens, hinter diesen Bergen mußten sich ja neue Dörfer, eine ganze neue Welt entdecken lassen. Die Phantasien wurden durch den Unterricht, welchen Privatlehrer erteilten, unterbrochen. Eine Heldin im Lernen war die kleine Lotte nicht, dem Französischen konnte sie keinen Geschmack abgewinnen, trotzdem die Mama dem Onkel soviel Rühmens davon gemacht hatte; Zeichnen und Schreiben wurden ihr schwer, sehr unangenehm war ihr die Tanzstunde, desto mehr freute sie sich auf das Mittagessen. Der Vater saß schon am Tisch, wenn die Töchterchen eintraten. Immer freundlich, erzählte er lustige Geschichten oder ließ sich auch von seinen Jägern erzählen, was in der Welt vorging. Lottchen hörte solchen Gesprächen gar gerne zu und suchte sich dabei vorzustellen, wie es da und dort aussehe in den Wäldern und auf den Höhen. Wenn die Nachmittagslektionen überstanden waren, streiften die Kinder auf den Bergen umher. War das Wetter schlimm, und mußten sie zu Hause bleiben, so setzte sich Lolo still in einen Winkel und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf Karoline und Amalie, wie sie sich selbsterfundene Romane erzählten. Nach dem Abendessen las die Kousine ein Abendgebet vor, ein geistliches Lied wurde gesungen, die gute Mutter segnete ihre Kinder ein, und diese gingen zur Ruhe. Noch ehe die kleinen Mädchen wieder aufstanden, war der geschäftige Vater schon im Wald, revidierte die Anlagen, ordnete die Holzschläge an und bestimmte die Jagdreviere; hatte er keine solche Geschäfte, so fuhr er in Begleitung der Gattin nach seinen Feldern. Als die Mädchen heranwuchsen, brachte die Erntezeit schon Arbeit für sie, leichte Hilfeleistungen wurden von ihnen gefordert, Lotte freilich streifte lieber in der Gegend herum und suchte nach den letzten Herbstblumen, wobei es ohne kleine Abenteuer und Verletzungen nicht abging. Die Lektüre wurde mehr gepflegt, Gellerts „Schwedische Gräfin“, seine Komödien, eine Wochenschrift: „Der magdeburgische Greis“, welche viele kleine Erzählungen enthielt, Rabeners Briefe, Sammlungen kleiner historischer Aufsätze

wurden gelesen und wieder gelesen, bis Richardsons „Grandison" das ganze Interesse wenigstens der ältern Schwester in Anspruch nahm.

Als Lotte ihr neuntes Jahr fast vollendet hatte, starb der Vater, am 3. Oktober 1775. Schmerzlich war der Verlust für die Kinder wie für die Mutter, aber die thatkräftige Frau verlor das Ziel, ihrer Töchter Glück durch die Erziehung zu gründen, nicht aus dem Auge. Die lebendige und talentreiche Karoline fand schon in ihrem sechzehnten Jahre an Herrn v. Beulwitz einen Verehrer; für die lieblich aufblühende Lotte zeigte sich Aussicht, durch die Vermittelung der Frau v. Stein Hofdame bei der regierenden Herzogin Luise von Weimar zu werden. Um die zu solchem Berufe notwendige Beherrschung der französischen Sprache zu gewinnen, wurde ein längerer Aufenthalt in der französischen Schweiz beschlossen. Am 22. April 1783 fuhr Frau v. Lengefeld mit Karolinen, Lotten und Herrn v. Beulwitz von Rudolstadt ab. Der Weg führte über Nürnberg nach Stuttgart; die Gesellschaft besuchte den Hohenasperg und dort den unglücklichen Schubart, der ihnen auf dem Klavier „unaussprechlich schön und mit unbeschreiblichem Ausdrucke" vorspielte. Am 5. Mai war man in Begleitung der Frau v. Wolzogen auf der Solitüde und sah Schillers Eltern und Schwestern. Christophine erinnerte sich noch im hohen Alter Lottens damaliger reizender Erscheinung. Reizend war sie, das beweist ein Schattenriß, welcher gerade aus dieser Zeit stammt.

Am 14. Mai besuchte die Reisegesellschaft Lavater in Zürich und traf am 22. dieses Monats in Vevey ein. Fleißige Studien im Französischen, Englischen und in den früher gehaßten Fächern, Zeichnen und Musik, füllten die Hauptzeit des dortigen Aufenthaltes aus; zahlreiche Bekanntschaften in den Kreisen des Schweizer Patriziats wurden geschlossen, und reiche, herzliche Erinnerungen nahmen die Reisenden mit, als sie nach Jahresfrist wieder den Rückweg antraten. Auf dieser Fahrt überbrachten sie Schiller (am 6. Juli 1784) in Mannheim die Grüße der Frau v. Wolzogen.

Nach der Rückkehr verheiratete sich Karoline mit Beulwitz, Charlotte wohnte den Winter (1784—85) in Weimar bei Frau v. Stein. Im Jahre 1786 unternahm sie mit ihrer Familie eine Reise nach Karlsbad und traf dort mit Frau v. Stein und Goethe zusammen. Kaum war sie in ihren heimischen Räumen wieder angelangt, als Goethes Freund, der Major v. Knebel, in Begleitung zweier Schotten, des Kapitäns Heron und des Lord



Luise Juliane von Lengefeld.



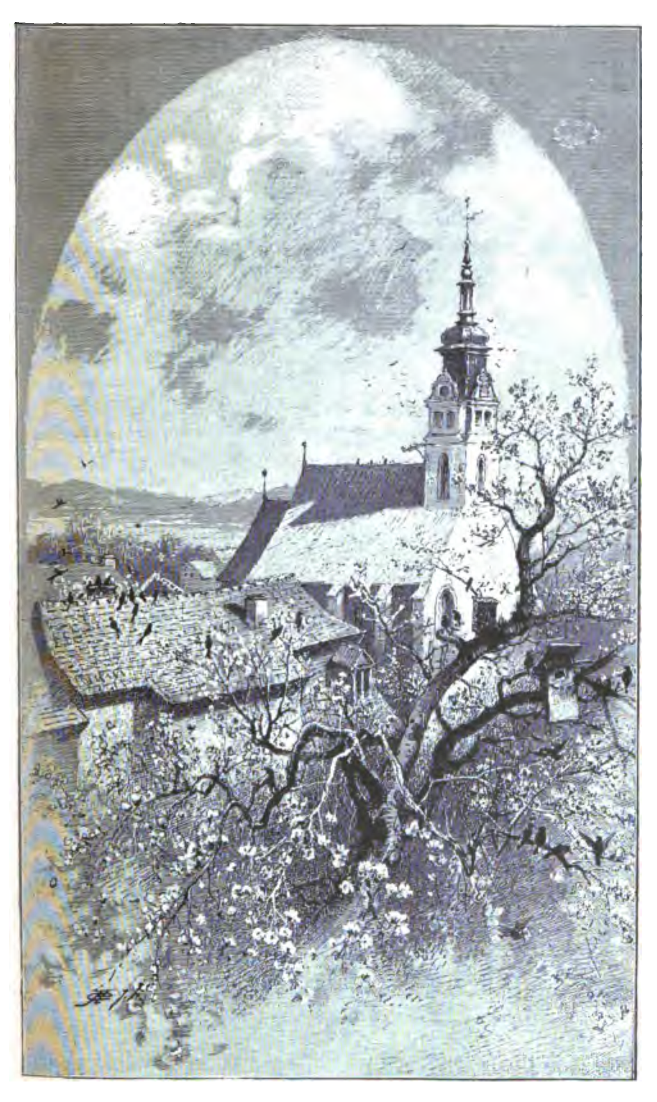
Inverary, die in Weimar Aufenthalt genommen, sich einstellte. Knebel empfing von Lottens frischer Anmut einen tiefen Eindruck und suchte von da an durch öftere Begegnungen und Aufmerksamkeiten in gleichem Sinne zu wirken; seine Wünsche blieben jedoch ohne Erhörung, Lolochen konnte sich für den lehrhaften Ton des zweiundvierzigjährigen reizbaren Mannes, für die gesuchte Zierlichkeit in seinen Versen nicht begeistern. Mehr Glück hatte Heron, sein männliches Wesen, gepaart mit sinnigem Gemüt, übte eine lebhafte Anziehung; da er nicht unabhängig war, mußte das Verhältnis leider dann abgebrochen werden, als beiderseits kein Zweifel mehr über die Herzlichkeit der gegenseitigen Gefühle vorhanden sein konnte. Gerade zur Zeit der Trauer um eine zu Grabe gegangene Hoffnung trat Schiller in den Kreis der Lengefeldschen Familie, und bei Lotten wurde ein neues Gefühl nach und nach Herr über die Gewalt des Kummers. Während ihrer Anwesenheit in Weimar (im Winter 1788) und Schillers Aufenthalts zu Volkstedt und Rudolstadt im darauf folgenden Sommer entwickelte sich die gegenseitige Zuneigung. Lange bevor der Dichter nach Weimar zurückkehrte, waren sich die Herzen unentbehrlich geworden, aber über bald schelmische, bald sentimentale Andeutungen nicht hinausgegangen. Mit der ganzen Zartheit und Scheu des wahren Gefühls, welches den Schleier nicht zu lüften wagt und das Schmerzliche der Ungewißheit wie eine heilig zu haltende Pflicht erträgt, wurde das entscheidende Wort hinausgeschoben auf eine glücklichere Zukunft.

Von einem neuen Sommeraufenthalte in Rudolstadt hatte Schiller die Herbeiführung einer günstigen Gelegenheit erwartet. Die Professur kam dazwischen; diese Gabe eines wohlmeinenden Verhängnisses nahm er darum nur halb widerwillig an, weil sie ihm den Verzicht auf solche Hoffnung aufzuerlegen schien. Die Freundinnen wußten Rat, der neckenden Laune des Schicksals ihre Spitze zu nehmen. Schon mitten im Winter (am 26. Januar 1789) schrieb Lotte an Schiller: „Ich glaube, eine Reise nach Lauchstädt (Bad bei Merseburg) wäre meiner Schwester zuträglich, weil dies die Nerven stärkt. Da haben wir uns was gar Artiges ausgedacht. Es ist nur eine Tagereise von Jena; wäre vielleicht Körner eben in Leipzig, so kämen Sie nach Lauchstädt und er von Leipzig hin — ein paar Tage könnten Sie doch abkommen —, da sähen Sie Ihren Freund, und wir sähen Sie auch dabei. Auch Körners Bekanntschaft wäre mir lieb; es läßt sich noch viel darüber sagen; Karoline

und ich haben uns dies so ausgedacht — gefällt es Ihnen?“ Ob es ihm gefiel!

Nachdem Schiller im Juni seiner Lehrthätigkeit einige Tage abgerungen und diese auf einen Besuch in Rudolstadt gewendet, kamen die Schwestern am 10. Juli nach Jena — gesellschaftliche Rücksichten verhinderten ein längeres Zusammensein am Abend zum großen Leidwesen der drei — und reisten am andern Tag über Naumburg nach Burgörner, einem Gute des Kammerpräsidenten v. Dacheröden (bei Hettstädt im Kreise Mansfeld), weiter, wo der Präsident mit seiner Tochter Karoline, der intimen Freundin der Frau v. Beulwitz, sich seit Mitte Juni aufhielten. Am 12. Juli abends trafen sie dort ein, wenig erbaut von der Gegend; der Anblick der roten, kahlen Berge stimmte die Seele zur Traurigkeit, so behauptete Lotte, die Unterhaltung war jedoch in andrer Hinsicht nicht so monoton. Das einsame Burgörner beherbergte augenblicklich zwei Freier des Fräuleins v. Dacheröden, den Sohn der Frau v. Laroche und Wilhelm v. Humboldt; jeder von beiden hoffte alles und that gewiß auch alles, um die allgemeine Laune in gutem Zustande zu erhalten. Aber Karoline v. Dacheröden war „verschlungen in ihren Gefühlen und in ihren Verhältnissen, und was sie umgab, war gar unleidlich“. Schillers „Künstler“ wurden in der Gesellschaft vorgelesen; „unbeschreiblich gießt mir dies Licht und Leben in die Seele“ — schrieb Karoline an den Dichter — „Sie werden mir so nah. — Nun gute Nacht, behalten Sie mich lieb.“

An demselben Tage, als in Paris der Sturm der Bastille erfolgte und die Köpfe Delaunays und seiner Soldaten auf Stangen durch die Stadt getragen wurden, reisten die drei Damen friedlich nach Lauchstädt ab; sie ahnten nichts von den Ereignissen im Nachbarlande, ihre ganze Spannung war auf die Ankunft Schillers gerichtet, den sie stündlich erwarteten. Statt seiner kam jedoch nur ein Brief; recht unglücklich fühlte er sich in Jena und klagte: „In der That — ich mache täglich eine traurige Entdeckung nach der andern, daß ich Mühe haben werde, mit diesem Volk hier zu leben. Alles ist so alltägliche Ware, und die Frauen besonders sind ein trauriges Geschlecht. Sie wissen, glaube ich, oder Sie wissen es nicht, daß der weibliche Charakter zu meiner Glückseligkeit so notwendig ist. Meine schönsten Stunden danke ich doch Ihrem Geschlecht. ... Kommen Sie ja bald zurück, kommen Sie, mich wieder zum Menschen zu machen, zum Dichter — das ist vorbei! Übrigens tröstet mich das, daß Sie doch etwas von mir



Die Umgebung von Lottens Geburtshaus in Rudolstadt.

haben und lesen können (die „Künstler'), was aus einer glücklichern Epoche meines Geistes sich herschreibt. Es sind Funken der Glut, die Sie beide mir gegeben haben, und die jetzt wieder erloschen ist, da Ihr Atem sie nicht mehr belebt."

Dieser Brief wurde am 24. Juli geschrieben, auch in ihm fehlt noch jeder Anklang an den Ausbruch der französischen Revolution, sehr langsam trotteten damals die Nachrichten von Ort zu Ort. Schwerlich wußte man in Jena schon etwas von dem Beginne der Umwälzung, und wenn auch, des Dichters Gemüt war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, zu sehr eingenommen von den Vorbereitungen zu dem entscheidenden Schritte, der nun doch gethan werden mußte, wenn nicht die ganze Geistesverfassung Schaden leiden sollte.

Schiller hatte seinen Besuch in Lauchstädt für den 1. oder 2. August in Aussicht gestellt; vorher schrieb er noch einmal (am 24. Juli). Der Druck, der auf ihm lag, ließ ihn mit seinen Wünschen deutlicher hervortreten. „Ihr letzter Aufenthalt in Jena war für mich nur ein Traum — und kein ganz fröhlicher Traum, denn nie hatte ich Ihnen so viel sagen wollen als damals, und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir behalten mußte, drückte mich nieder, ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft ist mir dieses schon begegnet, und nicht immer konnte ich äußerliche Hinderungen anklagen. Kaum sollte man es denken, daß oft auch die übereinstimmendsten Menschen — die einander so schnell und leicht auffassen und so lebendig ineinander leben — wieder einen so weiten Weg zu einander haben. So nah und doch so fern! — Ihre Empfindungen an diesem Abend waren eine dunkle Ahnung von den meinigen, und ich wünschte, sie wären ein Abdruck davon gewesen, so hätten Sie mich ohne Worte verstanden, und alle Menschen und menschenähnlichen Wesen um uns her hätten unsre Sprache nicht gestört. Ich hatte in meinem ‚Karlos' eine Stelle, die ich mit der ganzen Szene, worin sie stand, weggelassen habe. Diese Stelle drückt am besten aus, was ich hier meine:

> ‚— — Schlimm, daß der Gedanke
> erst in der Worte tote Elemente
> zersplittern muß, die Seele sich im Schalle
> verkörpern muß, der Seele zu erscheinen.
> Den treuen Spiegel halte mir vor Augen,
> der meine Seele ganz empfängt und ganz
> sie wiedergibt, dann, dann hast du genug,
> das Rätsel meines Lebens aufzuklären.'

Damals, als ich diese Worte schrieb, hätte ich nicht geahnt, daß ich sie einmal für mich selbst würde reden lassen müssen."

Die Worte wurden verstanden. Schiller kam nach Lauchstädt, aber er hatte nicht den Mut, Lotten mündlich vorzutragen, was sein Gemüt bewegte; er sprach mit Karolinen und empfing von ihr die beglückende Zusicherung, daß der Schwester Herz ihm ganz zu eigen sei. Nun schrieb er dieser den schönen Brief (vom 3. August), der als Beweis, wie ein Schiller um seine Gattin warb, hier folgt:

„Ist es wahr, teuerste Lotte? Darf ich hoffen, daß Karoline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute, zu gestehen? O, wie schwer ist mir dieses Geheimnis geworden, das ich, solange wir uns kennen, zu bewahren gehabt habe! Oft, als wir noch beisammenlebten, nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und kam zu Ihnen mit dem Vorsatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieser Mut verließ mich immer. Ich glaubte, Eigennutz in meinem Wunsche zu entdecken, ich fürchtete, daß ich nur meine Glückseligkeit dabei vor Augen hätte, und dieser Gedanke scheuchte mich zurück. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, so hätte mein Leiden Sie betrübt, und ich hätte die schöne Harmonie unsrer Freundschaft durch mein Geständnis zerstört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und schwesterliche Freundschaft. Und doch gab es wieder Augenblicke, wo meine Hoffnung auflebte, wo die Glückseligkeit, die wir uns geben konnten, mir über alle Rücksichten erhaben schien, wo ich es sogar für edel hielt, ihr alles übrige zum Opfer zu bringen. Sie konnten ohne mich glücklich sein — aber durch mich nie unglücklich werden. Dieses fühlte ich lebendig in mir — und darauf baute ich dann meine Hoffnungen. Sie konnten sich einem andern schenken, aber keiner konnte Sie reiner und zärtlicher lieben als ich. Keinem konnte Ihre Glückseligkeit heiliger sein, als sie es mir war und immer sein wird. Mein ganzes Dasein, alles, was in mir lebt, alles, meine Teuerste, widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschieht's, um Ihrer immer würdiger zu werden, um Sie immer glücklicher zu machen. Vortrefflichkeit der Seele ist ein schönes und unzerreißbares Band der Freundschaft und der Liebe. Unsre Freundschaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig sein wie die Gefühle, worauf wir sie gründen. — Vergessen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auferlegen könnte, und lassen Sie nur Ihre Empfindungen reden. Bestätigen Sie, was Karoline mich hoffen ließ. Sagen Sie mir, daß Sie mein

sein wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet. O, versichern Sie mir dieses und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren sich unsre Herzen schon längst. Lassen Sie auch noch das einzige Fremde hinwegfallen, was sich bisher zwischen uns stellte, und nichts die freie Mitteilung unsrer Seelen stören. — Leben Sie wohl, teuerste Lotte. Ich sehne mich nach einem ruhigen Augenblicke, Ihnen alle Gefühle meines Herzens zu schildern, die in dem langen Zeitraum, daß diese einzige Sehnsucht in meiner Seele lebt, mich glücklich und wieder unglücklich gemacht haben. Wieviel habe ich Ihnen noch zu sagen! Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es ist schon lange, daß ich sie mir unter keiner andern Gestalt mehr dachte als unter Ihrem Bilde. Leben Sie wohl, meine Teuerste."

Lottens Antwort war kurz, aber sie sagte ihm alles: „Schon zweimal habe ich angefangen, Ihnen zu schreiben, aber ich fand immer, daß ich zu viel fühle, um es ausdrücken zu können. Karoline hat in meiner Seele gelesen und aus meinem Herzen geantwortet. — Der Gedanke, zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen. — Für heute nichts mehr, Freitag sehen wir uns. Wie freue ich mich, unsern Körner zu sehen! Und Sie, Lieber, in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir sind. Ewig Ihre treue Lotte."

Der Brief erreichte den Bräutigam in Leipzig, wohin er von Lauchstädt aus gereist war, um mit Körner und seiner Familie endlich nach jahrelanger Trennung zusammenzukommen. Ein ungünstigerer Zeitpunkt für dieses Wiedersehen hätte kaum gewählt werden können. Am Freitag (7. August 1789) fanden Lotte und Karoline sich in Begleitung des Geheimrats Barkhausen in Leipzig ein, sahen Schiller wieder und machten nun die persönliche Bekanntschaft Körners. So flüchtig die Begegnung war, empfanden die Schwestern doch, wie sehr der Brave die Freundschaft Schillers verdiene. Die Gesellschaft machte einen gemeinschaftlichen Spaziergang ins Rosenthal, dessen hohe, alte Eichen Charlotten sehr imponierten; auch Bilder von Öser wurden betrachtet, daneben aber doch noch Zeit gefunden, zu vereinbaren, wie die Herzensangelegenheit zunächst zu behandeln sei.

8. Der Brautstand.

Man hoffte auf das Einverständnis der Frau v. Lengefeld, obgleich des Bräutigams äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Um ihr unnötige Sorge zu ersparen, sollte vorläufig alles für sie geheim bleiben, bis Schiller durch einen kleinen festen Gehalt seine Existenz in Jena gesichert haben werde. Da weder er noch Lotte Ansprüche an äußern Glanz stellten, so sah Karoline einer sorgenlosen Zukunft für beide entgegen und freute sich „auf ein öfteres Zusammenleben mit ihrem Freunde in einem so nahen Verhältnisse".

Mit diesen Vorsätzen und Hoffnungen reisten die Schwestern in Schillers Begleitung am andern Tage nach Lauchstädt zurück, wo er Karoline v. Dacheröden kennen lernte. Von dem Glanze ihres Wesens fühlte er sich geblendet, er ahnte in ihr etwas Edles und Feines, ein ungewöhnliches, ideal angelegtes Geschöpf, dessen Geist ihn überraschte. Den Sonntag über blieb er noch in dem kleinen Badeort und fuhr am Montag wieder nach Jena, Körners schlossen sich ihm unterwegs an und nahmen die nächste Woche bei ihm Wohnung. Zwar machte er den aufmerksamen Wirt und schwänzte sogar sein Kolleg, um sich seinen Gästen widmen zu können; aber während des geräuschvollen und eiligen Zusammenseins, auch Weimar wurde besucht, kamen alle die Dinge, welche dem Herrn Professor und überglücklichen Bräutigam entweder zu früh oder zu spät einfielen, zwischen ihm und dem Freunde nicht zur Sprache. Die so natürliche Zerstreuung Schillers, der mit seinen Gedanken mehr in Lauchstädt war als sonstwo, überraschte Körner und verstimmte ihn so, daß er sogar auf die Idee kam, die Zusammenkunft habe die Freunde einander eher entfremdet als genähert. Am 18. August kehrte Körner mit seiner Familie in die kursächsische Heimat, auf welche Schiller schlecht zu sprechen war, zurück, und



Lauchstädt.



zwei Tage später trafen Lotte und Karoline in Jena ein. Karoline v. Dacheröden hatte im Bade keine Heilung gefunden und fuhr krank nach ihrem Gute Burgörner.

Das Gerücht von dem Beginn der Umwälzung in Frankreich war endlich auch nach Deutschland und sogar nach Lauchstädt gekommen. Ein Bekannter hatte den Damen die Nachricht von dem Sturm auf die Bastille mit Enthusiasmus vorgelesen, und „diese Zertrümmerung eines Monumentes finsterer Despotie erschien ihrem jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei, und es freute sie, daß sie in das Beginnen schöner Herzensverhältnisse fiel". Eine genauere Beschreibung des großen Ereignisses fanden die Schwestern, als sie wieder in Rudolstadt ankamen, in einem Brief Wilhelms v. Wolzogen, der sich gerade in Paris aufhielt und als Augenzeuge darüber sprechen konnte.

Das Zusammensein mit Schiller in Jena hatte nur einen Tag gedauert, eine sehr kurze Zeit für das Bedürfnis der Herzen; der lebhafteste Briefwechsel blieb doch nur ein schwacher Ersatz für den Mangel mündlichen Verkehrs. So schwer die Trennung für die Liebenden war, so wertvoll sind ihre Folgen für die Nachwelt, welcher aus den in Briefen fixierten Empfindungen ein schönes Erbe erwuchs. Hätte das Paar, oder vielmehr, hätten die drei in einer Stadt zusammengelebt, so wären für das Gefühlsleben der hochbegabten Menschen keine Dokumente mehr vorhanden, freilich auch keine für die verwirrte Gemütsverfassung Schillers, welche Lotten die nächsten Monate hindurch schwere Sorge brachte.

Schillers moralisches Feingefühl war teilweise lahmgelegt, er war unfrei durch den Einfluß der phantastischen Karoline; ihm diese Freiheit wiederzugeben, glückte erst nach manchen bangen Tagen der edlen Weiblichkeit, welche Lotte vor vielen ihres Geschlechtes und auch vor ihrer Schwester auszeichnete. Ein größerer Standpunkt in der Geschichte wurde ihr dadurch gesichert, denn ihr ihn lediglich die Stellung als Gattin eines berühmten Mannes zu erringen vermocht hätte. Ihr verdankt Schiller viel, was ihn seinem Volke teuer gemacht hat; in der Verbindung mit ihr entwickelten sich seine höhern Ansichten von der Würde der Ehe, denen er von da ab so glanzvollen Ausdruck verlieh. Lotte stellte ihm das Pflichtgefühl, das die Grundlage der Ehe bilden muß, in seiner schönsten und für den Dichter anziehendsten Form vor, in der Hingebung, zu welcher nur die Liebe befähigt. Liebe bindet den durch die Kultur zum Bewußtsein vervollkommten Instinkt wieder in eine erha-

benere Form, indem sie das Wissen von einem Naturgesetz in ein Gefühl, das Sollen in ein Wollen verwandelt. So thut der Mensch, was seine Pflicht ist, nicht weil ihn diese dazu nötigt, sondern weil er nicht anders handeln kann. Mit zarter Hand führte Lotte ihren Schiller allmählich aus den verschlungenen Gängen der Gefühlszersplitterung heraus, indem sie eine Atmosphäre reinen Glückes um ihn verbreitete, in welcher ihm innig wohl wurde; aber manche Stunde der Entsagung, der Selbstverleugnung legte ihr der Weg auf, wie die folgenden Briefstellen deutlich zeigen.

„Ich erschrecke über den langen Zeitraum, der uns noch trennen soll", klagte der Bräutigam. „Wie kurz ist der Frühling des Lebens, die Blütenzeit des Geistes, und von diesem kurzen Frühling soll ich Jahre vielleicht noch verlieren, ehe ich das besitze, was mein ist. Unerschöpflich ist die Liebe, und wenig sind der Tage des Lenzes. Mit langen Zweifeln ließest Du mich ringen, und ich weiß nicht, welche seltsame Kälte ich oft in Dir zu bemerken glaubte, die meine glühenden Geständnisse in mein Herz zurückzwang.... Ich habe Dir Unrecht gethan, teure Lotte. Die stille Ruhe Deiner Empfindung habe ich verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das meine Wünsche von Dir entfernen sollte. O, Du mußt sie mir noch erzählen, die Geschichte unsrer werdenden Liebe. Aber aus Deinem Munde will ich sie hören. Es war ein schneller und doch so sanfter Übergang! Was wir einander gestanden, waren wir einander längst." Der gleichzeitig abgegangene Brief an Karoline ist freilich von einer Stürmischkeit des Ausdrucks, die zuweilen an Geschmacklosigkeit streift. „Dein Brief, teuerste, liebste Karoline, hat meine Seele tief ergriffen und bewegt, und ich weiß nicht, ob ich Dir sogleich etwas daraus beantworten kann. Aber vor meiner Seele steht es verklärt und helle, welcher Himmel in der Deinigen mir bereitet liegt.... Bereite Dich, edles Geschöpf, in mir nichts zu finden als die Kraft zum Vortrefflichen und einen begeisterten Willen, es zu üben. Deine schöne Seele will ich auffassen, Deine schönen Empfindungen verstehen und erwidern.... Aber Du glaubst an meine Seele, und auf diesen Glauben will ich bauen. Bei allen meinen Mängeln — denn alle sollt Ihr endlich kennen — wirst Du das immer finden, was Du einmal in mir liebtest. Meine Liebe wirst Du in mir lieben."

Kindliche Pietät hat die meisten Briefe Karolinens an Schiller und die seinigen an sie aus diesem Zeitraum vernichtet; die Gründe dafür sind verständlich, und die Schiller-Biographie ist dadurch der

Unannehmlichkeit enthoben, das Verhältnis zwischen beiden in allen Einzelheiten schildern zu müssen.

Lotte antwortete auf die oben angeführte Bemerkung: „Also kam ich Dir oft kalt vor, mein Betragen zu abgemessen. Du ahntest nicht, daß eben diese Kälte nur scheinbar war, nur eine Hülle, Empfindungen zu verbergen, die ich mir nicht gestehen wollte und noch weniger andern, weil ich nicht immer Deiner Anhänglichkeit für mich gewiß war; oft war es mir, als wäre nichts mehr zwischen uns und Du fühltest, was Du mir wärest, und zuweilen wieder, als wäre ich Dir nichts, gar nichts. Deine Gefühle ahnte ich dunkel, aber ich wußte nicht, daß eben mein Betragen Ursache war. Es ist überhaupt in mir, finde ich, daß ich selten ganz ausdrücken kann, was ich fühle.... Du würdest mich nicht verkannt haben, wenn Du die Kämpfe, die in meiner Seele vorgingen, hättest fühlen können. Ich konnte mir mein Glück nicht ohne Dich denken, konnte mir kein fremdes Wesen denken, das außer uns noch zu Deinem Glücke beitragen könnte und Dich glücklich durch wahre innige Liebe gemacht hätte."

Trotz den in diesen Zeilen, wenn auch verblümt, enthaltenen rührenden Bitten vermochte Schiller seine Idee noch nicht aufzugeben. Kurz bevor er zum Genuß der ersten Ferien, welche ihm seine neue Stellung gestattete, nach Rudolstadt abreiste, schrieb er an beide Schwestern (am 10. September 1789): „Meine Seele ist jetzt gar oft mit den Szenen der Zukunft beschäftigt; unser Leben hat angefangen; ich schreibe vielleicht auch wie jetzt, aber ich weiß Euch in meinem Zimmer; Du, Karoline, bist am Klavier, und Lottchen arbeitet neben mir, und aus dem Spiegel, der mir gegenüber hängt, sehe ich Euch beide. Ich lege die Feder weg, um mich an Euren schlagenden Herzen lebendig zu überzeugen, daß ich Euch habe, daß nichts Euch mir entreißen kann. Ich erwache mit dem Bewußtsein, daß ich Euch finde, und mit dem Bewußtsein, daß ich Euch morgen wiederfinde, schlummre ich ein. Der Genuß wird nur durch die Hoffnung unterbrochen und die süße Hoffnung nur durch die Erfüllung, und getragen von diesem himmlischen Paar verfliegt unser goldenes Leben!"

Am 18. September erschien Schiller in Rudolstadt. Er nahm wieder bei dem Kantor in Volkstedt Wohnung und brachte die Morgen- und Nachmittagsstunden regelmäßig bei den Schwestern zu. Spaziergänge in die Umgegend, Arbeiten an seinen Vorlesungen, an der „Thalia", am „Geisterseher" füllten seine übrige Zeit

aus. Frau v. Lengefeld wußte noch immer nichts von der Verlobung, da des Bräutigams Aussichten auf eine auskömmliche Stellung bisher keine greifbare Gestalt gewonnen und der günstige Moment, dem Herzog von Weimar die Bitte um einen festen Gehalt vorzutragen, nicht gewaltsam herbeigeführt werden konnte. Der Professor mußte nach Jena, vor dessen Einsamkeit ihm graute, zurückkehren, ohne sich der Mutter gegenüber ausgesprochen zu haben. Auch in andrer Hinsicht war es ihm nicht ganz heimlich zu Mute: Frau v. Kalb hatte sich wieder in Erinnerung gebracht, hatte über die Scheidung von ihrem Manne geschrieben und vermutlich durchblicken lassen, daß sie nun des Dichters Gattin werden könne. Der Antrag kam nicht zu guter Stunde.

Karolinens Nervosität steigerte sich infolge mannigfacher Aufregungen, z. B. des beunruhigenden Befindens der Freundin Karoline v. Dacheröden, des Schwankenden und Unbefriedigenden ihrer eignen Verhältnisse (Beulwitz war meist abwesend, und der Ehebund hatte sich in bedenklicher Weise gelockert) zu besorgniserregendem Grade. Auf Lottens Gemüt lastete nicht bloß der Umstand drückend, daß die Verlobung vorläufig für die Mutter ein Geheimnis bleiben mußte, heimliche bitterere Schmerzen machte ihr Schillers unverhehlte Zuneigung zu Karolinen. Allenthalben krankhafte Verhältnisse!

Gleich in dem ersten Briefe, den er nach seiner Rückkehr von Jena aus schrieb (am 23. Oktober), fand sich folgende für Lotte peinliche Stelle: „Morgen, meine Teuersten, erhalte ich Briefe von euch. Möchte ich hören, daß Deine Gesundheit sich bessert, Karoline; dies ist's, was mir jetzt viele Unruhe macht. Ich fürchte zwar nichts für jetzt, aber ich fürchte, daß diese Zufälle öfters wiederkehren möchten. Körperliche Zerrüttungen könnten das freie Spiel Deines Geistes stören und Dir gerade das, was Dich und uns in Dir glücklich macht, verbieten. Deine Seele hat Stärke, aber eben darum darf das Instrument nicht schwach sein, worauf sie spielt, sonst wird sie es durch jede lebhafte Bewegung angreifen. Sei also wachsam über Deine Gesundheit! Meine Glückseligkeit hängt an Deiner Liebe, und Du mußt gesund sein, wenn Du liebst."

Inzwischen hatte Lotte sich ein Herz gefaßt und obgleich noch immer schüchtern und mittelbar bei ihrem Bräutigam auf den drückenden Punkt hingedeutet: „Auch bei Deinem Aufenthalte unter uns voriges Jahr kam mir zuweilen ein Mißtrauen auf mich selbst an, und der Gedanke, daß Dir Karoline mehr sein könnte als

ich, daß Du mich nicht zu Deinem Glück nötig hättest. Sieh, Lieber, dies waren vielleicht zuweilen die Ursachen meiner Kälte, die Dir weh that.... Es wird eine schöne Zeit sein, wenn wir erst ganz füreinander leben, wie vieles wird sich nach und nach im ungestörten Beisammensein entwickeln, wie vieles werden wir noch ineinander finden, was uns näher und enger noch verknüpfen kann!"

„Du mußt mir ja viel schreiben", antwortete Schiller darauf (am 29. Oktober), „meine Liebe. Jetzt ist es noch an Dir, etwas mehr mir zu geben, als ich Dir geben kann; aber ich will alles, was Du mir mehr schreiben wirst als ich Dir, als ein Kapital bei mir bewahren und es Dir einst, wenn ich freier bin, mit recht hohen Zinsen zurückgeben. Ja, Du wirst es gewiß, denn Du weißt, daß Du für meine Freude arbeitest. Deine Seele muß sich in allen ihren Gestalten vor mir verklären, und daß ich Dir nahe bin, daß Du an mich denkst, dies kannst Du mir nicht zu oft wiederholen. Ach! immer neu überströmt es mich, das Gefühl, daß Du mein bist, daß wir einander angehören, daß wir unzertrennlich sind." Eine weitere Erläuterung erfolgte im Briefe vom 15. November: „Du kannst fürchten, liebe Lotte, daß Du mir aufhören könntest zu sein, was Du bist! So müßtest Du aufhören, mich zu lieben! Deine Liebe ist alles, was Du brauchst, und diese will ich Dir leicht machen durch die meinige. ... Unsre Liebe braucht keiner Ängstlichkeit, keiner Wachsamkeit — wie könnte ich mich zwischen Euch beiden meines Daseins freuen, wie könnte ich meiner eignen Seele immer mächtig genug bleiben, wenn meine Gefühle für Euch beide, für jedes von Euch nicht die süße Sicherheit hätten, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und sicher bewegt sich meine Seele unter Euch und immer liebevoller kommt sie von einem zu dem andern zurück. — Derselbe Lichtstrahl — laßt mir diese stolz scheinende Vergleichung — derselbe Stern, der nur verschieden widerscheint aus verschiedenen Spiegeln. Karoline ist mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unsrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als Du, meine Lotte — aber ich wünschte nicht um alles, daß dieses anders wäre, daß Du anders wärest, als Du bist. Was Karoline vor Dir voraus hat, mußt Du von mir empfangen; Deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt Du sein, Deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns später gefunden, so hättest Du mir diese schöne Freude weggenommen, Dich für mich aufblühen zu sehen."

So ehrlich diese Offenheit Schillers war, so wenig konnte es Lotten angenehm sein, sich mit der Schwester in seine Gefühle teilen zu müssen; sie dachte schon daran, ihren Wünschen auf Schiller zu gunsten der Schwester zu entsagen, und wandte sich in ihrer betrübten Lage an Karoline v. Dacheröden um Rat. Diese antwortete ihr: „Ich habe in diesen Tagen viel über Euer Verhältnis mit Schiller nachgedacht. — Wenn es dauern sollte, meine Lotte, und Du fühltest, daß Du die Idee, Schiller liebe Karoline mehr als Dich, nicht als eine kranke Vorstellung hinwegräumen könntest, so wäre mein Rat, Dich mit Schiller darüber zu erklären. An der heiligen Wahrheit seines Herzens kannst Du nicht zweifeln. Es thut mir zwar weh, wenn Schiller aus dem schönen Wahn, daß alles unter euch harmonisch sei, gestört würde; aber dies steht denn doch in keinem Verhältnis mit der dauernden Unruhe deines Herzens, und er erführe nur etwas früher, was man ihm in die Länge doch nicht verbergen könnte.... Es ist ein Gedanke, wert in Deiner schönen Seele geboren zu sein, Schiller und Karoline zusammen zu verbinden; aber, Lotte, es ist eine wahre Bemerkung im Menschenleben, daß wir an unsrer reellen Kraft verlieren, wenn wir über das Menschliche hinauswollen, und das wäre hier der Fall. Ich glaube, Du könntest es vollbringen, ebenso gewiß aber bin ich auch, daß Du in dieser Handlung alle Kräfte Deines Wesens erschöpftest, die Kräfte, die Dir auf Dein ganzes Leben gegeben; Du würdest Dich aufreiben, ohne es Dir vielleicht selbst gestehen zu wollen. Und Karoline und Schiller, sie, die Dich mit so unendlicher Liebe in ihrem Herzen tragen, glaubst Du, daß sie glücklich sein könnten durch solch ein Opfer? Ach, Lotte, der bloße Gedanke wäre eine Beleidigung für ihr Herz[1]."

Diese Tröstungen gaben Lotten ihre Heiterkeit und ihren Mut zurück. „Glücklich mußt Du werden, mein teurer Geliebter" — schrieb sie ihm (am 6. Januar 1790) — „o, ich könnte die ganze Welt aufbieten, um Dir Glück zu geben! Es ist ein freundlicher Gedanke, daß ich Dich glücklich machen kann durch meine Liebe, durch mein Bemühen, Dir das Leben leicht und schön zu machen." Schillers

[1] In diesem Briefe heißt es ferner: „Karoline hat recht, wenn sie gegen die Mitteilung der Briefe unter Euch ist, man ist freier noch in der Gewißheit, daß man nur für eine schreibt". Hieraus läßt sich schließen, daß Karoline ihre Korrespondenz mit Schiller die Schwester nicht lesen ließ, wodurch letztere um so empfindlicher berührt werden mußte.

nächster Brief enthielt das offene Geständnis: „Meine Liebe ist still wie mein ganzes übriges Wesen — nicht aus einzelnen raschen Aufwallungen, aus dem ganzen Zusammenklang meines Lebens wirst Du sie kennen lernen. Es wird noch ein schönes Studium für uns beide geben, bis wir einander abgelernt haben, welche Saite am willigsten und am wohlklingendsten tönt, bis jedes von uns die zarten Stellen im Herzen oder in der Laune des andern kennt, durch die man sich am gefälligsten berührt und am wenigsten fehl geht. Ich sehe voraus, meine Liebe, daß wir noch allerlei Erfahrungen übereinander machen werden, die eine schöne Beschäftigung für uns versprechen. Schon allein dieses, daß jedes von uns da seine Wünsche anknüpft, wo das andre reich ist, dieses zu lernen, ist keine so leichte Kunst, aber sie belohnt augenblicklich und unaussprechlich. Ich könnte Dich auf allerlei Eigenheiten in mir vorbereiten, aber lieber will ich sie von dir selbst finden lassen. Deine Blicke in meine Seele müssen Dein eigen sein, was Du selbst entdeckst, wirst du desto glücklicher und desto feiner anwenden. Irre Dich nicht an den seltsamen Gestalten meiner Seele, die oft in schnellen Übergängen wechseln. Sie haben mit unsrer Liebe nichts zu thun. Diese schnelle Beweglichkeit meiner Seele ist eine Eigenheit in mir, daran Du Dich nach und nach gewöhnen mußt. Wie freue ich mich der Zukunft, die uns alles dieses mit einem sanften Lichte unvermerkt aufhellen wird."

Damit hatte Lotte das volle Vertrauen wiedergewonnen, und mit festerm und froherm Blick in die Zukunft schrieb sie: „Wir werden noch manches in uns entdecken, mein Geliebter, in der Zukunft. Wir kennen uns eigentlich noch wenig. Als Du den Sommer bei uns warst, drückte mich die Ungewißheit unsers Verhältnisses, meines Schicksals und hinderte das freie Spiel meines Wesens. Vorigen Herbst (der Brief war vom 9. Januar 1790) war mir dies Gefühl, von Dir geliebt zu sein, noch zu neu, und ich lebte in der Zauberwelt der Liebe. Je mehr wir uns kennen, hoffe ich, je mehr wird sich unser Wesen vermischen, und wir werden es nicht bereuen, einander gewählt zu haben. . . . Ich glaube nicht, mein Geliebter, daß der Fall oft kommen könnte, daß ich Dich verkennen sollte. Ich habe schon oft feine Bemerkungen auch bei Dir gemacht und finde diese Züge so in Dein Wesen verflochten, daß sie unzertrennlich von Dir sind. Wenn Du auch Fehler hättest, würde ich nachsichtig sein. Es ist nicht Liebe, wenn man sich nur ein schönes Bild in der Seele entwirft und diesem selbst alle Vollkommen-

heiten gibt, sondern dies ist Liebe, die Menschen so zu lieben, wie wir sie finden, und haben sie Schwachheiten, sie aufzunehmen mit einem Herzen voll Liebe. Meine Phantasie führt mich bei Dir gewiß nicht irre, mein Geliebter; Dein Bild steht klar und hell in meiner Seele, und auch Du hast, hoffe ich, das meinige so aufgefaßt, denn verlieren möchte ich nicht, wenn Du mich näher kenntest."

Diese Auszüge, welche einen Überblick über die Entwickelung des innigen Herzensbundes geben, werden am besten beschlossen durch eine Stelle aus dem (am 10. Februar 1790) kurz vor der Hochzeit geschriebenen Briefe des Bräutigams: „Daß allerlei über unser Verhältnis würde gesprochen werden, war zu erwarten. Hätte man uns erst in unserm engern Kreise beobachtet, wo wir drei ohne Zeugen waren, — wer hätte dieses zarte Verhältnis begriffen? Jeder beurteilt fremde Handlungsarten nach der seinigen — eine freie, schöne Seele gehört dazu, unsre verschiedene Stellung gegeneinander zu fassen; die ganze Geschichte unsrer keimenden und aufblühenden Verbindung untereinander müßte man übersehen haben und feinen Sinn genug haben, diese Erscheinungen in uns auszulegen. Die Menschen suchen immer gleich Worte zu allem, und durch Worte hintergehen sie sich dann. Jede Empfindung ist nur einmal in der Welt vorhanden, in dem einzigen Menschen, der sie hat; Worte aber muß man von Tausenden gebrauchen, und darum passen sie auf keinen. Ich fühle, daß ich glücklich bin und sein werde durch Dich; ich fühle es nicht weniger lebendig, daß Du es durch mich sein wirst. Ich *fühle* es, und dies gilt mir weit mehr, als wenn ich es mir in Vernunftschlüsse und diese in Worte auflösen könnte. — Du wirst nie von andern Menschen erst erfragen wollen, ob Du glücklich seist durch mich; *mir* gegenüber mußt Du dieses bei Dir selbst entscheiden. Du könntest es nie durch mich werden, wenn Du es nicht allein von mir erfahren könntest. Jedem, mit dem ich nicht in fortdauernden Verhältnissen lebe, und vor dem meine Seele nicht in ihrer ganzen Freiheit sich entfaltet, werde ich ein rätselhaftes Wesen sein; man wird immer falsch über mich urteilen. Weil ich hoffe, mit Zuversichtlichkeit hoffe, daß Du zwischen Dich und mich nie einen Dritten treten lassen wirst, daß ich auch dann, wenn *ich* der Inhalt davon bin, Dein erstes Vertrauen haben werde, Deine erste Instanz sein werde — weil ich dieses von Dir hoffe, darum, meine Liebe, meine Gute, kann ich ohne Besorgnis und Furcht Deine Hand annehmen. Diese Hingebung, dieses volle, unmittelbare Vertrauen ist die notwendige Bedingung unsrer künf-

tigen Glückseligkeit; aber Du wirst es bald fühlen, daß sie auch zugleich der höchste Genuß dieser Glückseligkeit ist. Die höchste Annäherung, welche möglich ist zwischen zwei Wesen, — ist die schnelle, ununterbrochene liebevolle Wahrheit gegeneinander."

Als der Bräutigam diese Erklärung niederschrieb, verteidigte er die geplante Dreieinigkeit schon gewissermaßen vor sich selbst; es fing allgemach an, ihm klar zu werden, daß ein Menschenherz nicht dazu organisiert ist, gleichzeitig gleich starke Liebe zu mehreren zu empfinden. Das Gefühl für die Einzige begann zu seinem naturgemäßen Recht zu kommen.

Durch die Bekanntschaft mit Karoline v. Dacheröden hatte sich für Schiller eine neue Beziehung angeknüpft, die zwar augenblicklich noch nicht, in späterer Zeit aber doch von großem Vorteil für ihn wurde. Sanguiniker, wie er war, begrüßte er sie schon jetzt mit freudiger Hoffnung. Der neue Freund war Karl Theodor v. Dalberg, der in Erfurt residierende Koadjutor des Erzbischofs von Mainz. — Dieser Dalberg, der ältere Bruder des Mannheimer Intendanten, der in des Dichters Leben eine so unangenehme Rolle gespielt, war eine liebenswürdigere Persönlichkeit als der Reichsfreiherr, ein feingebildeter, hilfebereiter Mann von wohlwollendem Charakter. Leider konnte er für Schiller noch nichts thun, da seine Stellung als designierter Nachfolger des Mainzer Erzbischofs ihm wohl bedeutende Aussichten, zur Zeit aber nur geringe Machtfülle an die Hand gab. Er sprach den beiden Schwestern Lengefeld, während sie in Erfurt bei der Dacheröden zum Besuch waren und von dieser bei ihm eingeführt wurden, mit großer Verehrung von dem genialen Zuge ihres Freundes, so daß dieser Veranlassung nahm, mit ihm in Korrespondenz zu treten und ihn mit seinem Wunsche um Versetzung in eine bessere Sphäre bekannt zu machen, „wo sein Geist von elenden Rücksichten des Gewinnes unabhängig wirken könne". Nach der Antwort des Koadjutors, welche keinerlei nahe Aussichten eröffnete, blieb Schiller nur übrig, abzuwarten, bis der damals siebzigjährige Kurfürst von Mainz die irdische Welt verlasse; letzterer aber, von eiserner Konstitution, die er durch große Mäßigkeit unterstützte, „präparierte sich darauf, neunzig Jahre alt zu werden". Denen, die auf seinen Tod spekulierten, machte er das Warten recht sauer. Und der Jenenser außerordentliche Professor, der um des lieben Brotes willen die Poesie an den Nagel gehängt hatte und des lieben Brotes nur dürftige Portionen bei der außerordentlichen Professur erscheinen sah, fühlte sich recht gedrückt. Dadurch, daß er sich in Rudol-

welche mit „ihrer hiesigen Existenz einen unangenehmen Kontrast machen und in unserm Leben eine immerwährende Disharmonie unterhalten würden". Offenen Ausdruck gab er diesem Bedenken auch im Briefe vom 27. November (1789) an seine Braut: „Für Dich, meine teure Lotte, ist es immer ein heroischer Entschluß, hier allein mit mir zu leben; allein wirst Du Dich fühlen. Ich weiß, daß wir uns zu unsrer Glückseligkeit in allen äußern Lagen genug sein werden, aber sowenig ich ohne allen Umgang mit Männern, die nur einigermaßen zu mir stimmen, mir gefallen könnte, so fürchte ich auch, daß der weibliche Umgang, den Du hier findest, eine traurige Leerheit bei Dir zurücklassen wird. Auch unabhängig von mir, das fühle ich recht gut, sollte eine gewisse leidliche äußere Existenz Dich umgeben, und ich fürchte sehr, ob Du diese finden wirst. Unglücklich wird diese Entbehrung Dich nicht machen, aber fühlen wirst Du sie doch, und mir wird es nicht entgehen. Du wirst mit einem großen Opfer für mich anfangen müssen — aber ich baue auf deine Liebe."

Kurz vor Weihnachten wandte er sich an den Herzog von Meiningen, mit welchem er vor zwei Jahren schon nähere Bekanntschaft gemacht, mit der Bitte um Verleihung des Titels als Hofrat. Er bemerkte dazu in dem Briefe: „Ich bin auf dem Wege, eine Heirat zu thun, die das ganze Glück meines Lebens ausmacht, mit einem Fräulein v. Lengefeld, einer Tochter der Oberhofmeisterin in rudolstädtischen Diensten. Da mir die Güte der Mutter und die Liebe der Tochter das Opfer des Adels bringt und ich ihr sonst gar keine äußerlichen Vorteile anzubieten habe, so wünschte ich, ihr dieses Opfer durch einen anständigen Rang in etwas zu ersetzen oder weniger fühlbar zu machen." Herzog Georg, Schillers warmer Verehrer, gewährte den Wunsch mit Vergnügen und ernannte unterm 2. Januar 1790 „den Hochgelahrten und lieben Getreuen S.-Weimarischen Rat, auch außerordentlichen Professor der Philosophie wegen dessen Uns bekannter vorzüglicher Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit sowie des sich bereits als Schriftsteller im Fache der Litteratur und schönen Wissenschaften erworbenen Ruhms zu Unserm Herzoglichen Hofrat ꝛc."

Lotte und Karoline hatten seit Anfang Dezember ihren Aufenthalt in Weimar genommen; am 14. reisten sie nach Erfurt und schrieben folgenden Tags an ihre Mutter, die, von dem Eingeständnis zwar überrascht, doch umgehend antwortete, ihre ganze eigne Wohlfahrt gründe sich nur auf das Glück ihrer Kinder. Am 18.

bat Schiller Frau v. Lengefeld um Lottens Hand und fand in deren Antwort vom 21. Dezember die beglückenden Worte: „Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen, geben. Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihre edle Denkungsart bürgen mir für das Glück meines Kindes, und dieses allein suche ich.“ Am 22. Dezember kamen diese Zeilen in des Bräutigams Hände, er schrieb alsdann gleich an den Meininger Herzog und am folgenden Tage an Karl August, den Frau v. Stein schon darauf vorbereitet und sondiert hatte, „um eine Erleichterung“. Auch diese Bitte wurde in allernächster Zeit erfüllt. Wahrscheinlich zu Neujahr, als Schiller die wieder nach Weimar zurückgekehrten Schwestern zu besuchen kam, ließ der Herzog ihn holen und sagte ihm, er möge gern etwas für ihn thun, um ihm seine Achtung zu bezeigen. „Aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesichte sagte er, daß 200 Thaler alles seien, was er geben könne. Ich sagte ihm, daß dies alles sei, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heirat und beträgt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen. Wir aßen den Tag darauf bei der Stein zu Mittag; da kam er selbst hin und sagte der Stein, daß er doch das Beste zu unsrer Heirat hergebe, das Geld. Er spricht sehr oft davon, und man sieht, daß er Anteil daran nimmt. Der Stein sagte er auch, er freue sich sehr, wenn er etwas für mich thun könnte, aber er sähe voraus, daß ich es ihm nicht danken werde. Ich würde gewiß bei der nächsten Gelegenheit gehen.“

Darin hatte Karl August damals nicht unrecht; Schiller hoffte mit Sehnsucht auf eine Stellung durch Vermittelung und in der Nähe des Koadjutors.

Nachdem Frau v. Lengefeld dem jungen Ehepaar einen jährlichen Zuschuß von 150 Thaler zugesichert und dadurch die Aussichten wesentlich verbessert hatte, nachdem der von Schiller so sehr herbeigesehnte Hochzeitstag sich immer weiter hinausgeschoben, weil die chère mère bei Hofe nicht loskam, konnte endlich am 14. Februar (1790) das Aufgebot in der jenaischen Hauptkirche erfolgen. Lotte und Karoline waren seit kurzem in Erfurt, am 18. reiste Schiller ebendahin und verlebte dort einige angenehme Tage. Dalberg nahm ihn besonders freundlich auf und sagte ihm aus freien Stücken, er zähle darauf, einst den Dichter in Mainz um sich zu haben und ihm eine Existenz zu verschaffen, wie sie für ihn gehöre. Dieser war ganz von ihm begeistert und wußte das Interessante

seines Umganges nicht genug zu rühmen, seinen hellen, raschen und weitreichenden Blick.

Am Sonntag fuhren die drei, Lotte, Karoline und Schiller, nach Jena zurück und am Montag früh zur Abholung der von Rudolstadt kommenden Frau v. Lengefeld nach Kahla. Es war ein wahrer Frühlingstag, dieser 22. Februar. Von Kahla ging die kleine Gesellschaft gegen 2 Uhr ab und traf nach Einbruch der Dunkelheit in dem Jena schräg gegenübergelegenen Dorfe Wenigenjena ein. Am untern Ende des Ortes stand die Kirche, ein Bau, den das Kriegsgetümmel übel mitgenommen, nur das Chor und ein Teil des Schiffes waren übrig (wie aus beifolgender Abbildung ersichtlich); die Reparaturen, auf Erhaltung des Vorhandenen beschränkt, hatten aus der Ruine ein sonderbares Stück Architektur geschaffen. Hier hielt der Reisewagen, Schiller stieg aus, Frau v. Lengefeld, Karoline und Lotte. Man trat in die Kirche ein, der Küster schloß die Thüre ab, und nun vollzog der Pfarrer Gottlieb Ludwig Schmid die Trauung. Nach diesem Akte begab sich das junge Ehepaar in Begleitung der Schwester und Mutter nach Hause und verbrachte den Abend bei Thee und Geplauder. Das Geheimnis war bis zuletzt gewahrt geblieben, weder die Professoren noch die Studenten hatten etwas von der Trauung erfahren, und Schiller entging den lärmenden Glückwünschen, die er so wenig liebte.

Einfacher konnte dieses wichtigste Ereignis des Menschenlebens von den Beteiligten nicht behandelt werden; in der Bescheidenheit, mit welcher die Schließung des Ehebundes von Schiller und Lotten vor aller Welt geheim vollzogen wurde, gibt sich ein Zug tief empfindenden Gemüts kund. Sich gegenseitig anzugehören und sich gegenseitig alles zu sein, war das Ziel der Wünsche, und dieses erreicht, was brauchte es der Beteiligung andrer an der Feier! Die Gatten betrachteten das errungene Glück als ihre eigenste Sache, durch die Gegenwart Dritter konnte sie in ihrer Bedeutung nicht erhöht werden, und wie es in Schillers, als des Mannes, Charakter lag, das meiste, was den Wert des Daseins ausmacht, aus seinem Empfinden herauszuholen, so fand Lottens reine Weiblichkeit in der ganzen Hingabe an den Gatten dasjenige, was zur Abrundung ihres Lebens notwendig war.

Wenn Lotte durch nichts andres hätte interessant sein können, so wäre sie es schon dadurch allein, daß sie, diesem Zuge ihres Herzens folgend, allen Vorurteilen Trotz bot; an Abgeschmacktheit



Die Kirche in Wenigenjena.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

der Art stand wenigstens ein Teil der Rudolstädter Aristokratie, dieses bißchen Wesens, das sich so selbstgefällig eitel spreizte, als stelle es wirklich etwas Wichtiges vor, der Frau v. Laroche nicht nach. Da gab's einige alte Tanten, die Schiller, weil er Lotte heiraten wollte, naserümpfend einen Sterngucker nannten, während ein hochadliger Herr über „die verkehrte Aufklärung" seufzte und ein paar altersverrunzelte Fräulein v. Lengefeld, in einem adligen Stift selbstgefühlvoll ihr unproduktives Leben verbringend, wehmütig betonten, als sie jung gewesen, sei es ganz anders in der Welt zugegangen. Allerdings! Aber es wurde auch notwendig, daß die gesellschaftliche Ordnung sich anders gestalte und die veraltete Ansicht schwinde, wonach ein kleiner Teil der Menschheit als von Gottes Gnade und der andre als von Gottes Zorn existierend galt, daß eine neue Ansicht Platz greife, die den Menschen nach seinem geistigen Werte, nicht nach irgend welchem moderigen Pergament abschätze. Lotte v. Lengefeld huldigte dieser neuen Ansicht, und daß sie ihr huldigte, beweist eine geistige Kraft, die ihr von einer höhern Gewalt gegeben war als der, welche Adelsdiplome nach allergnädigstem Befinden verteilt. So verschroben wie die Tanten waren nicht alle in Rudolstadt; Schillers jetziger Schwager, v. Beulwitz, und dessen Vater, um nur diese zu nennen, beglückwünschten Lotte zu ihrer Wahl, und der rudolstädtische Hausmarschall v. Wurmb ließ es wenigstens als einigen Ersatz für den mangelnden Adel gelten, daß Schiller ein Genie sei.

Lotte v. Lengefeld war nun Frau Hofrat Schiller und der Dichter glücklicher Gatte. Wenige Tage später teilte er den Vorgang seinem Körner mit und fügte hinzu: „Was für ein schönes Leben führe ich jetzt! Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich, mein Geist eine so schöne Nahrung und Erholung. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage dahin. Ich habe meiner Geschäfte gewartet wie zuvor und mit mehr Zufriedenheit mit mir selbst." — Glücklichere Zeiten hat er wenige in seinem Leben gesehen.

9. Ausgleiche und Anknüpfungen.

Durch die letzte Zeit des Brautstandes hatte sich ein Mißton gezogen, bald stärker, bald weniger scharf anklingend; Charlotte v. Kalb war die Veranlassung. Dieses „seltsam wechselnde Geschöpf, dem das Talent, glücklich zu sein, gänzlich abging“, vermochte nicht mit stillem Dulden auf alle einst gehegten Wünsche zu verzichten. „Vor ihrer Neugier muß man sich hüten“, warnte Schiller seine Lotte (Brief vom 3. November 1789), „vor ihrer Inkonsequenz, die sie oft verleitet, sogar sich selbst nicht zu schonen, und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführen könnte, es mit dem Besten andrer nicht so genau zu nehmen.... Ich habe es nie leiden können bei ihr, daß sie so viel mit dem Kopf hat thun wollen, was man nur mit dem Herzen thun kann. Sie ist durchaus keiner Herzlichkeit fähig.... Ich zweifle, ob sie Wärme geben kann. Ihr lauernder Verstand, ihre prüfende, kalte Klugheit, die auch die zartesten Gefühle, ihre eignen sowohl als fremde, zerschneidet, fordert einen immer auf, auf seiner Hut zu sein.“

Als Schiller die beiden Schwestern während ihres Aufenthaltes in Weimar (Dezember 1789) besuchte, vermied er, die Kalb zu sehen. Er fühlte sich ganz und gar nicht dazu aufgelegt, er könnte nicht gerecht gegen sie sein, gestand er selbst. Verächtlich hatte sie geäußert, seine Liebe zu Lotten werde nicht lange dauern, da diese seine Aufmerksamkeit nicht auf die Dauer fesseln könne. Schiller mußte durch solche von der Eifersucht eingegebene Bemerkungen empfindlich berührt werden und schrieb darüber an die Schwestern: „Der Gedanke, daß sie gegen Euch nicht gerecht ist, daß sie, ein so ganz von Euch heterogenes Wesen, über Eure und meine Liebe kalt und so befangen richtet — überhaupt ihr Bild neben dem Eurigen aufgestellt, würde mir gar nicht gut thun.

Sie hat euch immer mißverstanden und würde sich auch jetzt in meine neue Lage zu ihr gar nicht zu finden wissen." Frau v. Kalb war sich des Übergewichts bewußt, welches mehr und erfahrungsreichere Jahre, als Lotte sie durchlebt hatte, ihr gaben, und in der begreiflichen Erregung überschätzte sie die Begabung und Bildung der jüngern Rivalin, also das, was außer dem Gemüt die Braut ihrem Bräutigam so wert machen mußte. Für Lottens Talent sprechen noch heute einige Gedichte, die sich von ihr erhalten haben, und im Briefwechsel mit Schiller ist oft von sehr ernsthafter Lektüre die Rede, mit welcher das junge Mädchen seine Zeit ausfüllte.

Unter dem Einflusse des für Naturgeschichte schwärmenden Majors v. Knebel beschäftigte Lotte sich eifrig mit Buffons Werken, hauptsächlich mit dessen „Theorie der Erdentwickelung", dann mit Geschichte und Philosophie. Volnays „Reise in Syrien und Ägypten", Shaftesburys „Characteristics of men, manners, opinions and times", Müllers „Geschichte der Schweiz", die Selbstbetrachtungen Mark Aurels, die Elegien des Properz, Lamberts „Kosmologische Briefe", Joinvilles „Memoiren", des Apollonius „Argonautenzug", Bacons Schrift „Von der Weisheit der Alten", Plutarchs Biographien, Gibbon, Fieldings „Tom Jones", die Werke Friedrichs des Großen, Montesquieus „Esprit des lois", Virgils „Äneis", griechische Trauerspiele in der Übersetzung des Pater Brumoy, Homers „Odyssee", Hallers „Physiologie" &c., alles dies wurde nicht bloß oberflächlich und zum Zeitvertreib durchblättert, sondern mit Bewußtsein und zum Zweck geistiger Ausbildung gelesen und teilweise wieder gelesen. Ein solches Streben hat Anspruch auf Hochachtung, und auch in dieser Richtung machte sich Lotte vollauf würdig, die Gattin eines Schiller zu werden. Vielleicht redete sie unter den Einflüssen dieser Lektüre und davon angeregt in Gesellschaften, welche von andern Dingen angezogen wurden und für derartiges kein Interesse hatten, von solchen Materien, deren ihr Sinn voll war, und lud dadurch den Schein auf sich, als wolle sie „den Schöngeist spielen"; das mag der Frau v. Kalb hinterbracht worden sein und bei ihrer Gereiztheit zu den scharfen Ausfällen geführt haben. Die Unglückliche, mit welcher Lotte und Karoline während des Weimarer Aufenthaltes öfters in persönlichen Verkehr kamen, war gerade von einer heftigen Krankheit genesen und litt noch an dem schon seit Jahren bemerkbaren Augenübel, sie konnte fast gar nicht sehen, nicht lesen, noch schreiben.

Eines Tages ließ sie Frau v. Beulwitz zu sich bitten und

stadt vor Beginn des Wintersemesters etwas länger aufgehalten, als für seine Amtsobliegenheiten ersprießlich, und der Anschlag seiner Vorlesungen am schwarzen Brett zu einer Zeit erfolgte, wo die Studenten über ihre Hörstunden und Dukaten schon verfügt hatten, fanden sich zu seinem Kolleg nur etwa 30 Zuhörer ein. Dies verdroß ihn sehr, aller Eifer verließ ihn, und „es reute ihn sovielmal, als er Haare auf dem Kopfe hatte, nicht dieses und das folgende Jahr seine Unabhängigkeit behalten zu haben, um einen Hauptplan mit Muße und Freiheit verfolgen zu können".

Der Druck, welchen die aussichtslose Lehrthätigkeit auf Schiller ausübte, wurde erhöht durch die Furcht, die finanzielle Unsicherheit der Zukunft werde seine Heirat noch auf lange Zeit hinausschieben, und die Aussicht auf ein längeres Getrenntsein von Lotte erschien ihm unerträglich. Er gestand sich selbst und seiner Braut ein, es sei Mangel an Stärke, an Selbständigkeit; er machte sich Vorwürfe wegen dieser Unmännlichkeit und suchte sie damit zu erklären, daß er sich sonst mehr gewesen, weil er sich alles sein mußte. „Meine Wünsche waren genügsamer" — fuhr er in seinem Briefe fort —, „und mein eignes Herz reichte hin, sie zu stillen. Ich umschlang die Geschöpfe der Einbildung, dichterische Wesen, mit einem Herzen der Liebe, mit einer geselligen Freude. Das ist jetzt alles vorbei, meine Liebsten. Im Gedanken an Euch, in der rastlosen Sehnsucht nach Euch verzehrt meine Seele alle ihre glühenden Kräfte, und kein andrer Gegenstand bringt es bei mir auch nur bis zur Wärme. Nie bin ich in mir selbst so arm und so wenig gewesen als jetzt in der Annäherung zu meinem seligsten Glücke."

An andrer Stelle sagte er: „Ich will noch einige Jahre *hier* aushalten, aber dies kann nur dann geschehen, wenn Lotte mit mir lebt, und nur die Gewißheit, daß dies geschieht, kann mir mein jetziges Dasein erleichtern. Ich wüßte bei Gott nicht, wie ich es sonst ertrüge! Keinen hellen Blick in die Zukunft, und dieses rastlose Verlangen in meinem Herzen! — Wenn ich bloß die *Klugheit* fragen wollte, so sollte ich freilich vorher abwarten, bis die Umstände sich zu meinem Vorteil verändert hätten, und bis ich, wie man sagt, in Ordnung wäre. Aber ich könnte über dieser Klugheit zu Grunde gehen. Mein Herz und mein Kopf halten einen so anhaltenden heftigen Zustand nicht aus, und zu meiner Thätigkeit selbst ist es nötig, daß ich mich von Anstrengungen des Kopfes in Genüssen des Herzens erhole. — Ach, wir müssen dieses Frühjahr zusammenleben! Nur diese Hoffnung erhält meinen Mut."

Noch mehr von seiner Glückseligkeit zu verlieren, als er schon verloren hatte, war der feurige Bräutigam durchaus nicht gewillt, die Schritte, welche zu geschehen hatten, wurden nun rasch gethan. Der erste war, das Einverständnis der Mutter, der zweite, von dem Herzog eine Pension oder „Erleichterung“ zu erlangen. Noch ein andrer Punkt, der bei Schiller Befürchtungen erregte, wurde erledigt. Lotte gab durch die Verbindung mit ihm ihren Adel auf, das wollte damals sehr viel bedeuten. Man höre nur Frau v. Laroche in ihren sonst so entsetzlich langweiligen „Briefen über Mannheim“ (Mannheim 1791), wie sie bei solchem Anlaß in Aufregung gerät: „Wenn Sie bemerken, daß ein junger Edelmann ein bürgerliches Mädchen liebt und sie heiraten will, suchen Sie es durch Güte oder Gewalt zu hindern (!). ... Es entsteht immer eine traurige Folge aus dem Abweichen von den Gesetzen, es mögen die von der Natur sein, welche unsern Sinnen Grenzen bezeichnen, oder die von der Ordnung in großen Gesellschaften, wodurch jedem sein Recht und seine Pflicht angewiesen wird. Das Gesetz der Natur will die Verbindung eines Mannes und einer Frau, das Gesetz der Ordnung für das Beste der Kinder die Eltern aus einer gleichen Klasse. Wer aus einer dieser Klassen abstammt, für welche die Landesgesetze besonders sorgen, handelt tadelnswert, wenn er, um eine Leidenschaft zu befriedigen, sie übertritt und nicht denkt: Ach, die Kinder dieser geliebten Person, meine Kinder, meine Enkel, verlieren jede Hoffnung, an der Quelle des Glücks, der Ehrenstellen zu schöpfen, woraus meine Eltern mich tränkten. ... Bürgerliche Eitelkeit allein empört sich bei uns gegen die seit Jahrhunderten gegründeten Gesetze und Gerechtsame unsrer Fürsten und unsers Adels.... Man tadelt den jungen Mann, der durch die Leidenschaft des Spiels oder sonst auf thörichte Weise das von seinen Eltern erworbene Vermögen verschwendet; Stifter, Orden und Hofehrenstellen sind auch Familienschätze, die ungetadelt nicht verschwendet werden können.“ So weit die Worte des Evangeliums der Frau v. Laroche, das zwar nur von einem adligen Herrn redet, aber für ein adliges Fräulein ebenso gut Geltung hat.

Schiller, der sich dem Zopf seiner Zeit hatte anbequemen müssen, sah sich einem so allgemein verbreiteten Vorurteil gegenüber ohnmächtig. Er äußerte gegen Körner, daß die fatalen jenaischen Verhältnisse für Lotte noch fataler würden, da man ihren Adel nicht vergessen könne; Platitüden seien zu erwarten, einige Verbindungen mit dem weimarischen Adel müßten fortdauern,

welche mit „ihrer hiesigen Existenz einen unangenehmen Kontrast machen und in unserm Leben eine immerwährende Disharmonie unterhalten würden". Offenen Ausdruck gab er diesem Bedenken auch im Briefe vom 27. November (1789) an seine Braut: „Für Dich, meine teure Lotte, ist es immer ein heroischer Entschluß, hier allein mit mir zu leben; allein wirst Du Dich fühlen. Ich weiß, daß wir uns zu unsrer Glückseligkeit in allen äußern Lagen genug sein werden, aber sowenig ich ohne allen Umgang mit Männern, die nur einigermaßen zu mir stimmen, mir gefallen könnte, so fürchte ich auch, daß der weibliche Umgang, den Du hier findest, eine traurige Leerheit bei Dir zurücklassen wird. Auch unabhängig von mir, das fühle ich recht gut, sollte eine gewisse leidliche äußere Existenz Dich umgeben, und ich fürchte sehr, ob Du diese finden wirst. Unglücklich wird diese Entbehrung Dich nicht machen, aber fühlen wirst Du sie doch, und mir wird es nicht entgehen. Du wirst mit einem großen Opfer für mich anfangen müssen — aber ich baue auf deine Liebe."

Kurz vor Weihnachten wandte er sich an den Herzog von Meiningen, mit welchem er vor zwei Jahren schon nähere Bekanntschaft gemacht, mit der Bitte um Verleihung des Titels als Hofrat. Er bemerkte dazu in dem Briefe: „Ich bin auf dem Wege, eine Heirat zu thun, die das ganze Glück meines Lebens ausmacht, mit einem Fräulein v. Lengefeld, einer Tochter der Oberhofmeisterin in rudolstädtischen Diensten. Da mir die Güte der Mutter und die Liebe der Tochter das Opfer des Adels bringt und ich ihr sonst gar keine äußerlichen Vorteile anzubieten habe, so wünschte ich, ihr dieses Opfer durch einen anständigen Rang in etwas zu ersetzen oder weniger fühlbar zu machen." Herzog Georg, Schillers warmer Verehrer, gewährte den Wunsch mit Vergnügen und ernannte unterm 2. Januar 1790 „den Hochgelahrten und lieben Getreuen S.-Weimarischen Rat, auch außerordentlichen Professor der Philosophie wegen dessen Uns bekannter vorzüglicher Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit sowie des sich bereits als Schriftsteller im Fache der Litteratur und schönen Wissenschaften erworbenen Ruhms zu Unserm Herzoglichen Hofrat 2c."

Lotte und Karoline hatten seit Anfang Dezember ihren Aufenthalt in Weimar genommen; am 14. reisten sie nach Erfurt und schrieben folgenden Tags an ihre Mutter, die, von dem Eingeständnis zwar überrascht, doch umgehend antwortete, ihre ganze eigne Wohlfahrt gründe sich nur auf das Glück ihrer Kinder. Am 18.

hat Schiller Frau v. Lengefeld um Lottens Hand und fand in deren Antwort vom 21. Dezember die beglückenden Worte: „Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen, geben. Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihre edle Denkungsart bürgen mir für das Glück meines Kindes, und dieses allein suche ich." Am 22. Dezember kamen diese Zeilen in des Bräutigams Hände, er schrieb alsdann gleich an den Meininger Herzog und am folgenden Tage an Karl August, den Frau v. Stein schon darauf vorbereitet und sondiert hatte, „um eine Erleichterung". Auch diese Bitte wurde in allernächster Zeit erfüllt. Wahrscheinlich zu Neujahr, als Schiller die wieder nach Weimar zurückgekehrten Schwestern zu besuchen kam, ließ der Herzog ihn holen und sagte ihm, er möge gern etwas für ihn thun, um ihm seine Achtung zu bezeigen. „Aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesichte sagte er, daß 200 Thaler alles seien, was er geben könne. Ich sagte ihm, daß dies alles sei, was ich von ihm haben wolle. Er befragte mich dann um meine Heirat und beträgt sich, seitdem er darum weiß, überaus artig gegen Lottchen. Wir aßen den Tag darauf bei der Stein zu Mittag; da kam er selbst hin und sagte der Stein, daß er doch das Beste zu unsrer Heirat hergebe, das Geld. Er spricht sehr oft davon, und man sieht, daß er Anteil daran nimmt. Der Stein sagte er auch, er freue sich sehr, wenn er etwas für mich thun könnte, aber er sähe voraus, daß ich es ihm nicht danken werde. Ich würde gewiß bei der nächsten Gelegenheit gehen."

Darin hatte Karl August damals nicht unrecht; Schiller hoffte mit Sehnsucht auf eine Stellung durch Vermittelung und in der Nähe des Koadjutors.

Nachdem Frau v. Lengefeld dem jungen Ehepaar einen jährlichen Zuschuß von 150 Thaler zugesichert und dadurch die Aussichten wesentlich verbessert hatte, nachdem der von Schiller so sehr herbeigesehnte Hochzeitstag sich immer weiter hinausgeschoben, weil die chère mère bei Hofe nicht loskam, konnte endlich am 14. Februar (1790) das Aufgebot in der jenaischen Hauptkirche erfolgen. Lotte und Karoline waren seit kurzem in Erfurt, am 18. reiste Schiller ebendahin und verlebte dort einige angenehme Tage. Dalberg nahm ihn besonders freundlich auf und sagte ihm aus freien Stücken, er zähle darauf, einst den Dichter in Mainz um sich zu haben und ihm eine Existenz zu verschaffen, wie sie für ihn gehöre. Dieser war ganz von ihm begeistert und wußte das Interessante

seines Umganges nicht genug zu rühmen, seinen hellen, raschen und weitreichenden Blick.

Am Sonntag fuhren die drei, Lotte, Karoline und Schiller, nach Jena zurück und am Montag früh zur Abholung der von Rudolstadt kommenden Frau v. Lengefeld nach Kahla. Es war ein wahrer Frühlingstag, dieser 22. Februar. Von Kahla ging die kleine Gesellschaft gegen 2 Uhr ab und traf nach Einbruch der Dunkelheit in dem Jena schräg gegenübergelegenen Dorfe Wenigenjena ein. Am untern Ende des Ortes stand die Kirche, ein Bau, den das Kriegsgetümmel übel mitgenommen, nur das Chor und ein Teil des Schiffes waren übrig (wie aus beifolgender Abbildung ersichtlich); die Reparaturen, auf Erhaltung des Vorhandenen beschränkt, hatten aus der Ruine ein sonderbares Stück Architektur geschaffen. Hier hielt der Reisewagen, Schiller stieg aus, Frau v. Lengefeld, Karoline und Lotte. Man trat in die Kirche ein, der Küster schloß die Thüre ab, und nun vollzog der Pfarrer Gottlieb Ludwig Schmid die Trauung. Nach diesem Akte begab sich das junge Ehepaar in Begleitung der Schwester und Mutter nach Hause und verbrachte den Abend bei Thee und Geplauder. Das Geheimnis war bis zuletzt gewahrt geblieben, weder die Professoren noch die Studenten hatten etwas von der Trauung erfahren, und Schiller entging den lärmenden Glückwünschen, die er so wenig liebte.

Einfacher konnte dieses wichtigste Ereignis des Menschenlebens von den Beteiligten nicht behandelt werden; in der Bescheidenheit, mit welcher die Schließung des Ehebundes von Schiller und Lotten vor aller Welt geheim vollzogen wurde, gibt sich ein Zug tief empfindenden Gemüts kund. Sich gegenseitig anzugehören und sich gegenseitig alles zu sein, war das Ziel der Wünsche, und dieses erreicht, was brauchte es der Beteiligung andrer an der Feier! Die Gatten betrachteten das errungene Glück als ihre eigenste Sache, durch die Gegenwart Dritter konnte sie in ihrer Bedeutung nicht erhöht werden, und wie es in Schillers, als des Mannes, Charakter lag, das meiste, was den Wert des Daseins ausmacht, aus seinem Empfinden herauszuholen, so fand Lottens reine Weiblichkeit in der ganzen Hingabe an den Gatten dasjenige, was zur Abrundung ihres Lebens notwendig war.

Wenn Lotte durch nichts andres hätte interessant sein können, so wäre sie es schon dadurch allein, daß sie, diesem Zuge ihres Herzens folgend, allen Vorurteilen Trotz bot; an Abgeschmacktheit



Die Kirche in Wenigenjena.

9. Ausgleiche und Anknüpfungen.

Durch die letzte Zeit des Brautstandes hatte sich ein Mißton gezogen, bald stärker, bald weniger scharf anklingend; Charlotte v. Kalb war die Veranlassung. Dieses „seltsam wechselnde Geschöpf, dem das Talent, glücklich zu sein, gänzlich abging“, vermochte nicht mit stillem Dulden auf alle einst gehegten Wünsche zu verzichten. „Vor ihrer Neugier muß man sich hüten“, warnte Schiller seine Lotte (Brief vom 3. November 1789), „vor ihrer Inkonsequenz, die sie oft verleitet, sogar sich selbst nicht zu schonen, und auch vor ihrer Starkgeisterei, die sie leicht verführen könnte, es mit dem Besten andrer nicht so genau zu nehmen.... Ich habe es nie leiden können bei ihr, daß sie so viel mit dem Kopf hat thun wollen, was man nur mit dem Herzen thun kann. Sie ist durchaus keiner Herzlichkeit fähig.... Ich zweifle, ob sie Wärme geben kann. Ihr lauernder Verstand, ihre prüfende, kalte Klugheit, die auch die zartesten Gefühle, ihre eignen sowohl als fremde, zerschneidet, fordert einen immer auf, auf seiner Hut zu sein.“

Als Schiller die beiden Schwestern während ihres Aufenthaltes in Weimar (Dezember 1789) besuchte, vermied er, die Kalb zu sehen. Er fühlte sich ganz und gar nicht dazu aufgelegt, er könnte nicht gerecht gegen sie sein, gestand er selbst. Verächtlich hatte sie geäußert, seine Liebe zu Lotten werde nicht lange dauern, da diese seine Aufmerksamkeit nicht auf die Dauer fesseln könne. Schiller mußte durch solche von der Eifersucht eingegebene Bemerkungen empfindlich berührt werden und schrieb darüber an die Schwestern: „Der Gedanke, daß sie gegen Euch nicht gerecht ist, daß sie, ein so ganz von Euch heterogenes Wesen, über Eure und meine Liebe kalt und so befangen richtet — überhaupt ihr Bild neben dem Eurigen aufgestellt, würde mir gar nicht gut thun.

Sie hat euch immer mißverstanden und würde sich auch jetzt in meine neue Lage zu ihr gar nicht zu finden wissen." Frau v. Kalb war sich des Übergewichts bewußt, welches mehr und erfahrungsreichere Jahre, als Lotte sie durchlebt hatte, ihr gaben, und in der begreiflichen Erregung überschätzte sie die Begabung und Bildung der jüngern Rivalin, also das, was außer dem Gemüt die Braut ihrem Bräutigam so wert machen mußte. Für Lottens Talent sprechen noch heute einige Gedichte, die sich von ihr erhalten haben, und im Briefwechsel mit Schiller ist oft von sehr ernsthafter Lektüre die Rede, mit welcher das junge Mädchen seine Zeit ausfüllte.

Unter dem Einflusse des für Naturgeschichte schwärmenden Majors v. Knebel beschäftigte Lotte sich eifrig mit Buffons Werken, hauptsächlich mit dessen „Theorie der Erdentwickelung", dann mit Geschichte und Philosophie. Volnays „Reise in Syrien und Ägypten", Shaftesburys „Characteristics of men, manners, opinions and times", Müllers „Geschichte der Schweiz", die Selbstbetrachtungen Mark Aurels, die Elegien des Properz, Lamberts „Kosmologische Briefe", Joinvilles „Memoiren", des Apollonius „Argonautenzug", Bacons Schrift „Von der Weisheit der Alten", Plutarchs Biographien, Gibbon, Fieldings „Tom Jones", die Werke Friedrichs des Großen, Montesquieus „Esprit des lois", Virgils „Äneis", griechische Trauerspiele in der Übersetzung des Pater Brumoy, Homers „Odyssee", Hallers „Physiologie" rc., alles dies wurde nicht bloß oberflächlich und zum Zeitvertreib durchblättert, sondern mit Bewußtsein und zum Zweck geistiger Ausbildung gelesen und teilweise wieder gelesen. Ein solches Streben hat Anspruch auf Hochachtung, und auch in dieser Richtung machte sich Lotte vollauf würdig, die Gattin eines Schiller zu werden. Vielleicht redete sie unter den Einflüssen dieser Lektüre und davon angeregt in Gesellschaften, welche von andern Dingen angezogen wurden und für derartiges kein Interesse hatten, von solchen Materien, deren ihr Sinn voll war, und lud dadurch den Schein auf sich, als wolle sie „den Schöngeist spielen"; das mag der Frau v. Kalb hinterbracht worden sein und bei ihrer Gereiztheit zu den scharfen Ausfällen geführt haben. Die Unglückliche, mit welcher Lotte und Karoline während des Weimarer Aufenthaltes öfters in persönlichen Verkehr kamen, war gerade von einer heftigen Krankheit genesen und litt noch an dem schon seit Jahren bemerkbaren Augenübel, sie konnte fast gar nicht sehen, nicht lesen, noch schreiben.

Eines Tages ließ sie Frau v. Beulwitz zu sich bitten und

zeigte sich sehr zuvorkommend, freundschaftlich, aber gedrückt in der Unterhaltung; ein gezwungener Ton, etwas Studiertes und Prämeditiertes fiel Karolinen darin auf, trotzdem ihr die Halbblinde, als sie von Schiller sprach, einigemal die Hand drückte. Vielleicht war es eine weibliche List, und dieser hatte ein Recht zu dem Ausspruch gegen Lotte, die auch freundliches Entgegenkommen bei ihr gefunden: „Die Kalb ist in ihren Neigungen hartnäckig; ihr Betragen gegen Dich bringt mich fast auf den Gedanken, daß sie mein Verhältnis zu ihr noch nicht ganz aufgegeben hat — und dieses Verhalten gegen Dich ist vielleicht der Anfang eines neuen Planes". Vierzehn Tage darauf kam sie in einer großen Gesellschaft bei Hof mit Heftigkeit auf Lotte zu und sagte, Schiller sei am Sonnabend von Jena aus in Weimar gewesen, und sie finde es äußerst unartig von ihm, daß er sich gar nicht um sie bekümmere, sie gar nicht besuche, Lotte solle ihm das schreiben. Die Schwestern fanden nach jedem Zusammentreffen mehr Härten an ihr auszusetzen, und es kann nach solchen Vorkommnissen nicht befremden, daß auch er immer schärfere Urteile über sie fällte und es zwischen den beiden zu einer bittern Korrespondenz kam, in welcher die erregte Frau von ihrem frühern Gefühl für Schiller als von einer Tollheit und einem ungeschickten Traume sprach.

Wie schon im zweiten Kapitel kurz berührt wurde, bat sie schließlich den einstigen Geliebten um Rückgabe ihrer Briefe; sie wollte — es war doch wieder eine wehmütige Erinnerung an vergangene Zeiten — sie mit den seinigen sammeln und heften. Er willfahrte diesem Wunsche entweder durch Postsendung, was das Wahrscheinlichere, oder durch persönliche Übergabe (wie Frau v. Kalb in ihren Memoiren behauptet), als er unmittelbar vor der Hochzeit von Jena nach Erfurt reiste. Sie bewahrte diese Überreste einer gefühlsseligen Zeit in einem mit schwarzem Maroquin überzogenen Kästchen. Frau v. Schardt sah es bei einem Besuch und sagte: „Thun Sie doch das Kästchen weg, ebenso sah der kleine Sarg aus, worin meine Kinder begraben wurden; es waren totgeborne Kinder!" — Das Wort hat eine Gewalt, fügte die Kalb in ihren Aufzeichnungen hinzu. Als sich ihrer infolge dieser Herzensnot, neuer Mutterhoffnungen und des unerwarteten Wahnsinnsausbruches bei einer Dienerin eine melancholische Stimmung bemächtigte, warf sie die Briefe — nicht auf einmal, sondern — Blatt für Blatt in die Flammen. So verschwanden auch diese Dokumente eines wichtigen Abschnittes in Schillers Gemütsleben,

und die Unglückliche, welche die Opferung unter Thränen vollzogen, welche geglaubt, damit sich und ihn zu ehren, ward allzu spät inne, daß diese Briefe nicht nur ihr, daß sie vielen geraubt waren.

Nachdem durch seine Heirat für Frau v. Kalb jede Hoffnung auf ihn geschwunden, fand sie sich in das Unvermeidliche, und auch ihn ließ seine Gutmütigkeit bald nur mehr dessen gedenken, was sie ihm gewesen, und die spätern Aufwallungen vergessen. Zwischen Frau v. Kalb und dem Ehepaar Schiller bildete sich ein oberflächlich freundschaftliches Verhältnis heraus, nachdem Frau v. Stein Lotten schon nach einigen Monaten mitgeteilt, daß die unglückliche Frau noch immer große Anhänglichkeit an ihn und sehr bedauert habe, von seiten seiner und Lottens des Vertrauens nicht gewürdigt worden zu sein, das sie verdiene. So glich sich befriedigend aus, was in einem Mißklang enden zu wollen schien.

Die fast beängstigende Glut, welche vor der Ehe das Verhältnis zwischen Schiller und Karolinen auszeichnete, reduzierte sich allmählich. Die Schwägerin war zwar auch nach Jena übergesiedelt, wohnte aber gar nicht bei Schillers, weil diese in ihrer Behausung nicht über ausreichenden Raum verfügten; sie war auch öfter von der Universitätsstadt abwesend, und Redensarten wie die im schwägerlichen Briefe vom 10. Mai 1790 („Du bist mein, wo Du auch mein bist") verschwanden später aus der Korrespondenz. Die überempfindsame Seele trat bald in nähere Bekanntschaft zu dem Koadjutor v. Dalberg; sie machte sich eine ganz sonderbare Hoffnung auf ihn, die zwar nicht in Erfüllung ging, aber doch dazu diente, die auf Schiller gerichteten Gedanken abzulenken. Im Jahre 1794 wurde sie von v. Beulwitz geschieden und heiratete Wilhelm v. Wolzogen, Schillers Freund. Aber auch seiner, der ihr bisher als das Gefäß erschienen, das ihre ganze Glückseligkeit enthalte, wurde sie noch bei seinen Lebzeiten überdrüssig; Wolzogens Tod löste das Verhältnis, ehe dessen längst eingetretene Erkaltung in weiteren Kreisen bekannt wurde. Karoline war eine jener Naturen, welche den Wechsel lieben und für die Veränderlichkeit ihrer Wünsche die schlimme Welt verantwortlich machen; ihre Extravaganzen fanden übrigens weder die Billigung ihrer Mutter noch die Schillers und ihrer Schwester. Das Verschrobene ihres Denkens zeigte sich recht deutlich in folgender Stelle, die sie mit Bezug auf Wilhelm v. Humboldt und dessen Braut Karoline v. Dacheröden an Schiller schrieb: „Humboldt sagt, daß er Karolinen nicht liebe, doch glücklich mit ihr sein werde. Es

wird ein sehr zartes Gewebe unter ihnen sein (!).... Sie sind im klaren zusammen und einverstanden, daß die Heirat kein Band der Seelen ist; so werden sie sich nicht falsch begegnen, und Humboldt ist ein sehr feines Wesen, und Feinheit ist das erste Element des dauernden Umgangs."

Der junge Ehemann Schiller fand bei seiner liebenswürdigen Gattin glücklicherweise das Gegenteil dieses von seiner Schwägerin so hochgepriesenen „zarten Gewebes", d. h. dieser bis mitten in das Heiligtum des Familienlebens hinein konsequent durchgeführten Heuchelei. Die Hand seiner Frau wurde ihm zur starken Stütze, an welcher er auf dem Pfade der Läuterung mit sicherm Fuße vorwärts schreiten konnte. Auch jetzt noch, obgleich schon 30 Jahre alt, stand er in der Entwickelung drin als Mensch wie als Dichter, noch schwankend, unter dem Einfluß des einen Augenblicks verleugnend, was ihm unter dem eines andern für unumstößlich galt. Schrieb er am 27. Dezember 1789 an Körner: „Die Beulwitz und die Stein bringen schon einige Abwechselung in unsern Umgang. Wie wenig ich für mich ihn (den Umgang) brauche, weißt Du ohnehin", so flehte er am 24. März 1790, als er gerade einen Monat verheiratet war, die auf kurze Zeit verreiste Karoline an: „Ich sehne mich nach Dir, meine Liebe. Bleib' nicht später aus als bis auf den Sonntag." — Saurer ist es selten einem Sterblichen geworden, den ihm innewohnenden großen Eigenschaften unumschränkte Herrschaft über sein Wesen zu verschaffen, selten aber hat eine lange Lehrzeit auch so schöne Erfolge erzielt.

Mit Freuden begrüßte Körner den Zeitabschnitt in des Freundes Leben, welcher mit dem Eintritt in den Ehestand seinen Anfang nahm. „Ich glaube Grund zu haben" — so rief er ihm nicht ohne leise Mahnung zu —, „von dieser Verbindung viel für Dein künftiges Leben zu hoffen. Du hast nach Deinen individuellen Bedürfnissen ohne ärmliche Rücksichten eine Gattin gewählt, und auf keinem andern Wege war es Dir möglich, den Schatz von häuslicher Glückseligkeit zu finden, dessen Du bedarfst. Du bist nicht fähig, als ein isoliertes Wesen bloß für den selbstsüchtigen Genuß zu leben. Irgend eine lebhafte Idee, durch die ein berauschendes Gefühl Deiner Idee bei Dir entsteht, verdrängt zwar zuweilen eine Zeitlang alle persönliche Anhänglichkeit; aber das Bedürfnis, zu lieben und geliebt zu werden, kehrt bald bei Dir zurück. Ich kenne die aussetzenden Pulse Deiner Freundschaft, aber ich begreife sie, und sie entfernen mich nicht von Dir. Sie sind in Deinem Charakter

notwendig und mit andern Dingen verbunden, die ich nicht anders wünschte. Mit Deiner Liebe wird es nicht anders sein, und Deiner Gattin, wenn ich vertraut genug mit ihr wäre, um eine solche Äußerung wagen zu dürfen, würde ich nichts Besseres an ihrem Vermählungstage wünschen können als das Talent, Dich in solchen Momenten nicht zu verkennen.“

Mit dieser offenen Darlegung hatte sich zu Schillers herzlicher und laut ausgesprochener Freude das Verhältnis wieder in den alten Geleisen eingerichtet. Körner war etwas zurückgesetzt worden, und wenn dies auch erklärlich, so war es doch nicht ganz zu rechtfertigen; wann hatte jemand solchen Anspruch auf den Dank des Freundes wie in diesem Falle, und wie selten ist einer dem andern so viel gewesen, wie Schiller es Körnern war!

Die Osterferien verbrachten der Herr Professor und seine Frau in Rudolstadt. Er lebte dort angenehme Tage, um so heiterere, als er jetzt endlich über den Zustand seiner Mutter, dessen Ungewißheit ihn schon längere Zeit beängstigt, Beruhigung fassen konnte. Ein langwieriges, sehr hartnäckiges Magenleiden hatte sie an den Rand des Grabes gebracht, nun aber enthielt der Brief des Vaters (vom 1. Mai) die tröstliche Zusicherung, daß das Schlimmste überstanden sei und die Kräfte der Mama anfingen, sich wieder zu sammeln.

Sehr bald war Schiller „wieder im Geschirr, doch mehr in dem Göschens als der Akademie“; er hatte für dessen „Damenkalender“ die Darstellung des Dreißigjährigen Kriegs übernommen und arbeitete seit vorigem Dezember schon mit Eifer daran. Aber auch die Professorenpflichten wurden nicht vernachlässigt, neben einem Privatum über die Universalgeschichte las er wöchentlich eine Stunde publice über „den Teil der Ästhetik, der von der Tragödie handelt“. Es war nicht allein für die Studenten, sondern auch für ihn selbst interessant, da sich alles so bewundernswürdig schön auseinander legte und sich ihm bei dieser Gelegenheit manche lichtvolle Idee darstellte. Er zog kein ästhetisches Buch dabei zu Rate, sondern machte diese Ästhetik selbst, indem er sich bloß auf Reminiszenzen und tragische Muster beschränkte, und es vergnügte ihn, zu den mancherlei Erfahrungen, welche die Ausübung der tragischen Kunst ihm verschafft hatte, allgemeine philosophische Regeln und vielleicht gar ein wissenschaftliches Prinzip zu finden. So hatte er doch „jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo sie sonst nicht sehr zu erwarten war“. Der Sommer

verging in angestrengtem Schaffen am „Dreißigjährigen Krieg", dessen erste zwei Bücher am 11. September im Manuskript fertig wurden, einen Monat später, als der Termin ursprünglich vereinbart gewesen. Der zum Historiker umgewandelte Poet — ein im März begonnener Versuch, die „Äneis" in Stanzen zu übersetzen, hatte bisher nicht weitergeführt werden können — wunderte sich selbst über den Mut, den er trotz dieser drückenden Arbeit behielt; täglich war er 14 Stunden mit Lesen und Schreiben beschäftigt, und dennoch ging es „so leidlich wie sonst nie", eine Wohlthat, die er seiner schönen Häuslichkeit verdankte.

Trotz angestrengtester Thätigkeit fand er im Laufe des Sommers Zeit, eine Bekanntschaft zu machen, welche schon sehr bald von großer Bedeutung für ihn werden sollte, die des dänischen Dichters Jens Baggesen. Baggesen befand sich in Begleitung seiner Gattin, einer Enkelin des großen v. Haller, auf der Rückreise aus der Schweiz und nahm für einige Wochen in Jena Aufenthalt, wo er zu Professor Reinhold in ein freundschaftliches Verhältnis trat. Der Däne war ein begeisterter, aber kein blinder Verehrer Schillers. Die „Räuber" waren ihm als ein höchst wildes, geschmackloses Stück erschienen, dennoch urteilte er, daß der Verfasser desselben mehr Genie als irgend ein andrer Schriftsteller, Shakespeare ausgenommen, im noch unaufgeschlossenen Innersten seiner Seele besitzen müsse. In dem Chaos der tobenden Empfindungen und blitzenden Ideen empfand er bereits einzelne Strahlen einer noch nicht hervorgetretenen, aber unverkennbaren Sonne. „Fiesko" und „Kabale und Liebe" waren ihm zwar gleichfalls chaotische Erscheinungen, zugleich aber eine Dämmerung, die seine Erwartungen auf den höchsten Grad spannte; was er jedoch besonders darin bewunderte, waren „die Spuren von einem damals noch höchst ungewöhnlichen Seelenmut, der freilich als phantastische Kühnheit erschien, aber im Grunde echt philosophische (obschon nicht räsonnierte) Gemütsfreiheit verriet". „Nun" — sagt Baggesen weiter — trat sein ‚Don Karlos' hervor und mit ihm die Sonne. Schiller war, wie an manchen Orten in Deutschland, verschrieen als ein Kraftgenie. Kraftgenie war vorher übel berüchtigt. Die Sache war, daß die Dänen und selbst die Deutschen noch nicht Geistesstärke genug besaßen, um seine eigentliche Kraft zu schätzen und zu ertragen. Ich wagte es, mich zum Apostel dieses Messias aufzuwerfen. Wo ich hinkam, las ich Schiller vor. Überhaupt bin ich der ewige Vorleser, ein herumwandelnder Lektor, der seine Kollegien überall hält, wo Damen

sind.“ Der Apostel hatte jetzt seinen Messias vor sich, und wie dieser von ihm eingenommen wurde, beweist der Umstand am besten, daß er sein Stammbuch mit einer Strophe schmückte, welche unter dem Titel: „Der Dichter“ in die spätern Ausgaben der Schillerschen Gedichte aufgenommen wurde.

Der höchsten Eindrücke voll, kehrte Baggesen in seine nordische Heimat zurück, und Schiller arbeitete fleißig weiter; obgleich die Kollegien schon am 24. September zu Ende gingen, konnte er doch seiner litterarischen Verpflichtungen wegen noch nicht von Jena fort. Lotte reiste vorher in Begleitung ihrer Schwester nach Rudolstadt und empfing muntere Briefe von dem Gatten, der sich auf die Ferien herzlich freute und im Sinne hatte, unter Beihilfe der Damen es sich recht wohl sein zu lassen. Am 11. Oktober endlich setzte er sich hoch zu Roß in Bewegung, gefolgt von dem gleichfalls berittenen Peterchen. Peterchen — über welchen Diener die jungen Gatten gerne ein Späßchen untereinander machten, Schiller nannte ihn seinen ecuyer — hatte eine große Mission, er kroch in die irdischen Hüllen hinein, welche der Dichter ablegte. Dadurch kam er hinsichtlich der Kleidung mit den Jahreszeiten in Unordnung, er hinkte immer hinter der Saison her oder war ihr, je nachdem man es auffaßt, voraus. Im August hatte er Schillers Samtweste vom vorigen Winter aufgetragen, und jetzt, am 11. Oktober, paradierte er in dessen Sommerfrack, und die Aussicht hatte Grund, daß er ihn dem kältesten Winter zum Trotz tragen würde. Besagtes Peterchen im Sommerfrack, hinter sich den Mantelsack, mit dreißig Zitronen befrachtet, welche die chère mère und Frau v. Beulwitz bestellt hatten, ritt mit Schiller in Rudolstadt ein, und nun fing für den Dichter das lustige Leben an; zwölf Tage brachte er mit Essen, Trinken, Schach- und Blindekuhspielen zu, und die Erholung that ihm wohl, wenigstens eine Zeitlang; gegen das Ende hin drückte sie ihn doch, es wurde ihm des Müßiggangs zu viel.

Schon vor der Abreise hatte er Körner wissen lassen, daß die Herbstmesse „ziemlich reich von ihm beschickt werde, ohne gerade viel Gescheites“ — zwei Hefte „Thalia“ (das zehnte und elfte), ein Band „Memoires“ und der „Historische Kalender“, worin die zwei ersten Bücher des „Dreißigjährigen Kriegs“, würden erscheinen. Der erste Band der von Mauke verlegten „Memoires“, welcher schon Ende September 1789 hatte ausgegeben werden sollen, wurde zu spät fertig und erst Anfang November ausgedruckt; er enthielt von Schillers Hand einen Vorbericht und die „Universalhistorische

Übersicht der vornehmsten an den Kreuzzügen teilnehmenden Nationen ꝛc." Der Verfasser hatte an der Arbeit viel Vergnügen gehabt, und er hielt selbst dafür, daß er noch nichts von diesem Wert gemacht, noch nie soviel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt und nie dem Verstande so schön durch die Einbildungskraft geholfen habe, niemand sei jetzt in der deutschen Welt, der das so hätte schreiben können. Goethe hatte eine Idee zum Titelkupfer des ersten Bandes der „Memoires" angegeben, die von dem Kupferstecher Lips ausgeführt wurde. Schiller fand die Idee (Männer und Frauen überreichen einer Muse Schriften, welche diese einem Genius überliefert) „vortrefflich", mußte aber von Körner hören, der Gedanke scheine ihm nicht geistvoll genug.

Der zweite und dritte Band der „Memoires" (im Jahre 1790 ausgegeben) enthielt außer den kurzen einleitenden Notizen die nur teilweise von Schiller übersetzten „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des griechischen Kaisers Alexius Komnenos" und die „Universalhistorische Übersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I." — Das zehnte Heft der „Thalia" brachte von Schiller „Die Sendung Mosis", das elfte „Etwas über die erste Menschengesellschaft", „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon" (der den Lykurg betreffende erste Teil ist die beinahe wörtliche Wiedergabe eines Vortrags von Professor Nast auf der Karlsschule in Stuttgart) und die Verse „Im Oktober 1788". Darüber, ob das mit S. unterzeichnete Gedicht von Schiller oder von Schilling verfaßt sei, gehen die Ansichten auseinander. Außerdem war dem Thaliaheft noch das Fragment „Der versöhnte Menschenfeind" beigegeben, damit schloß die Beschäftigung mit diesem Drama, der Dichter war des Stückes satt geworden.

Die historischen Aufsätze haben in neuerer Zeit vielfach kritische Beleuchtung gefunden, und es ist nachgewiesen, daß sie vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Abhandlung über die Kreuzzugperiode sich in sehr wichtigen Teilen an fremde Arbeiten anlehnen. Gleichviel, ob die freisinnigen Ideen von Schiller selbst ausgegangen (die glückliche Fassung derselben war zumeist sein Eigentum) oder andern nachgesprochen sind — indem er sie nachsprach, hat er seine Übereinstimmung mit ihnen kundgegeben, und wenn die Originalität des Historikers Schiller vor diesen Forschungen nicht bestehen konnte, so ist die Würde des Menschen Schiller davon durchaus ungekränkt geblieben. Es war ein Schaffen um des täglichen Unterhalts willen; gut genug hat sich der Dichter mit der

leidigen Erdenlast abgefunden, das Schicksal leistete damals auch „nicht viel Gescheites", als es sie ihm auferlegte, als es Zweifel an dem Wert seiner Dichterkraft, weil an der Nützlichkeit derselben für die Menschengesellschaft, in ihm erwachen ließ und dadurch der Welt eine Reihe von dichterischen Meisterwerken entzog, welche sie seinem Geist verdanken würde, wenn ihn nicht die Sorge um das Notwendige und die daraus hervorgegangenen Zweifel seinem eigentlichen Wirkungskreis entfremdet hätten. Poetische Schöpfungen Schillers würden ganz andre Inventarstücke im Litteraturschatz bilden als diese geschichtlichen Sachen, über welche der Fachmann geringschätzig hinwegsieht ungeachtet ihrer vielfältigen Schönheiten und des Vergnügens, welches Körner und mit und nach ihm auch viele andre bei der Lektüre empfanden.

Der „Damenkalender" erreichte dank dem darin enthaltenen „Dreißigjährigen Kriege" einen großen Absatz, damals konnte man mit einem solchen Buche auch noch bei Damen Wirkung erzielen; Herzog Karl August nannte ihn ein hübsches und merkwürdiges Werk und schickte ein Exemplar an den Herzog von Braunschweig, Goethe gefielen sogar die beigegebenen Kupfer. Dergleichen Aufmunterungen hoben Schillers Stimmung, so daß er mit heitererem Geiste den Vorlesungen des Wintersemesters 1790—91 sich widmen konnte. Außer diesen beschäftigte ihn schon wieder eine neue Arbeit, die nicht sehr umfangreiche, aber vielsagende Kritik von Bürgers Gedichten, die 1791 in der „Jenaischen Litteraturzeitung" ohne Unterschrift erschien.

Sie gehört nach Gedanken und Form ganz dieser Zeit an, in welcher Schillers Groll über die an dem Dichter so vielfach geübte Zurücksetzung gewissermaßen die Wurzel seiner freien Schöpfungen bildete. In den „Göttern Griechenlands" war festgestellt worden, daß nicht sowohl das Streben nach Erkenntnis als vielmehr die modernen Religionsbegriffe und Lehren die Welt der Dichtkunst entfremdet hätten. Die Ursachen dieser Entfremdung wurden nicht allzu sanft behandelt. Jetzt war eine neue entdeckt. „An der Gleichgültigkeit, mit der unser philosophisches Zeitalter auf die Spiele der Musen herabzusehen anfängt", waren die schlechten Dichter schuld! Bürger wurde hergenommen und auf dem Altar der Dichtkunst geopfert. Freilich hatte er die Kritik durch eine Vorrede zu seinen Gedichten herausgefordert, in welcher er sich als Volkssänger hingestellt. Aber mußte sie gerade so hart ausfallen? Schiller selbst war nicht provoziert. „Der Geist, der sich in diesen Gedichten

darstellt, ist kein gereifter, kein vollendeter Geist, und seinen Produkten möchte nur darum die letzte Hand fehlen, weil sie — ihm selber fehlte." Damit war Bürger trotz aller beiläufig erteilten Lobsprüche als Dichter vernichtet. Nach dem Schema der Forderungen, welches in den „Künstlern" aufgestellt war, wurden Bürgers Leistungen hier beurteilt; die Dichtkunst sollte einen veredelnden Einfluß auf die Menschheit ausüben, indem sie die Sitten, den Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit geläutert in ihrem Spiegel sammele und mit idealisierender Kunst aus dem Jahrhundert selbst ein Muster für das Jahrhundert schaffe (was Schiller in den „Künstlern" gethan). Um dies zu können, dürfe die Dichtkunst in keine andre als reife und gebildete Hände fallen; solange dies nicht sei, werde jeder Fortschritt wissenschaftlicher Kultur die Zahl ihrer Bewunderer vermindern. — Für Bürger war ein solches Ziel viel zu hoch gesteckt, zu so vornehmer und wichtiger Rolle befähigte ihn weder sein Talent noch sein Charakter. Viele Stellen von unverwüstlichem Werte, weil von unbestreitbarer Allgemeingültigkeit für das künstlerische Schaffen, können dem Leser der Kritik nicht entgehen; in ihnen liegt das Monumentale des Aufsatzes, der sich bei weitem würdevoller ausnähme, wenn ihm die gegen den unglücklichen Dichter der „Lenore" gerichtete sehr überflüssige Schärfe fehlte; diese war ein Mißgriff, weil sie das „ultra posse" unberücksichtigt ließ und daher leicht als Händelsucherei erscheinen konnte. Das Herbe der Schillerschen Natur kam bei der Gelegenheit nicht gerade glücklich zum Ausdruck und sogar zu sehr widriger Stunde, denn gerade damals war die elendeste Periode in Bürgers Leben durch seine Heirat mit dem „Schwabenmädchen", Elise Hahn, hereingebrochen. In der entsetzlichen Zerrüttung seines Familienlebens hätte ihn das Bewußtsein seines Dichterwertes noch aufrecht erhalten können, dieses aber schlug Schillers Kritik zu Boden, und den völligen Ruin eines Menschen herbeizuführen, so viel war die Sache der Kunst denn doch nicht wert, besonders da sie sich ohne solche Gewaltsamkeit verfechten ließ.

Als vielleicht erster Anlaß der Kritik erscheint eine Bemerkung in Körners Brief vom 11. November 1790, die sich auf eine Rezension der „Künstler" bezieht: „Ein guter Kopf hat sie gemacht, vielleicht Schlegel. Er hat Dich größtenteils verstanden ... aber seine Kritik sieht noch zu sehr an Dir hinauf, und ich glaube, daß es eine Kritik mit Begeisterung gibt, wobei man auf den größten Künstler

herabsieht. Der Kritiker wird alsdann Repräsentant der Kunst und erhält seine Würde von ihr, nicht durch sie selbst. Je größer das Talent des Künstlers, desto höher die Forderungen seines Richters. Solche Kritiken sind freilich nicht jedermanns Ding, und wer dazu taugt, mag lieber selber etwas schaffen." In Schillers Aufsatz heißt es: „Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Partei der Kunst zu ergreifen, die er bei dem mittelmäßigen Talent entweder freiwillig unterdrückt, oder ganz zu vergessen in Gefahr ist".

Bürger brachte eine Antikritik, kein besonders geschicktes Machwerk; in seinem Zorne hatte er einige Schwächen des Schillerschen Aufsatzes zwar aufgedeckt, andre aber übersehen und sich Blößen gegeben, welche Schiller in seiner Erwiderung benutzte, um seinen Rückzug zu decken. Dies gelang ihm jedoch auch nur halb, der Mißgriff in der Kritik ließ sich nicht nachträglich ungeschehen machen. Die ganze Angelegenheit ist ein ebenso unerfreulicher Punkt in Schillers Leben, wie sie einige Blätter seiner Werke in unerfreulicher Weise füllt.

In Weimar machte sie zwar viel Aufsehen, in allen Zirkeln las man seinen Aufsatz vor, und es war guter Ton, ihn vortrefflich zu finden, seitdem Goethe erklärt hatte, er wünschte der Verfasser davon zu sein. Den eigentlichen Verfasser erriet niemand, und die, welche darum wußten, schwiegen. Karoline v. Dacheröden war von dem wunderschönen Bilde, das man von Schillers eignem innern Sein aus der Rezension entnehmen könne, sehr gerührt; man empfinde, wie er nur in den Gestalten des Höchsten und Schönen zu leben vermöge, wie das seines Geistes einzige Nahrung sei. Auch der Koadjutor war hingerissen von dem Geiste, von der Fülle der Ideen, die in dieser Kritik herrschten; im übrigen fand er sie ein wenig zu streng und sagte, man könne für die Liederpoesie kein allgeltendes Ideal aufstellen, weil sie ein Produkt des momentanen Gefühls sei und auf weiter nichts Anspruch machen dürfe.

Bevor Schiller die Fehde durch den zweiten Aufsatz ausgefochten, war Schweres über ihn selbst gekommen, er hatte sich hart am Rande des Grabes gesehen und die Erwiderung mit einer von Krankheit geschwächten Hand schreiben müssen.

---

10. Das Jahr 1791.

Eine Reise nach Erfurt zum Koadjutor v. Dalberg[1], das freundlich entwickelte Verhältnis zu ihm fester und enger zu gestalten, war schon längere Zeit geplant. Schiller schätzte in ihm nicht bloß den zukünftigen Kurfürsten von Mainz, von welchem sich Unterstützung erhoffen ließ, er war auch von seinen persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten aufs höchste eingenommen. Allerdings sah er diese durch eine von den Aussichten auf die dereinst zu erwartende Hilfe sehr vergrößernd geschliffene Brille. Ein guter Mensch war der Koadjutor wohl und gewiß kein ganz unbedeutender, aber auch kein so bedeutender, wie es damals seinem Verehrer erschienen; dieser traute ihm zu Großes zu, als er sich „von einem nähern Umgange mit ihm überaus viel versprach". Das, was er sich da einbildete, konnte ihm Dalberg nicht leisten, trotzdem er „ein reines, edles Wesen, so ganz über jede Armseligkeit hinweg, voll Empfindlichkeit und Wärme für das Schöne, Wahre und Gute und doch frei von Schwärmerei war". Als er dieser Charakteristik noch die Bemerkung hinzufügte, Dalberg sei ein so geistreicher Mann, wie er wenige kenne, übertrieb er. Der Koadjutor seinerseits hatte Schillers Wesen jedoch so weit erkannt, daß er klar sah, seinem Geiste sei nur eine Mission aufgetragen, seine Kräfte würden nur auf dem Gebiete des Dramas zur vollsten Entfaltung gelangen können. In diesem Sinne suchte er — ebenso wie Körner — auf ihn zu wirken. Hierdurch hatte er ein wahres Verdienst um den Dichter sowohl als die deutsche Litteratur, an welcher er sich sonst, wie sich später zeigen wird, durch eigne Arbeiten ein wenig versündigte.

Am Silvestertage des Jahres 1790 traten Schiller und Lotte

[1] Das hier beigegebene Porträt des Koadjutors ist nach einem Miniaturbilde reproduziert, welches Dalberg Schiller zum Geschenke machte.



Karl Theodor von Dalberg.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

die verhängnisvolle Fahrt nach Erfurt an. Das Neujahr brachte kaltes, aber „vor die jetzige Jahreszeit" sehr angenehmes Wetter, der 2. Januar, ein Sonntag, schrecklichen Nebel und abends eine Komödie, welcher Schiller samt Frau und Schwägerin in Dalbergs Loge beiwohnten. In dem Konzerte, das am Montag zu Ehren von des Mainzer Kurfürsten Geburtstag auf dem Redoutensaale des Ratskellers veranstaltet worden, war Schiller ebenfalls anwesend. Hier regten sich plötzlich die Mannheimer Fiebergeister wieder in ihm, die längst von dannen gezogen schienen. Der Anfall war so heftig, daß der Kranke nicht mehr gehen konnte und in einer Sänfte nach Hause gebracht werden, dann einen Tag im Bette und noch einige im Zimmer bleiben mußte. Seine Erfurter Freunde thaten alles, um ihm das Leiden so erträglich wie möglich zu machen, Dalberg besuchte ihn mehrere Male und eröffnete ihm in der Unterhaltung bestimmte Aussichten auf die Zukunft. Er hatte auch vermittelt, daß der Dichter zum Mitglied der kurmainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften ernannt wurde. „Nützlicher! Du siehst, daß ich es schon weit gebracht habe", fügte Schiller dieser an Körner gegebenen Notiz bedeutungsvoll hinzu.

Anscheinend ganz hergestellt und in glücklichster Stimmung traf er am 11. Januar wieder in Jena ein, Lotte war in Weimar, wo er auch kurzen Aufenthalt genommen und sich bei Hofe vorgestellt hatte, zurückgeblieben. Nach seiner eignen Aussage war es ihm jetzt noch einmal so wohl, denn seit der Erfurter Reise „bewegte sich wieder der Plan zu einem neuen Trauerspiel in seinem Kopfe", es hatte sich endlich ein begeisterndes, historisches Süjet gefunden.

Das war die gute Nachwirkung der Studien zum „Dreißigjährigen Krieg", die Idee des „Wallenstein" fing an, sich zu entwickeln, leider folgten die bösen Nachwirkungen des Erfurter Fieberanfalles auf dem Fuße.

Am 15. rief Schillers mit zitternder Hand geschriebenes Billet die Gattin an sein Krankenlager, ein heftiges Leiden hatte seine Brust ergriffen, Blutauswurf stellte sich ein, der Kranke wurde täglich schwächer, und das Umlegen von einem Bette ins andre zog ihm Ohnmachten zu. Nach dem siebenten Tage gestaltete sich sein Zustand so bedenklich, daß ihm selbst der Mut entfiel. Am neunten und elften Tage erfolgten von starkem Phantasieren begleitete Paroxysmen. Inzwischen war Karoline und später auch Frau v. Lengefeld zu Lottens Unterstützung bei der Krankenwartung gekommen.

Mehrere Studenten und Freunde des armen Leidenden halfen den Damen in ihren schweren Pflichten, eine vortreffliche Pflege wurde ihm zu teil; allein erst acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte er einige Stunden außerhalb des Bettes zuzubringen, und es stand lange an, ehe er wieder „am Stocke herumkriechen konnte“. Auch in Weimar nahm man herzlichen Anteil an seinem Unfall, der Herzog entband ihn für das Sommersemester von den Vorlesungen und schickte dem Rekonvaleszenten sechs Flaschen Madeira, welche ihm recht gut mundeten, jedoch ebensowenig wie die ärztlichen Medikamente den Schmerz wegbringen konnten, der auf einer bestimmten Stelle der Brust, bei starkem Einatmen, Husten oder Gähnen sich regelmäßig einstellte.

Unaufgelegt und wohl auch nicht im stande zu eignen Arbeiten, wandte Schiller sich dem Studium von Kants „Kritik der Urteilskraft“ zu; sie riß ihn hin durch ihren lichtvollen, geistreichen Inhalt und brachte ihm das größte Verlangen bei, sich nach und nach in Kants Philosophie hineinzuarbeiten. „Bei meiner wenigen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen würde mir die Kritik der Vernunft und selbst einige Reinholdsche Schriften für jetzt noch zu schwer sein und zu viel Zeit wegnehmen. Weil ich aber über Ästhetik schon selbst viel gedacht habe und empirisch noch mehr darin bewandert bin, so komme ich in der ‚Kritik der Urteilskraft‘ weit leichter fort und lerne gelegentlich viel Kantische Vorstellungen kennen, weil er sich in diesem Werke darauf bezieht und viele Ideen aus der ‚Kritik der Vernunft‘ in der ‚Kritik der Urteilskraft‘ anwendet. Kurz, ich ahne, daß Kant für mich kein so unübersteiglicher Berg ist, und ich werde mich gewiß noch genauer mit ihm einlassen.“ Der eifrige Philosoph Körner, welchem diese Mitteilung im März gemacht wurde, geriet darüber in frohe Aufregung und war äußerst begierig, zu sehen, was Kants Ideen in des Freundes Kopf hervorbringen würden. Vorläufig dienten sie jedenfalls dazu, den „Wallenstein“-Plan sehr in den Hintergrund zu drängen.

Große Thätigkeit zu entwickeln, ging überhaupt noch gar nicht an; vorerst war die kranke Brust auszuheilen, und zu diesem Zwecke begab sich Schiller Anfang April mit der Gattin nach Rudolstadt. Er ritt dort viel spazieren und trank Thee; um geistig nicht ganz brach zu liegen, beschäftigte er sich damit, ein Stück aus dem zweiten Buche von Virgils „Äneis“ in Stanzen zu übersetzen. Sein Gemüt wurde heiterer, und er traute sich schon zu, mutig zu bleiben, wenn auch das Schlimmste über ihn kommen sollte, und als Schlimmstes

dachte er sich die Möglichkeit, daß er den spannenden Stich auf der entzündet gewesenen Brustseite, den Husten und die zuweilen eintretenden Beklemmungen für immer behalten werde. Der Besuch älterer und neugewonnener Freunde, die von Jena aus sich einfanden, wirkte belebend auf die Stimmung, und der Genesende freute sich schon der Aussicht, in der zweiten Hälfte des Sommers Körner besuchen zu können. Da warf ihn am Sonntag, den 8. Mai, ein neuer Anfall nieder.

Es war ein heftiges Asthma, so glaubte er selbst; das Atmen wurde ihm entsetzlich schwer; über der Anstrengung, Luft zu bekommen, fürchtete er ein Gefäß in der Lunge zu sprengen. Ein starker Fieberfrost stellte sich ein, in heißem Wasser wurden dem Kranken die Hände kalt, der Puls verschwand, und nur die stärksten Friktionen brachten wieder Leben in die Glieder. Schon verlor er selbst die Hoffnung, doch schafften die zweckmäßigen Verordnungen des tüchtigen Rudolstädter Arztes (Conradi) wieder Erleichterung. Am Dienstag kam ein noch stärkerer Anfall, den die Natur nicht überwinden zu können schien. Jeden Augenblick fürchtete der Kranke, der schrecklichen Mühe des Atemholens zu unterliegen, die Stimme hatte ihn schon verlassen, und zitternd konnte er nur schreiben, was er noch sagen wollte. Ein solches Blättchen hat sich erhalten, es steht darauf: „Sorgt für Eure Gesundheit, ohne diese kann man nie gut sein". In der Nacht ließ die zu Tode geängstigte Lotte den Hofrat Stark von Jena herbeiholen, der beim Eintreffen Schiller etwas besser und schlafend fand. Nach Starks Ansicht bestand das Leiden in Unterleibskrämpfen, welche das Zwerchfell affizierten; er gab jedoch die beruhigende Erklärung, daß die Gefahr keineswegs so nahe gewesen, als man aus den heftigen Beschwerden geschlossen, und daß keine weitern Folgen zu befürchten seien.

Ein Freund des Hauses, der Livländer Graß, der erst in Jena Theologie studierte und dann ein tüchtiger Landschaftsmaler wurde, eilte gleichfalls an Schillers Krankenlager zur Pflege. In der Nebenstube hatte er Lotten aus der Virgil-Übersetzung einiges vorgelesen und war dann in das Krankenzimmer gegangen, wo er, an einem Fenster stehend, über das Buch hinüber nach dem Bette sah. Da lag Schiller, leicht eingeschlummert, blaß wie ein Marmorbild, aber auch in diesem Momente körperlicher Schwäche umgeben von der Glorie einer ausgeprägten geistigen Größe. Die Gattin kam leise durch die Thüre; still weinend, kniete sie mit gefalteten Händen vor dem Bette nieder, das aufgelöste dunkle Haar fiel ihr über die Schultern. Der

Kranke öffnete schwer die matten Augen, er sah seine Lotte vor sich, plötzlich schlang er mit Leidenschaft die Arme um sie und blieb auf ihrem Nacken ruhen, während ihn die Kraft von neuem verließ.

Allmählich besserte sich der Zustand etwas. „Es wäre doch schön, wenn wir noch länger zusammenblieben", sagte der Kranke zu seiner Gattin. So wert ihm auch das Leben als Bedingung der Thätigkeit war, so hatte er doch mit männlicher Fassung dem Tode ins Auge gesehen und während der Zeit gänzlicher Hoffnungslosigkeit seine Frau und Schwägerin zu beruhigen gesucht. Als Karoline ihm Stellen aus Kants „Kritik der Urteilskraft" vorlas, die auf Unsterblichkeit deuteten, nahm er dies ruhig hin und erwiderte nur: „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben und wirken, solange wir es vermögen".

Nachdem Besserung eingetreten war, hob sich auch der Glaube an eine längere Lebensdauer wieder. Pläne zu neuen Arbeiten erwachten, aber auch eine leidige Schlaflosigkeit stellte sich ein, welche durch Lektüre und Kartenspiel bekämpft, vielleicht aber auch gerade dadurch verschlimmert wurde. In dieser Epoche fing, wie Karoline in „Schillers Leben" berichtet, jene Unordnung im Schlaf und Wachen bei ihm an, der er sich seine ganze übrige Lebenszeit hindurch nicht mehr entziehen konnte.

Am Montag, den 23. Mai, vermochte Schiller zum erstenmal wieder in Begleitung seiner treuen Pflegerinnen in den Garten zu gehen. „Es ist mir ein tiefes Gefühl des Dankes", schrieb Lotte an diesem Tage an Christophine, „daß ihn mir der Himmel wiedergegeben, daß ich mich mit ihm wieder in der schönen Welt freuen kann." — Der spannende Schmerz in der rechten Seite der Brust wollte jedoch nicht weichen, und während die nächste Umgebung des Dichters harrend und bangend eine Besserung des bedenklichen Zustandes herbeisehnte, trug das Gerücht in immer weitere Kreise die Trauernachricht von dem Leiden des Mannes, der, noch so jung, seinem Volke doch schon soviel geworden war, und als es in Kopenhagen an das Ohr seines begeisterten Verehrers Baggesen schlug, hatte es das, was viele befürchtet, zur Gewißheit erhoben. „Schiller ist tot", so meldete ein Billet der Gräfin Schimmelmann dem dänischen Dichter.

Die drei intimen Freunde, Baggesen, Graf v. Schimmelmann und Schubart, Gesandter im Haag, samt ihren Gattinnen hatten um diese Zeit beschlossen, einige Tage in dem wenige Meilen von Kopenhagen nach Norden hin gelegenen Hellebeck am Strande zu

verbringen. Um dem kleinen Ausflug den Stempel einer höhern Weihe aufzudrücken, sollte angesichts des brausenden Meeres, das sich hier, vorbei an dem hoch aufragenden Felsen auf schwedischer Seite, dem Kullen, den Durchgang nach dem Ostseebecken erzwingt, das „Lied an die Freude" gesungen werden. Da kam die Nachricht von Schillers Tod. Im ersten Augenblicke der Bestürzung, die sich der Freunde bemächtigte, wollte man das Unternehmen aufgeben, dann aber rafften sich die niedergeschlagenen Gemüter auf, und eine Totenfeier wurde beschlossen.

Bei Sturm und Regen fuhr die Gesellschaft ab; während sie unterwegs war, klärte sich das Wetter, und die anfängliche gerührte Stimmung wuchs zur begeisterten an. Man erreichte den bestimmten Ort, und die Festfeier begann. Unter musikalischer Begleitung trug Baggesen das „Lied an die Freude" vor, und als er geendigt, weinten alle. Drei Tage verflossen in unaufhörlichem feierlichen Genuß; Szenen aus „Don Karlos", Bruchstücke aus dem „Abfall der Niederlande", die „Götter Griechenlands" und die „Künstler" wurden vorgelesen. Voll wehmütig herrlicher Erinnerungen fuhr die Gesellschaft nach Hause, und Baggesens erste Arbeit war es, seinem Freunde Reinhold in Jena eine ausführliche Beschreibung der Feier zu geben. Der Professor antwortete: „Schillers Totenfeier macht dem Gefeierten und den Feiernden gleiche Ehre. . . . Wenn Schiller völlig hergestellt sein wird, dann soll er Ihre Briefe lesen, und ich weiß, daß ihm sein gefristetes Leben dann noch einmal so lieb sein wird. Ja, es verlohnt sich reichlich der Mühe, in einer Welt zu leben, in welcher auch nur *ein* solcher Mensch lebt, wie mein Baggesen. . . . Schiller schickt sich eben mit seiner Frau an, nach Karlsbad zu reisen, um seine sehr geschwächten Verdauungswerkzeuge zu stärken. Jetzt ist er so schwach, daß er nicht einmal eine Lektüre wie ‚Peregrinus Proteus', den er sich vorlesen lassen wollte, aushalten kann. Wenn er die Beschwerlichkeiten der Reise übersteht, so glaubt sein Arzt, daß ihm geholfen werde."

Von Hofrat Stark war der Vorschlag ausgegangen, eine Kur in Karlsbad zu brauchen. Die Reise dahin wurde in Begleitung Karolinens am 9. Juli angetreten.

Der Badeaufenthalt war von kurzer Dauer; Schiller hielt sich sehr eingezogen, außer mit Göschen, welcher dort auch eine Kur brauchte, verkehrte er hauptsächlich mit einigen österreichischen Offizieren; dieser Umgang bildete einen Teil der Vorstudien zum

„Wallenstein“, ebenso ein Aufenthalt in Eger, welchen der Dichter zur Besichtigung des Rathauses und eines daselbst aufbewahrten Porträts Wallensteins sowie des Hauses, worin der Generalissimus unter Mörderhand gefallen, benutzte. Von dem ursprünglich geplant gewesenen Besuch in Dresden wurde abgesehen, Karoline mußte wegen Hofangelegenheiten nach Rudolstadt zurück, wenigstens gab Schiller dieses als Grund für den unterlassenen Abstecher an. Wenige Wochen blieben die Reisenden in ihrem Heim zu Jena; Hofrat Stark äußerte sich zufrieden mit dem Erfolg der Kur, weil „durch den Badeaufenthalt der Zustand des Patienten wenigstens nicht schlimmer geworden, als er vorher gewesen“. Ein sehr bescheidener Trost! Aber Schiller konnte seine völlige Wiederherstellung nicht arbeitslos abwarten, er konnte seiner Schwäche nicht nachgeben und mußte sie überwinden, denn materielle Gründe drängten ihn, seine „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ zu fördern. Die Sorgen des Lebens lasteten schwer auf ihm.

Er besuchte seine Jenenser Freunde, er besuchte auch Professor Reinhold, und dieser, der ihm seine elende Körperverfassung ansah, wußte nichts Besseres zu thun, als ihm Baggesens Brief mit der Beschreibung der Hellebecker Feier vorzulegen. Ein köstlicheres Heilmittel hätte dem Kranken nicht gereicht werden können, er that einen tiefen Zug aus dem Verjüngungsquell. Wenn der Körper auch gebrochen und schwach war, der Geist richtete sich hoch auf bei dem Ruf, der hier an ihn erging. Poscimur — mit diesem stolzen Worte beginnt Horaz seine „Ode an die Laute“. „Man ruft uns“ — dieses Gefühl mußte Schiller durchschauern, als er Baggesens Brief las. Weither tönte der Ruf, und wieder galt er dem Dichter, dem Genius, der auf andern Pfaden wandelt als denen, wo die erbärmliche Nützlichkeit sich bequem und zu Hause fühlt, wo sie ihr Brot erwirbt, indem sie solches für andre bäckt, sie, die für den vorübergehenden Tag sorgt, während das Schaffen des Künstlers der ganzen Zukunft der Menschheit dient. So vielfältig waren diese Rufe an Schiller ergangen und alle so gleichlautend, er konnte nun nicht mehr zweifeln.

Er konnte nicht mehr zweifeln, aber — er mußte arbeiten, arbeiten für das erbärmliche tägliche Brot.

Am Abend des Tages sah er einige Herren bei sich, unter ihnen Reinhold. Lotte zog letztern beiseite. „Wenn Sie Baggesen schreiben“, sagte sie, „so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm —.“ Sie vermochte nicht weiter zu reden,

Thränen erstickten ihre Stimme, die sie nicht wiedergewinnen konnte, bis Reinhold sie mit den Worten beruhigte, daß er Baggesen nichts Rührenderes, Interessanteres schreiben könne, als was er soeben von ihr gesehen und gehört habe.

Die Beklemmungen stellten sich täglich ein, doch waren sie minder heftig und hielten weniger lange an. In der zweiten Hälfte des August fühlte sich Schiller sogar stark genug zu einer Reise nach Erfurt, um dort eine Nachkur zu brauchen. Lotte begleitete ihn; er trank Egerbrunnen und empfand wirkliche Zunahme seiner Kräfte, wenn auch der kurze Atem noch immer anhielt und die Krampfzufälle nicht ganz ausblieben. Die Tage vergingen ihm angenehm, und die Abende wurden, da Karoline v. Dacheröden am 29. Juni (1791) sich mit Wilhelm v. Humboldt verheiratet hatte und nun von Erfurt abwesend war, fast ausnahmslos bei dem Koadjutor verbracht. Auf dessen Rat wandte sich Schiller in der Ungewißheit darüber, wie er seinen Unterhalt während der nächsten Zukunft sichern solle, an den Herzog um eine Besoldung, die ihn im Notfall außer Verlegenheit setze. Sehr bald sandte Karl August nebst einem lieben tröstlichen Briefchen (d. d. 11. September) an Lotte 250 Thaler zur Begleichung der durch die Krankheit verursachten Ausfälle. Eine Erhöhung der Pension für immer vermochte er gegenwärtig nicht zu bieten, weil gleiche Ansprüche auch von andrer Seite hätten erhoben werden können und diese sich aus der schmalen weimarischen Staatskasse nicht bestreiten ließen.

Schiller hatte inzwischen etwas zu arbeiten vermocht und damit eine innere Befriedigung gewonnen, welche wahrscheinlich weniger die Ursache als die Wirkung langsamer Wiedergenesung war. Von Erfurt aus gingen Manuskriptsendungen für den „Damenkalender" an Göschen ab, aber sauer, sehr sauer wurde dem Dichter diese Schriftstellerei. Dennoch war er trotz seiner schwachen Kräfte, um dem Koadjutor eine Aufmerksamkeit zu erweisen, bei den Vorbereitungen einer „Don Karlos"-Aufführung behilflich, welche die weimarische Hoftheatergesellschaft auf seinen Wunsch in Erfurt veranstaltete. Diese Aufmerksamkeit war übrigens ziemlich kostspielig für ihn, denn er begab sich aller fernern Ansprüche an das weimarische Theater auf Einnahmen aus Aufführungen dieses Stückes.

Als er am 1. Oktober wieder in Jena angekommen war, fühlte er sich gesünder als bei seiner Rückkehr von Karlsbad. Reinhold fand ihn leidlich wohl, nicht mehr, und schrieb, von dem Zustande des Freundes gerührt, im übrigen ahnungslos und ohne

Nebenabsicht, an Baggesen: „Vielleicht könnte er sich ganz erholen, wenn er eine Zeitlang sich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte. Aber das erlaubt seine Lage nicht. Er hat nicht mehr als ich fixes Einkommen, d. h. 200 Thaler, von denen wir, wenn wir krank sind, nicht wissen, ob wir sie in die Apotheke oder in die Küche senden sollen. Ich kann arbeiten, und Schiller hat es noch besser gekonnt, aber kann es jetzt kaum, ohne seine Existenz in Gefahr zu setzen. Ein schreckendes Beispiel für mich! Und doch — wäre nur Schiller einstweilen geborgen, wie gern wollte ich mich dann mit der Versorgung begnügen, die mir jetzt meine Gesundheit gewährt." Zuweilen führt eine wohlwollende Macht dem Schreibenden die Feder und läßt ihn Worte finden, die zum Heile gereichen. Derartige waren die Worte Reinholds, schlicht und einfach kamen sie aus dem besten Herzen, und das Blatt wurde alsbald von hoher Wichtigkeit für den kränkelnden Dichter.

Durch des Herzogs Hilfe zwar für die nächste Zeit vor der ärgsten Not geschützt, fühlte sich Schiller nach wie vor von Verpflichtungen gedrückt und daran gemahnt, ohne vorauszusehen, wie er ihnen gerecht werden könne; so mahnte Crusius, der Vorschüsse geleistet, an die Fortsetzung des „Abfalls der Niederlande", dieses Werkes, das der Verfasser selbst als eins für die Nachwelt erklärte, während der „Dreißigjährige Krieg" nur für Damen und die Modewelt sei. Daß er seine eigne Arbeit zurücksetzte, war lediglich die Parade eines Hiebes, den Crusius geführt, als er über Zurücksetzung (Göschen gegenüber) sich beklagte. Um den sonst sehr anständigen Buchhändler durch eine vorläufige Entschädigung einigermaßen zu beruhigen, wurde ihm der Verlag von zwei Bändchen der „Prosaischen Schriften" und der „Geschichte des Malteserordens", nach Vertot bearbeitet von Niethammer, angeboten. Crusius nahm nur die erstern an; der „Malteserorden" erschien mit einer Vorrede von Schiller bei Cunos Erben in Jena (1792), in derselben Handlung, welche auch die vier Bände des mit einer Schillerschen Vorrede begleiteten „Pitaval" verlegte. Beides waren, wie auch die Herausgabe der „Historischen Memoires", Publizistenstückchen, wozu er durch die Not getrieben wurde, und wobei er noch nicht einmal einen nennenswerten Vorteil fand.

Mit Göschen war eine Fortsetzung der „Thalia" in verändertem Format unter dem Titel: „Neue Thalia" geplant. Das zwölfte Heft, womit die alte abgeschlossen, hatte nichts von Schiller enthalten.

Nachdem in den ersten Oktoberwochen der für den „Damen-

kalender" von 1792 bestimmte Teil des „Dreißigjährigen Kriegs" zu Ende gebracht worden, ging es um die Mitte des Monats an die Fortsetzung der Stanzen aus dem Vergil binnen neun Tagen kamen zu den 32 bereits fertigen 103 neue hinzu. Der Dichter fand Vergnügen an dieser Arbeit und fühlte deren glückliche Wirkung für seine Gesundheit. Eine besonders tröstliche Erfahrung war es ihm, daß er diese 135 Stanzen mit ziemlichem Affekte, ohne merklich dadurch beschwert zu werden, und ohne alle übeln Folgen laut hatte ablesen können. Er fühlte sich wieder einigermaßen und suchte eifrig seine Kräfte zu vermehren; an vier Abenden in der Woche sah er einige Freunde bei sich zur Erheiterung seines Gemüts an leichtem Gespräche. Den Genuß der frischen Luft, so notwendig er ihn zur Belebung seines Zustandes hielt, mußte er sich versagen, weil ihn das Gehen zu sehr anstrengte und er nicht daran denken konnte, jetzt Wagen und Pferde zu halten. Für seine Lotte wünschte er „einige leidlichere Frauengesellschaften, in welchem Stücke es in Jena sehr traurig aussehe". Glücklicherweise hatte sie Liebhabereien, mit denen sie die Zeit ausfüllte, wenn er beschäftigt war: sie zeichnete und soll auch radiert haben, eine damals ziemlich verbreitete Spielerei. Schillers Krankheit hatte die Gatten inniger verbunden, als es glücklichen Tagen vielleicht gelungen wäre. Er wollte Lottens Gesellschaft nicht mehr entbehren, und es ist rührend, wie er sich gegen Körner darüber aussprach: Mir macht es, wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß Lotte um mich ist; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit der Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Übel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre. Wären wir beide nur gesund, wir brauchten nichts weiter, um zu leben wie die Götter.

Am 19. November waren die 128 Strophen aus dem vierten Buch der Äneis (Dido) ebenfalls vollendet, in etwa einem Monat hatte der Dichter 231 Stanzen fertig gebracht. Er arbeitete schon wieder wie ein Gesunder, zwar unter dem Zwange, den Stoff für die Neue Thalia' herbeizuschaffen; aber er arbeitete auch voll Selbstvertrauen, denn die Leichtigkeit, mit welcher er die Übersetzung hingeworfen, bewies ihm die gewonnene eigne Fertigkeit. Nun begann die dritte und abschließende Epoche des manchmal leidigen geistigen Zustandes, der ihn seit Beginn des Jahres 1788 geplagt. Nachdem er sich das Vertrauen auf den allgemein gültigen Wert seines Dichterberufes zurückerobert, galt es, das gewonnene Gebiet

sichtbar für die Welt zu begrenzen und seiner Souveränität Anerkennung zu verschaffen. Auf die Frage, was zu diesem Ende geschehen müsse, ergab sich die einfache Antwort, die Menschheit sei über dieses Gebietes Eigenart und seine Grenzen zu belehren, und der erste Schritt zur Belehrung wurde in dem Aufsatze „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" gethan, den Schiller kurz nach Vollendung der Virgil-Übersetzung begann. War für die Lehre vielleicht nur ein kleiner Teil der gegenwärtig herangewachsenen Generation zu gewinnen, so sollten die folgenden in diesem Glauben erzogen werden, dann blieben die Hoheitsrechte des Kunstgebietes für alle Zeiten gesichert.

In der Rezension von Bürgers Gedichten war der Gedanke leicht hingeworfen worden, der dramatischen Dichtkunst diene die Einrichtung des gesellschaftlichen Lebens zu einigem Schutze; die tiefere Ursache dafür wurde in dem Aufsatze „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" untersucht und dieser Untersuchung das zuversichtliche Wort vorangesetzt, daß die schönen Künste, deren Bestimmung auf das menschliche Vergnügen abziele, auf den Vorzug stolz seien, dasjenige unmittelbar zu leisten, was alle übrigen Richtungen und Thätigkeiten des menschlichen Geistes nur mittelbar erfüllten. Das war die diplomatische Einleitung zu dem Feldzug, den Schiller in der „Neuen Thalia" gegen die Ignoranz und den engherzigen Geist eröffnete und durch eine Reihe ästhetischer Abhandlungen fortsetzte.

Am 4. Dezember (1791) wurde Körner von dieser philosophischen Arbeit flüchtig unterrichtet; bevor er darauf geantwortet, ging am 13. die Sonne der Freude in einem Glanze über Schiller auf, wie er sie in den Jahren seiner Ehe noch nicht leuchten gesehen: ein Brief aus Kopenhagen traf ein, unterzeichnet von dem Prinzen Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg und dem Grafen Ernst Schimmelmann, mit Zusicherungen, welche den Dichter für die nächsten Jahre aller Sorgen des Unterhalts enthoben. Hiermit traten zwei neue Persönlichkeiten ein in den engern Kreis von Schillers Freunden, zwei Persönlichkeiten, deren Andenken nicht verlöschen kann, solange die letzte Spur unsrer Kultur nicht hingerafft ist; denn ihnen beiden bleibt es zu verdanken, daß Schillers dichterische Thätigkeit nicht mit dem „Don Karlos" abschloß, daß sie ihre eigentlichen Meisterwerke noch hervorbringen konnte.

Man betrachte das Porträt des Prinzen, welches nach einem



Prinz Friedrich Christian.



im Schlosse zu Primkenau aufbewahrten Ölbilde von Graff (vom Jahre 1791) photographiert ist, und man wird begreifen, wie dem feinen, geistvollen Kopfe alle Erfordernisse gegeben waren, Schillers Wesen ganz zu erfassen. Es ist ein schöner Gedanke, daß ein Nachkomme dieses Fürsten dereinst den deutschen Kaiserthron besteigen werde, und ein hoffnungsvoller Gedanke, daß dieser einstige deutsche Kaiser unter seinen Ahnen zwei zählen wird, die in so naher Beziehung zu den Schöpfern unsrer Litteratur und — unsrer Kultur gestanden haben, die Kaiserin Augusta als Schülerin Goethes und den Herzog Friedrich Christian als Helfer Schillers.

Der Prinz von Schleswig-Holstein war damals etwa sechsundzwanzig Jahre alt, also sechs Jahre jünger als Schiller. Eine sehr gewählte und sorgfältige Erziehung hatte ihn mit einem Schatze von Kenntnissen ausgestattet, welcher durch Studien auf der Universität Leipzig vervollständigt wurde. Der Prinz, der deutsch, dänisch und französisch fertig sprach und schrieb, auch Englisch verstand und die lateinischen Klassiker mit Liebe las, widmete sich hier der Staatswissenschaft und betrieb zugleich mit Eifer Psychologie, Ästhetik und Pädagogik. Besonders auf letzterm Gebiete machte er ebenso gründliche wie umfängliche Studien und erwarb sich dadurch ein Recht darauf, nicht bloß Titularpräsident, sondern die wirkliche Spitze einer königlichen Immediatbehörde für die Leitung des höhern Unterrichtswesens in Dänemark und Norwegen zu sein. Diese Stellung füllte er im ganzen Sinne des Wortes aus, als er zu Schiller in Beziehung trat. Ein warmer Verehrer der Poesie, hatte er sich Baggesens, des in Dänemark beliebten Dichters, angenommen und ihn, als er wegen Kränklichkeit Bad Pyrmont zu besuchen genötigt war, nicht nur mit einer reichlichen Reiseunterstützung ausgerüstet, sondern ihm auch ein bedeutendes Stipendium aus der Staatskasse verschafft, um ihm eine größere Studienreise zu ermöglichen. Bei der Rückkehr von dieser Fahrt hatte Baggesen in Jena eingesprochen und Schillers persönliche Bekanntschaft gemacht.

Zu der Zeit war der Fürst noch gegen Schiller eingenommen und verkannte ganz dessen Genius; allein der hartnäckige Apostel Baggesen, voll der Jenenser Eindrücke und fortwährend in naher Berührung mit Friedrich Christian, nahm sich vor, diesen zu bekehren, und brachte es, wenn auch mit vieler Mühe, dahin, daß er ihm gestattete, den „Don Karlos" vorzulesen. „Ich zweifle sehr", sagte er, „daß wir diese Lektüre zu Ende bringen werden; indessen

weil Sie gewettet haben ..." Baggesen hatte sich im voraus ausbedungen, daß er seinem fürstlichen Zuhörer den ersten Akt ganz müsse lesen dürfen, und nun begann er seine Vorlesung. Er kam an diesem Abend nicht damit zu Ende, als er sie andern Tages fortsetzen wollte, sah er sich der Mühe enthoben, der Prinz hatte in der Nacht das Werk selbst gelesen und war davon entzückt. Alle Schillerschen Werke las er jetzt, viele Stellen wußte er auswendig.

Im nächsten Jahre (1791) war er gleichzeitig mit Körners Schwägerin Dora Stock in Karlsbad (ob vor oder nach Schillers Kuraufenthalt daselbst?). Man sprach viel von Schiller und seiner Krankheit. Der Prinz erkundigte sich daraufhin bei Dora genau nach den Verhältnissen des Dichters, sprach mit großer Wärme von ihm und äußerte, daß ihm seine „Geschichte der Niederlande" besonders lieb sei.

Der vorhin erwähnte Brief Reinholds (vom 17. Oktober 1791) traf bei Baggesen ein, und dieser las den rührenden einfachen Bericht dem inzwischen nach Kopenhagen zurückgekehrten Prinzen vor. „Vielleicht könnte sich Schiller ganz erholen, wenn er eine Zeitlang sich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte." Das Wort zündete, und alsbald erhielt Baggesen von dem Prinzen ein Billet, worin es hieß: „Nach reiflicher Überlegung finde ich, daß es am besten ist, wenn Sie Schillers Fürsprecher im Schimmelmannschen Hause sein wollen. Schillern müßte ein solches Einkommen versichert werden, daß er nur eine mäßige Arbeit täglich bedürfte, um sein völliges Auskommen zu haben. Ich sehe die Möglichkeit nicht ein, ihm gleich anfangs eine öffentliche Bedienung zu geben; der Staat kann also zu jener Absicht gar nichts beitragen — was geschieht, müßte von Privatpersonen geschehen. Will Schimmelmann für eine gewisse Reihe von Jahren jährlich etwas dazu beitragen? Dies die Frage, deren Antwort ich von Ihnen zu erhalten wünsche."

Ernst Heinrich, Graf v. Schimmelmann, dänischer Geheimer Staatsminister und Chef des Departements der auswärtigen Angelegenheiten, übrigens ein geborner Dresdener, eine vornehme Natur und ein ebenso begeisterter Verehrer des Dichters wie der Prinz und Baggesen, war mit diesem Plane vollkommen einverstanden, und am 27. November ging das vom Prinzen entworfene Schreiben ab, welches Schiller ein jährliches Geschenk von 1000 Thalern (3600 Mark) für drei Jahre anbot. „Wir fassen dieses Schreiben ab", sagte das vom Fürsten selbst entworfene Konzept, „mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse



Graf von Schimmelmann.



Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch ihr, der Tugend edler und gebildeter Seelen, ein gewisses Maß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf." Es war ganz in Schillers Belieben gestellt, ob er sich in Kopenhagen niederlassen und nach wiederhergestellter Gesundheit dort einen Staatsdienst einnehmen wolle. Der Menschheit einen ihrer Lehrer zu erhalten, sollte der einzige Zweck der Pension sein.

Fast zu sehr sengten die Strahlen dieser Sonne den Glücklichen. „Wie mir jetzt zu Mute ist", schrieb er an Körner, „kannst Du Dir denken. Ich habe die nahe Aussicht, mich ganz zu arrangieren, meine Schulden zu tilgen und unabhängig von Nahrungssorgen ganz den Entwürfen meines Geistes zu leben. Ich habe endlich einmal Muße, zu lernen und zu sammeln und für die Ewigkeit zu arbeiten."

Die Überraschung war allzu groß, sie griff den von den Folgen der Krankheit noch immer Geschwächten so sehr an, daß er erst am 16. Dezember an Baggesen und am 19. an den Prinzen und den Grafen Schimmelmann Antwort absenden konnte. In der Art, wie er nahm, zeigte sich der große Mann, der große Schiller: „Ihr Zweck bei dieser Gabe ist, das Gute zu befördern; könnte ich über etwas Beschämung fühlen, so wäre es darüber, daß Sie Sich in dem Werkzeug dazu geirrt hätten. Aber der Beweggrund, aus dem ich mir erlaube es anzunehmen, rechtfertigt mich vor mir selbst und läßt mich selbst in den Fesseln der höchsten Verpflichtung mit völliger Freiheit des Gefühls vor Ihnen erscheinen. Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen. Diese ist der gemeinschaftliche Altar, wo Sie Ihr Geschenk und ich meinen Dank niederlege." Diesen Dank hat er abgetragen in der Reihe von Werken, die mit „Wallenstein" begannen und leider mit „Tell" endigen mußten.

Ebenso klar und sicher des Ziels und der Beweggründe seines ganzen Handelns, sagte er in dem an Baggesen gerichteten Dankschreiben: „Dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten". Derselbe Schiller, der einst seinen Degen ohne Portepee und sein Vaterland um höherer Dinge willen im Stiche ließ, spricht aus diesen Zeilen, der Schiller aber, der die Bitterkeiten des Lebens doppelt und dreifach genossen, aus den folgenden: „Von der Wiege meines Geistes an

bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich die Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurteilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas andres als schriftstellerische Wirksamkeit zu existieren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Notwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinem Ideale von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hielt; aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahnten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte."

Mit diesem Geständnisse schließt das Jahr, das so verhängnisvoll anfing und nun so heitere Ausblicke in die Zukunft eröffnete, weil Prinz Friedrich Christian und Graf Schimmelmann die Widrigkeit des Schicksals zu korrigieren gewußt hatten.

---

11. Schiller als Mensch.

Ein großer Mann ist in jeder Gattung und in jedem Zeitalter eine Erscheinung, von der sich meistenteils gar nicht und immer nur sehr unvollkommen Rechenschaft ablegen läßt — (Wilhelm v. Humboldt in der Einleitung zu seinem „Briefwechsel mit Schiller"). Der Lebensbeschreibung bleibt wenig andres übrig, als alle die kleinen Züge zu sammeln und aneinander zu reihen, die sich von der Persönlichkeit erhalten haben.

Über die jetzt darzustellende Zeit aus Schillers Leben ist eine Anzahl kurzer Notizen überliefert, welche den lebenden, lebendigen und liebenswürdigen Menschen zeigen. Wenn in Erz gegossen oder in Marmor ausgehauen, kommt das Bild des Heros stilisiert auf die Nachwelt. Wer kann sich vorstellen, daß das Urbild der Statue, die starr, Ehrfurcht heischend von hohem Sockel auf das irdische Treiben nieder- oder mit unverwandtem Blick zum Himmel aufschaut, einst mit warmem Blute auf Erden gewandelt, daß es seine kleinen Freuden, seine gemütlich-heitern Momente gehabt, daß es Mensch gewesen wie andre? Und doch war es so und gut, daß es so war, daß wir uns hineindenken können in die bewegliche Menschlichkeit unsers Lieblings, daß wir ihn nicht immer und ewig als steinernen Gast anzustaunen brauchen. Die Schranke, welche Erz und Marmor zwischen ihm und uns aufgerichtet, welche uns kaum zu empfinden gestattet, daß er unser, der Unsern einer war, diese Schranke wegzuräumen, ist ein wesentlicher Zweck jeder Biographie, und diesen Zweck zu erreichen, muß sie auch die bescheidenen Blümchen aufnehmen, welche hier und da am Rande des Weges blühen, den große Geister wandeln.

Schon früher wurde der harmlosen Scherze gedacht, welche in dem Briefwechsel der Gatten vorkommen, und verliert Schiller etwas dabei, wenn er Lotte seine liebe kleine Maus nennt, wenn er

ihr Kätzchen als königliche Tochter bezeichnet und nach dessen Umhertreiben auf den Dächern die Vermutung äußert, es sei ursprünglich eine orientalische Prinzessin gewesen und von daher so hohe Spaziergänge gewöhnt, oder wenn er Nachrichten über den Hund Grigri erbittet und erhält? Gewiß nicht. Das Muntere, bequem Gesellige kam besonders bei der Tischgesellschaft zum Ausdruck, die er seit dem Spätjahr 1791 um sich versammelt hatte, um der häuslichen Existenz zur Stärkung seiner Gesundheit Abwechselung zu geben und sich dadurch zur Arbeit frisch zu erhalten. Da er und Lotte sich das Essen von den Hausjungfern Schramm, bei welchen er wie früher als Junggeselle auch nach der Verheiratung zur Miete wohnte, bereiten ließen, so erwuchsen für die jungen Gatten keinerlei wirtschaftliche Beschwerden aus dieser Tafelrunde. Sie bestand aus dem Sohn der Frau v. Stein, dem jungen Professor Fischenich aus Bonn, dem württembergischen Magister Göritz und seinem Eleven v. Fichard aus Frankfurt a. M., denen sich noch der Magister Niethammer, ein Schwabe, anschloß. Es ging munter zu in diesem Kreise. Die Materie zur Unterhaltung versiegte nie, dafür sorgte Schiller schon, der sein jetziges Lieblingsthema, Kant, hier mit Kantianern besprechen konnte. Er, dem der Gedanke das Element seines Lebens war, zeigte sich recht eigentlich geboren für das Gespräch. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoffe der Unterhaltung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen; aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkte, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Diskussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Schiller sprach eigentlich nicht schön, aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich bietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Ganzen der Untersuchung keinen Abbruch; Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Er-

reichung des Zieles ab. — So schildert Wilhelm v. Humboldt das Sichgeben der Persönlichkeit im allgemeinen; durch die folgenden Notizen, welche der Dekan Göritz, des Dichters vorhin erwähnter Tischgenosse, hinterlassen, wird das Bild vervollständigt.

Für einen Fremden war es fast unmöglich, Eingang in Schillers Haus zu finden, und Besuche Durchreisender wurden rund abgeschlagen, oft nicht einmal nur abgelehnt. Auch solche, die nicht in genauem Verhältnis zu dem Hause standen, sahen sich meist kalt empfangen. Dagegen hatte der Umgang im Innern der Familie für denjenigen, der darin aufgenommen war, etwas äußerst Anziehendes. Schiller gab sich, wo er Vertrauen gefaßt hatte, mit der vollkommensten Offenheit. Lotte war in diesem Kreise die personifizierte Lieblichkeit, die ganz und gar keinen andern Willen hatte als den des Mannes und an seiner Größe hinaufstaunte. Ihr Gatte nannte sie scherzend die Dezenz; ihre Dezenz war aber nicht jene nachgeahmte, die so oft aus ihrer Rolle fällt und als Rolle so widerlich ist, sie war Natur. „Es schickt sich nicht" galt Lotten als höchstes Gebot.

Schiller liebte muntere Mitteilungen von Vorkommnissen des Lebens; wie er selbst gern von seinen Jugendschicksalen sprach, regte er auch andre an, damit herauszugehen. Göritz erzählte einst von sich, er sei in der Jugend durch die Blattern so entstellt und so häßlich geworden, daß er allenthalben darunter zu leiden gehabt und Zurücksetzungen erfahren mußte. Ein Stuttgarter Nachbarskind, das Töchterchen des Professors Haug, habe ihm bei jeder Begegnung sein Mißfallen dadurch zu erkennen gegeben, daß es die Zunge herausgestreckt; das gehe ihm, dem Erzähler, bis jetzt noch nach und mache ihn in vielen Fällen schüchtern und befangen. Als Göritz andern Tages bei Tische erschien, streckte die ganze Tafelrunde die Zunge heraus, und die Neckerei löste sich in ein allgemeines Gelächter auf. Aber auch Schiller blieb nicht ungeneckt, nur zahlte er, und das ist das Lustige dabei, den losen Vögeln ihre Späße heim, wie der folgende, in den September des Jahres 1791 fallende Vorgang erweist.

Die Herren hatten, da sie ihm bisher so wenig beikommen konnten, ein recht abenteuerliches und viel Heiterkeit versprechendes Projekt ausgebrütet und darauf gebaut, daß Schiller öfter bei Tisch von seinen medizinischen Studien auf der Karlsschule geredet. Das Jubiläum der Universität Erfurt stand vor der Thüre, bei welchen Gelegenheiten Ehrendoktoren in allen Fakultäten ernannt zu werden

pflegen. Die lustigen Brüder verfaßten ein gewaltiges Schriftstück des Inhalts: „Da die Universität ihr Jubiläum durch Erhebung mehrerer Männer von großen Namen zur Doktorwürde zu verherrlichen wünsche, so würde sie sich für geehrt halten, wenn Schiller unter dieser Zahl wäre. Weil man nun wisse, daß er schöne Kenntnisse in der Medizin erlangt habe, so biete man ihm die medizinische Doktorwürde an und ersuche ihn nur, ein Spezimen über seine Kenntnisse in der Arzneikunde einzusenden." Unterzeichnet war der Prorektor. — Der zu Foppende erhielt den Brief; mit der vergnügtesten Miene teilte er der Tischgesellschaft den Inhalt des Schreibens mit und malte die Freude aus, welche sein Vater an dieser dem Sohne erwiesenen Ehre haben werde. Die Erfinder hielten ihren Streich für gelungen. Einige Tage vergingen, ein Teil der Gäste saß nach Tisch mit Schiller beim Kartenspiel, die andern unterhielten sich wie gewöhnlich im Nebenzimmer mit den Damen; über Tisch hatte Schillers Bedienter ausnahmsweise nicht aufgewartet. Zufälligerweise fragte Fischenich, wo der Bediente sei? Die Frau Hofrat gab ganz unbefangen zur Antwort, er sei im Auftrage und mit einem Briefe ihres Mannes um 11 Uhr nach Erfurt zum Koadjutor geritten, der zu verreisen im Begriffe stehe. Schiller habe ihm wegen der Doktorangelegenheit geschrieben. Diese Mitteilung wirkte auf Fischenich wie ein Donnerschlag; er ließ Göritz vom Spiel wegrufen und entdeckte ihm die Sache. Die Verlegenheit der Verschwornen war groß, sie hielten Rat und es wurde beschlossen, dem Bedienten eine Stafette nachzuschicken, welche ihn veranlasse, den Brief an den Koadjutor wieder zurückzubringen. Nachdem die Stafette in größter Eile abgefertigt, fand man, daß diese Maßregel doch vielleicht nicht ausreiche und durch persönliches Benehmen mit dem Koadjutor manches, was etwa durch den Brief verdorben wäre, wieder ausgeglichen werden könne. Göritz wurde mit dieser Mission betraut, alsbald jagte er in einer Postchaise nach Erfurt, wo er nach 8 Uhr abends ankam. Das dortige Postamt hatte inzwischen bei Eintreffen der Stafette nicht nur in allen Wirtshäusern der Stadt nach dem Bedienten suchen lassen, sondern auch schon zum Koadjutor geschickt und ihn unterrichtet, Schillers Bedienter solle einen Brief an ihn wieder zurückbringen. Da bei Göritz' Ankunft die Stadtthore bereits geschlossen waren, wurde der eilige Besuch dem Koadjutor gemeldet. Er schickte gleich seinen Kammerdiener und ließ Göritz sagen, er habe keinen Brief von Schiller erhalten; wenn noch einer kommen sollte, werde er ihn

unerbrochen zurücksenden. Nun wurde es dem Extrapostreisenden endlich klar, daß die Tafelrunde einem Kapitalwitz, der sie an Stafetten- und Reisegeld 3 Karolin kostete, zum Opfer gefallen sei. Als Göritz am andern Abend wieder in Jena eingetroffen, wurden er und seine lustigen Gesellen von dem Herrn und der Frau Hofrat tüchtig ausgelacht.

Durch diesen und ähnliche Streiche hatten sie sich übrigens ein Verdienst um den armen Schiller erworben, denn was konnte seinem Zustande zuträglicher sein, als von Zeit zu Zeit zu einem recht herzhaften, fröhlichen Lachen angeregt zu werden. Er selbst hielt diese Zwerchfellerschütterungen noch nicht für ausreichend zur Wiederherstellung seiner Gesundheit, er wollte „einen entscheidenden Schritt“ zur völligen Wiederherstellung thun. Dieser entscheidende Schritt sollte in der Anschaffung einer — zweispännigen Equipage bestehen und täglich zweistündiges Ausfahren darin die Eingeweide wieder in das alte Geleise zurechtschütteln. Schwägerin Karoline hatte den Rat gegeben, wahrscheinlich war sie auch die Urheberin der Berechnung, welche Schiller seinem Freunde Körner aufstellte, und wonach er diese täglichen Spazierfahrten fast umsonst machen könne, da die in Aussicht stehenden drei großen Reisen „nach Dresden, ins Karlsbad und ins Reich“ zu seinen Eltern bloß an Fuhrwerk 30 Louisdor kosten würden. Allmählich stellte sich eine nüchternere Ansicht und Beurteilung der billigen Rechnung ein, die Ansprüche wurden auf ein den Einnahmen und den Schulden entsprechendes Maß reduziert, und zu Anfang März schaffte er sich, wozu auch der Papa auf der Solitüde geraten, ein Reitpferd an.

Vorher war wieder ein heftiger Krankheitsanfall eingetreten. Eines Nachmittags, in der zweiten Hälfte des Januar, schlug Schiller Göritz eine Schlittenfahrt vor, zog sich zwar für dieses Wintervergnügen etwas zu leicht an, fand aber, nach einer Stunde Fahrens nach Hause zurückgekehrt, an seiner Rolle als Rosselenker so viel Behagen, daß er durchaus noch weiter kutschieren wollte. Als Göritz eine fernere Mitwirkung ablehnte, überredete er einen andern und fuhr nun bis in die tiefe Nacht hinein — von dieser Fahrt brachte er eine schwere Erkältung mit nach Hause, die sich zu quälenden Kolikschmerzen steigerte. Die Krankheit ging jedoch ziemlich schnell vorüber, in ihrer letzten Periode verschwanden sogar die Atmungsbeschwerden, wenigstens für kurze Zeit, traten dann aber wieder auf.

Noch ein andres Übel plagte ihn, die metaphysisch-kritische

Materie, welche in ihm steckte, drängte nach außen. Damals nicht, wohl aber zehn Jahre später, sah er wirklich jene Zeit, als er sich alles Ernstes entschloß, unter die Philosophen zu gehen, wie eine Krankheitsepoche seines Geistes an. Der freundliche Leser dieser Blätter hat sich überzeugen können, daß die krankhafte Affektion vorausging und die ersten ästhetischen Aufsätze als der Anfang der Genesung zu betrachten sein dürften. Allein die Anfänge der Genesung, ja die ganze Genesung selbst gehören bei physischen Krankheiten ebenso zu dem Übel wie bei geistigen, denn das Übel hat erst aufgehört, wenn die Genesung vollendet ist. Bis zu diesem Punkte vollkommener Wiederherstellung, vollkommen wiedererrungener Geistesfreiheit hatte Schiller noch ziemlich weit. Er wollte dem Studium der Kantischen Philosophie nicht eher entsagen, bis er sie ergründet habe, und wenn dies ihn auch drei Jahre kosten könne; zu gleicher Zeit wollte er sogar noch Locke, Hume und Leibniz studieren. Mit solchen Absichten hatte er das Jahr 1792 angetreten, nach zwei Monaten waren die heroischen Anwandlungen, die den Helikon mit so empfindlichen Verlusten bedrohten, schon wieder sehr zurückgegangen, und Körner erhielt die weit tröstlichere Versicherung: „Ich bin und bleibe bloß Poet, und als Poet werde ich auch noch sterben“.

Die inzwischen erschienenen beiden ersten Hefte der „Neuen Thalia“ hatten den Herausgeber, indem sie die Übersetzungen aus dem Virgil sowie die Aufsätze: „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „Über die tragische Kunst“ brachten, als Poeten wie als Dichter gezeigt. Nachdem dies erreicht und ein durch schlechtes Wetter verursachter Katarrh abgefertigt war, hielt Schiller nichts mehr zurück, er holte nach, was er im vorigen Jahre versäumt, und reiste im April mit Lotte nach Dresden. Dort ging es zwischen den Freunden gewiß hochphilosophisch her, denn schon in den vorausgegangenen Briefen hatten sie sich gegenseitig darauf vorbereitet, und die Wochen des Dresdener Aufenthaltes verflogen — für Körner wenigstens — viel zu schnell. Dem noch immer nicht hergestellten Schiller, auch in Dresden hatte er sich oft unpäßlich gefühlt, brachte die Rückreise in Leipzig einen neuen Krankheitsanfall, der jedoch bald überwunden wurde, denn am 25. Mai konnte von wiederaufgenommener Thätigkeit am „Dreißigjährigen Krieg“ berichtet werden. Auch von den ästhetischen Briefen war die Rede, aber schon hatte Schiller Ungeduld, etwas Poetisches vor die Hand zu nehmen, und beson-

ders „juckte ihm die Feder nach dem „Wallenstein“". „Eigentlich“ — gestand er — „ist es doch nur die Kunst selbst, wo ich meine Kräfte fühle, in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen. Da bin ich bloß ein Dilettant. Aber um der Ausübung selbst willen philosophiere ich gern über die Theorie; die Kritik muß mir jetzt selbst den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat, — und geschadet hat sie mir in der That; denn die Kühnheit, die lebendige Glut, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minder Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird wie einem wohlgesitteten Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit zurück und setzt sich keine andre als freiwillige Schranken.“

Das Geständnis lautete wesentlich anders als das zu Anfang 1788 gemachte; mehr noch als die erwachte Einsicht war jedoch der innere Drang wert, der durchaus einen poetischen Stoff zur Verarbeitung verlangte. Leider konnte ihm Schiller nicht nachgeben, der „Dreißigjährige Krieg“ sollte fertig werden, und erst am 21. September ging der letzte Bogen an Göschen ab, der Sommer war wiederum der Dichtkunst verloren gegangen. Dem historischen Werk alle Schuld dafür aufzubürden, wäre übrigens ungerecht, die fortwährend schwankende Gesundheit war mindestens mitschuldig, und zuletzt störte auch noch ein sonst gewiß willkommener Besuch. Mama und die jüngste Schwester Nanette kamen um die Mitte September.

Die Mutter hatte es nicht länger ausgehalten, nach zehn Jahre langer Trennung mußte sie ihren Sohn einmal wieder sehen, sie mußte ihre Schwiegertochter kennen lernen. Dem alten Hauptmann „schnitt es hart ein“, daß er nicht auch mitkommen konnte, die Pflichten seines Amtes hielten ihn auf der Solitüde fest.

So sehr sich die Herzen auch suchen und finden mochten, Schillers Lebensweg hatte ihn in Regionen geführt, welche der Mama gänzlich fremd waren. Das junge Ehepaar erreichte durch sein taktvolles Benehmen, indem es in voller Würdigung der mütterlichen Gutmütigkeit die Geradheiten und Offenherzigkeiten von der besten Seite nahm, daß die Wochen des Beisammenseins in herzlichem Einvernehmen hingingen. Zehn Tage verbrachte die ganze Gesellschaft in Rudolstadt, am 8. Oktober reisten Mama und

Nanette nach Meiningen zu Reinwalds. Die dauerhafte Gesundheit, deren sich die alte Frau Schiller sichtbarlich erfreute, machte dem Sohne den Abschied leichter. Der Hauptmann berichtete später, die Heimreise sei für die Mama ganz gut abgelaufen; auch erzählte er „seinem Fritzen" bei dieser Gelegenheit von einer Flasche Champagner, „welche Christophine und Mama dem Reinwald vorenthalten haben", und fährt in seiner trocknen Weise fort: „Denn da derselbe die löbliche Gewohnheit hat, seine Frau zu verhindern, daß sie kein stark Getränk bekommt, und selbst gern alles allein trinkt, so hat Mama eine Bouteille mit hierher genommen. Dieser Wein ist aber vortrefflich."

Nachdem die Mutter wieder abgereist war und Schiller jetzt eigentlich erst gewahr wurde, daß er seit Vollendung des „Dreißigjährigen Kriegs" nichts Rechtes und Großes zu thun habe, wurde es ihm ordentlich bange bei seiner wiedererlangten Geistesfreiheit. Ein größeres Ganze anzufangen, davor fürchtete er sich noch und wollte vielmehr versuchen, „sich durch ein Gedicht die Musen wieder zu versöhnen, die er durch den ‚Damenkalender' so gröblich beleidigt habe". Den Weg nach den olympischen Gefilden zurückzufinden, war jedoch nicht so leicht, denn gerade aus Dresden hatte er im mündlichen Verkehr mit Körner gewonnene Pläne mitgebracht, welche ganz andern Zielen zustrebten. Zunächst überlegte er die Herausgabe eines großen Journals, eines „Merkur von Deutschland", an welchem die besten Köpfe mitarbeiten und den Göschen verlegen sollte. Dann rückte das Wintersemester heran und zwang ihn, Ästhetik vorzunehmen. Er warf sich mit Energie auf die Vorarbeiten, einesteils des Kollegs wegen, andernteils, „um mit Leichtigkeit ohne Kraft- und Zeitaufwand etwas Lesbares für die ‚Thalia' zu jeder Zeit schreiben zu können". Er begann ein Privatissimum über Ästhetik, und schon in der ersten Vorlesung glaubte er zu bemerken, „welchen bedeutenden Einfluß dieses Kollegium auf Berichtigung seines Geschmackes haben werde".

In die friedlichen Beschäftigungen fingen bereits Mißklänge von jenseit des Rheins an sich einzudrängen, furchtbare Nachrichten, welche aus Frankreich herüberkamen. Schon hatte dort die Schlächterei begonnen, die Volkswut berauschte sich in blutigen Greueln, Ludwig XVI. und seine Familie saßen im Temple, der Kampf an den Grenzen war zum Ausbruch gelangt. Der Herzog von Weimar stand als Kommandeur eines preußischen Regiments in den Reihen der kriegführenden Truppen, Goethe hatte ihn eine

Zeitlang begleitet. Mainz war in den Händen der Franzosen, und schon jetzt hielt man es nicht mehr für unmöglich, daß die rheinischen Staaten für Deutschland verloren gingen; mindestens prophezeite man dem Kurfürsten von Mainz, er samt allen seinen Nachfolgern werde sich viele Einschränkungen gefallen lassen müssen. Dalberg war ja voraussichtlich sein Nachfolger, die Aussichten für Schiller wurden dadurch sehr mißlich; „aber in Gottes Namen" — tröstete er sich —, „wenn die Franzosen mich um meine Hoffnungen bringen, kann es mir einfallen, mir bei den Franzosen selbst bessere zu schaffen". Obgleich nur aus der Ferne, folgte er der Entwickelung der französischen Staatsumwälzung mit Interesse und erwartete Bedeutendes von ihr, er las sogar den „Moniteur" und empfahl auch Körner diese Lektüre, weil man daraus die Franzosen in ihrer Stärke wie in ihrer Schwäche kennen lerne.

Unterdessen war der unglückliche Ludwig zum erstenmal vor dem Konvent erschienen, um sich zu verteidigen; welches Schicksal ihm drohe, war kaum zweifelhaft. Schiller fühlte sich mächtig aufgeregt und konnte fast der Versuchung nicht widerstehen — wie er unterm 21. Dezember 1792 an Körner schrieb —, sich in die Streitsache des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu verfassen. Trotzdem Körner abriet, fing er die Arbeit an, aber es wurde ihm nicht wohl dabei, und er ließ sie bald liegen, las auch keine französische Zeitung mehr, die „elenden Schinderknechte" ekelten ihn zu sehr an. Am 21. Januar 1793 hatte das souveräne Volk Ludwig XVI. den Kopf abgeschlagen.

Dieselben Schinderknechte erkannten durch das Gesetz vom 26. August 1792 verschiedenen Ausländern das französische Bürgerrecht zu. Nachträglich wurde auch der deutsche Schriftsteller Gille, mit diesem Namen bezeichnete man den durch eine schreckliche Übersetzung seines Werkes in Frankreich bekannt gewordenen Dichter der „Räuber", der Ehre für würdig erklärt. Das bezügliche Dekret ist vom 16. September 1792 ausgestellt, unterschrieben sind Clavière und Danton; das vom 10. Oktober datierte Zufertigungsschreiben, woraus Schiller ersehen sollte, daß la nation ihn unter die Freunde der Humanität und der Gesellschaft eingereiht habe, trägt die Unterschrift des unglücklichen Roland. Der gefeierte „Sieur Gille, publiciste Allemand", erhielt von der ihm widerfahrenen Ehre vorläufig nur Nachricht durch die Zeitungen, erst fünf Jahre später gelangte das wunderliche Aktenstück in seine Hände.

12. Besuch der Heimat. Die ästhetischen Briefe.

In den beiden ersten Monaten des Jahres 1793 fand ein außerordentlich lebhafter und umfangreicher Briefwechsel mit Körner über ästhetische Fragen statt. Schiller glaubte das Wesen des Schönen ergründet zu haben und wollte seine Gedanken in einem Gespräche: „Kallias, oder über die Schönheit", niederlegen. Die Materie hielt er für geeignet und wichtig genug, um den Kern einer Korrespondenz zu bilden, die er als Zeichen seiner dankbaren Gesinnung dem hochherzigen Gönner Friedrich Christian schuldig war. Er wandte sich am 9. Februar, also nach mehr als Jahresfrist — seit dem 19. Dezember 1791 hatte er ihm nicht mehr geschrieben —, an den Prinzen und bat um die Erlaubnis, ihm seine Kunsttheorie in Briefen vorlegen zu dürfen. Er habe den verwegenen Gedanken gehabt, bemerkte er, an der Kunstphilosophie zum Ritter zu werden; für jetzt könne er nur einige flüchtige Ideen dazu liefern, weil sein Beruf zum Philosophieren noch sehr unentschieden sei, aber er werde suchen, sich diesen Beruf zu geben. Er möge seine Auseinandersetzungen nicht für Gelehrte, bei welchen das Kunstgefühl durch Abstraktionen erstickt sei, verfassen, sondern nur für freie und heitere Geister, die, über den Staub der Schulen erhaben, sich den Funken reiner und edler Menschheit bewahrt. Der edle Fürst nahm dieses Anerbieten, „welches seiner Eigenliebe und Wißbegierde zugleich schmeichle", mit großem Vergnügen an und versprach, ein aufmerksamer und dankbarer Schüler zu sein, da ihm die Briefe ebensoviel Belehrung als Unterhaltung gewähren würden.

Der Ausführung des Planes stellten sich Anfang März erneuert auftretende Krankheitsfälle hindernd entgegen; an anstrengende Arbeit war nicht zu denken, wohl aber auf eine Änderung der Lebensweise ernstlich Bedacht zu nehmen, denn in der billigen, aber auch schlechten Verköstigung, welche die Haus-



Johann Kaspar Schiller.



wirtinnen lieferten, glaubte man den fortwährenden Anlaß aller Übel finden zu müssen. Es wurde deshalb eine Wohnung in einem angenehm gelegenen Gartenhause gemietet, am 7. April bezogen und eigne Wirtschaft eingerichtet; leider trat trotz diesen mit vielen Unbequemlichkeiten verknüpften Vorkehrungen die Besserung nicht ein, der April und Mai brachten zu schlechtes Wetter, als daß sich Schiller bei seinem empfindlichen Körperzustande hätte erholen können. Auch Lotte kränkelte. Es sah weder in den innern noch in den äußern Verhältnissen der Familie besonders heiter aus. Die Franzosen, welche schon im vorigen Herbste Speier, Worms und Mainz besetzt hatten, waren Württemberg so nahe gekommen, daß der alte Hauptmann im Februar von der Solitüde schrieb: „Hier leben wir eine Zeit her in vieler Furcht wegen dem Krieg, dessen Schauplatz heuer nicht gar fern von uns sein wird. Es wäre möglich, daß wir Besuch von den Franzosen bekämen, in der Absicht, feindliche Magazine aufzusuchen. Sollte die Furcht sich wirklich in Gefahr verwandeln" — fuhr der praktische Papa fort —, „so hab' ich einen Einfall, der wenigstens uns sichern könnte, und der besteht darin, daß Er, mein lieber Sohn, als französischer Bürger für mich, Seinen Vater und Angehörigen, von der Nationalkonvention einen salvum conductum, Schutzbrief, auswirken möchte und uns solchen zuschicken. Da hätte doch wahrlich Sein Bürgerrecht einen Nutzen für uns." Diese Gefahr blieb vorläufig noch entfernt, die Einnahme von Mainz hatte jedoch eine andre Folge.

Der alte Kurfürst war vor den Franzosen und Franzosenfreunden nach Erfurt geflüchtet und teilte nun mit dem Koadjutor die Rationen. Dalberg, der sonst mit seinem g a n z e n Gehalte nicht auszukommen vermochte, sah sich auf die Hälfte der Einkünfte eingeschränkt, da der beste Teil der Diözese in die Hände der Heiden gefallen und, was das Schlimmste dabei war, keinen Ertrag mehr lieferte. Dadurch wurde die Erfüllung der Hoffnungen, welche Schiller auf den Koadjutor gesetzt, in eine unabsehbare Zukunft verschoben, ja fast vernichtet.

Auch dem Papa Schiller ging eine Hoffnung zu Grabe. Er hatte, weil er nach wie vor nur 400 Gulden Gehalt bezog, obgleich seine Arbeiten vermehrt worden, Se. Durchlaucht um eine Gehaltszulage gebeten, worauf letztere allergnädigst k e i n e Antwort zu erteilen geruhte. Damit war dem Hauptmann nun nicht gedient; nach Monatsfrist schrieb er abermals, „es sei ruhmwürdigst bekannt, daß Ew. rc. jedem Diener, wenn dessen Geschäfte ver-

mehrt werden, eine Zulage gnädigst angedeihen lassen —“ (freilich nur das Gegenteil war unrühmlichst bekannt), worauf dann sofort andern Tags das Dekret erfolgte: „Se. Herzogliche Durchlaucht wissen dem Hauptmann Schiller in seinem eingereichten Gesuch nicht zu willfahren, werden aber demselben auf eine andre Art eine herzogliche Gnade erweisen lassen“. Der wiederum allergnädigst Abgewiesene legte die Hände nicht in den Schoß, sondern machte seine „Gedanken über die Baumzucht im großen“ druckfertig und betraute seinen lieben Fritz mit der Herausgabe. Göschen verlegte die Schrift, sie brachte dem Verfasser einige Louisdor ein, was diesen ermutigte, an einem größern Werke über denselben Gegenstand rüstig weiterzuarbeiten.

Während der Vater der nützlichen Seite der Natur schriftlich zu Leibe ging und sich „mit der Schreibart befleißte, mehr faßlich und deutlich als hochfein zu erscheinen, denn dieser Gegenstand ist mehrers für Ungelehrte“, brütete der Sohn darüber, die Schönheit der Schöpfung zu definieren und ihre Prinzipien zu enträtseln, er arbeitete an den beiden Aufsätzen: „Über Anmut und Würde“ und „Vom Erhabenen“. Die erstere Abhandlung, in sechs Wochen geschrieben, wurde am 20. Juni an Körner überschickt und erschien noch in demselben Jahre in der „Thalia“. Das Werk hatte dem Verfasser viel Freude gegeben und sollte als Vorläufer seiner „Philosophie des Schönen“ gelten, mit dessen Zergliederung er sich in seinen Briefen an den Prinzen von Schleswig-Holstein nun bald befassen wollte. Am 13. Juli ließ er den ersten an den Fürsten abgehen, gelangte jedoch darin noch nicht zu seinem eigentlichen Thema, weil ihn die Frage zu sehr beschäftigte, ob es nicht außer der Zeit sei, sich um die Bedürfnisse der ästhetischen Welt zu bekümmern, wo die Angelegenheiten der politischen ein so viel näheres Interesse darböten, weil so viel größern Anlaß zu Befürchtungen. Allen Glauben an eine politische Regeneration sah er sich „auf Jahrhunderte benommen“, dies war ihm bitter. — Einem Fürsten wie Friedrich Christian, der von sich selbst sagte, daß seine Gesinnungen mehr Aufrichtigkeit und auch mehr Lebhaftigkeit hätten als „bei den häufigen Automaten seines Standes“, daß Geist, Talent und edle Humanität bei ihm mit Gewißheit auf den ihnen schuldigen Tribut an Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe rechnen dürften, — einem solchen Fürsten gegenüber konnte Schiller das gewichtige Wort aussprechen: „Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das würdigste Ziel aller

Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur". Damals gab es nicht viele Standesherren, die eine solche Bemerkung, solche als Recht proklamierte Beschränkung ihrer Privilegien ruhig hingenommen haben würden. Aber es gab auch nicht allzu viele Männer, die eine solche Bemerkung zu machen fähig waren, denn „der Geist der Zeit schwankte zwischen Barbarei und Schlaffheit, Freigeisterei und Aberglauben, Roheit und Verzärtelung, und es war bloß das Gleichgewicht der Laster, was das Ganze noch zusammenhielt".

So charakterisierte sich denn das Ziel, das Schiller sich vorgesteckt, als der Versuch, bei den Bürgern seiner Zeit „die Veredelung der Gefühle und die sittliche Reinigung des Willens" herbeizuführen. Diese „Reinigung der Gefühle sollte das Geschäft der ästhetischen Kultur sein". In dem Sinne wurden die Briefe an den Prinzen Friedrich Christian konzipiert.

*

Der Wunsch des Vaters, seinen Sohn nach so langer Trennung wieder einmal von Angesicht zu Angesicht sehen zu können, hatte in der Brust des letztern Widerhall gefunden. Auch versprach sich Schiller von einer Kur in der Heimat um so sicherer volle Genesung, als er von dem Wiedersehen seiner Angehörigen zugleich eine wohlthätige Wirkung auf sein Gemüt erwarten durfte. Mit welcher Seligkeit harrte der alte Hauptmann auf den Augenblick, da er seinen Sohn in die Arme schließen konnte; obgleich er nicht von seiner Art ließ und hier und da praktische Ratschläge sowie Hinweise auf die göttliche Vorsehung in seine Briefe einstreute, erkannte er es doch mit aufrichtigem Danke gegen die Schickung an, daß seine Befürchtungen sich nicht verwirklicht, daß seine kühnsten Hoffnungen weit, weit übertroffen waren. Und so demütig er sich des Geschenkes freute, so stolz war er darauf, seines Sohnes Namen im In- und Auslande mit Ruhm genannt zu sehen. Der arme Flüchtling von 1782 war schon jetzt einer der meistgefeierten Geister seiner Nation, er war es durch seinen Glauben an sich selbst geworden; dieser hatte ihm alles tragen helfen, hatte ihn von Stufe zu Stufe emporgeleitet. Diesem Glauben verdankte er die Entfaltung seiner geistigen Kraft, verdankte er es, daß er alles mit sich hinriß, und daß sogar Fürsten ihn ihrer Freundschaft würdigten. Einer aus dieser Schar grollte freilich — der Schwabenherzog.

Die Rudolstädter Prinzen, in Begleitung von Schillers Schwager v. Beulwitz, berührten auf einer Reise Stuttgart und wurden bei der Gelegenheit zur herzoglichen Tafel gezogen. Als Beulwitz im Laufe der Unterhaltung mit der Durchlaucht auch des Eleven Schiller gedachte, schnitt Karl Eugen durch das verächtlich hingeworfene Wort: „Ich kenne ihn nicht" das Gespräch ab.

Von dieser herzoglichen Sinnesäußerung erhielt der Dichter alsbald Nachricht. Wenn man Göritz glauben darf, fühlte er sich dadurch gekränkt; mehr hatte er eigentlich nicht erwarten können. Papa Schiller erwartete sogar weniger, befürchtete unter Umständen Schlimmeres, da sein Sohn im Begriff stand, das Herzogtum Württemberg aufzusuchen und sich in die Höhle des Löwen zu begeben. Um allem vorzubeugen, um sich zu sichern, daß Karl Eugen dem Herrn Hofrat nicht ein Quartier auf dem Hohenasperg anweise, wollte der alte Hauptmann recht demütig an Serenissimum schreiben und ihn anbetteln, „er möge gnädigst geruhen, den ehemaligen Jugendfehler in höchster Gnade zu verzeihen 2c." Damit traf er jedoch den Geschmack seines Sohnes nicht, an welchen der Herzog Karl August immer als „Ihr sehr wohlwollender Freund" schrieb, und der Brief unterblieb. Schiller traute sich zu, mit der Durchlaucht allein fertig zu werden, und betrieb die Vorbereitungen zur Reise, ohne derartige Demütigungen in sein Programm mit aufzunehmen. Er betrieb sie unter ganz andern Sorgen; die Gesundheit seiner Lotte war seit lange sehr geschwächt, und dies erregte bei dem Gatten ernstliche Befürchtungen, bis endlich die Gewißheit vorhanden war, daß ihn „seine kleine Maus nächstens mit einem großen Geschenke erfreuen werde". Hatte er bisher oft den ganzen Beistand der Philosophie gebraucht, um bei dem Anblick seiner leidenden Gattin und beim Gefühl seiner eignen verfallenden Gesundheit frischen Mut zu behalten, so war er jetzt die Hälfte seines Leidens los und machte sich aus der andern, die ihn selbst betraf, nun auch viel weniger. „Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einem andern wieder angezündet sähe, und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal", so schloß er diese Mitteilung an Körner.

Die Abreise wurde für die ersten Tage des August in Aussicht genommen; Schwägerin Karoline war schon im Juni vorausgereist. „Seit dem Frühling 1793 lebte ich in Schwaben", sagte sie in ‚Schillers Leben', „mehrenteils auf dem reizenden Landgute der Frau v. Senkenberg-Gaisburg, wo ich das Kannstatter Bad ge-

brauchte, dessen gelinde Wirkung die Ärzte für mein Nervenübel sehr zuträglich fanden. Meine Krankheit hatte in den letzten Jahren so zugenommen, eine solche Verstimmung erzeugt, daß ich's billig fand, einem von vielen Seiten achtungswürdigen Manne durch eine Trennung seine Freiheit wiederzugeben. Ich wollte in diesem Zeitpunkt allein stehen und handeln und keinen meiner Freunde in die Unannehmlichkeiten verflechten, die bei der Auflösung eines solchen Verhältnisses nicht ausbleiben. Ein einsames, stilles Leben war mein innigstes Bedürfnis." — Eine ganz superbe Wendung, um dem Leser zu verbergen, daß sie ihren Gatten v. Beulwitz, den „ours", um jeden Preis hatte los sein wollen und mit der Aussicht nach Stuttgart gereist war, Wilhelm v. Wolzogen dort zu finden.

Den Bewohnern der Solitüde, wo sie sich acht Tage lang aufhielt, brachte sie Grüße und die Versicherung, daß Sohn und Schwiegertochter bald eintreffen würden. Nachdem Schiller seinen Schwager Reinwald und die Schwester Christophine in der ersten Juliwoche als Gäste bei sich gesehen, schrieb er nach Dresden: „Die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden, und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig. Ich bin aber auch elf Jahre davon getrennt gewesen, und Thüringen ist das Land nicht, worin man Schwaben vergessen kann. Den Herzog von Württemberg sehe ich schwerlich, denn mein Aufenthalt ist in Heilbronn, und Stuttgart werde ich nicht besuchen. . . . Die schönen Aussichten, die ich vor mir habe, erhellen mir das Herz. Ich werde zugleich die Freuden des Sohnes und des Vaters genießen, und es wird mir zwischen diesen beiden Empfindungen der Natur innig wohl sein."

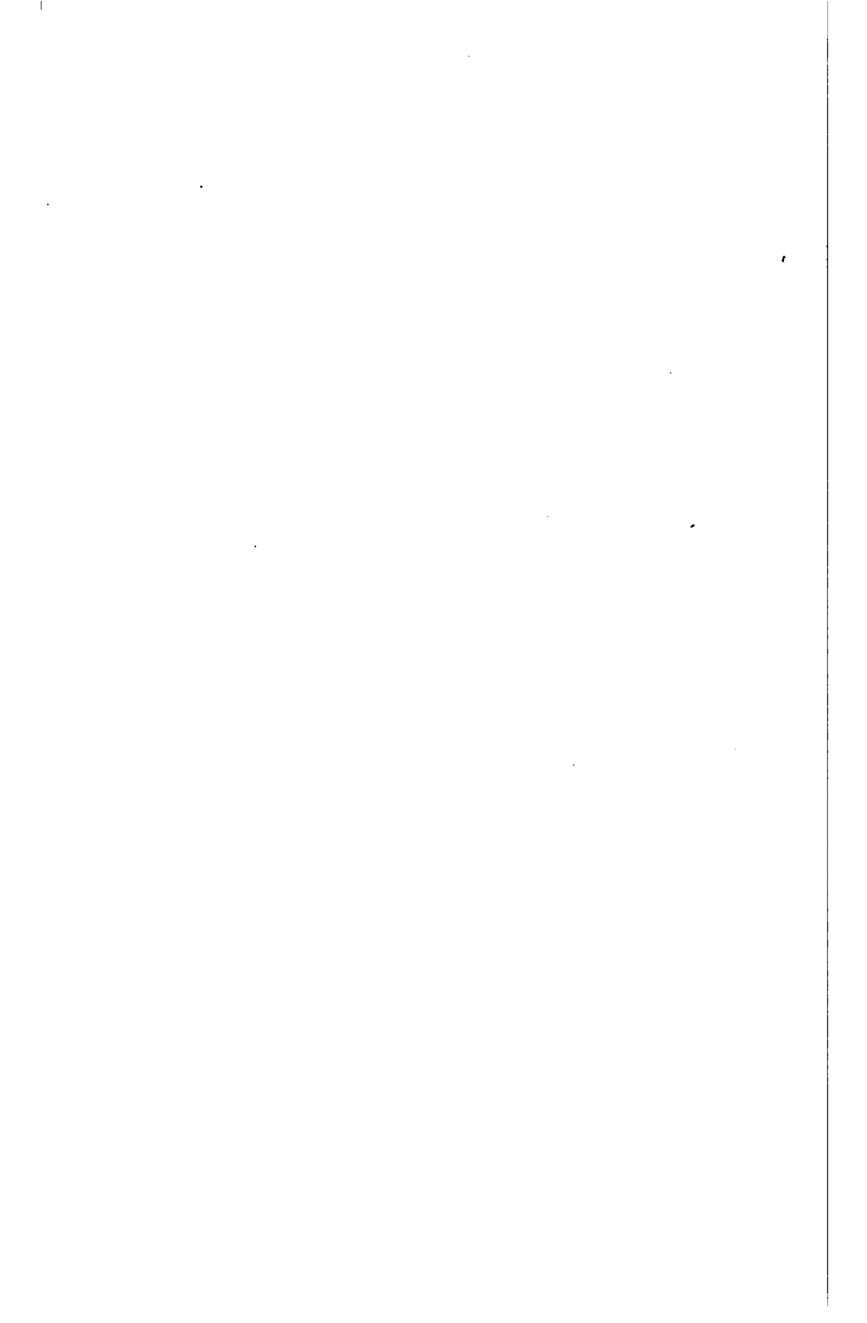
Am 2. August trat er mit seiner Lotte die Reise nach der Heimat an; in Nürnberg verlebten die Gatten einige Tage in Gesellschaft Baggesens und seiner Frau, die nach einer schon in Jena getroffenen Abrede in demselben Gasthofe mit Schillers abgestiegen waren. Von da setzten die beiden Ehepaare die Reise über Ansbach bis Feuchtwangen gemeinschaftlich fort, hier trennten sie sich, das dänische Paar fuhr dem Bodensee zu, Schiller und Lotte rechts ab nach Heilbronn, das sie am 8. August erreichten; sie kehrten im Gasthof zur Sonne ein. War die Reise auch von übeln Zufällen frei geblieben, so hatte sie doch Schiller sehr ermüdet, während Lotte keine weitern Folgen der Strapazen fühlte. Alsbald kamen von der Solitüde Schwester Luise und der alte Papa herüber, er hatte es doch nicht länger aushalten können, wahrscheinlich schon am 9. Au-

gust, am Tage nach des Sohnes Ankunft, war er in Heilbronn und schloß ihn und seine neue Tochter in die Arme. Am 10. kehrte er auf die Solitüde zurück und schrieb gleich andern Morgens an den Herzog die „tiefergebenste Bitte, seinen Sohn jeweilen in Heilbronn besuchen zu dürfen“. Durchlaucht gestand dies allergnädigst zu — wahrscheinlich stellte das den besondern herzoglichen Gnadenakt vor, der als Ersatz für die versagte Gehaltszulage versprochen war. Die Eltern schickten Betten von der Solitüde, und das junge Ehepaar konnte nun in dem Hause Sulmerstraße 101 Wohnung nehmen und eignen Haushalt führen, wobei die Schwester Luise aushalf. Einer Mahnung des Vaters, selbst an den Herzog um Erlaubnis zum Aufenthalt im Württembergischen zu schreiben, gab Schiller abermals keine Folge, sondern reiste kühn und eigenmächtig nach Ludwigsburg zum alten Freunde v. Hoven und von da sogar auf die Solitüde. Am 27. August war er wieder in Heilbronn und teilte Körner mit, daß er in seinem Vater, der nun im 70. Jahre stehe, das Bild eines gesunden Alters gefunden und für die Zukunft seiner Mutter, die von ihren Zufällen frei geblieben, das Beste hoffen dürfe; Schwesterchen Nanette sei ein hübsches Mädchen geworden und zeige viel Talent.

In dem Arzte Dr. Gmelin, den zu konsultieren er hauptsächlich Heilbronn besucht, fand er einen fidelen Patron; aber seinen magnetischen Kuren, von welchen er sich früher Heilung seines Übels versprochen, traute er nicht, nachdem er mit ihm selber über diese Materie sich unterhalten. Sonstige Bekanntschaften machte er wenige, er lebte aus Rücksicht auf seinen Zustand ziemlich eingezogen und vermied meist größern Verkehr. Die Menschen erschienen ihm freier, als er sie erwartet, aber Kunstinteresse fand er blutwenig bei ihnen. Litterarische Nahrung verschafften ihm die öffentliche Bibliothek, das städtische Archiv und eine schwach vegetierende Buchhandlung. Das Vergnügen, welches dem Herrn Hofrat auf sein an den Bürgermeister gerichtetes Aufenthaltsgesuch laut Ratsprotokoll durch eine Kanzleiperson gewünscht werden sollte, bestand hauptsächlich in fleißigem Konsum des guten Neckarweins. Lebhaften Umgang führte Schiller fast nur mit der eben erwähnten Kanzleiperson, dem Senator Schübler, einem sehr unterrichteten und wissenschaftlich gebildeten Manne, der ein immer bereiter Begleiter auf den Spaziergängen war und den Dichter sogar für mathematische und astronomische Studien zu interessieren wußte.



Elisabeth Dorothea Schiller.



Hier in Heilbronn sah er nach langen Jahren auch Margarete Schwan wieder. Sie und Schiller waren von der Begegnung, die beide wohl überraschte, sehr bewegt. Margarete trat ihm als Frau des in Heilbronn ansässigen Advokaten Treſz, mit welchem sie seit dem 16. Juli dieses Jahres (1793) verheiratet war, entgegen. Die Ehe fand ein frühes Ende, am 7. Januar 1796 starb Margarete in einem vorzeitigen Wochenbett, noch nicht 30 Jahre alt, unter Hinterlassung zweier Kinder.

Am 7. September fühlte sich Schiller plötzlich der Reichsstadt überdrüssig, am 8. reiste er trotz allem freundlichen Zureden Schüblers nach Ludwigsburg ab, wo er seinen Verwandten und Freunden näher war und außerdem für die schwere Stunde seiner Frau den zuverlässigen v. Hoven, seinen alten Akademiegenossen, zur Seite hatte. Er notifizierte dem Herzog Karl Eugen, daß er nach Ludwigsburg ziehen wolle, blieb aber ohne Antwort; denn Serenissimus, welchen das Podagra bisher gewaltig gezwickt, hatte eine Pause in seinen Schmerzen dazu benutzt, mit seinem Franzele nach Mainz und Frankfurt zu gehen, und war bei seines ehemaligen Karlsschülers Ankunft im „Residenzle" noch abwesend; er kehrte erst am 18. September zurück.

Vier Tage vorher, am 14. September, war das wichtige Ereignis für Schiller eingetreten: sein erstes Kind, der Knabe Karl Friedrich Ludwig, wurde ihm geboren. Schwägerin Karoline war von Kannstatt, Mama und Nanette von der Solitüde zur Pflege herübergekommen, die letztern blieben bis nach der Taufe, die wohl am 22. September stattfand, und zu welcher auch der alte Hauptmann sich einstellte.

Schiller fühlte sich trotz dem Vaterglücke krank, die heimatliche Luft wollte leider noch gar keine Wirkung zeigen, an größere Kompositionen durfte er nicht denken, und er mußte froh sein, von Zeit zu Zeit ein kleines Ganze vollenden zu können. Die Briefe an den Prinzen von Augustenburg wurden das Hauptprodukt dieser Wochen, aber es gab viele Tage, wo er „Feder und Schreibtisch haßte". Dem Freunde v. Hoven glückte es nicht, ihm, „welchen die Hippokratische Kunst für seine Apostasie bestraft hatte, indem sie den abtrünnigen Jünger zu ihrem Opfer machte", mittels Arzneien die Brustkrämpfe fern zu halten; sie belästigten ihn meist am Tage mehr als in der Nacht, was ihn nötigte, auch in Ludwigsburg seine schriftlichen Arbeiten zu einer Zeit auszuführen, da die übrige Welt sich der Ruhe hingab. Plagte sein Übel ihn nicht gar zu em-

pfindlich, so machte er in Begleitung v. Hovens Spaziergänge durch die schönen Alleen in und um Ludwigsburg. Als die Freunde eines Tages einen Bekannten in dem etwa eine Stunde entlegenen Heutingsheim besucht hatten, überfiel auf dem Heimwege mitten im Walde den Dichter ein so heftiger Brustkrampf, daß es dem Freunde angst und bange darüber wurde, wie er den Kranken nach Hause bringen solle. Die kleine halbe Stunde bis Ludwigsburg zurückzulegen kostete unsägliche Mühe, da Schiller vor andauernder Beklemmung kaum gehen konnte. „So ein hartnäckiges Übel", schrieb er an Körner, „so sparsam zugewogene freie Intervalle drücken mich oft schwer. Nie war ich reicher an Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten, und nie konnte ich wegen des elendesten aller Hindernisse, wegen körperlichen Druckes, weniger ausharren." Da Lotte und der Kleine sich beide wohl befanden, war er, wie er scherzend sagte, wenigstens so glücklich, der einzige Kranke in seinem Hause zu sein.

Während seines Ludwigsburger Aufenthaltes konnte er Frau v. Kalb, die sich mit der Bitte an ihn gewandt, ihr einen Hauslehrer für ihren Sohn Friedrich zu verschaffen, in dieser Hinsicht behilflich sein. Der Dichter Hölderlin wurde ihm dafür empfohlen und erhielt die Stelle, da Schiller bei persönlicher Vorstellung in ihm einen jungen Mann von Anstand, Artigkeit und gefälligem Äußern gefunden und demgemäß an Frau v. Kalb berichtet hatte. — Angenehmer als Hölderlin berührte ihn die Persönlichkeit des Dichters Matthisson, den er ebenfalls in Ludwigsburg kennen lernte. Die damals gemachte Bekanntschaft wurde durch Schillers günstige Rezension von Matthissons Gedichten (in der „Jenaer Litteraturzeitung" 1794) in ein freundschaftliches Verhältnis hinübergeleitet, welches in den noch vorhandenen Briefen Schillers an Matthisson einen sehr herzlichen Ausdruck fand.

Manchen Besuch erhielt Schiller von seinen alten in Stuttgart wohnenden Bekannten. Er wußte wenig mehr aus ihnen zu machen, er fühlte sich zu sehr über sie hinausgewachsen, und sie kamen ihm verbauert vor. Einer machte eine Ausnahme, der Bildhauer Dannecker, der während seines römischen Aufenthaltes — wie der Dichter rückhaltlos anerkannte — seinen Geschmack sehr gebildet hatte und nun seine schönen Ideen geistreich ausführte.

Auch einer ehemaligen Jugendfreundin, Ludovika Reichenbach, jetzt mit einem Leutnant Simanowitz verheiratet, begegnete er wieder. Kerner sagt von ihr („Bilderbuch aus meiner Knabenzeit",

S. 356): „Die Kunst der Malerei war dieser Frau angeboren, nicht angelernt. Durch häufigen Umgang mit Künstlern und vielen ausgezeichneten Männern, die zum Teil noch aus der Karlsakademie vorhanden waren, und durch mehrere Kunstreisen nach Paris gewann sie an Kunst und wissenschaftlicher Bildung immer mehr. In ihren Bildern lag eine ausnehmende Zartheit, der es doch nicht an Kraft und Wahrheit fehlte; es waren Charakterbilder ohne ängstliche Auffassung der einzelnen Züge." In Paris hatte sie die Greuelszenen miterlebt und konnte Schiller direkte Mitteilung darüber machen. Aber auch in andrer Beziehung hatte sie ihn bereits verpflichtet, indem sie ihm das Bild seiner Mutter verehrt, und gerade jetzt war sie mit dem Porträt des Hauptmanns beschäftigt, welches dieser seinem Sohne zum 10. November nach Ludwigsburg schickte, da er selbst herüberzukommen verhindert war, er mußte seinem neuen Herzog, Ludwig Eugen, aufwarten.

Herzog Karl Eugen war am 24. Oktober nach achtzehntägigem Krankenlager nachts um 1 Uhr in Hohenheim gestorben. Während seines furchtbaren Ringens mit dem Tode soll er dem Geistlichen zugerufen haben: „Pfarrer, sterben ist kein Kinderspiel!" Die inzwischen zur rechtmäßigen Gattin und Herzogin von Württemberg erhobene Reichsgräfin Franziska drückte ihm die Augen zu. Noch einmal umgab ihn, der den Prunk so sehr geliebt, eine düstere Pracht. Nicht wie einst, von buntem Flitter, glänzte der bei Nacht von Hohenheim aufbrechende Zug; florbehängt, in ernsten Farben, bei grellem Fackelglanz wandte er sich durch die Finsternis nach Stuttgart hinab, die Hauptperson eine Leiche. Im Residenzschloß wurde das, was ein Herzog gewesen, im schwarz drapierten Saale auf dem Paradebett aufgestellt, der Sarg war innen mit Goldstoff, äußerlich mit schwarzem Samt ausgeschlagen, der mit Brillanten besetzte Herzogshut, der von Edelsteinen glitzernde Kommandostab, der Degen, der Orden des Goldenen Vließes, der württembergische Hausorden, der ganze für Lebende so wichtige, für Tote so gleichgültige Kram war noch einmal ausgelegt, um diesem Schaugericht bei dem Gastmahl der Zeit ein besonderes Ansehen zu geben, bevor es für immer abgetragen wurde. Drei Tage war den Unterthanen Gelegenheit zum Abschied gegönnt, dann, am 30. Oktober, ordnete sich der Zug wieder und führte Karl Eugens sterbliches Teil zur letzten Ruhestätte im Schlosse zu Ludwigsburg. Acht schwarz behängte Schimmel zogen den Leichenwagen, aber nicht langsam, feierlichen Schrittes, wie es zur düstern

Majestät des Aktes gepaßt hätte, — in eiliger Hast bewegte sich der Kondukt. Durch das Blätterdach der Ludwigsburger Alleen glühte und schillerte das Licht der Wachsfackeln und Pechkränze in die Nebel der Herbstnacht hinein, und hoch über dem Begräbnispomp, sein gespenstisches Geleit, jagten die phantastischen Erscheinungen durch die Luft dahin. Sämtliche Höfe des Schlosses waren erleuchtet. Die Menge, welche sie füllte, stand hier aus Neugier oder auf Befehl; niemand von Karl Eugens Verwandten wohnte der Feierlichkeit bei. Herzogliche Offiziere hoben den Sarg vom Wagen und trugen ihn in die Schloßkapelle, wo er unter dem mit Wachskerzen beleuchteten „castrum doloris“ aufgestellt und während des nun folgenden Gottesdienstes mittels Maschinenkraft in die Fürstengruft unter der Kapelle unbemerkt versenkt wurde. — Justinus Kerner erzählt, wie er als Knabe oft in jenem Teil des Schlosses gespielt, wo sich die Fürstengruft befindet, und dann durch das am Erdgeschoß angebrachte Gitter auf die samtbeschlagenen fürstlichen Särge hinabgesehen habe. Heute ist die Öffnung vermauert, und kein profaner Blick darf sich mehr in dieses Asyl verwesender Herrlichkeiten verlieren.

Karl Eugen war nun wirklich ein sehr toter Mann. Schon am 4. Januar des folgenden Jahres (1794) verfügte der Nachfolger, Ludwig Eugen, die Aufhebung der Karlsschule, die zu Ostern dann auch erfolgte. Die einzige Schöpfung, welche Karls Namen eine gewisse Wichtigkeit in den Annalen der Geschichte geben konnte, mußte mit ihm zu Grabe gehen. Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß der erhabene Stifter in den letzten Jahren nicht mehr die rechte Freude an dieser Stiftung hatte; wer vermag zu sagen, ob bei längerm Leben des Herzogs nicht Überdruß Anlaß zur Auflösung des Instituts hätte werden können.

Nicht minder hart wollte Ludwig Eugen mit der Solitüde, welche ebenso wie die Akademie dem Bruder von jeher ein Dorn im Auge war, verfahren. Außer dem Schloßgebäude, Lorbeersaal und chinesischen Hause sollten alle dort gelegenen Baulichkeiten auf den Abbruch verkauft, in den Gärten die Bogengänge, Gitterwerke 2c. abgebrochen, die Anlagen ohne weitere Kultur der Natur wieder überlassen und die Orangerien nach Ludwigsburg verlegt werden. Es kam zwar nicht alles gleich so zur Ausführung, aber die Zeit besorgte manches eigenmächtig und erfüllte nachträglich die damaligen Absichten Ludwig Eugens. Der Lorbeersaal und das chinesische Haus existieren längst nicht mehr, und verschiedene der

leichten Fachwandhäuschen sind eingestürzt und vom Erdboden verschwunden; auch von den Gebäulichkeiten, in welchen einst die Militärakademie untergebracht war, haben sich nur noch sehr dürftige Überreste erhalten.

Man hat Schiller sentimentale Anwandlungen bei diesem Todesfalle nachgesagt. Nichts von alledem hat stattgefunden, er war viel zu sehr verstimmt, um die Phrasen zu drehen, die man ihm zugeschrieben; seine Umgebung, und wahrscheinlich allen voran der wohlmeinende, aber in dem Ludwigsburger Dunstkreis befangene und zurückgebliebene v. Hoven, langweilte ihn mit ihren aus dem Gewöhnlichen abstrahierten gewöhnlichen Ansichten. Eine Krankheit seines Söhnchens, die Unbestimmtheit seiner Aussichten, sein eignes Leiden, welches bei noch so mannigfaltigen Einwirkungen von außen auch nicht die geringste Veränderung erfuhr, weder zum Schlimmen noch zum Guten, der Mangel einer geistreichen Konversation, die ihm gerade jetzt so sehr Bedürfnis war, dieses Zusammenwirken widriger Umstände hatte ihn gänzlich niedergedrückt; er fing wieder an, an seinem eignen Genius zu verzweifeln. Nun war Körner mit seinem Aufsatz „Über das Erhabene" auch nicht einverstanden — das kränkte ihn tief. Wären ihm in solcher Laune ungerechte Äußerungen entschlüpft, man hätte es wahrlich entschuldigen müssen; keine kann ihm zum Vorwurf gemacht werden. Auf eine Anfrage Körners antwortete er: „Der Tod des alten Herodes hat weder auf mich noch auf meine Familie Einfluß, außer daß es allen Menschen, die unmittelbar mit dem Herrn zu thun hatten, wie mein Vater, sehr wohl ist, jetzt einen Menschen vor sich zu haben. Das ist der neue Herzog in jeder guten und auch in jeder schlimmen Bedeutung des Wortes." Anders hatte der Dichter nie über Karl Eugen gedacht, in anderm Sinne sich nie über ihn geäußert. Warum hätte er jetzt inkonsequent werden und den Despoten loben sollen! Doch nicht, weil dieser tot war? Die Missethaten gewöhnlicher Sterblicher vermag und pflegt der Tod mit seinem Mantel zu bedecken, nicht die gekrönter Häupter. Bei Lebzeiten verlangen diese Erdengötter mit anderm Maßstabe gemessen zu werden als ihre Opfer, und wenn sie still geworden, machtlos, nichts — wozu soll die Nachwelt diesen andern Maßstab aus der Hand legen? Deshalb, weil einst Tadel über das Gebaren der Fürsten ein Majestätsverbrechen war, soll über das Andenken ihrer Laster kein Gras wachsen. Nachdem der alte Sünder der Natur den Tribut gezollt, that Schiller recht, ihm

das unschmeichelhafte Beiwort „Herodes“ nachzubrummen[1]. Wie anders hatten sich Karl August und der Prinz von Augustenburg um den ehemaligen Karlsschüler bemüht und wie anders ihn angeregt. Die Korrespondenz mit dem letztern hatte fleißigen Fortgang; aus der Zeit des Ludwigsburger Aufenthaltes haben sich fünf große Briefe Schillers an ihn erhalten.

Über die sonstigen Vorkommnisse um den Jahreswechsel sind nur spärliche und wenig zuverlässige Notizen vorhanden. Schiller besuchte zuweilen seinen ehemaligen Lehrer Jahn und soll sich manchmal die Freude gemacht haben, dem alten Herrn die Mühe des Unterrichts auf einige Stunden abzunehmen und den Kindern Geschichte vorzutragen. Er soll ferner mehrere Szenen des „Wallenstein“ zu damaliger Zeit in Prosa ausgearbeitet und v. Hoven will sie gelesen und dabei geäußert haben, er sähe das Drama lieber in Jamben ausgeführt. v. Hoven fährt in seinem bezüglichen Berichte fort: „Ich weiß nicht, ob diese Äußerung dazu beigetragen hat, daß es in Jamben erschienen ist“. Die Leser von „Schillers Briefwechsel“ wissen bestimmt, daß v. Hoven an den Jamben des „Wallenstein“ durchaus unschuldig war. Von fertigen Szenen konnte damals noch gar keine Rede sein, nur der Plan des Ganzen beschäftigte den Dichter etwa von Mitte Januar (1794) ab. — v. Hoven bildete sich ferner ein, als er im Greisenalter seine Erinnerungen niederschrieb, er habe bei einem andern wichtigen Vorkommnis eine entscheidende Rolle gespielt, er habe die Bekanntschaft Schillers mit dem Tübinger Verleger Cotta vermittelt. Auch das war ein Irrtum des alten Herrn. Cotta hatte bereits im Oktober (1793) durch den beiderseitigen Freund Haug dem berühmten Schriftsteller die Bitte vorlegen lassen, ihm — Cotta — etwas von seinen Werken in Verlag zu geben, und Schiller hatte mit Brief vom 30. Oktober seine Bereitwilligkeit kundgegeben. Später machten Schiller und v. Hoven von Ludwigsburg aus eine Reise nach Tübingen, um ihren ehemaligen Lehrer Abel zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit fand ohne Zweifel die erste mündliche Unterredung zwischen

---

[1] Ein Schiller-Biograph legte sich und andern die Sache so zurecht, als ob Schiller Karl Eugen in der Erinnerung daran, daß Herodes der „Große“ heiße, den Namen angehängt habe. Das kann nicht gelten. Herodes wird in Schwaben nicht in besserm Geruch stehen als am Rhein, und wenn das Volk dort vom Herodes redet, so denkt es an ihn als an den Kinderfresser und Mörder des Johannes und identifiziert ihn mit dem Satan — in diesem Sinne ist die obige Briefstelle auch zu verstehen.



Friedrich Schiller


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

dem Dichter und Verleger statt, welche die für beide Teile so vorteilhafte Verbindung anbahnte. Der Ausflug führte auch zur Bekanntschaft zwischen Schiller und Fichte, die sich zuerst bei Cotta sahen.

Um die Mitte Januar (1794) begann Schiller sich etwas leidlicher zu fühlen, Lotte war wohlauf, und sein Sohn machte ihm durch seine Lebhaftigkeit überaus viel Freude. Am 3. Februar ließ er, nach fast zweimonatlicher Pause, endlich wieder einen Brief nach Dresden abgehen, der — ein Zeichen besserer Stimmung — eine längere ästhetische Auseinandersetzung, freilich auch die Klage enthielt, daß es dem philosophierenden Dichter so schwer falle, über den Begriff des Genies mit sich einig zu werden. Zu diesen idealen Sorgen kam plötzlich eine andre. Fast ganz Europa war gegen Frankreich in Waffen, und ganz Frankreich erhob sich. Es wurde blutiger Ernst, die Kugeln der Sansculotten trafen, die Verbündeten mußten ihre Verwundeten in Sicherheit bringen, und auch in Ludwigsburg sollte ein Lazarett errichtet werden. Jedermann wußte, daß mit den unglücklichen Opfern des Krieges Seuchen aller Art einzogen und das Elend im eignen Lande weiter verbreiteten. Schiller mußte für sich und seine Familie fürchten, er beschloß daher die baldige Übersiedelung nach Stuttgart, die trotz der väterlichen Abmahnung (mit Hinblick auf die teuern Reisekosten) in der zweiten Hälfte des Februars ausgeführt wurde. Er verkehrte hier wieder mit seinen alten Freunden, mit dem Bibliothekar Petersen, der sich noch immer seines schon früher berühmten göttlichen Durstes erfreute, mit dem Musiker Zumsteeg, dem geschickten Bildhauer Scheffauer, vor allen aber mit Dannecker, der des Dichters Büste, nach des Dargestellten Ausspruch, mit großem Geschick vortrefflich modellierte.

Frau Simanowitz malte Schiller und Lotte während des Stuttgarter Aufenthaltes; diese hier beigegebenen Bilder sind diejenigen, nach welchen sich die Vorstellung die Gestalt des Dichters und seiner Gattin zu bilden liebt, zweifelsohne aber auch die lebenswahrsten Porträte, welche von dem Ehepaar existieren.

Dem Papa Schiller widerfuhr inzwischen großes Heil; unterm 26. März 1794 ging ihm ein Reskript des neuen Herzogs zu, worin dieser ihm die Erteilung des Oberstwachtmeister- (Major-) Charakters notifizierte.

Die außergewöhnlich milde Witterung des Frühjahrs führte eine Wendung zum Bessern in Schillers Gesundheitszustand herbei, so daß der in den ersten Märztagen gefaßte Entschluß, sehr bald

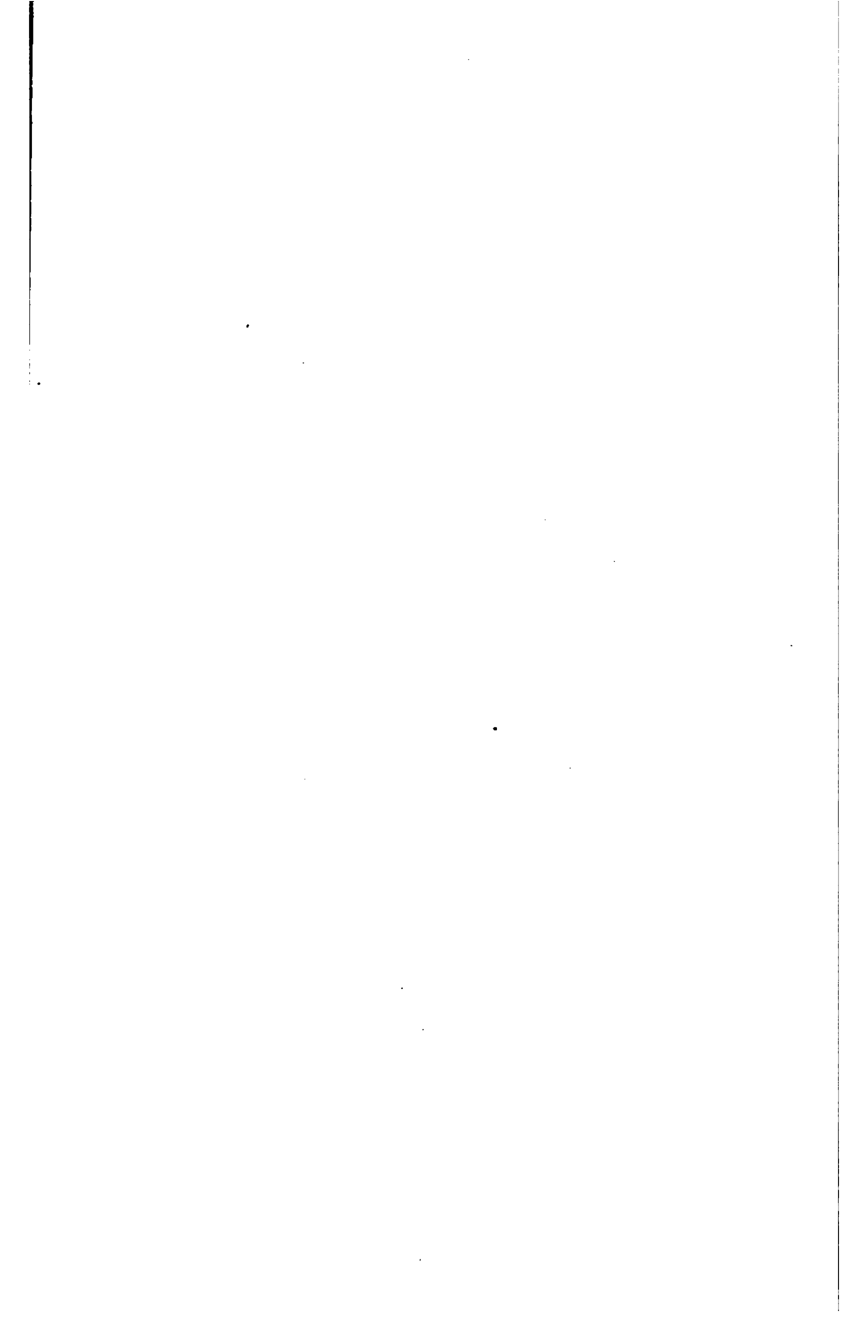
abzureisen, geändert und der Aufenthalt im Vaterlande um volle zwei Monate verlängert wurde. In diese Zeit fiel die Aufhebung der Karlsschule. Die Worte des Plakats („Olim musis, nunc mulis"), welches der damalige Karlsschüler, spätere Professor Eschenmayer an dem vordern Portal bald nach dem Tode Karl Eugens angeheftet fand, wurden zur Wahrheit. Die Räume der Akademie dienten von da ab sehr profanen Zwecken, heute befinden sich Kaserne und Stallungen darin. Bevor die Änderung eintrat, soll auch Schiller sich das Innere des Gebäudes noch einmal angesehen haben. „Wie mag es ihm zu Mute gewesen sein, die Jugendstätte seiner Bildung noch einmal betreten zu können!" fügt Eschenmayer seiner Notiz hinzu. Wahrscheinlich wie andern Leuten, die sich über eine verlorne Jugendzeit zu ärgern Ursache haben.

Zum Beginn des Mai stellte sich Cotta von Tübingen ein, um wegen der Ausführung eines großen Planes mit dem Dichter Rücksprache zu nehmen. Cotta hatte bei mehrmaliger Anwesenheit in Paris vor und besonders nach dem Ausbruche der Revolution erkannt, von welchem Einflusse in stürmischen Epochen ein tüchtig redigiertes politisches Journal sei. Die in Deutschland bestehenden Blätter entsprachen dem Bilde nicht, das er sich von einer solchen ihrer Aufgabe gewachsenen Zeitung machte; er beschloß daher, selbst eine zu gründen, und suchte nach einem Redakteur. Schiller, der in den „Räubern", im „Fiesko" und „Don Karlos" dem Freiheitsdrange des Jahrhunderts dramatischen Ausdruck verliehen, der sich im „Abfall der Niederlande" und im „Dreißigjährigen Krieg" als Geschichtschreiber und Meister des Stils gezeigt, schien ihm die rechte Persönlichkeit, um durch das Ansehen ihres Namens und ihre Befähigung dem Unternehmen an äußerer Verbreitung und innerm Werte das zu geben, was der Verleger erstrebte.

Schiller selbst hatte schon seit längerer Zeit das Projekt, eine litterarische Zeitschrift ins Leben zu rufen, welche die ersten Köpfe der Nation als Mitarbeiter vereinigen sollte, und suchte einen Verleger, der Mut, Lust und Geld zu einem derartigen periodischen Werke hätte. Am 4. Mai (1794) wurden auf einem Ausfluge von Stuttgart nach Untertürkheim — Cotta und Schiller machten ihn gemeinsam — beide Pläne besprochen und die Grundzüge der Unternehmungen entworfen. Zwei Tage später verließ Schiller seine schwäbische Heimat, um nach Jena zurückzukehren; die Reise ging über Heilbronn, Nürnberg und Meiningen. Herzlich sehnte er sich nach einer ruhigen und gleichförmigen Lebensart, und dieser



Charlotte Schiller.



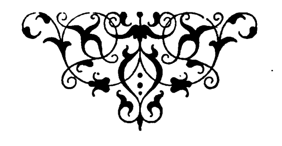
Wunsch war so mächtig, daß er sein Vaterland mit erleichtertem Herzen verließ. Eine große Beruhigung erwuchs ihm aus dem Wohlbefinden seiner Eltern und Schwestern, er konnte hoffen, sie wiederzusehen. — Als er zurückgekehrt, fiel seinem Freunde v. Humboldt eine Änderung an ihm auf. Alles Beste von ehedem fand er wieder und in erhöhtem Maß, aber außerdem eine gleichmäßige, aus dem ganzen Selbst entsprungene Ruhe und Milde, welche einen höchst wohlthätigen Einfluß auf das Wesen seines Umgangs übte, indem sie seiner ernsten Wahrheitsliebe das Gleichgewicht hielt. Das hatte die Befreiung von dem Drucke zuwege gebracht, die sich Schiller durch seine „Ästhetischen Briefe“ an den Prinzen von Schleswig-Holstein verschaffte.

Der Kunst und dem Künstler war ein Platz errungen auf der Höhe der Menschheit, nicht der empirische, nicht der moralische Mensch war mehr der vollkommene, sondern nur der ästhetische, nur dieser konnte es sein; denn die Vollkommenheit der menschlichen Natur besteht nicht bloß in der Energie, sondern in der übereinstimmenden Energie ihrer Vermögen. Im empirischen Zustande befinden wir uns niemals im vollen Gleichgewichte unsrer Kräfte, die Thätigkeit auf der einen Seite ist allemal mit einem von äußern Einflüssen bewirkten Leiden auf der andern verbunden. In dem moralischen Menschen ist eine Seite der menschlichen Natur, eine ihrer Grundkräfte, in energischer Anspannung begriffen und im Kampfe mit der andern. In dem ästhetischen Menschen sind die beiden Grundkräfte in vollkommener Harmonie. (Vgl. „Schiller als Philosoph“ von Kuno Fischer, Leipzig 1868.) — Der sittliche Mensch kann ohne die Schönheit, ohne Künstler und Kunst auskommen; aber er ist kein vollkommener Mensch, ihm fehlt die ästhetische Stimmung, welche als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit zu betrachten ist. Denn nur durch die ästhetische Kultur wird es dem Menschen möglich, aus sich selbst zu machen, was er will; nur durch sie wird ihm die Freiheit, zu sein, was er sein soll, welche er durch die moralische Erziehung teilweise eingebüßt hat, vollkommen zurückgegeben. Unter dem Einflusse der Schönheit werden wir gleichsam wieder ergänzt, wieder verjüngt, in unsrer reinen und vollkommenen Menschheit wiederhergestellt. Der einzige Faktor, der dies alles vermitteln, der die schönen Objekte, mit welchen der ästhetisch zu erziehende Mensch zu umgeben ist, erzeugen konnte, war der Künstler. Was also steht ihm noch gleich! Er hat Gott über sich, unter sich die

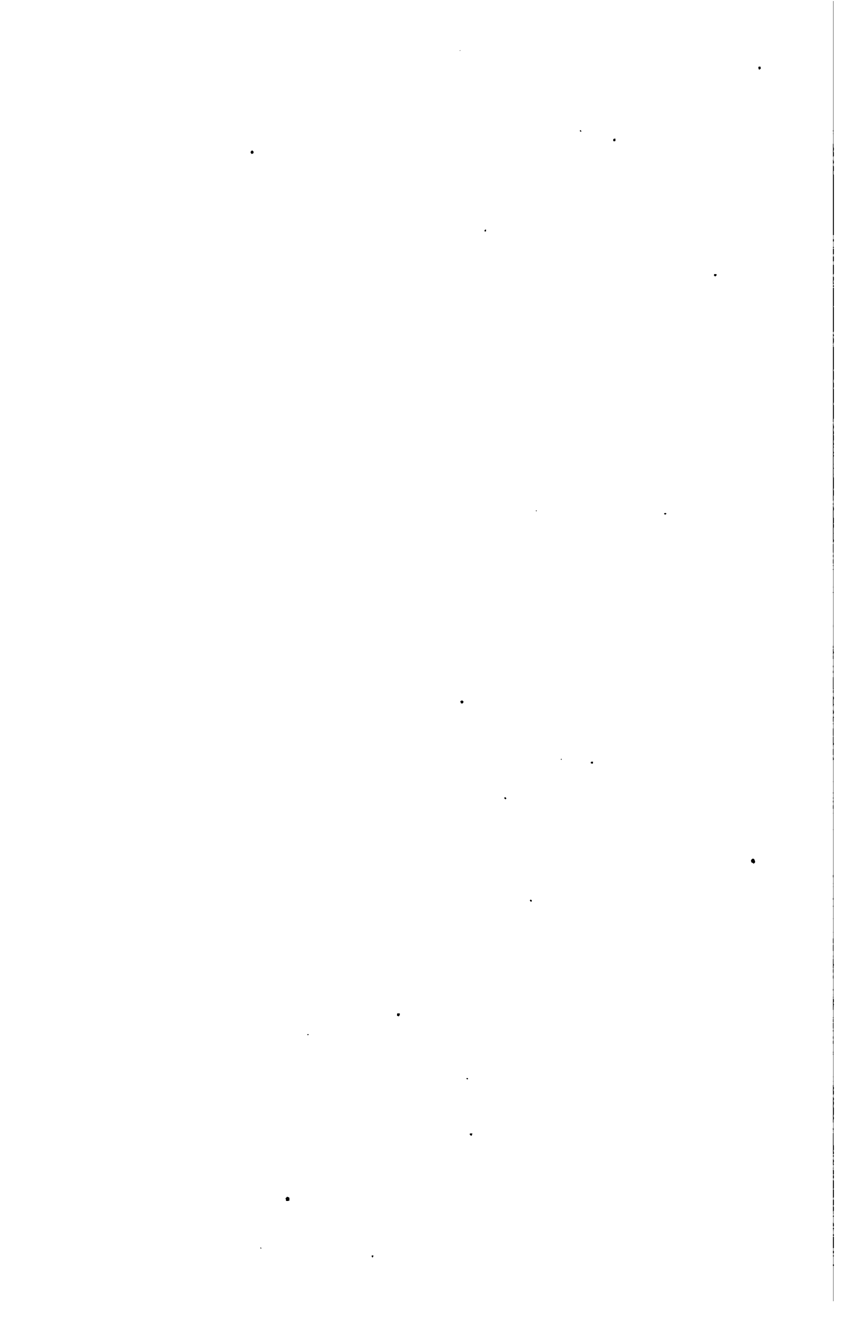
Menschheit. Ihn begleitet Tag um Tag jene ästhetische Stimmung, welche seine Werke in andern hervorrufen. Ihm, dem Schaffenden, ist sie eine edle Gewohnheit, während sie in dem Empfangenden heilige Hoffnung und ein heiliges „Sehnen nach des Lebens Bächen, nach des Lebens Quelle“ entzündet.

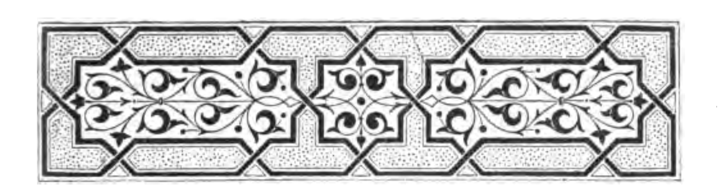
Ob die Quellen der Erscheinungen wirklich so tief unter der Oberfläche alles Seienden entspringen, wie Schiller sie gesucht, — wer vermag es zu sagen! Aber daß er sie so tief suchen konnte, daß er so tief gedacht, ist ein Beweis mehr seiner außerordentlichen geistigen Größe, und in den „Ästhetischen Briefen“ hat er einen der glänzendsten dieser Beweise niedergelegt. Sie weisen darauf hin, daß er auch die Motive seiner Kunstwerke aus Gegenden heraufholte, die viel tiefer liegen, als einer oberflächlichen Betrachtung erscheinen mag.

Von dem philosophischen Wert der von Schiller gewonnenen Resultate wird man nicht die höchste Meinung zu haben brauchen, dennoch werden gerade seine philosophischen Schriften ein ewiges Denkmal bleiben für die majestätische Fassungskraft seines Geistes.



Drittes Buch.





1. Schiller und Goethe.

Nach neuntägiger wohlüberstandener Reise trafen Schillers in Jena ein (am 15. Mai 1794), das sie seit drei Vierteljahren nicht mehr gesehen. Sie betraten es unter ganz anderen Verhältnissen wieder, als sie es verlassen; den ehelichen Beziehungen war durch die Geburt des Söhnchens ein anderer Mittelpunkt gegeben, dem Gatten, der nun Vater geworden, waren neue Pflichten und Sorgen auferlegt. Einen ernstlichen Schritt, diesen Sorgen zu begegnen, diesen Verpflichtungen gerecht zu werden, hatte er gethan, als er in den letzten Tagen seines schwäbischen Aufenthalts mit Cotta die Herausgabe periodischer Schriften vereinbarte. Dabei war zunächst der rein materielle Umstand berücksichtigt, an Stelle des von Friedrich Christian und Schimmelmann gewährten und voraussichtlich demnächst aufhörenden Ehrensoldes eine andere Einnahmequelle zu eröffnen. Die Hoffnung auf den Erfolg jenes Schrittes begleitete Schiller während seiner Heimreise, und um dieser Hoffnung größere Festigkeit zu geben, entwickelte er bei sich die Absicht, Goethes Beihilfe zu der Zeitschrift zu gewinnen. Je größer und näher Goethes Teilnahme an dem Unternehmen war, desto mehr mußte dessen Wert bei demjenigen Publikum steigen, an welchem Schiller am meisten lag. Wie sich der „hochzuverehrende Herr Geheime Rat", denn nur in diesem förmlichen Tone konnte Schiller für jetzt an ihn schreiben, zu dem Ansinnen stellen werde, blieb zwar nicht außer Frage; allein deren Erledigung herbeizuführen, war noch nicht an der Zeit: zunächst mußten die Umrisse der beabsichtigten Zeitschrift genauer festgestellt und die verfügbaren Hilfen aufgesucht werden.

In Jena hatte sich während Schillers Abwesenheit einiges verändert; er fand seinen Freund Reinhold bereits nach Kiel abgereist, wo er eine Professur angenommen und seit Ostern zu aufrichtigem Kummer der Jenenser angetreten hatte. An seine Stelle „war mit Kühnheit, ja mit Verwegenheit Johann Gottlieb Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen in höherem Betracht nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?" (Goethe in den „Tages- und Jahresheften".)

Die Familie Humboldt wohnte seit Herbst 1793 in Jena, daraus erwuchs für den Dichter „ein unendlich angenehmer und zugleich nützlicher" Umgang, weil sich im Gespräche mit dem hochbegabten Freunde „alle seine Ideen glücklicher und schneller entwickelten". — Noch ein freudiges Ereignis konnte er nach Dresden melden: Kant hatte sich in der neuen Ausgabe seiner philosophischen Religionslehre über „Anmut und Würde" ausgelassen und sich gegen den darin enthaltenen Angriff verteidigt. „Er spricht mit großer Achtung von meiner Schrift", fuhr Schiller fort, „und nennt sie das Werk einer Meisterhand. Ich kann Dir nicht sagen, wie es mich freut, daß diese Schrift in seine Hände fiel, und daß sie diese Wirkung auf ihn machte."

Unter dem Einflusse der angenehmen Aufregung überlegte er mit Humboldt, mit Fichte und dem Professor Woltmann die Idee der Zeitschrift und nahm die Gelehrten nicht nur ganz für seinen Plan ein, sondern erhielt auch deren Zusage, das Blatt durch Mitteilung von Aufsätzen ständig unterstützen zu wollen. Je mehr er selbst sich mit den Grundzügen einer seinem ganzen Wesen entsprechendern litterarischen Monatsschrift vertraut machte, desto weniger konnte er sich für das von Cotta gehegte Projekt erwärmen, zugleich die Redaktion einer historisch-politischen Zeitung zu übernehmen. Er schrieb ihm daher, daß er dergleichen Schriftstellerei nicht aus Neigung, sondern nur aus Spekulation wählen würde, und betonte dabei, wie anstrengend ein solches Geschäft für ihn bei seiner Kränklichkeit und wie riskant für den Verleger sei. Cotta ließ sich durch die Bedenken nicht beirren, er kam nach Jena und wußte ihn (am 28. Mai) zum Abschluß zweier Kontrakte zu bereden, wonach er die Redaktion der „Allgemeinen europäi-

schen Staatenzeitung‘ und der litterarischen Monatsschrift „Die Horen“ übernehmen sollte. Vierzehn Tage später lehnte Schiller, nachdem er die Sache nochmals reiflich erwogen, das erste Projekt mit Entschiedenheit ab und legte zugleich die (vom 13. Juni datierte) Aufforderung zur Teilnahme an den „Horen“ Cotta vor, der sich in die Ablehnung fügte und seine Verlegerthätigkeit der Monatsschrift freudig zu widmen versprach.

An Körner hatte er schon vorher dieselbe Einladung geschickt und dazu geschrieben: „Es ist ein Entwurf, mit dem ich mich schon ins dritte Jahr trage, und der endlich einen unternehmenden Buchhändler zur Ausführung gefunden hat. Humboldt ist sehr dafür eingenommen, und auf Dich ist sehr gerechnet. Wenn es uns gelingt, wie ich mir gewisse Hoffnung mache, daß wir eine Auswahl der besten humanistischen Schriftsteller zu diesem Journal vereinigen, so kann es an einem glücklichen Erfolg bei dem Publikum gar nicht fehlen. Hier in loco sind wir unser vier: Fichte, Humboldt, Woltmann und ich. An Goethe, Kant, Garve, Engel, Jacobi, Gotter, Herder, Klopstock, Voß, Maimon, Baggesen, Reinhold, Blankenburg, v. Thümmel, Lichtenberg, Matthisson, Salis und einige andere ist teils schon geschrieben worden, teils wird es noch geschehen.... Unser Journal soll ein epochemachendes Werk sein, und alles, was Geschmack haben will, muß uns kaufen und lesen. Ich bin vorderhand mit Stoff für die nächsten zwei Jahre herrlich versehen. Fichte ist sehr fruchtbar und Woltmann ein sehr brauchbares Subjekt für die Geschichte.“ Schiller selbst beabsichtigte, eine Umarbeitung seiner an den Prinzen von Schleswig-Holstein gerichteten Briefe für die Zeitschrift zu verwerten, und gab den früher gefaßten Plan auf, diese ästhetischen Aufsätze als besonderes Werk zu publizieren[1].

Am 13. Juni (1794) sandte er in Begleitung eines verbindlichen Schreibens die Einladung zur Mitarbeiterschaft an den „Horen“ an Goethe nach Weimar. Hierdurch wurde der engere Verkehr zwischen den beiden idealen Menschen eröffnet, und mit diesem Billet begann jene Dichterfreundschaft, die für die Nächstbeteiligten wie für die ganze Entwickelung unsrer Litteratur von

[1] Bei dem am 26. Februar 1794 erfolgten Schloßbrande in Kopenhagen war die Urschrift jener Briefe zu Grunde gegangen; der Prinz wandte sich mit der Bitte an Schiller, ihm Kopien nach seinen Konzepten zukommen zu lassen, worauf dieser jedoch nicht einging, weil er mit der ersten Fassung keineswegs mehr zufrieden war.

so großen Folgen geworden ist. In herzlichen Zeilen antwortete Goethe am 24. Juni auf den Antrag: „Ew. Wohlgeboren eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Teilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwas finden, das zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so teile ich es gerne mit; gewiß aber wird eine nähere Verbindung mit so wackeren Männern, wie die Unternehmer sind, manches, das bei mir ins Stocken geraten ist, wieder in lebhaften Gang bringen." Die im Verlauf des Briefes ausgesprochene Hoffnung, mündlich mehreres zu vereinbaren, verwirklichte sich bald.

Goethe kam zu den Sitzungen der Jenaer Naturforschenden Gesellschaft, deren Mitglied Schiller war, gewöhnlich von Weimar herüber. „Einstmals" — so berichtet ersterer in seinen ‚Biographischen Einzelheiten' — „fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne. Ich erwiderte darauf, daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht; er konnte nicht eingestehen, daß ein solches, wie ich behauptete, schon aus der Erfahrung hervorgehe. Wir gelangten zu seinem Hause. Das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ mit manchen charakteristischen Federstrichen eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee'. Ich stutzte, verdrießlich[1], einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die

[1] Nach dem von Jagemann 1806 trefflich ausgeführten Bilde (in der Bibliothek zu Weimar aufbewahrt), wovon eine Reproduktion hier beigegeben ist, vermag man sich wohl vorzustellen, wie Goethe in solchen Augenblicken dreingesehen habe.



Goethe.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Behauptung aus ‚Anmut und Würde' fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich regen; ich nahm mich aber zusammen und versetzte: ‚Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe'. Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der ‚Horen', die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer, und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. Der erste Schritt war jedoch gethan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm teil an seinen Absichten und versprach, zu den ‚Horen' manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat. Für mich insbesondere war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging."

Der Verkehr nahm regen Fortgang; um die Mitte Juli sahen sich die beiden wieder; die Begegnung führte zu einem langen Gespräche über Kunst und Kunsttheorie, in welchem sie sich gegenseitig die Hauptideen mitteilten, zu denen sie auf ganz verschiedenen Wegen gekommen waren. „Zwischen diesen Ideen fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die um so interessanter, weil sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen." Wieviel Gefallen Goethe an dem neugewonnenen Verhältnis gefunden, ergibt sich aus der Versicherung in den Zeilen vom 25. Juli, daß er sich auf eine öftere Auswechselung der Ideen recht lebhaft freue.

Die nächste Zeit, während welcher Goethe durch eine Reise nach Dessau von Jena fern gehalten wurde, war für Schiller durch Krankheit ausgefüllt; die Julihitze hatte seine Zufälle abermals sehr in Bewegung gebracht, und am 21. August erst wagte er sich wieder auf die Straße. Körner, der sich augenblicklich mit Fa-

milie in Leipzig aufhielt, konnte seines kleinen, kaum drei Jahre alten Söhnchens wegen die Reise nach Jena nicht machen; dem Dichter wurde es bei seinem Zustande zwar schwer genug, dennoch raffte er sich in Begleitung Humboldts zu einer Fahrt wenigstens nach Weißenfels auf, wohin Körner am 26. August ebenfalls kam. Dort genossen sich die Freunde einige Tage, Ende des Monats kehrten Schiller und Humboldt nach Jena zurück.

Vor Antritt des Ausfluges hatte er den heimgekehrten Goethe mit jenem schönen Briefe bewillkommt (Nr. 4 im Goethe-Schillerschen Briefwechsel), in welchem er das gewaltige Wesen des großen Geistes mit sicheren Strichen zeichnete. „In Ihrer richtigen Intuition liegt alles und weit vollständiger, was die Analysis mühsam sucht, und nur, weil es als ein Ganzes in Ihnen liegt, ist Ihnen Ihr eigner Reichtum verborgen; denn leider wissen wir nur das, was wir scheiden. ... Sie suchen das Notwendige in der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf.... Sie können niemals gehofft haben, daß Ihr Leben zu einem solchen Ziele zureichen werde; aber einen solchen Weg auch nur einzuschlagen, ist mehr wert, als jeden andern zu endigen."

Dagegen empfing ihn ein Goethescher Brief bei seiner Heimkehr mit den Worten: „Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir nach einem so unvermuteten Begegnen miteinander fortwandern müßten. ... Da ich sehr lebhaft fühle, daß mein Unternehmen das Maß der menschlichen Kräfte und ihre irdische Dauer weit übersteigt, so möchte ich manches bei Ihnen deponieren und dadurch nicht allein erhalten, sondern auch beleben."

Schillers erste Arbeit nach der Rückkehr von Weißenfels bestand darin, die dankbare Anerkennung für Goethes herzliches Entgegenkommen durch eine Charakteristik seines eignen Wesens kundzugeben (Brief Nr. 7). Nachdem er die Hoffnung ausgedrückt, daß sie beide das, was von dem Wege noch übrig sein möge, in

Gemeinschaft durchwandeln würden und mit um so größerem Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen hätten, fuhr er fort: „Erwarten Sie bei mir keinen großen materialen Reichtum von Ideen; dies ist es, was ich bei Ihnen finden werde. Mein Bedürfnis und Streben ist, aus wenigem viel zu machen, und wenn Sie meine Armut an allem, was man erworbene Erkenntnis nennt, einmal näher kennen sollten, so finden Sie vielleicht, daß es mir in manchen Stücken damit mag gelungen sein. Weil mein Gedankenkreis kleiner ist, so durchlaufe ich ihn eben darum schneller und öfter, und kann eben darum meine kleine Barschaft besser nutzen und eine Mannigfaltigkeit, die dem Inhalt fehlt, durch die Form erzeugen. Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplifizieren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte. ... Mein Verstand wirkt eigentlich mehr symbolisierend, und so schwebe ich als eine Zwitterart zwischen dem Begriff und der Anschauung, zwischen der Regel und der Empfindung, zwischen dem technischen Kopf und dem Genie. Dies ist es, was mir besonders in früheren Jahren sowohl auf dem Felde der Spekulation als der Dichtkunst ein ziemlich linkisches Ansehen gegeben; denn gewöhnlich übereilte mich der Poet, wo ich philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo ich dichten wollte. Noch jetzt begegnet es mir häufig genug, daß die Einbildungskraft meine Abstraktionen und der kalte Verstand meine Dichtung stört. Kann ich dieser beiden Kräfte insoweit Meister werden, daß ich einer jeden durch meine Freiheit ihre Grenzen bestimmen kann, so erwartet mich noch ein schönes Los; leider aber, nachdem ich meine moralischen Kräfte recht zu kennen und zu gebrauchen angefangen, droht eine Krankheit meine physischen zu untergraben. Eine große und allgemeine Geistesrevolution werde ich schwerlich Zeit haben in mir zu vollenden, aber ich werde thun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet."

Eine glänzendere und zugleich gemessenere Darstellung seines Ichs hat selten ein Mensch gegeben wie Schiller in diesen Zeilen; aber er hatte sich so sehr in Goethes Größe hineingedacht, daß ihm alle Zuversicht entfiel, er galt plötzlich sich selbst nichts mehr. Dazu kam das ihn drückende Gefühl des Alleinseins, denn Lotte

war mit dem kleinen, im Zahngeschäft begriffenen Karl nach Rudolstadt geflüchtet, um diesen vor einer unzeitigen Ansteckung der Blattern zu bewahren, die Humboldts Söhnchen eben eingeimpft werden sollten.

In wahrhaft rührender Weise legte er, Trost und Hilfe suchend, Körner seinen Zustand vor (Brief vom 4. September). Vor einem halben Jahre schrieb er in einem etwas übermütigen Selbstvertrauen, es sei ihm nicht bange, daß er den „Wallenstein", sobald der Plan dazu fertig sein werde, in drei — sage drei — Wochen ausführen könne, und jetzt: „Ich schreibe nunmehr an meiner Abhandlung über das Naive und werde zugleich an den Plan zum ‚Wallenstein' denken. Vor dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange, denn ich glaube mit jedem Tage mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter (!), und daß höchstens da, wo ich philosophieren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich wage an diese Unternehmung sieben bis acht Monate (gegen die obigen drei Wochen) von meinem Leben, das ich Ursache habe sehr zu Rate zu halten, und setze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Produkt zu erzeugen. Was ich je im Dramatischen zur Welt gebracht, ist nicht sehr geschickt, mir Mut zu machen, und ein Machwerk wie der ‚Karlos' ekelt mich nunmehr an, wie sehr gern ich es auch jener Epoche meines Geistes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichen Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigstens unversuchte Bahn, denn im Poetischen habe ich seit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menschen angezogen. Ich wollte, daß Du Dir ein Geschäft daraus machtest, mich zu wägen, mir meine Abfertigung zu schreiben."

Und der treue Körner schrieb die Abfertigung sofort: „Deine Forderungen sind gewaltig gestiegen. Wenn Dir Deine dramatischen Produkte nicht gefallen, so fragt sich's, ob Du nicht selbst — durch Streben nach philosophischem Gehalt, eine nordische Sünde — Deine Phantasie störtest; ob Du nicht reiner empfangen würdest, wenn Du mit mehr Wollust und weniger Anstrengung arbeitetest? Wie, wenn Du nicht absichtlich Dich mit dem ‚Wallenstein' beschäftigtest, sondern es dem Zufall überließest, ob Dir Deine Phantasie von selbst genug dichterischen Stoff zuführte? Wäre so viel vorhanden, daß Du Freude daran haben könntest, so würde die Liebe zum Objekt schon die Ausführung bewirken."

Aber schon brauchte der Dichter diese Aufmunterung nicht

mehr; während er den jammervollen Brief nach Dresden verfaßte, sandte Goethe ihm eine Einladung, auf vierzehn Tage zu ungestörtem intimen Verkehr nach Weimar zu kommen. Nachdem er das Anerbieten mit herzlichstem Danke angenommen, sich die „leidige Freiheit, bei Goethe krank sein zu dürfen“, ausgebeten und die soeben (am 7. September 1794) in der „Allgemeinen Litteraturzeitung“ erschienene Rezension der Gedichte Matthissons beigelegt, reiste er am 14. September nach Weimar und verblieb dort zwei Wochen. Jeden Augenblick, wo er sich zu irgend etwas aufgelegt fühlte, verbrachte er mit Goethe, und recht zufrieden mit diesem Aufenthalte kehrte er nach Jena zurück.

Neben einem neuen Projekt, die Herausgabe eines Musenalmanachs betreffend, hatten einen wesentlichen Teil der Weimarer Unterhaltung die „Horen“ gebildet. Goethe war sehr dafür eingenommen und versprach, zu jedem Hefte derselben einen Beitrag zu liefern; Schiller selbst wollte den Briefen über die ästhetische Erziehung, welche die Zeitschrift zu eröffnen bestimmt waren, ein Drama, „Die Malteser“, folgen lassen, das er vor Ostern (!) zu vollenden hoffte. Der „Wallenstein“ war plötzlich beiseite geschoben. Vorläufig standen ganz andere Dinge zur Erledigung als die Niederschrift von Dramen; sollte das Journal im Januar erscheinen, so durfte nicht länger mit den Vorarbeiten gezögert werden. Die für den Druck nötigen Veränderungen der Briefe an den Prinzen von Schleswig-Holstein verursachten weit mehr Mühe, als der Verfasser geahnt; am 20. Oktober konnte er endlich die ersten an Goethe zur Durchsicht senden, der sie dann an Herder weiter geben sollte. Goethe „schlürfte das Manuskript auf einen Zug hinunter“; „wie uns“, schrieb er, „ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunterschleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich teils lebte, teils zu leben wünschte, auf eine so zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand“. Ähnlich günstig lautete Körners Urteil: „Seit langer Zeit hat nichts so sehr auf mich gewirkt. Beim ersten Lesen fand ich im dritten und vierten Brief manches, wobei ich anstieß. Aber vom fünften an riß mich die Beredsamkeit des Vortrags mit sich fort, und der neunte Brief gab mir den höchsten Genuß ohne alle Störung.“ Herder dagegen „abhorrierte sie als Kantische Sünden und schmollte ordentlich deswegen“ mit dem Verfasser.

Goethe sandte die ersten Beiträge zu den „Horen", eine Epistel und einige Kleinigkeiten, die Erzählung sollte zu Ende des Jahres bereit sein, er selbst erschien Anfang November auf einige Tage in Jena. Was der Journalredakteur während jener Zeit an seinen Redaktionsarbeiten versäumte, mußte er nachholen, und bald kam er darüber gar nicht mehr zu Atem, worüber er sich bei Körner beklagte. In diesem Briefe (vom 5. Dezember) findet sich auch die Bemerkung: „Von Goethe findest Du in dem ersten Stück noch den Anfang einer Reihe von Erzählungen; aber dieser Anfang, der zur Einleitung dienen soll, hat meine Erwartung keineswegs befriedigt. Leider trifft dieses Unglück schon das erste Stück; aber es war nicht mehr zu ändern." Bezüglich der Briefe über die ästhetische Erziehung hatte er Körners Einwürfen gegenüber gesagt: „Der Leser soll denken, das kann ihm bei philosophischen Materien nie erspart werden, und wenn er nicht in dem Kontext des Ganzen den Schlüssel zu den schwierigen Stellen findet, so kann ihm nicht geholfen werden". Die „Aspekte für das berühmte Weltjournal" kamen ihm jetzt selbst nicht mehr so äußerst günstig vor, wie er vor wenig Wochen an v. Hoven geschrieben, und was die 26 Mitarbeiter betraf, welche er diesem Freunde gerühmt hatte, so war es auch darum schlimm bestellt. Daher der Schmerzensschrei im Neujahrsbrief an Körner: „Unserer guten Mitarbeiter sind bei allem Prunk, den wir dem Publikum vormachen, wenig, und von diesen guten ist fast die Hälfte für diesen Winter nicht zu rechnen. Ich komme daher in dem ersten Stück in eine gedrängte Lage, weil Goethe und ich fast alles dafür liefern und leider Goethe nicht die exquisitesten Sachen und ich nicht die allgemein verständlichsten. Goethes Erzählung und meine Briefe machen in den ersten Stücken die Masse aus, und jene sind nicht von dem Werte wie seine übrigen Arbeiten. Wir müssen also für eine größere Mannigfaltigkeit an guten Sachen, wenn sie auch gleich gerade nicht zu den populären gehören, Rat schaffen, und darin erwarte ich Hilfe von Dir. Goethe will seine Elegie nicht gleich in den ersten Stücken eingerückt, Herder will auch einige Stücke erst abwarten, Fichte ist von Vorlesungen überhäuft, Garve krank, Engel faul, die andern lassen nichts von sich hören. Ich rufe also: ‚Herr hilf mir oder ich sinke!'" Der gute Körner, der nie mit etwas fertig werden konnte, wie sollte der helfen und in drei Wochen etwas liefern!

2. Die „Horen" und der „Musenalmanach".

Die „Neue Thalia" war ganz still begraben worden. In dem (fünften) Stück des vierten Bandes erschienen die „Zerstreuten Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände" als Schillers letzter Beitrag, das sechste Stück, womit diese Zeitschrift aufhörte, enthielt nichts mehr aus seiner Feder. Mit 1795 begannen die „Horen". Am 15. Januar sandte Cotta die Dedikationsexemplare des ersten Heftes, welches, von Goethes „Epistel" eröffnet, den Anfang der Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen" von Schiller, außerdem von Goethe die Einleitung der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" und einen Aufsatz von Fichte: „Über Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit", enthielt. Die folgenden Hefte brachten von Schiller „Die Belagerung von Antwerpen", dann Aufsätze von Humboldt „Über den Geschlechtsunterschied" und „Über männliche und weibliche Form", Dantes „Hölle", von A. W. Schlegel übersetzt; Goethe steuerte späterhin seine „Römischen Elegien" und die „Ode auf die Geburt des Apollo" bei. Eines Tages kam auch der brave Koadjutor v. Dalberg mit einem Aufsatz über Kunstschulen angerückt, ein Machwerk, welchem Körner den „völligen Stil der zehn Gebote" nachrühmte. Niemals empfand Schiller den Jammer seiner Redaktionsstellung unangenehmer. Der Aufsatz war (Schillers eigne Worte im Brief an Körner vom 5. April 1795) „unendlich elend", aber wie ihn los werden? Auf Dalbergs freundlichen Zusagen standen alle Hoffnungen der Familie für die Zukunft; der „Goldschatz", der nach Aussage der Frau v. Beulwitz „gar zu lieb" war, was freilich nicht ausschließt, daß er über Kunstschulen kräftig gärenden Kohl zu Tage förderte, durfte nicht verletzt werden. Der Redakteur setzte dem Leserkreis der „Horen" das Fabrikat vor, druckte aber darunter zur Beruhigung der Ge=

müter „Aus einem Schreiben des Herrn Koadjutor v. Dalberg an den Herausgeber“ einen Auszug ab, worin Dalberg für die Zusage der Aufnahme seines Aufsatzes dankte (also sich als Verfasser bekannte) und bedauerte, daß seine Berufsgeschäfte ihn hinderten, in Zukunft teilzunehmen (also versprach, künftig nicht wieder zu erscheinen). Anläßlich dieses Aufsatzes sollte jedoch noch mehr Ärger erblühen.

Eine andre sehr unerquickliche Angelegenheit entstand durch einen Aufsatz „Über Geist und Buchstaben in der Philosophie“, den Fichte für die „Horen“ verfaßte. Schiller war mit dieser Arbeit weder ihrem Inhalt noch ihrer Form nach zufrieden und lehnte sie in einem sehr gereizten Briefe ab. Das gab dem Philosophen Anlaß, sich zu wehren und dem Dichter mit einigen ungeschminkten Wahrheiten aufzuwarten; gleichwohl war das Schreiben in so taktvoller und taktfester und des ganzen Fichte würdiger Weise abgefaßt, daß Schiller nicht umhin konnte, seine Übereilung einzugestehen. Der Aufsatz kam zwar nicht in die „Horen“, und Fichte lieferte überhaupt nichts mehr für die Zeitschrift; aber das freundschaftliche Verhältnis der beiden großen Geister erlitt durch diesen Zusammenstoß keine dauernde Unterbrechung.

Wenn auch die Subskription eine für den Verleger nicht unbefriedigende Höhe erreichte (von dem Jahrgang 1795 wurden ungefähr 1800 Exemplare abgesetzt), so machte sich doch bald eine Opposition gegen das Blatt bemerkbar, die dem Herausgeber unbehaglich werden mußte. Sogar in der eignen Familie der „Horen“ — so nannte Schiller den Mitarbeiterkreis — regte sich Widerspruch. Kant erklärte, sich den Humboldtschen Aufsatz nicht enträtseln zu können, und was Körner im Briefe vom 16. Januar darüber gesagt — das Abstrakte, was in dem Aufsatze herrsche, sei für den bequemeren Leser ermüdend —, wiederholte Cotta unabhängig davon am 24. Februar (er sei vielen zu schwer), zugleich hervorhebend, wie Lob und Tadel der Leser sich oft schnurgerade entgegenstehe. Größere Mannigfaltigkeit in den einzelnen Artikeln wurde gewünscht. Viele waren an Goethes „Unterhaltungen“ irre, weil sie noch nicht absehen könnten, was damit werden solle; zu diesen gehörte auch Körner, und Humboldt, der im Juni 1795 nach Berlin (resp. seinem Schlosse Tegel) übergesiedelt, berichtete von dort aus, daß sie durchaus und total mißfielen. Das Märchen, welches den Beschluß der „Unterhaltungen“ machte, wurde — in Berlin — mehrfach getadelt. Die Leute klagten, daß es nichts

sage, keine Bedeutung habe, nicht witzig sei ꝛc. „Kurz" — fuhr Humboldt fort —, „es ist nicht pikant, und für ein leichtes, schönes Spiel der Phantasie haben die Menschen keinen Sinn." Auch Cotta fragte an, ob Goethe keinen Schlüssel zu seinem „Märchen" geben werde, worauf die Antwort erfolgte, dieser Schlüssel liege im „Märchen" selbst.

An den Goetheschen Elegien — von welchen der Dichter zwei der Schamhaftigkeit, die von einem Journal gefordert werden könne, opferte, d. h. in den „Horen" ausfallen ließ — nahmen zwar die Berliner Kreise keinen Anstoß; aber Karl August äußerte in einem Briefe, daß ihm die Elegien damals, als der Autor sie ihm vorgelesen, sehr wohl gefallen hätten; indessen habe er geglaubt, Goethe werde sie noch etwas liegen lassen, ehe er sie publiziere. „Wenn sie vor dem Druck in die Hände mehrerer Freunde wären gegeben worden" — heißt es weiter —, „so würde man vielleicht den Autor vermocht haben, einige zu rüstige Gedanken, die er wörtlich ausgedrückt hat, bloß erraten zu lassen, andre unter geschmeidigeren Wendungen mitzuteilen, noch andre ganz zu unterdrücken." Schiller selbst hielt, als er seinem Gönner, dem Prinzen von Schleswig-Holstein, das betreffende Stück der „Horen" überschickte, für notwendig, folgende Entschuldigung anzuschließen: „Die Elegien sind vielleicht in einem zu freien Tone geschrieben, und vielleicht hätte der Gegenstand, den sie behandeln, sie von den ‚Horen' ausschließen sollen. Aber die hohe poetische Schönheit, mit der sie geschrieben sind, riß mich hin, und dann gestehe ich, daß ich zwar eine konventionelle, aber nicht die wahre und natürliche Dezenz dadurch verletzt glaubte." Er hatte (am 20. September 1794) von Weimar aus, wo er sich bei Goethe aufhielt, seiner Lotte mitgeteilt, daß dieser ihm seine Elegien vorgelesen habe; sie seien zwar schlüpfrig und nicht sehr dezent, gehörten aber zu den besten Sachen, die er gemacht.

Über die „Ästhetischen Briefe" herrschte nach Humboldts wiederholter Mitteilung in Berlin tiefes Stillschweigen. Der Verfasser selbst war von der Arbeit im höchsten Grade befriedigt und äußerte sich gegen Körner, daß er eine solche Einheit wie diejenige, welche dieses System zusammenhalte, in seinem Kopfe noch nie hervorgebracht habe; seine Gründe hielt er für unüberwindlich. Jacobi hatte die Briefe gelobt, Kant fand sie vortrefflich und versprach, sie zu studieren, um dem Autor seine Gedanken darüber dereinst mitteilen zu können. Der erzürnte Fichte hatte geschrieben: „Sie setzen die

Popularität in Ihren unermeßlichen Vorrat von Bildern, die Sie fast allenthalben statt des abstrakten Begriffes setzen. ... Sie fesseln die Einbildungskraft, welche nur frei sein kann, und wollen dieselbe zwingen, zu denken. Das kann sie nicht. Daher, glaube ich, entsteht die ermüdende Anstrengung, die mir Ihre philosophischen Schriften verursachen, und die sie mehreren verursacht haben. Ich muß alles von Ihnen erst übersetzen, ehe ich es verstehe, und so geht es andern auch. ... Ich rede nur von Ihrem Stil — Ihre philosophischen Schriften sind gekauft, bewundert, angestaunt, aber, soviel ich merke, weniger gelesen und gar nicht verstanden worden, und ich habe im größern Publikum keine Meinung, keine Stelle, kein Resultat daraus anführen hören. Jeder lobt, so sehr er kann, aber er hütet sich wohl vor der Frage, was drin stehe?“ Der Prinz von Schleswig-Holstein bemerkte, nachdem er die „Horen“ gelesen, die Aufsätze enthielten in ihrer jetzigen Form manche Dunkelheiten für ihn, und das möge zum Teil von der neuen Terminologie und teils von dem Inhalte der kritischen Philosophie herrühren. Letzteres betonte der Prinz in seiner Antwort sehr und sprach sonst mit einer gewissen Zurückhaltung darüber, wonach anzunehmen blieb, daß er an der Umarbeitung weniger Geschmack fand als an der ursprünglichen Fassung.

In einem direkten Schreiben an Schiller fiel ein Anonymus aus Krefeld — der Ort war vielleicht fingiert — über die Briefe her, die „den Kathederton mit dem Ton für gebildete Weltleute verwechselten und — nicht gelesen würden“. Zum Schlusse sagte er: „Im fünften Stück des Herrn v. Dalbergs Aufsatz über Kunstschulen, welche Klarheit, Bestimmtheit und doch Energie des Ausdrucks!“ So verhöhnte das Schicksal des Herausgebers Ansicht; Dalberg, den er mit schwerem Herzen verworfen, wurde ihm als Muster hingestellt. Derartige Erfahrungen mußten Schiller noch mehr erbittern, nachdem die frühern Urteile ihn schon gekränkt. Daher auch die folgenden scharfen Worte in dem Briefe vom 3. oder 4. August an Fichte: „Es gibt nichts Roheres als den Geschmack des jetzigen deutschen Publikums, und an der Veränderung dieses elenden Geschmackes zu arbeiten, nicht meine Modelle von ihm zu nehmen, ist der ernstliche Plan meines Lebens. Zwar habe ich es noch nicht dahin gebracht, aber nicht, weil meine Mittel falsch gewählt waren, sondern weil das Publikum eine zu frivole Angelegenheit aus seiner Lektüre zu machen gewohnt und in ästhetischer Rücksicht zu tief gesunken ist, um so leicht wieder aufgerichtet werden

zu können. Das allgemeine und revoltante Glück der Mittelmäßigkeit in jetzigen Zeiten, die unbegreifliche Inkonsequenz, welche das ganz Elende auf demselben Schauplatz, auf welchem man vorher das Vortreffliche bewunderte, mit gleicher Zufriedenheit aufnimmt, die Rohigkeit auf der einen und die Kraftlosigkeit auf der andern Seite erwecken mir, ich gestehe es, einen solchen Ekel vor dem, was man öffentliches Urteil nennt, daß es mir — vielleicht zu verzeihen wäre, wenn ich in einer unglücklichen Stunde mir einfallen ließe, diesem heillosen Geschmack entgegenwirken zu wollen, aber wahrlich nicht, wenn ich ihn zu meinem Führer und Muster machte, daß ich mich für sehr unglücklich halten würde, für dieses Publikum zu schreiben, wenn es mir überhaupt jemals eingefallen wäre, für ein Publikum zu schreiben. Unabhängig von dem, was um mich herum gemeint und geliebkost wird, folge ich bloß dem Zwange entweder meiner Natur oder meiner Vernunft, und da ich nie Versuchung gefühlt habe, eine Schule zu gründen oder Jünger um mich her zu versammeln, so hat diese Verfahrungsart keine Überwindung gekostet. Bei dieser Stimmung meines Gemüts muß es mir freilich sonderbar genug vorkommen, wenn mir von dem Eindrucke, den meine Schriften auf die Majorität des Publikums machen und nicht machen, gesprochen wird. Hätten Sie die letztern mit der Aufmerksamkeit gelesen, welche von dem parteilosen Wahrheitsforscher zu erwarten war, so würden Sie ohne meine Erinnerung wissen, daß eine direkte Opposition gegen den Zeitcharakter den Geist derselben ausmacht, und daß jede andre Aufnahme als die, welche sie erfahren, einen sehr bedenklichen Beweis gegen die Wahrheit ihres Inhalts abgeben würde. Beinahe jede Zeile, die seit den letzten Jahren aus meiner Feder geflossen ist, trägt dieses Gepräge, und wenn es gleich aus äußern Gründen, die ich noch mit mehr Schriftstellern gemein habe, mir nicht gleichgültig sein kann, ob mich ein großes oder ein kleines Publikum kauft, so habe ich mich wenigstens auf dem einzigen Wege darum beworben, der meiner Individualität und meinem Charakter entspricht, — nicht dadurch, daß ich mir durch Anschmiegung an den Geist der Zeit das Publikum zu gewinnen, sondern dadurch, daß ich es durch die lebhafte und kühne Aufstellung meiner Vorstellungsart zu überraschen, anzuspannen und zu erschüttern suchte."

Diese stolze Abweisung war ganz Schillers würdig. Groß, frei und kühn, unbekümmert, welche Deutung man seiner Äußerung geben könne, deckte er einem erzürnten Gegner gegenüber, also

möglicherweise vor aller Welt, das innerste Wesen seiner Werke auf. Er bemäntelte nichts, er verschärfte sogar den etwanigen Anstoß, den seine Schöpfungen gemacht haben konnten. Es ist etwas Herrliches um ein Leben, das solche Momente haben kann, um einen Menschen, der solche Kraft und zugleich das Vollbewußtsein seiner Kraft besitzt, um einen Charakter, der sich so ganz als aus Einem Stück geformt zeigt wie der Schillers. Mit allen Mitteln, welche die Poesie ihm an die Hand gab, hatte er seiner Zeit die große Idee, die ihn beseelte, dargelegt; jetzt hatte er es in einer andern Art versucht, durch die auf Gründe gestützte philosophische Überredung, und er selbst sah ein, daß er die Aufgabe damit sehr schwer stellte, daß er nur von Gemütern, die eines Schwunges fähig, mit Begeisterung aufgenommen werden könne.

Das anfängliche Vertrauen auf die Wahrscheinlichkeit, durch zähes Festhalten an der bisherigen Weise das Publikum zum Treubleiben zu zwingen, war um die Zeit, als obiger Brief an Fichte konzipiert worden, bedenklich ins Wanken geraten. Schon drohte die Möglichkeit, für den nächsten Jahrgang mit einer wesentlich geringern Abonnentenzahl rechnen zu müssen. Cotta hatte um die Jahresmitte gebeten und diese Bitte weiterhin öfters wiederholt, die Aufsätze mehr ad hominem zu wählen, weil die Leser, welche periodische Schriften zu ihrer Erholung läsen, ihre Erwartungen für getäuscht hielten, wodurch Schiller sich Anfang September zu einer entschiedenen Replik veranlaßt sah. „Wenn es Leser gibt" — schrieb er —, „die lieber Wassersuppen in andern Journalen kosten, als eine kräftige Speise in den ‚Horen' genießen wollen, und die in den 56 Bogen, die sie nunmehr von uns gelesen, nicht mehr finden, als in den jetzt herauskommenden Journalen zusammengenommen zu finden ist, so ist dieses freilich sehr übel, aber zu helfen weiß ich nicht. Für ein solches Publikum ist es mißlich, ein Journal zu schreiben, an dem man selber Freude hat. Lassen Sie es also darauf ankommen, wie am Ausgang des Jahres die Stimmen sind. Die drei letzten Stücke sollen mannigfaltig, allgemein interessant und an innerm Gehalte reich sein. Ich selbst werde alle meine Stunden daran wenden und die bessern Mitarbeiter gleichfalls dazu vermögen. Wenn aber aller dieser Bestrebungen ungeachtet die öffentliche Stimme gegen uns ist, so muß die Unternehmung aufgegeben werden. Mir ist es unmöglich, mich lange gegen Stumpfsinnigkeit und Geschmacklosigkeit zu wehren, denn Lust und Zuversicht allein sind die Seele meines Wirkens."

Das Septemberheft brachte — neue Gedichte von Schiller, nach langer Pause wieder die ersten Gaben seiner poetischen Muse, er kam sich selbst bei dieser Beschäftigung „närrisch genug" vor. Den Anlaß dazu bot der schon vorübergehend erwähnte „Musenalmanach". Die Idee datierte aus dem vorigen Jahre.

Am 8. Juni 1794 war der unglückliche Bürger, der den „Göttinger Musenalmanach" redigiert hatte, gestorben. Schiller wünschte die Redaktion zu übernehmen; er wandte sich an den Verleger J. Chr. Dieterich in Göttingen, kam aber mit seinem Anerbieten zu spät und faßte nun den Gedanken, einen neuen Almanach ins Leben zu rufen. Bei seinen Freunden fand das Projekt günstige Aufnahme; es galt jetzt nur noch, den richtigen Mann für den Verlag zu finden.

Der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, welcher der Welt beweisen wollte, daß auch in seinem Ländchen die Bildung mindestens ebenso gut eine Heimstätte finden könne wie in Schwaben, beschloß, seine Residenzstadt mit einer Buchhandlung zu beglücken. In einem gewissen Michaelis, einem nach Humboldts wiederholter Aussage unausstehlichen Menschen, glaubte er das geeignete ausführende Organ seiner Absichten gefunden zu haben, und da der neugeschaffene Hofbuchhändler, dessen Laden er fast täglich Höchstselbst besuchte, ein armer Teufel war, schoß er ihm eine namhafte Summe zur Errichtung des Geschäftes vor. Humboldt vermittelte die Bekanntschaft zwischen Schiller und dem „Juden-Buchhändler", und letzterer fand sich kurz nach Dieterichs Absagebrief in Jena ein. Am 15. August 1794 kam der Vertrag über den „Neuen Musenalmanach von Friedrich Schiller", der von 1795 an erscheinen sollte, zu stande.

Auch seinem Vater konnte der Dichter bei dieser Gelegenheit insofern einen Dienst erweisen, als er Michaelis veranlaßte, dessen Werk über „Die Baumzucht im Großen nach zwanzigjähriger Erfahrung im Kleinen" zu verlegen. Der alte Major hatte schon im Mai das Manuskript nach Jena geschickt und dabei bemerkt: „Das Honorarium zu bestimmen, will ich ganz dem lieben Fritzen überlassen. Es ist zur Erkaufung eines Pferdes gewidmet, auf dem ich zu euch kommen werde." Ein prächtiger Mensch, der alte Schiller, in seiner Anhänglichkeit und Sehnsucht; schon sann er auf Mittel und Wege, den lieben Fritz, der kaum erst von Stuttgart abgereist war, sobald als irgend möglich wiederzusehen. Leider war ihm dies nicht mehr vergönnt; als das Honorar endlich eintraf, im August 1795, nahmen wichtige Geschäfte die ganze Thä-

tigkeit des Majors in Anspruch: er hatte eine neue Baumschule einzurichten, außerdem war seine Anwesenheit auf der Solitüde notwendig, weil das daselbst befindliche Hospital voll Verwundeter aus den Kämpfen der kaiserlichen Truppen mit den Franzosen lag. Die Herstellung des Buches wurde sehr verzögert, Michaelis war kein Geschäftsmann, wie Schiller zu seinem großen Mißvergnügen auch in der andern Angelegenheit erfahren mußte.

Daß die auf den „Almanach“ bezüglichen und dem Verlagsbuchhändler obliegenden Vorarbeiten sich so hinausschoben, hatte seinen Grund in einer Schlechtigkeit, die Michaelis' Geschäftsführer verübte, indem er eine bedeutende, zur Deckung von Honoraren bestimmte Summe unterschlug, während sein Herr, um die Heirat mit einem vermögenden Mädchen zu realisieren, abwesend war. Dieser Betrug klärte sich erst nach Monaten auf, und als Michaelis sich von dem Verdachte reinigen und endlich den Druck veranlassen konnte, war viel Zeit verstrichen, und der Herausgeber hatte die Hoffnung auf ein Zustandekommen des Buches fast verloren, ein Umstand, welcher übrigens den „Horen“ zu gute kam.

Schon im Juli 1795 begann Schiller mit der Niederschrift seiner Beiträge zum „Musenalmanach“, allein heftig auftretende Brustkrämpfe unterbrachen seine gute, zum Dichten aufgelegte Stimmung öfter und zuweilen wochenlang; trotzdem war um die Mitte August eine Anzahl Poesien vollendet. Die Verdrießlichkeiten mit Michaelis einerseits, anderseits die unabweisbare Notwendigkeit, in den „Horen“ einen neuen Ton anzuschlagen, gaben Anlaß, der Zeitschrift mehreres ursprünglich für den „Almanach“ Bestimmte zuzuwenden, daher das Septemberheft mit einer ganzen Anzahl Schillerscher Gedichte prangen konnte. Unter ihnen war das vorzüglichste „Das Reich der Schatten“, jetzt „Das Ideal und das Leben“ betitelt, wovon der Dichter selbst sich in hohem Grade befriedigt fühlte. Die Ursache des glücklichen Gelingens, der „Leichtigkeit und Klarheit in einer so diffizilen Materie“ sah er in dem Umstande, daß er „den sauren Weg durch die Ästhetik“ vollendet und „das Geschäft der Einbildungskraft durch die erlangte Bestimmtheit der Begriffe“ so vorteilhaft unterstützen konnte. Humboldt, von diesem Werke ganz begeistert, machte gleichwohl einige formale Ausstellungen, worauf Schiller antwortete: „Warum strichen Sie den Reim zwischen S k l a v e und S c h l a f e, N e r v e und U n t e r w e r f e an? Ich kenne in der Aussprache keine Verschiedenheit, und

für das Auge braucht der Reim nicht zu sein.“ „Natur und Schule“ (jetzt „Der Genius“) gefiel Körner ganz besonders, während er an dem „Verschleierten Bild zu Saïs“ trotz der trefflichen Darstellung auszusetzen fand, daß der Stoff für ihn etwas Dunkles und Unbefriedigendes habe. Die fernern Hefte brachten von Schiller außer verschiedenen kleinern Sachen den „Spaziergang“ und die „Teilung der Erde“. Goethe hatte als Schluß der „Deutschen Ausgewanderten“ das „Märchen“ gegeben; nach all diesem hoffte der geplagte Redakteur, daß die letzten Stücke wieder Glück bringen würden, da sie gerade von dem, was man an den vorhergegangenen vermißte, Poesie und Erzählung, viel enthielten. Die Hoffnung ging wieder einmal nicht in Erfüllung.

Inzwischen erschien endlich der „Musenalmanach auf das Jahr 1796“. Das Buch, welches von Gedichten des Herausgebers „Die Macht des Gesanges“, „Pegasus im Joche“, „Die Ideale“, „Der Tanz“, „Würde der Frauen“ ꝛc. enthielt, machte bedeutendes Aufsehen und fand nach damaligem Begriff weite Verbreitung; eine so große Wichtigkeit es an und für sich schon hatte, so ward diese noch dadurch erhöht, daß es die Stätte bereitete, auf welcher der Kampf, den die „Horen“ — oder besser gesagt, Goethes und Schillers dichterische Persönlichkeit — heraufbeschworen, ausgefochten wurde.

Den ersten Jahrgang der Zeitschrift schloß Schiller mit seinem schon 1794 angefangenen Aufsatz „Über naive und sentimentalische Dichtung“. Er war begierig darauf, was öffentlich auf diese Abhandlung erfolgen werde; still könne sie nicht durch die Welt gehen, und ihre größere Deutlichkeit erlaube auch, daß man sich mehr darauf einlasse. Dem Verfasser leuchtete ein, wie er durch die Arbeit wenig Freunde bekommen werde; entweder habe er unrecht, oder die Leute würden ihr Urteil über manche Dinge total reformieren müssen. Der Schlußsatz lautete: „Der Phantast verleugnet also nicht bloß den menschlichen — er verleugnet allen Charakter, er ist völlig ohne Gesetz, er ist also gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum, weil die Phantasterei keine Ausschweifung der Natur, sondern der Freiheit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage entspringt, die ins Unendliche perfektibel ist, so führt sie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenlose Tiefe und kann nur in einer völligen Zerstörung sich endigen.“ In dieser Bemerkung mag mancher der „Horen“-Leser einen Seitenhieb auf das Goethesche „Märchen“ vermutet haben.

Der Buchdrucker Unger in Berlin, bei welchem der „Musenalmanach" gedruckt wurde, hatte Humboldt schon mitgeteilt, die „Horen" müßten mit diesem Jahre (1795) aufhören, weil — die Schuld liege, an wem sie wolle — alle Welt damit unzufrieden sei. Hatte (trotz der erwähnten scharfen Bemerkungen Schillers) „alle Welt" von damals wirklich so unrecht? Ein Leser der „Ästhetischen Briefe" stellt ganz andre Anforderungen an die Form und den Inhalt einer Erzählung, als welchen Goethe in diesen „Unterhaltungen" genügte. Die weit ausholende Einleitung war das erste Unglück für die Erzählungen, das zweite die geheimnisvollen Gespenstergeschichten, die einen Spiritisten vielleicht entzücken, die man ausgewachsenen Menschen aber nicht bieten durfte; ebensowenig glücklich konnten die allzu rüstigen Motive in mehreren Erzählungen wirken; derartiges mußte als absolut ungehörig empfunden werden. In dem „Märchen" vollends, einer Spielerei, welche der Deutung vielleicht nicht einmal wert war, sah sich der vernünftige Leser in höchst unliebsamer Weise geneckt. Der Verleger mochte in den pikanten Stellen ein Reizmittel für gewisse Leserkreise finden, und merkwürdig bleibt immer, daß Goethes Beiträge zu diesem ersten Jahrgang das geschlechtliche Moment so sehr bevorzugten (auch die Hymne „Auf die Geburt des Apollo" gehört hierher); das Zusammenwürfeln solcher Materien mit schwerverständlichen philosophischen Aufsätzen mußte der Aufnahme der Zeitschrift schaden. Schillers redaktionelle Thätigkeit kann deshalb kein Vorwurf treffen; es war durchaus nicht der Fehler seiner Wahl, was die Buntscheckigkeit der „Horen" verursachte, es war die Not an guten Schriftstellern, der Mangel an brauchbareren Aufsätzen. Auch in unsern Tagen ist das Zusammenbringen des Stoffes einer guten Zeitschrift keine leichte Arbeit, allein dazu wird sich der Redakteur nie gedrängt sehen, mit Aufsätzen im Werte von Schillers ästhetischen Abhandlungen Bassompierresche „Rüstigkeiten" auf einem Bogen zusammenzudrucken.

Den Plan, durch die Einnahmen aus seiner Stellung als Herausgeber der „Horen" seine Verhältnisse zu verbessern, sah Schiller zusammenfallen, für ihn das Schlimmste an der ganzen Sache. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, dem Verleger den Rücktritt freizustellen, und es geschah weit weniger auf seinen als Cottas Wunsch, daß das Unternehmen in den zweiten Jahrgang trat.

---

3. Tod Nanettens und des Vaters.

In den vorigen Abschnitten hat die Schilderung der litterarischen Thätigkeit Schillers nur selten gestattet, dessen übrige Verhältnisse während dieser Epoche zu streifen; es muß daher auf die Zeit nach der Rückkehr aus Schwaben zurückgegangen werden, um das bisher Versäumte nachzuholen.

Im Mai (1794) meldete der alte Major, seine Gichtschmerzen seien erträglich, weil er, Mama und Nanette eine von dem kaiserlich königlichen Herrn Stabschirurgus verordnete Kur brauchten. Auch die andern Sorgen für die Zukunft — die Aussichten auf Beibehaltung der bisherigen Stellung als Intendant der Anlagen auf der Solitüde waren seit Karl Eugens Tod für den Papa Schiller ziemlich gesunken — drückten nicht mehr so sehr, seit dem Major das zum kaiserlichen Hospital gehörige Kommando, aus 33 Mann bestehend, untergeben worden. In seiner bezüglichen Mitteilung an den Sohn fuhr der alte Herr fort: „Da nun die Anwesenheit des Spitals ganz unbestimmt ist, so hab' ich wieder an den Herzog geschrieben und erstlich um Placierung bei der Landmiliz nach meinem Charakter und um den Orden geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Die meisten neuen Ritter sind in der anciennetė hinter mir; ich habe 37 Jahre als Offizier gedient, 8 Kampagnen mitgemacht und bin bei 7 Belagerungen und 5 Bataillen gewesen. Hauptmann Stoll sogar hat den Orden bekommen, und, die Wahrheit zu sagen, sollte man nicht mehr darum bitten; aber es thut doch weh, so viele mit dem Orden, die doch so wenig für sich haben, um sich zu sehen.“ Es war eine sehr verzeihliche und zum Teil durch die ganze Richtung der Zeit verursachte Schwäche des Majors, eine solche öffentliche Auszeichnung zu erbitten. Sehr ehrenhafterweise und zum Unterschiede von vielen andern suchte er wenigstens dieselbe zu verdienen. So hoffte er auch, als

er sein Buch über die Baumzucht herausgab, daß „der liebe Fritz ein Exemplar an den Herrn Koadjutor v. Dalberg schicken und auf die Aufnahme zu einem Mitglied der Erfurter Gesellschaft anspielen" werde. „Es würde mich doch in meinem Alter sehr freuen", fügte er hinzu. Späterhin schrieb er seinem Sohne: „Herr Pfarrer Rasche zu Masfeld im Meiningschen hat unserm Herzog den sechsten Teil seines ‚Numismatischen Lexikons' dediziert und eine goldene Dose von 200 Gulden Wert erhalten. Ein Präsentenjäger macht doch manch guten Fang, und beinah' komm' ich in die Versuchung, dem Herzog mein Buch auch zu schicken." Der gute Major erlag sogar dieser Versuchung und dedizierte Sr. Durchlaucht das Buch, trug aber als Jagdbeute nur ein Schreiben davon, wonach Serenissimus die gedruckte Abhandlung „in jedem Betracht sehr gnädig aufgenommen".

Während so die Reste der alten, mit einem steifen Zopf bewaffneten und vor dem Flitterkram der Duodezthrönchen de- und wehmütig ersterbenden Zeit in dem Oberstwachtmeister Schiller sich verkörperten, aber auch nach ihrer besten Seite, nach der Seite des Pflichteifers, der Treue und Gewissenhaftigkeit, hielt der neue Geist von jenseit des Rheins her in dem guten Schwabenlande seinen Einzug. In Stuttgart „empörten sich die Schustergesellen", und die Unordnung war so groß geworden (Juli 1794), daß die Truppen und etliche Kanonen von Ludwigsburg nach der Hauptstadt beordert wurden; man fürchtete, die schwäbischen Jakobiner würden sich in die Sache mischen, und „auch die übrigen Bürger wollten französisch handeln". Die Bauern wollten sich nichts mehr sagen lassen; ja, was noch toller, was unerhört war, sie nahmen die Flinte auf den Rücken und liefen den allerhöchsten, durchlauchtigsten Hasen nach! Überhaupt wurde von den allgemeinen Menschenrechten der weitestgehende Gebrauch gemacht und darüber hinaus in Garten und Feld gestohlen, was des Stehlens nur wert war. Auf der Solitüde begann man allmählich an der Zukunft zu verzweifeln, und unterdessen — es war am 27. September 1794 — ließ sich Schillers Schwägerin Karoline, geschiedene v. Beulwitz, mit ihrem Vetter Wolzogen in aller Stille zu Bauerbach trauen. Die heikle Angelegenheit hatte damit wenigstens einen äußerlichen Abschluß gefunden. Wie Schiller darüber dachte, erhellt aus folgenden Zeilen seines Briefes vom 21. November 1794 an die Eltern: „Sie werden nun wohl wissen, daß Wolzogen mein Schwager geworden ist. Ich wollte Ihnen nicht früher in dieser Sache schreiben,

teils weil ich immer noch gehofft hatte, sie rückgängig zu machen, teils weil sie mir in so vielem Betracht fatal ist. Nun ist es geschehen, und ich schlage sie mir aus dem Sinn, so gut ich kann. Diese zwei Leute schicken sich gar nicht zusammen und können einander nicht glücklich machen. Aber wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen. Ich bekümmere mich nichts mehr darum. Diese Geschichte hat meine Schwägerin und mich ziemlich gegeneinander erkältet." Über sich und seine Häuslichkeit berichtet er in demselben Brief: „Bei uns ist alles leidlich wohlauf, zwar ist es mit meiner Gesundheit im ganzen noch eins, aber die Beschwerungen sind doch nicht so stark, daß sie mich an meinen Geschäften hindern, deren jetzt eine so große Menge ist. Ich bin auch gottlob munter an Geist und voll Mut und liebe die Arbeit trotz dem Gesündesten." Sein kleiner Sohn Karl machte die Freude seines Lebens aus, und dem Freunde Körner gestand er, daß es ihm trotz seines ewigen Krampfübels selten so wohl im Geist und Herzen gewesen sei. Dazu trug aber nicht wenig die damals noch gehegte große Hoffnung auf das Gelingen der „Horen" bei.

Der Beginn des neuen Jahres (1795) war ihm durch ein herzliches Wort Goethes verschönt worden. „Lassen Sie uns" — schrieb dieser — „das neue zubringen, wie wir das vorige geendigt haben, mit wechselseitiger Teilnahme an dem, was wir lieben und treiben. Wenn sich die Gleichgesinnten nicht anfassen, was soll aus der Gesellschaft und der Geselligkeit werden! Ich freue mich in der Hoffnung, daß Einwirkung und Vertrauen sich zwischen uns immer vermehren werden."

Im Februar fragte Professor Abel bei Schiller an, ob er einen Ruf als Professor der höhern Philologie und Ästhetik zu Tübingen annehmen würde. Zugleich wandte sich der Freund auch an Schillers Vater, damit dieser ein gutes Wort einlege. Der Papa merkte heraus, daß wohl die persönliche Zuneigung einzelner Professoren für den Dichter die Vokation zum Teil veranlaßt haben könne, hauptsächlich jedoch den Herren Tübingern daran gelegen war, den berühmten Hofrat Schiller in ihre Mitte zu bekommen; er riet deshalb dazu, „sich ein wenig preziös zu machen". Die Idee brachte seine siebzigjährige Phantasie so sehr in Aufruhr, daß folgende Stelle in dem Briefe vom Februar (1795) mit unterlief: „Da ich eine neue Uniform gebraucht, und weil ich, bei keinem Regiment zugeteilt, nicht gewußt habe, was ich mir für eine sollte machen lassen, so hab' ich bei dem Herzog darüber

angefragt und zur Antwort bekommen, daß ich die Uniform von dem Festungsgarnison-Regiment tragen dürfe. Diese Uniform haben auch die Kriegsräte, und da ich mir getraue, ihre Rolle zu übernehmen, so werd' ich nächstens bitten, wenn das hiesige Spital, wegen welchem ich noch hier bleiben muß, einmal abgeht, mich entweder in den Kriegsrat (von der Baumschule auf der Solitüde weg!) aufzunehmen oder auf einer Festung anzustellen. — Wie? Wenn ich Kommandant in Tübingen werden könnte? Freilich sind dazu immer Edelleute vorhanden; doch wär' es nicht ganz unmöglich."

Schiller antwortete dem Professor Abel ablehnend; als dieser (mit Brief vom 6. März 1795) ihm die Sache nochmals nahelegte, teilte er, bevor er wiederholt ablehnte, dem Geheimrat Voigt in Weimar (Brief vom 26. März 1795) den Inhalt der Korrespondenz mit und fügte hinzu: „Dieser Ernst meiner Landsleute, mich bei sich zu haben, rührt mich und zwar um so mehr, da die mir bestimmte Besoldung außerordentlich ist und erst neu muß ausgesetzt werden. Nichtsdestoweniger kann ich mich nicht entschließen, Jena und meine hiesigen Verbindungen zu verlassen, und ich würde auch diesen neuen Antrag ebenso still wie den ersten von mir weisen, wenn nicht *eine* Betrachtung mir Bedenken machte. — Sie wissen, daß ein Teil meiner Existenz von meiner schriftstellerischen Thätigkeit abhängt. Solange meine Gesundheit nicht schlimmer ist als gegenwärtig, so hat es damit ganz und gar keine Not; sollte aber einmal körperliches Unvermögen an dieser Aktivität mich hindern, so würden meine kleinen fixen Einnahmen nicht hinreichend sein. Ich hoffe zwar, daß ein solcher Fall nicht zu fürchten ist, aber er ist doch möglich, und ich bin es meiner Frau und meinem Kinde schuldig, es nicht darauf ankommen zu lassen.... Mein Entschluß würde aber für immer genommen sein, wenn unser gnädigster Herr mir die Versicherung geben wollte, daß in dem äußersten Fall, wenn zunehmende Kränklichkeit an schriftstellerischen Arbeiten mich *gänzlich* verhindern sollte, *und nur in diesem Falle*, mein Gehalt mir verdoppelt werden sollte. Für jetzt verlange ich nichts, und ich hoffe es auch niemals zu bedürfen." Voigt legte Karl August diesen Brief gleich vor und erhielt den günstigsten Bescheid, daß nämlich der Herzog sich der Erfüllung von Schillers Wunsch eintretenden Falles nicht entziehen werde. „Der Herzog" — schrieb Voigt weiter — „hat diese Erklärung so gern und willig von sich gegeben, als man es nur von seinem edlen und großen

Herzen erwarten kann. Ich erhielt zugleich den Auftrag, Ihnen, Wertester, einen gnädigen Gruß auszurichten, mit dem Wunsche, daß Sie nie nötig haben möchten, von jener Zusicherung Gebrauch zu machen, oder, was einerlei ist, daß Sie immerfort recht wohl sich befinden mögen."

Schiller lehnte in Tübingen nun endgültig ab. Seine Freunde in Stuttgart, vorzüglich Dannecker und Rapp, gaben demungeachtet die Hoffnung nicht auf und thaten auch Schritte, den Dichter seinem Vaterlande wiederzugewinnen. Ihre Wünsche gingen jedoch ebensowenig in Erfüllung wie die des Papas bezüglich der Kommandantenstelle. Letzterer hatte inzwischen zu seiner großen Freude die Büste seines Sohnes von Dannecker erhalten, die er aber, weil die Wohnung so beschränkt war, vorläufig „in einem Kasten bis auf bequemere Lage aufbehalten mußte". Inzwischen hoffte er zu Gott, er werde, wenn auch nichts aus der Tübinger Professur geworden, vor seinem Ende den Sohn noch einmal sehen. Bald nachher kam ihm wieder der Gedanke, noch in diesem Sommer die Reise nach Jena zu machen; andres schob sich jedoch dazwischen. Nicht bloß die dienstlichen Obliegenheiten, welche ihm der Oberbefehl über die Truppenabteilung auferlegte, und die ihn allein schon bei der starken Besetzung des Hospitals — es lagen im April 1200 Kranke und Blessierte darin — zurückgehalten haben würden, auch die Baumschule vermehrte seine Arbeit sehr. Die Rentkammer war dahintergekommen, daß der Major seinem Vaterlande durch die Pflanzungen mehr denn als Kriegsrat nützen könne, ein neues Terrain wurde ihm angewiesen; mit allem Eifer begab er sich an die Arbeit, und den ganzen Sommer (1795) über war der unermüdliche, fast zweiundsiebzigjährige Mann von morgens 4 Uhr bis zum Abend thätig, um die Planierungsarbeiten und sonstigen Einrichtungen zu leiten und zu überwachen.

Am 20. Mai wurde Herzog Ludwig Eugen in Ludwigsburg auf einem Spazierritte vom Schlage getroffen, er fiel vom Pferde und verschied nach einer halben Stunde; sein Bruder Friedrich Eugen wurde sein Nachfolger, der Regierungswechsel blieb übrigens ohne Folgen für den Major. „Zu meiner Erleichterung" — schrieb er nach Jena — „haben mir der Herzog den ehemaligen Zögling Ammermüller als Untergärtner zugegeben, der jetzt hier ist und sich gut anläßt. Wollte Gott, sein Exterieur und übrigen Umstände wären besser beschaffen, so könnt' ich einen Plan machen, eine Seiner Schwestern durch ihn zu versorgen, und dann könnte nach meinem

Tode alles hier bleiben, denn ich soll und werde ihn abrichten, daß er die hiesige, nunmehr ins Große gehende Baumzucht fortsetzen kann." Auf diesem Altar der Baumzucht opferte der alte Major nicht nur sich, er hätte auch seine Töchter darauf opfern können. Dies gab manchmal zu Kollisionen mit seiner Frau Veranlassung, da er, wie sie sagte, „immer mehr auf seine Leidenschaften und Begierden, durchzutreiben, was er sich in Kopf gesetzt, als auf der Seinigen Wohl bedacht sei".

Während der Alte seiner Gartenarbeit alles unterordnete, gab es in Jena für den Sohn gegen eine Stunde des Mutes und Vertrauens immer zehn, wo er kleinmütig war und nicht wußte, was er von sich denken sollte. In solchen Augenblicken trat ihm die Anerkennung, welche Goethe seinen Gedichten zollte, als ein rechter Trost zur Seite; aber das Sehnen nach Bearbeitung eines poetischen Stoffes und das Schwanken, welcher auszuführen sei, hielten sich die Wage. Bald waren es die „Malteser", bald der „Wallenstein", was er projektierte, dann wollte er ein Idyll dichten, dann Griechisch treiben, und zuletzt, nach all den ästhetischen Abhandlungen, fühlte er sich so prosaisch, daß er selbst es an der Zeit hielt, „für eine Weile die philosophische Bude zu schließen". Gegen Ende des Jahres las er den Terenz und übersetzte seiner Frau die „Brüder" aus dem Stegreif. Körperlich befand er sich leidlich, da erschreckte ihn die Mitteilung von der Erkrankung seines Vaters; der Anfall schien jedoch bald vorüber, und die Aussichten für das neue Jahr 1796 waren verhältnismäßig günstig.

Ein Brief des Majors (vom 27. Dezember) berichtete von dem abermaligen starken Zuwachs, den das Feldspital auf der Solitüde erhalten, von der großen Teurung, welche der Krieg auch in Württemberg verursache, und dann kam Nachricht durch Nanette, daß Papa seit Anfang Februar (1796) an der Gicht ernstlich erkrankt sei und große Schmerzen leide. Am 4. März schrieb der Major wieder selbst, freilich im Bette, es sei nach dem Urteil der Ärzte sein Übel nicht lebensgefährlich, aber er zehre sehr ab. Die Krämpfe griffen seine Nerven an und machten ihn mürrisch, seine Familie litt sehr darunter.

Von jeher hatte die Sonne des Glücks nur matte Strahlen auf die Familie Schiller niederleuchten lassen, jetzt begann sie ganz und gar zu verschwinden, Unheil häufte sich auf Unheil, Jammer und Gram hielten ihren entsetzlichen Einzug auf der schönen Solitüde. Am 5. März meldete der Vater, daß Nanette nicht wohl sei

und über den Hals klage, am 7. erklärte der Arzt, sie leide am Schleimfieber, am 9. erkrankte auch Luise und mußte sich niederlegen, am 12. fing Nanette an, irre zu reden; sie hatte wohl hier und da lichte Momente, manchmal schien es sogar sich zum Bessern wenden zu wollen, aber am 23. starb sie morgens um 6 Uhr, und am Gründonnerstag wurde sie begraben. Das alles teilte der Major in Briefen mit, die er mühsam im Bette schrieb, die arme, alte Mutter mußte die ganze Last der Krankenpflege allein tragen. „Welch ein Trost für uns" — sagte der Vater schon in einem frühern Schreiben —, „eine so teilnehmende Gattin und liebe Mutter zu haben! Sie wartet und pflegt unser, gibt mir und Nanette selbst Arznei, sucht uns aufzurichten und ist unermüdet. Ach, wenn der liebe Gott nur der Nanette wieder aufhilft, die sich in ihrem gegenwärtigen Alter so gut gefaßt hat, ein so vortreffliches Herz und mehr Kopf hat, als wir je von ihr erwartet haben, kurz, die uns ebensoviel Freude wie unsere anderen lieben Kinder versprochen hat." Später, als er ihr Hinscheiden nach Jena meldete, schrieb er: „Schon lange ist der Keim des Todes in ihr gelegen und hat sich über ihr ganzes Leben verbreitet. Trauriger Ernst mengte sich in alle ihre wenigen jugendlichen Freuden. Schon lange klagte sie über einen tiefen, stechenden Schmerz in ihrer linken Brust." Im Briefe vom 29. März (1796) berichtete er über die Beerdigung: „Bei all dem Kummer, den uns der lieben, seligen Nanette Tod verursacht hat, gereichte es uns doch zu einigem Trost, daß ihr Begräbnis so feierlich vollzogen worden. Die Kommune Gerlingen hat sich solches auf ihrem Kirchhof ausgebeten, und der ganze Ort ist mit der Leiche gegangen. Auch der kaiserlich königliche Spitalkommandant hat einen Kondukt von 2 Unteroffizieren und 24 Mann dazugegeben, und das ganze Personal vom Spital ist mitgegangen. O, meine lieben Kinder, wie sehr sind wir daniedergebeugt! Ich sehe noch nirgends hinaus, wann mich Gott von meinem Leiden befreien wird, und die gute Mutter macht mir jetzt auch bang. Auch sie scheint sich legen zu müssen, und der Luise wird es nicht besser gehen (sie hatte sich inzwischen von ihrem ersten Anfall etwas erholt). Dann haben wir keinen vertrauten Menschen mehr bei uns, niemand, der uns pflegt und wartet." Das war der letzte Brief, den Schiller von seinem Vater erhielt, die nächsten Nachrichten gab Luise. Der Oberstfeldarzt, welcher das Hospital auf der Solitüde und bei der Gelegenheit auch den lieben Papa besucht habe, erkläre die Krankheit für einen veralteten Rheumatismus. Vor-

läufig schrieb nun Luise auch nicht mehr, denn ein erneuerter böser Krankheitsanfall brachte sie an den Rand des Grabes. Da mußte die schwer geprüfte Mutter (am 22. April) die Feder zur Hand nehmen. „Schon vor acht Tagen schrieb die Luise den Brief an Dich“ — so lauteten die herzzerreißenden Zeilen —, „nun ist sie indessen auch erkrankt. O, mein lieber Sohn, unser Jammer ist nicht auszusprechen; wir gehen alle zu Grunde. Die Schmerzen beim Papa dauern noch immer fort. Schon zwölf Wochen ist kein Feuer und Licht verlöscht worden. Er schreit und lamentiert, daß wir nicht wissen vor Schrecken, wo wir bleiben sollen; nichts will bei ihm anschlagen. O Gott, wir gehen alle zuletzt zu Grunde! Ich werde es auch nimmer lang aushalten. Schrecken und Sorge, auch der blutige Verlust meiner besten Nane läßt mich keine Zufriedenheit mehr genießen. Der Papa hat sie schon ganz vergessen. Ach, unsre Gemüter sind unendlich unterschieden, und o, mein bester Sohn, seine und unsere Schmerzen und Kummer hat er sich selbst zugezogen. Wie oft haben wir ihn mit Thränen gebeten, seine Gesundheit mehr zu schonen; es half nichts. Den vorigen Sommer, da er die Baumschule neu angelegt, ist er morgens schon um 4 Uhr bis spät in die Nacht bei Nebel und Regen geblieben, und jetzt noch will er sich nicht Ruhe geben, und daß er nicht fort kann, macht ihn oft äußerst ungeduldig. Er ist ganz abgezehrt. Wenn aber seine Schmerzen aufhören, ist er ganz munter....“ Den nächsten Brief (vom 28. April) mußte die arme Frau ebenfalls im Bette abfassen, eine schmerzhafte Krankheit am Fuße warf sie nieder. Gleich nach Empfang der letzten Nachrichten hatte Schiller an Christophinen geschrieben: „Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst Du es möglich machen, glaubst Du, daß Deine Kräfte es aushalten, so mache doch ja die Reise noch hin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Reinwald könnte Dich ja begleiten und, wenn er es nicht wollte, so lange hierher zu mir kommen, wo ich brüderlich für ihn sorgen würde. Überlege, meine liebe Schwester, daß Eltern in solchen Extremitäten den gerechtesten Anspruch auf kindliche Hilfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht gesund — und so gesund, als ich es bei der Reise vor drei Jahren war; ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, hinzueilen. Aber daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich entweder die Reise nicht aushalten, oder doch selbst krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für sie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue.“

Reinwald sperrte sich nicht dagegen, und wenn auch mit schwerem Herzen, ließ er am 30. April Christophinen abreisen. Unterdessen war der bereits erwähnte jammervolle Brief der Mutter nach Jena unterwegs, in welchem sie von ihrer eignen Krankheit und zugleich Nachricht gab, daß die Simanowitz der Nanette Bild gemalt und jetzt geschickt habe. „Sie ist sehr gut getroffen, aber mein Herz blutet aufs neue; sie ist und bleibt mir unvergeßlich. Sie ist die Krone vom Haus gewesen; jedermann ehrte und liebte sie.“

Am 10. Mai kam Christophine auf der Solitüde an zu großem Troste der Mutter und des Bruders, dem sie gleich von dem unglücklichen Stande der beiden Kranken, des Vaters und Luisens, Mitteilung machte. Da mehrere Ärzte an den Patienten herumkurierten, sogar an deren Betten die gelehrten Ansichten über den Charakter der Krankheiten aufeinander platzten, der eine Jünger Äskulaps an der Behandlungsmethode des oder der andern allerlei auszusetzen fand, so war natürlich, daß für die Leidenden bei diesen wissenschaftlichen Kontroversen wenig Vorteile herauskamen. Der Provisor der Lazarettapotheke legte sich endlich ins Mittel und brachte den Dr. Consbruch durch einen feinen Wink auf einen andern Weg, der zu Luisens Genesung führte. Mit dem Vater ging es von Tag zu Tag schlechter, er wollte von den Ärzten, deren Mittel sich sämtlich als wirkungslos erwiesen, überhaupt nichts mehr hören. Wenn Mutter und Töchter auch aus vorübergehenden Erleichterungen Hoffnung schöpften, er selbst war über seinen Zustand nicht im unklaren und sprach es geradezu aus, seine Kräfte seien zu sehr geschwächt, als daß es noch lange mit ihm währen könne. Bevor jedoch die erlösende Stunde kam, stellten sich ganz andre Leiden ein. Die Kriegsfurie, welche bisher nur ihren einen Würgengel, die Epidemie, auf der Solitüde einquartiert hatte, rückte jetzt in Person an.

Die französischen Heere hatten im Juni (1796) unter Jourdan und Moreau auf verschiedenen Punkten den Rhein überschritten. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni erzwangen sie bei Kehl den Übergang. Das dort aufgestellte, schlecht disziplinierte, schlecht bewaffnete und ebenso schlecht geführte schwäbische Kontingent wurde überwältigt und die österreichische Heeresmacht bei dem Dorfe Renchen geschlagen. Die Franzosen schickten sich an, den Kniebispaß zu forcieren. Die guten Schwaben waren jedoch überzeugt, daß dieser Gewaltstreich nicht glücken würde, denn sie hatten daselbst viel Mannschaften und viel Kanonen aufgestellt oder wollten

Der Buchdrucker Unger in Berlin, bei welchem der „Musenalmanach" gedruckt wurde, hatte Humboldt schon mitgeteilt, die „Horen" müßten mit diesem Jahre (1795) aufhören, weil — die Schuld liege, an wem sie wolle — alle Welt damit unzufrieden sei. Hatte (trotz der erwähnten scharfen Bemerkungen Schillers) „alle Welt" von damals wirklich so unrecht? Ein Leser der „Ästhetischen Briefe" stellt ganz andre Anforderungen an die Form und den Inhalt einer Erzählung, als welchen Goethe in diesen „Unterhaltungen" genügte. Die weit ausholende Einleitung war das erste Unglück für die Erzählungen, das zweite die geheimnisvollen Gespenstergeschichten, die einen Spiritisten vielleicht entzücken, die man ausgewachsenen Menschen aber nicht bieten durfte; ebensowenig glücklich konnten die allzu rüstigen Motive in mehreren Erzählungen wirken; derartiges mußte als absolut ungehörig empfunden werden. In dem „Märchen" vollends, einer Spielerei, welche der Deutung vielleicht nicht einmal wert war, sah sich der vernünftige Leser in höchst unliebsamer Weise geneckt. Der Verleger mochte in den pikanten Stellen ein Reizmittel für gewisse Leserkreise finden, und merkwürdig bleibt immer, daß Goethes Beiträge zu diesem ersten Jahrgang das geschlechtliche Moment so sehr bevorzugten (auch die Hymne „Auf die Geburt des Apollo" gehört hierher); das Zusammenwürfeln solcher Materien mit schwerverständlichen philosophischen Aufsätzen mußte der Aufnahme der Zeitschrift schaden. Schillers redaktionelle Thätigkeit kann deshalb kein Vorwurf treffen; es war durchaus nicht der Fehler seiner Wahl, was die Buntscheckigkeit der „Horen" verursachte, es war die Not an guten Schriftstellern, der Mangel an brauchbareren Aufsätzen. Auch in unsern Tagen ist das Zusammenbringen des Stoffes einer guten Zeitschrift keine leichte Arbeit, allein dazu wird sich der Redakteur nie gedrängt sehen, mit Aufsätzen im Werte von Schillers ästhetischen Abhandlungen Bassompierresche „Rüstigkeiten" auf einem Bogen zusammenzudrucken.

Den Plan, durch die Einnahmen aus seiner Stellung als Herausgeber der „Horen" seine Verhältnisse zu verbessern, sah Schiller zusammenfallen, für ihn das Schlimmste an der ganzen Sache. Dies hielt ihn jedoch nicht ab, dem Verleger den Rücktritt freizustellen, und es geschah weit weniger auf seinen als Cottas Wunsch, daß das Unternehmen in den zweiten Jahrgang trat.

---

3. Tod Nanettens und des Vaters.

In den vorigen Abschnitten hat die Schilderung der litterarischen Thätigkeit Schillers nur selten gestattet, dessen übrige Verhältnisse während dieser Epoche zu streifen; es muß daher auf die Zeit nach der Rückkehr aus Schwaben zurückgegangen werden, um das bisher Versäumte nachzuholen.

Im Mai (1794) meldete der alte Major, seine Gichtschmerzen seien erträglich, weil er, Mama und Nanette eine von dem kaiserlich königlichen Herrn Stabschirurgus verordnete Kur brauchten. Auch die andern Sorgen für die Zukunft — die Aussichten auf Beibehaltung der bisherigen Stellung als Intendant der Anlagen auf der Solitüde waren seit Karl Eugens Tod für den Papa Schiller ziemlich gesunken — drückten nicht mehr so sehr, seit dem Major das zum kaiserlichen Hospital gehörige Kommando, aus 33 Mann bestehend, untergeben worden. In seiner bezüglichen Mitteilung an den Sohn fuhr der alte Herr fort: „Da nun die Anwesenheit des Spitals ganz unbestimmt ist, so hab' ich wieder an den Herzog geschrieben und erstlich um Placierung bei der Landmiliz nach meinem Charakter und um den Orden geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Die meisten neuen Ritter sind in der ancienneté hinter mir; ich habe 37 Jahre als Offizier gedient, 8 Kampagnen mitgemacht und bin bei 7 Belagerungen und 5 Bataillen gewesen. Hauptmann Stoll sogar hat den Orden bekommen, und, die Wahrheit zu sagen, sollte man nicht mehr darum bitten; aber es thut doch weh, so viele mit dem Orden, die doch so wenig für sich haben, um sich zu sehen." Es war eine sehr verzeihliche und zum Teil durch die ganze Richtung der Zeit verursachte Schwäche des Majors, eine solche öffentliche Auszeichnung zu erbitten. Sehr ehrenhafterweise und zum Unterschiede von vielen andern suchte er wenigstens dieselbe zu verdienen. So hoffte er auch, als

er sein Buch über die Baumzucht herausgab, daß „der liebe Fritz ein Exemplar an den Herrn Koadjutor v. Dalberg schicken und auf die Aufnahme zu einem Mitglied der Erfurter Gesellschaft anspielen" werde. „Es würde mich doch in meinem Alter sehr freuen", fügte er hinzu. Späterhin schrieb er seinem Sohne: „Herr Pfarrer Rasche zu Masfeld im Meiningschen hat unserm Herzog den sechsten Teil seines ‚Numismatischen Lexikons' dediziert und eine goldene Dose von 200 Gulden Wert erhalten. Ein Präsentenjäger macht doch manch guten Fang, und beinah' komm' ich in die Versuchung, dem Herzog mein Buch auch zu schicken." Der gute Major erlag sogar dieser Versuchung und dedizierte Sr. Durchlaucht das Buch, trug aber als Jagdbeute nur ein Schreiben davon, wonach Serenissimus die gedruckte Abhandlung „in jedem Betracht sehr gnädig aufgenommen".

Während so die Reste der alten, mit einem steifen Zopf bewaffneten und vor dem Flitterkram der Duodezthrönchen de- und wehmütig ersterbenden Zeit in dem Oberstwachtmeister Schiller sich verkörperten, aber auch nach ihrer besten Seite, nach der Seite des Pflichteifers, der Treue und Gewissenhaftigkeit, hielt der neue Geist von jenseit des Rheins her in dem guten Schwabenlande seinen Einzug. In Stuttgart „empörten sich die Schustergesellen", und die Unordnung war so groß geworden (Juli 1794), daß die Truppen und etliche Kanonen von Ludwigsburg nach der Hauptstadt beordert wurden; man fürchtete, die schwäbischen Jakobiner würden sich in die Sache mischen, und „auch die übrigen Bürger wollten französisch handeln". Die Bauern wollten sich nichts mehr sagen lassen; ja, was noch toller, was unerhört war, sie nahmen die Flinte auf den Rücken und liefen den allerhöchsten, durchlauchtigsten Hasen nach! Überhaupt wurde von den allgemeinen Menschenrechten der weitestgehende Gebrauch gemacht und darüber hinaus in Garten und Feld gestohlen, was des Stehlens nur wert war. Auf der Solitüde begann man allmählich an der Zukunft zu verzweifeln, und unterdessen — es war am 27. September 1794 — ließ sich Schillers Schwägerin Karoline, geschiedene v. Beulwitz, mit ihrem Vetter Wolzogen in aller Stille zu Bauerbach trauen. Die heikle Angelegenheit hatte damit wenigstens einen äußerlichen Abschluß gefunden. Wie Schiller darüber dachte, erhellt aus folgenden Zeilen seines Briefes vom 21. November 1794 an die Eltern: „Sie werden nun wohl wissen, daß Wolzogen mein Schwager geworden ist. Ich wollte Ihnen nicht früher in dieser Sache schreiben,

teils weil ich immer noch gehofft hatte, sie rückgängig zu machen, teils weil sie mir in so vielem Betracht fatal ist. Nun ist es geschehen, und ich schlage sie mir aus dem Sinn, so gut ich kann. Diese zwei Leute schicken sich gar nicht zusammen und können einander nicht glücklich machen. Aber wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen. Ich bekümmere mich nichts mehr darum. Diese Geschichte hat meine Schwägerin und mich ziemlich gegeneinander erkältet." Über sich und seine Häuslichkeit berichtet er in demselben Brief: „Bei uns ist alles leidlich wohlauf, zwar ist es mit meiner Gesundheit im ganzen noch eins, aber die Beschwerungen sind doch nicht so stark, daß sie mich an meinen Geschäften hindern, deren jetzt eine so große Menge ist. Ich bin auch gottlob munter an Geist und voll Mut und liebe die Arbeit trotz dem Gesündesten." Sein kleiner Sohn Karl machte die Freude seines Lebens aus, und dem Freunde Körner gestand er, daß es ihm trotz seines ewigen Krampfübels selten so wohl im Geist und Herzen gewesen sei. Dazu trug aber nicht wenig die damals noch gehegte große Hoffnung auf das Gelingen der „Horen" bei.

Der Beginn des neuen Jahres (1795) war ihm durch ein herzliches Wort Goethes verschönt worden. „Lassen Sie uns" — schrieb dieser — „das neue zubringen, wie wir das vorige geendigt haben, mit wechselseitiger Teilnahme an dem, was wir lieben und treiben. Wenn sich die Gleichgesinnten nicht anfassen, was soll aus der Gesellschaft und der Geselligkeit werden! Ich freue mich in der Hoffnung, daß Einwirkung und Vertrauen sich zwischen uns immer vermehren werden."

Im Februar fragte Professor Abel bei Schiller an, ob er einen Ruf als Professor der höhern Philologie und Ästhetik zu Tübingen annehmen würde. Zugleich wandte sich der Freund auch an Schillers Vater, damit dieser ein gutes Wort einlege. Der Papa merkte heraus, daß wohl die persönliche Zuneigung einzelner Professoren für den Dichter die Vokation zum Teil veranlaßt haben könne, hauptsächlich jedoch den Herren Tübingern daran gelegen war, den berühmten Hofrat Schiller in ihre Mitte zu bekommen; er riet deshalb dazu, „sich ein wenig preziös zu machen". Die Idee brachte seine siebzigjährige Phantasie so sehr in Aufruhr, daß folgende Stelle in dem Briefe vom Februar (1795) mit unterlief: „Da ich eine neue Uniform gebraucht, und weil ich, bei keinem Regiment zugeteilt, nicht gewußt habe, was ich mir für eine sollte machen lassen, so hab' ich bei dem Herzog darüber

angefragt und zur Antwort bekommen, daß ich die Uniform von dem Festungsgarnison-Regiment tragen dürfe. Diese Uniform haben auch die Kriegsräte, und da ich mir getraue, ihre Rolle zu übernehmen, so werd' ich nächstens bitten, wenn das hiesige Spital, wegen welchem ich noch hier bleiben muß, einmal abgeht, mich entweder in den Kriegsrat (von der Baumschule auf der Solitüde weg!) aufzunehmen oder auf einer Festung anzustellen. — Wie? Wenn ich Kommandant in Tübingen werden könnte? Freilich sind dazu immer Edelleute vorhanden; doch wär' es nicht ganz unmöglich."

Schiller antwortete dem Professor Abel ablehnend; als dieser (mit Brief vom 6. März 1795) ihm die Sache nochmals nahelegte, teilte er, bevor er wiederholt ablehnte, dem Geheimrat Voigt in Weimar (Brief vom 26. März 1795) den Inhalt der Korrespondenz mit und fügte hinzu: „Dieser Ernst meiner Landsleute, mich bei sich zu haben, rührt mich und zwar um so mehr, da die mir bestimmte Besoldung außerordentlich ist und erst neu muß ausgesetzt werden. Nichtsdestoweniger kann ich mich nicht entschließen, Jena und meine hiesigen Verbindungen zu verlassen, und ich würde auch diesen neuen Antrag ebenso still wie den ersten von mir weisen, wenn nicht eine Betrachtung mir Bedenken machte. — Sie wissen, daß ein Teil meiner Existenz von meiner schriftstellerischen Thätigkeit abhängt. Solange meine Gesundheit nicht schlimmer ist als gegenwärtig, so hat es damit ganz und gar keine Not; sollte aber einmal körperliches Unvermögen an dieser Aktivität mich hindern, so würden meine kleinen fixen Einnahmen nicht hinreichend sein. Ich hoffe zwar, daß ein solcher Fall nicht zu fürchten ist, aber er ist doch möglich, und ich bin es meiner Frau und meinem Kinde schuldig, es nicht darauf ankommen zu lassen.... Mein Entschluß würde aber für immer genommen sein, wenn unser gnädigster Herr mir die Versicherung geben wollte, daß in dem äußersten Fall, wenn zunehmende Kränklichkeit an schriftstellerischen Arbeiten mich gänzlich verhindern sollte, und nur in diesem Falle, mein Gehalt mir verdoppelt werden sollte. Für jetzt verlange ich nichts, und ich hoffe es auch niemals zu bedürfen." Voigt legte Karl August diesen Brief gleich vor und erhielt den günstigsten Bescheid, daß nämlich der Herzog sich der Erfüllung von Schillers Wunsch eintretenden Falles nicht entziehen werde. „Der Herzog" — schrieb Voigt weiter — „hat diese Erklärung so gern und willig von sich gegeben, als man es nur von seinem edlen und großen

Herzen erwarten kann. Ich erhielt zugleich den Auftrag, Ihnen, Wertester, einen gnädigen Gruß auszurichten, mit dem Wunsche, daß Sie nie nötig haben möchten, von jener Zusicherung Gebrauch zu machen, oder, was einerlei ist, daß Sie immerfort recht wohl sich befinden mögen."

Schiller lehnte in Tübingen nun endgültig ab. Seine Freunde in Stuttgart, vorzüglich Dannecker und Rapp, gaben demungeachtet die Hoffnung nicht auf und thaten auch Schritte, den Dichter seinem Vaterlande wiederzugewinnen. Ihre Wünsche gingen jedoch ebensowenig in Erfüllung wie die des Papas bezüglich der Kommandantenstelle. Letzterer hatte inzwischen zu seiner großen Freude die Büste seines Sohnes von Dannecker erhalten, die er aber, weil die Wohnung so beschränkt war, vorläufig „in einem Kasten bis auf bequemere Lage aufbehalten mußte". Inzwischen hoffte er zu Gott, er werde, wenn auch nichts aus der Tübinger Professur geworden, vor seinem Ende den Sohn noch einmal sehen. Bald nachher kam ihm wieder der Gedanke, noch in diesem Sommer die Reise nach Jena zu machen; andres schob sich jedoch dazwischen. Nicht bloß die dienstlichen Obliegenheiten, welche ihm der Oberbefehl über die Truppenabteilung auferlegte, und die ihn allein schon bei der starken Besetzung des Hospitals — es lagen im April 1200 Kranke und Blessierte darin — zurückgehalten haben würden, auch die Baumschule vermehrte seine Arbeit sehr. Die Rentkammer war dahintergekommen, daß der Major seinem Vaterlande durch die Pflanzungen mehr denn als Kriegsrat nützen könne, ein neues Terrain wurde ihm angewiesen; mit allem Eifer begab er sich an die Arbeit, und den ganzen Sommer (1795) über war der unermüdliche, fast zweiundsiebzigjährige Mann von morgens 4 Uhr bis zum Abend thätig, um die Planierungsarbeiten und sonstigen Einrichtungen zu leiten und zu überwachen.

Am 20. Mai wurde Herzog Ludwig Eugen in Ludwigsburg auf einem Spazierritte vom Schlage getroffen, er fiel vom Pferde und verschied nach einer halben Stunde; sein Bruder Friedrich Eugen wurde sein Nachfolger, der Regierungswechsel blieb übrigens ohne Folgen für den Major. „Zu meiner Erleichterung" — schrieb er nach Jena — „haben mir der Herzog den ehemaligen Zögling Ammermüller als Untergärtner zugegeben, der jetzt hier ist und sich gut anläßt. Wollte Gott, sein Exterieur und übrigen Umstände wären besser beschaffen, so könnt' ich einen Plan machen, eine Seiner Schwestern durch ihn zu versorgen, und dann könnte nach meinem

Tode alles hier bleiben, denn ich soll und werde ihn abrichten, daß er die hiesige, nunmehr ins Große gehende Baumzucht fortsetzen kann." Auf diesem Altar der Baumzucht opferte der alte Major nicht nur sich, er hätte auch seine Töchter darauf opfern können. Dies gab manchmal zu Kollisionen mit seiner Frau Veranlassung, da er, wie sie sagte, „immer mehr auf seine Leidenschaften und Begierden, durchzutreiben, was er sich in Kopf gesetzt, als auf der Seinigen Wohl bedacht sei".

Während der Alte seiner Gartenarbeit alles unterordnete, gab es in Jena für den Sohn gegen eine Stunde des Mutes und Vertrauens immer zehn, wo er kleinmütig war und nicht wußte, was er von sich denken sollte. In solchen Augenblicken trat ihm die Anerkennung, welche Goethe seinen Gedichten zollte, als ein rechter Trost zur Seite; aber das Sehnen nach Bearbeitung eines poetischen Stoffes und das Schwanken, welcher auszuführen sei, hielten sich die Wage. Bald waren es die „Malteser", bald der „Wallenstein", was er projektierte, dann wollte er ein Idyll dichten, dann Griechisch treiben, und zuletzt, nach all den ästhetischen Abhandlungen, fühlte er sich so prosaisch, daß er selbst es an der Zeit hielt, „für eine Weile die philosophische Bude zu schließen". Gegen Ende des Jahres las er den Terenz und übersetzte seiner Frau die „Brüder" aus dem Stegreif. Körperlich befand er sich leidlich, da erschreckte ihn die Mitteilung von der Erkrankung seines Vaters; der Anfall schien jedoch bald vorüber, und die Aussichten für das neue Jahr 1796 waren verhältnismäßig günstig.

Ein Brief des Majors (vom 27. Dezember) berichtete von dem abermaligen starken Zuwachs, den das Feldspital auf der Solitüde erhalten, von der großen Teurung, welche der Krieg auch in Württemberg verursache, und dann kam Nachricht durch Nanette, daß Papa seit Anfang Februar (1796) an der Gicht ernstlich erkrankt sei und große Schmerzen leide. Am 4. März schrieb der Major wieder selbst, freilich im Bette, es sei nach dem Urteil der Ärzte sein Übel nicht lebensgefährlich, aber er zehre sehr ab. Die Krämpfe griffen seine Nerven an und machten ihn mürrisch, seine Familie litt sehr darunter.

Von jeher hatte die Sonne des Glücks nur matte Strahlen auf die Familie Schiller niederleuchten lassen, jetzt begann sie ganz und gar zu verschwinden, Unheil häufte sich auf Unheil, Jammer und Gram hielten ihren entsetzlichen Einzug auf der schönen Solitüde. Am 5. März meldete der Vater, daß Nanette nicht wohl sei

und über den Hals klage, am 7. erklärte der Arzt, sie leide am Schleimfieber, am 9. erkrankte auch Luise und mußte sich niederlegen, am 12. fing Nanette an, irre zu reden; sie hatte wohl hier und da lichte Momente, manchmal schien es sogar sich zum Bessern wenden zu wollen, aber am 23. starb sie morgens um 6 Uhr, und am Gründonnerstag wurde sie begraben. Das alles teilte der Major in Briefen mit, die er mühsam im Bette schrieb, die arme, alte Mutter mußte die ganze Last der Krankenpflege allein tragen. „Welch ein Trost für uns" — sagte der Vater schon in einem frühern Schreiben —, „eine so teilnehmende Gattin und liebe Mutter zu haben! Sie wartet und pflegt unser, gibt mir und Nanette selbst Arznei, sucht uns aufzurichten und ist unermüdet. Ach, wenn der liebe Gott nur der Nanette wieder aufhilft, die sich in ihrem gegenwärtigen Alter so gut gefaßt hat, ein so vortreffliches Herz und mehr Kopf hat, als wir je von ihr erwartet haben, kurz, die uns ebensoviel Freude wie unsere anderen lieben Kinder versprochen hat." Später, als er ihr Hinscheiden nach Jena meldete, schrieb er: „Schon lange ist der Keim des Todes in ihr gelegen und hat sich über ihr ganzes Leben verbreitet. Trauriger Ernst mengte sich in alle ihre wenigen jugendlichen Freuden. Schon lange klagte sie über einen tiefen, stechenden Schmerz in ihrer linken Brust." Im Briefe vom 29. März (1796) berichtete er über die Beerdigung: „Bei all dem Kummer, den uns der lieben, seligen Nanette Tod verursacht hat, gereichte es uns doch zu einigem Trost, daß ihr Begräbnis so feierlich vollzogen worden. Die Kommune Gerlingen hat sich solches auf ihrem Kirchhof ausgebeten, und der ganze Ort ist mit der Leiche gegangen. Auch der kaiserlich königliche Spitalkommandant hat einen Kondukt von 2 Unteroffizieren und 24 Mann dazugegeben, und das ganze Personal vom Spital ist mitgegangen. O, meine lieben Kinder, wie sehr sind wir daniedergebeugt! Ich sehe noch nirgends hinaus, wann mich Gott von meinem Leiden befreien wird, und die gute Mutter macht mir jetzt auch bang. Auch sie scheint sich legen zu müssen, und der Luise wird es nicht besser gehen (sie hatte sich inzwischen von ihrem ersten Anfall etwas erholt). Dann haben wir keinen vertrauten Menschen mehr bei uns, niemand, der uns pflegt und wartet." Das war der letzte Brief, den Schiller von seinem Vater erhielt, die nächsten Nachrichten gab Luise. Der Oberstfeldarzt, welcher das Hospital auf der Solitüde und bei der Gelegenheit auch den lieben Papa besucht habe, erkläre die Krankheit für einen veralteten Rheumatismus. Vor-

läufig schrieb nun Luise auch nicht mehr, denn ein erneuerter böser Krankheitsanfall brachte sie an den Rand des Grabes. Da mußte die schwer geprüfte Mutter (am 22. April) die Feder zur Hand nehmen. „Schon vor acht Tagen schrieb die Luise den Brief an Dich" — so lauteten die herzzerreißenden Zeilen —, „nun ist sie indessen auch erkrankt. O, mein lieber Sohn, unser Jammer ist nicht auszusprechen; wir gehen alle zu Grunde. Die Schmerzen beim Papa dauern noch immer fort. Schon zwölf Wochen ist kein Feuer und Licht verlöscht worden. Er schreit und lamentiert, daß wir nicht wissen vor Schrecken, wo wir bleiben sollen; nichts will bei ihm anschlagen. O Gott, wir gehen alle zuletzt zu Grunde! Ich werde es auch nimmer lang aushalten. Schrecken und Sorge, auch der blutige Verlust meiner besten Nane läßt mich keine Zufriedenheit mehr genießen. Der Papa hat sie schon ganz vergessen. Ach, unsre Gemüter sind unendlich unterschieden, und o, mein bester Sohn, seine und unsere Schmerzen und Kummer hat er sich selbst zugezogen. Wie oft haben wir ihn mit Thränen gebeten, seine Gesundheit mehr zu schonen; es half nichts. Den vorigen Sommer, da er die Baumschule neu angelegt, ist er morgens schon um 4 Uhr bis spät in die Nacht bei Nebel und Regen geblieben, und jetzt noch will er sich nicht Ruhe geben, und daß er nicht fort kann, macht ihn oft äußerst ungeduldig. Er ist ganz abgezehrt. Wenn aber seine Schmerzen aufhören, ist er ganz munter...." Den nächsten Brief (vom 28. April) mußte die arme Frau ebenfalls im Bette abfassen, eine schmerzhafte Krankheit am Fuße warf sie nieder. Gleich nach Empfang der letzten Nachrichten hatte Schiller an Christophinen geschrieben: „Der Jammer ist unaussprechlich. Kannst Du es möglich machen, glaubst Du, daß Deine Kräfte es aushalten, so mache doch ja die Reise noch hin. Was sie kostet, bezahle ich mit Freuden. Reinwald könnte Dich ja begleiten und, wenn er es nicht wollte, so lange hierher zu mir kommen, wo ich brüderlich für ihn sorgen würde. Überlege, meine liebe Schwester, daß Eltern in solchen Extremitäten den gerechtesten Anspruch auf kindliche Hilfe haben. Gott, warum bin ich jetzt nicht gesund — und so gesund, als ich es bei der Reise vor drei Jahren war; ich hätte mich durch nichts abhalten lassen, hinzueilen. Aber daß ich über ein Jahr fast nicht aus dem Hause gekommen, macht mich so schwächlich, daß ich entweder die Reise nicht aushalten, oder doch selbst krank bei den guten Eltern hinfallen würde. Ich kann leider nichts für sie thun, als mit Geld helfen, und Gott weiß, daß ich das mit Freuden thue."

Reinwald sperrte sich nicht dagegen, und wenn auch mit schwerem Herzen, ließ er am 30. April Christophinen abreisen. Unterdessen war der bereits erwähnte jammervolle Brief der Mutter nach Jena unterwegs, in welchem sie von ihrer eignen Krankheit und zugleich Nachricht gab, daß die Simanowitz der Nanette Bild gemalt und jetzt geschickt habe. „Sie ist sehr gut getroffen, aber mein Herz blutet aufs neue; sie ist und bleibt mir unvergeßlich. Sie ist die Krone vom Haus gewesen; jedermann ehrte und liebte sie.“

Am 10. Mai kam Christophine auf der Solitüde an zu großem Troste der Mutter und des Bruders, dem sie gleich von dem unglücklichen Stande der beiden Kranken, des Vaters und Luisens, Mitteilung machte. Da mehrere Ärzte an den Patienten herumkurierten, sogar an deren Betten die gelehrten Ansichten über den Charakter der Krankheiten aufeinander platzten, der eine Jünger Äskulaps an der Behandlungsmethode des oder der andern allerlei auszusetzen fand, so war natürlich, daß für die Leidenden bei diesen wissenschaftlichen Kontroversen wenig Vorteile herauskamen. Der Provisor der Lazarettapotheke legte sich endlich ins Mittel und brachte den Dr. Consbruch durch einen feinen Wink auf einen andern Weg, der zu Luisens Genesung führte. Mit dem Vater ging es von Tag zu Tag schlechter, er wollte von den Ärzten, deren Mittel sich sämtlich als wirkungslos erwiesen, überhaupt nichts mehr hören. Wenn Mutter und Töchter auch aus vorübergehenden Erleichterungen Hoffnung schöpften, er selbst war über seinen Zustand nicht im unklaren und sprach es geradezu aus, seine Kräfte seien zu sehr geschwächt, als daß es noch lange mit ihm währen könne. Bevor jedoch die erlösende Stunde kam, stellten sich ganz andre Leiden ein. Die Kriegsfurie, welche bisher nur ihren einen Würgengel, die Epidemie, auf der Solitüde einquartiert hatte, rückte jetzt in Person an.

Die französischen Heere hatten im Juni (1796) unter Jourdan und Moreau auf verschiedenen Punkten den Rhein überschritten. In der Nacht vom 23. auf den 24. Juni erzwangen sie bei Kehl den Übergang. Das dort aufgestellte, schlecht disziplinierte, schlecht bewaffnete und ebenso schlecht geführte schwäbische Kontingent wurde überwältigt und die österreichische Heeresmacht bei dem Dorfe Renchen geschlagen. Die Franzosen schickten sich an, den Kniebispaß zu forcieren. Die guten Schwaben waren jedoch überzeugt, daß dieser Gewaltstreich nicht glücken würde, denn sie hatten daselbst viel Mannschaften und viel Kanonen aufgestellt oder wollten

sie aufstellen. Nachts rasselten die Geschütze an den Fenstern der Familie Schiller vorüber. Der Herzog gab seinem getreuen Volke bekannt, daß die beste Vorkehr getroffen, und — retirierte der Vorsicht wegen mit seiner Frau Gemahlin nach Baireuth. Andern Tags, am 2. Juli, war der Kniebispaß gestürmt, acht Tage später der Erzherzog Karl in der blutigen Schlacht am Dobel geworfen, und nun lag Württemberg den Franzosen offen. Das Schlimmste wurde befürchtet, alles flüchtete. Die Familie Schiller brachte ihre beste Habe in das Schloß zu Leonberg und wollte selbst dort Zuflucht suchen, weil sie sich an ihrem jetzigen Wohnorte jeder Mißhandlung seitens der zügellosen Soldateska mehr ausgesetzt glaubte. Aber als alles vorbereitet war und schon ein Wagen für den Papa vor dem Hause stand, konnte der Kranke nicht von der Stelle bewegt werden. Er behauptete, wenn man darauf dränge, ihn fortzubringen, werde sein Tod unfehlbar sofort erfolgen. Unter diesen Umständen war nichts zu thun, als zu erwarten, was komme. Die auf der Solitüde vorhandenen achtzehn alten Invaliden hatten nach des Herzogs Befehl jedes militärische Zeichen ablegen müssen; von ihnen war überhaupt bei einem Überfall kein Schutz zu hoffen. Das Lazarett bekam am 6. Juli Order, schnell aufzubrechen; kaum war es etliche Stunden fort, als Nachricht einlief, daß die Franzosen schon in Freudenstadt, also innerhalb Württembergs, eingedrungen seien. Böse Gerüchte von ihrer Roheit verbreiteten sich bald und setzten alle Gemüter in Schrecken. Am 18. Juli marschierte eine Partie von etwa fünfzig Mann über die Solitüde; mit Ungestüm stießen sie ihre Gewehrkolben gegen die Thüre und drohten, sie einzuschlagen, wenn nicht gutwillig geöffnet würde. Die wenigen Leute, welche bei der vereinsamten Familie Schiller ausgehalten, wurden unter Drohungen fortgeschickt, nun waren die Mutter, Christophine und Luise mit dem kranken Vater, der sich nicht rühren konnte, allein. Die Marodeure verlangten erst Brot und Wein und, nachdem sie dies erhalten, Hemden, Strümpfe, Schnupftücher rc. Man gab ihnen, was da war, und damit zogen sie ab. Alsbald kam ein neuer Trupp, der mit größter Barschheit dieselben Forderungen stellte; als solche nicht befriedigt werden konnten, setzte einer der Kriegsgesellen Christophinen die geladene Flinte auf die Brust und verlangte ein Hemd. Der vorhergegangene Trupp hatte gründlich aufgeräumt, es war keins mehr vorhanden außer demjenigen, welches der Major auf dem Leibe trug. Christophine schloß in der Angst die Kommode auf, damit sich die Herren Franzosen über-

zeugen konnten. Diese wühlten den Inhalt der Schubladen durcheinander und nahmen, was ihnen sonst brauchbar erschien: des alten Majors Hose mit silbernen Schnallen, seine Dose und Schnupftuch, was von Geld noch vorhanden war, ebenso drei silberne Löffel. Nachdem sie das Inventar derart gelichtet, rissen sie der Tochter Luise noch ein Tuch vom Halse herunter und gingen fluchend weiter.

Dieser erste französische Besuch, der immerhin noch gnädig abgelaufen war, hatte die ganze Familie derart erschreckt, daß die Mutter am andern Morgen mit dem frühsten ihre beiden Töchter aus dem Hause schickte, um sie vor stärkern Übergriffen der etwa nachkommenden Söhne des galanten Frankreich zu sichern. Christophine und Luise verbrachten den Tag von 7 Uhr morgens bis abends 8 Uhr in einer Höhle, die sich im Walde unter einer Brücke befand. Ein Bote kam endlich mit der Nachricht, daß ein französisches Kommando von Leonberg aus auf der Solitüde eingerückt und damit die ärgste Gefahr beseitigt sei. Inzwischen war die Mama unter Angst und Sorge bei dem kranken Major geblieben; weitere Plünderungen fanden nicht statt, dagegen sausten jetzt zwei Tage lang die Kugeln um die Dächer der Solitüde, da die kaiserlichen Truppen sich mit den Franzosen bei Kannstatt herumschlugen.

Es war eine fürchterliche Zeit für die Familie Schiller; die Aufregung setzte dem Kranken sehr zu, er wurde zusehends schwächer, das wenige, was er zu sich nahm, Kaffee oder einige Löffel Suppe, mußte ihm eingegeben werden, da jede Bewegung allzu heftige Schmerzen verursachte. Noch einmal hatte er einen freudigen Augenblick. Ein Brief von dem lieben Fritz traf ein, der die am 11. Juli erfolgte Geburt eines zweiten Söhnchens, Ernst, meldete. Er ließ sich den Brief vorlesen, weinte wie ein Kind darüber und dankte Gott mit Inbrunst, daß er ihm einen solchen Sohn gegeben. „Ja, ich will ihm würdig zu werden suchen", sagte er, „und meine Seele bloß mit dem einzigen wichtigen Gegenstand meiner zukünftigen Ewigkeit beschäftigen." Zuweilen verlor sich die Schwäche und wurden die Schmerzen erträglicher, dann war der Major auf halbe Tage lang bei heiterer Laune und redete sogar davon, was er übers Jahr thun wolle. Eines Tages ließ er den Vikarius Frankh, der schon einige Jahre mit der Tochter Luise Bekanntschaft hatte und sich der Familie in den jetzigen großen Nöten äußerst freundschaftlich und hilfreich gezeigt, ans Bett kommen und erhielt von diesem die Zusicherung, daß, sobald er Brot und Amt habe, Luise seine Gattin werden solle.

Der 6. September war herangekommen, der Major lag fast immerwährend im Schlummer, Christophine wachte die Nacht an seinem Bette; nach einem kurzen Kampfe um 2 Uhr morgens folgte ein anscheinend ruhiger Schlaf, zwei Stunden darauf hatte der Vater Schillers vollendet, am 7. September 1796. Zwölf Tage später, am 19. September, erst erreichte die Trauerkunde den Sohn in Jena (durch die Kriegsläufte war der Postverkehr noch mehr verlangsamt). In dem Briefe Schillers, den er, selbst aufs tiefste niedergedrückt, die Mutter zu trösten schrieb, finden sich die schönen Worte: „Ja wahrlich, es ist nichts Geringes, auf einem so langen und mühevollen Laufe so treu auszuhalten und so wie er noch im 73. Jahre mit einem so kindlich reinen Sinn von der Welt zu scheiden. Möchte ich, wenn es mich auch alle seine Schmerzen kostete, so unschuldig von meinem Leben scheiden als er von dem seinigen! Das Leben ist eine so schwere Prüfung, und die Vorteile, die mir die Vorsehung in mancher Vergleichung mit ihm vergönnt haben mag, sind mit so vielen Gefahren für das Herz und für den wahren Frieden verknüpft. Ich will Sie und die lieben Schwestern nicht trösten. Ihr fühlt alle mit mir, wieviel wir verloren haben; aber Ihr fühlt auch, daß der Tod allein dieses lange Leiden endigen konnte. Unserm teuern Vater ist wohl, und wir alle müssen und werden ihm folgen. Nie wird aber sein Bild aus unserm Herzen erlöschen, und der Schmerz um ihn soll uns nur noch enger untereinander vereinigen."

Der Major hatte angeordnet, daß man ihn neben seiner Tochter auf dem Gerlinger Kirchhof beerdige, und diesem Wunsche gemäß wurde verfahren. Am 9. September um 2 Uhr nachmittags fand das Begräbnis statt. Der alte Gottesacker, unmittelbar um die Kirche belegen, ist seit langem verlassen, und kein Zeichen macht mehr die Stätte kenntlich, an welcher die irdischen Reste von Schillers Vater ruhen. Gleichwohl — solange des Dichters Name im Andenken der Welt lebendig bleibt, wird auch seiner gedacht werden und nicht bloß, weil er in seinem Sohne der Nation ein großes Geschenk gegeben, sondern auch als einer Persönlichkeit von selbständigem Werte. Er war ein Ehrenmann.

---

4. Der „Xenienalmanach“ und die Anfänge des „Wallenstein“.

Vergegenwärtigt man sich, wie die damalige Gemütslage Schillers unter der Einwirkung der im vorigen Kapitel erzählten häuslichen Vorfälle sein mußte, und vergleicht damit seine Produktivität, so wird man über die Unabhängigkeit seines Geistes erstaunen müssen. Das Vermögen, dem Einfluß des Gemütes auf die übrigen Seelenkräfte seine Grenzen vorzuschreiben, war ein Geschenk der Natur und zwar so dauerhafter Art, daß es dem Dichter auf seinem ganzen Lebenswege den Dienst nicht versagte. Wie er unter den erbärmlichsten Verhältnissen den „Fiesko“, „Kabale und Liebe“ und einen großen Teil des „Don Karlos“ geschaffen und seine Dichterkraft schon damals auf eine fast unbegreifliche Weise frei erhalten konnte von allem, was seine Persönlichkeit behelligte und beengte, so vermochte er es auch heute noch. Damals waren die Sorgen andrer Art, sie waren schlimm; allein die des Jahres 1796 waren noch schlimmer, sie galten der eignen Gesundheit und der Gesundheit der nächsten Angehörigen. Die Schulung des Geistes hatte freilich nicht geringen Anteil an der Festigkeit, mit welcher sich die poetische Kraft alle störenden Eindrücke fern hielt, die Freundschaft mit Goethe, Körner und Humboldt war ihm starke Stütze; dennoch bleibt ein Rest, der nur in der Naturanlage gesucht werden kann, und dieser Rest läßt sich lediglich aus der Größe der Begabung erklären, welche Schiller innewohnte. Ganz für geistiges Schaffen und geistiges Genießen war diese Individualität eingerichtet, nur dazu hatte die mit ihrem Leibe in so losem Zusammenhang stehende Seele, aber dazu auch alle Befähigung und Anlage. Die überquellende physische Lebenskraft eines Goethe war dem jüngern Freunde versagt; von den Genüssen, welche die körperlichen Sinne gewäh-

ren, durfte er nur sparsam Gebrauch machen, dafür war ihm die Unabhängigkeit von solchen Genüssen und Heiterkeit inmitten der finstersten, drohendsten Verwickelungen gegeben. Nichts Kleines hat Schiller je begeistern, nichts Großes ihn je erdrücken können, und wenn Schwächemomente eintraten und Zweifel an dem Werte seines Wesens sich erhoben, so war es zuletzt ebendieses Wesen selbst, das die Zweifel wieder niederschlug und im Gefühl der eignen Freiheit das stolze Wort aussprach, der Dichter sei der einzig wahre Mensch.

Er selbst hatte sich die Burg der Poesie zurückerobert, und sich hier sicher fühlend, unternahm er jetzt in Goethes Gesellschaft einen kühnen Ausfall aus dem Gebiete der Kunst, einen kecken Streifzug in das Gebiet des Handwerks und der Mittelmäßigkeit.

Die Beschränktheit, die geistige Armseligkeit, brotneidisch wie immer, hatte ihre Katzenkrällchen sauber gewetzt und auf ihre Schärfe an den „Horen" versucht. Diese waren schon im ersten Jahrgang „zu einer wahren Ecclesia militans geworden. Außer von den Völkern, die Herr Jakob in Halle (in den ‚Philosophischen Annalen') kommandierte und die Herr Manso in Dyks ‚Bibliothek der schönen Wissenschaften' ausrücken ließ, außer von Wolfs schwerer Kavallerie erfolgte auch von dem Berliner Nicolai im zehnten Teil seiner ‚Reisen' ein derber Angriff." Schiller, dadurch gereizt, wollte eine Entgegnung in der Zeitschrift bringen, welche Idee aber weder Körners noch Humboldts Billigung fand; Goethe war der Ansicht, es sei zu überlegen, ob man nicht vor Ende des Jahres sich über einiges erkläre und unter den Autoren und Rezensenten Hoffnung und Furcht verbreite. Einige Wochen später wiederholte er den Plan, Schiller möge sich überall umsehen und sammeln, was gegen die „Horen" im allgemeinen und besondern gesagt sei, um am Schlusse des Jahres ein kurzes Gericht zu halten; wenn man dergleichen Dinge in Bündelchen binde, brennten sie besser. Im Briefe vom 23. Dezember (1795) wiederholte er den früher angedeuteten, jetzt dahin erweiterten Vorschlag, auf alle Zeitschriften Epigramme, wie die „Xenia" des Martial seien, zu machen und diese Sammlung in den „Musenalmanach" des nächsten Jahres zu setzen. Drei Tage nachher folgten bereits ein Dutzend „Xenien", mit einem Hundert derselben könne man sich „sowohl dem Publiko als seinen Kollegen aufs angenehmste empfehlen". Nun war die richtige Form gefunden. Ganz entzückt darüber antwortete Schiller am 29. Dezember: „Der Gedanke mit den ‚Xe-

nien' ist prächtig und muß ausgeführt werden. Die Sie mir heute schickten, haben mich sehr ergötzt, besonders die Götter und Göttinnen darunter. Solche Titel begünstigen einen guten Einfall gleich besser. Ich denke aber, wenn wir das Hundert voll machen wollen, werden wir auch über einzelne Werke herfallen müssen, und welcher reichliche Stoff findet sich da! Sobald wir uns nur selbst nicht ganz schonen, können wir Heiliges und Profanes angreifen. Welchen Stoff bietet uns nicht die Stolbergische Sippschaft, Racknitz, Ramdohr, die metaphysische Welt mit ihren Ichs und Nicht-Ichs, Freund Nicolai, unser geschworner Feind, die Leipziger Geschmacksherberge (Dyks ‚Bibliothek der schönen Wissenschaften‘), Thümmel, Göschen als sein Stallmeister und dergleichen dar!“

Bevor der Januar zu Ende war, trugen sich die Freunde mit der großartigen Absicht, ein volles Tausend solcher „Gastgeschenke“ auszuteilen. Goethe war am 2. Januar (1796) in Jena angekommen und hatte bis Mitte des Monats dort verweilt; während dieser Wochen konnten die Dichter sich ihre Einfälle im Augenblick der Entstehung mitteilen und sie verarbeiten. Der Scherz begann sich zu einer „wahren poetischen Teufelei, die noch kein Beispiel hatte“, zu gestalten; allen litterarischen Katzen und Kätzchen drohte Unheil. Schillers Gesundheit war bei dem schönen Winterwetter sehr leidlich und seine Stimmung heiter, obgleich er „noch in keinem obligaten poetischen Geschäfte“ sich befand. Ein gewisses grimmiges Behagen bemächtigte sich seiner, als er zu Anfang Februar schon über 200 Monodistichen, die allerdings beiden Autoren ihre Entstehung verdankten, fertig vor sich sah. Die Gesellschafter beschlossen, ihre Eigentumsrechte an die einzelnen Teile dieser „wilden, gottlosen Satire“ niemals auseinander zu setzen; jeder sollte, wenn er seine Gedichte sammle, die „Xenien“ ganz in dieser Sammlung abdrucken lassen.

Der Kapellmeister Reichardt, Salinendirektor zu (Giebichenstein bei) Halle, der angebliche Freund Goethes und gleichzeitig Herausgeber der beiden Journale „Deutschland“ und „Frankreich“, hatte in dem erstern eine „unendlich miserable“ Besprechung der „Horen“ gegeben und sich darin über Goethes „Unterhaltungen“ und noch andre Aufsätze schrecklich „emanzipiert“. Das bekam ihm übel. „Wir kennen diesen falschen Freund schon lange“, antwortete Goethe auf Schillers bezügliche Mitteilung, „und haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu

versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken. Ein Dutzend Distichen sind ihm schon gewidmet." Neben Reichardt war es, wie vorhin erwähnt, Dyk, Buchhändler zu Leipzig, der Herausgeber der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften", der „Leipziger Geschmacksherberge", wie Schiller die Zeitschrift nannte, war es Manso, Gymnasiallehrer zu Breslau, Verfasser scharfer Rezensionen in Dyks Journal gegen die „Horen", war es Nicolai in Berlin, auf welche die Pritsche niedersauste. Daß der Philosoph v. Jakob in Halle für die schroffe Abfertigung von Schillers ästhetischen Schriften seine gemessene Tracht empfing und sich von des gekränkten Verfassers Groll scharfe Titel, als da sind Esel und Ochs, gefallen lassen mußte, kann nicht sonderlich in Erstaunen setzen.

Erneuerte Brustkrämpfe und dadurch verursachte schlaflose Nächte störten Schiller im Februar, brachten aber die Xenienproduktion nicht zum Stillstand; dann kam Goethe auf längere Zeit nach Jena, was die gemeinsame Arbeit zweifelsohne förderte. Als er ging, ließ er den Freund in einer poetischen Stimmung und ihm zugleich die Hoffnung zurück, daß für die „Horen" Rat geschafft werde; er hatte bereits die Autobiographie Cellinis als Beitrag für die Zeitschrift in Aussicht genommen. Vorerst wollte er nur einige interessante Stellen übersetzen, weil — nach seiner realistischen Vorstellungsart — an einem Leben ohnedem weiter nichts sei als die Details. Schiller war sehr damit einverstanden, daß der Freund mit einzelnen Partien beginne, das werde ihn am besten hineinbringen; denn wo es die Sache leide, sei es vorzuziehen, nicht mit dem Anfang anzufangen, weil dieser immer das Schwerste und das Leerste sei.

Indessen zu Weimar die leichtere Übersetzungsarbeit die Zeit ausfüllte, befand sich Schillers Gemüt in einer gar sonderbaren Bewegung. Und zwar waren es nicht von der Solitüde eingelaufene, die Krankheit des Vaters meldende Nachrichten, welche ihn aufregten, die gewaltigere Seite seiner Natur war affiziert, er dachte an seinen „Wallenstein". „Schon die allererste Operation, eine gewisse Methode für das Geschäft zu suchen, um nicht zwecklos herumzutappen, war keine Kleinigkeit." Indessen ging er mit großer Freude und ziemlich vielem Mute an diese neue Art von Leben. Manches den Plan Betreffende hatte er schon früher notiert. Von seiner alten Art und Kunst behauptete er wenig dabei brauchen zu können, aber er hoffte in der neuen nun schon weit genug zu sein.

um es damit zu wagen. „So viel weiß ich" — schrieb er in bester Laune an Körner —, „ich bin auf gutem Wege, und erreiche ich auch das lange nicht, was ich von mir fordere, so erreiche ich doch mehr, als ich in diesem Fache sonst geleistet habe." Zugleich ließ er Körner wissen, daß der „Musenalmanach" in diesem Jahre nicht erscheinen werde; — mit Michaelis wollte man nichts mehr zu thun haben, und Cotta hatte Bedenken, den Verlag zu übernehmen, weil er Michaelis nicht schädigen wollte. Die Epigramme sollten aber, wenn das Tausend voll geworden, zusammen in einem Bande herausgegeben werden [1].

Daß der Absatz der „Horen" auf etwa 1000 Exemplare zurückgegangen, war nicht gerade angenehm; aber Verleger und Redakteur ließen sich nicht besonders von solchem Mißgeschick anfechten, der letztere reiste wohlgemut am 23. März mit Frau und Kind (die beiden logierten bei Frau v. Stein) für einen Monat nach Weimar. Eigentlich war der Ausflug ein Wagestück, denn außer zwei Spazierfahrten in den schönen Märztagen hatte Schiller seit Herbst vorigen Jahres seine Behausung nicht verlassen. Gleichwohl wurde die Reise ohne üble Folgen gemacht, und in Goethes Hause, wo man es ihm recht bequem geboten, befand sich der Dichter trotz der beträchtlichen Veränderung in seiner Lebensart und trotz der inzwischen eingegangenen Trauernachricht vom Tode der Schwester Nanette ziemlich wohl und bei heiterm Humor. Er konnte wenigstens die Nächte über schlafen und die Gesellschaften, die sich im Hause versammelten, besuchen und genießen. Um dem Freunde den Besuch des Schauspiels zu ermöglichen, ließ Goethe, da das Theater keine Logen hatte, eine besondere einrichten, von wo aus Schiller der Aufführung ungestört zusehen konnte und, wenn er sich auch nicht ganz wohl fühlte, sich doch vor niemand zu zwingen brauchte. Die „Komödie" interessierte ihn diesmal besonders, sein alter Freund Iffland war zu einem Gastspiele nach Weimar gekommen, und Goethe benutzte die Gelegenheit, um seinen „Egmont" zur Darstellung zu bringen. Das Versprechen, welches Schiller ihm schon während seines Weimarer Besuchs im September 1794 gegeben, dieses Stück für die Bühne einzurichten, wurde jetzt eingelöst. Mit ganzem Herzen machte er sich ans Werk, schrieb verschiedene neue Szenen dazu und „nahm sich mit den alten manche

[1] Cotta ließ späterhin seine Bedenken fallen, infolgedessen wurde das Projekt einer separaten Publikation der „Xenien" aufgegeben.

Freiheit heraus". Konnte er unter diesen Umständen zwar nichts „für seinen eignen Herd" arbeiten, so fand er in der Umschmelzung des Dramas doch keine unnützliche Vorbereitung zu seinem „Wallenstein".

Ehe Iffland im „Egmont" (am 25. April) auftrat, reisten Schillers (am 20. April) nach Jena zurück; er aber fuhr zu dieser Aufführung wieder nach Weimar hinüber, und unmittelbar nachher, am 26. oder 27. April, traf die ganze Familie Körner samt Dora Stock in der Universitätsstadt ein. Die Freunde und deren Angehörige verlebten ein paar schöne Wochen miteinander, Goethe, der öfter in Jena anwesend war, und Körner kamen sich näher, und als letzterer nach Dresden zurückkehrte, nahm er Goethes herzliches Angedenken und die glänzendsten Hoffnungen auf Schillers neues Schaffen mit. Der Dichter sandte dem Freunde einige Zeilen tiefgefühlten Dankes nach für das frohe Leben, das sie zusammen geführt; wenn es auch wie ein Traum vorübergegangen, die Folgen seien glücklich und bleibend für ihn. Nachträglich gestand er auch ein, wieviel Mühe und Selbstbeherrschung es ihn oft gekostet, den Kummer zu verbergen, den er um das Mißgeschick seiner Familie auf der Solitüde trug; Körner war in der That nichts davon bemerkbar geworden. Während der Anwesenheit der Dresdener Freunde in Jena hatte auch Cotta auf seiner Rückreise von der Leipziger Jubilatemesse vorgesprochen und den Verlag des „Musenalmanachs" mit Schiller beredet und acceptiert.

Goethe befand sich noch in Jena, eifrig beschäftigt mit dem Abschlusse von „Meisters Lehrjahren"; neue „Xenien", fromme und gottlose, entstanden. In mancher der Sendungen, die von Haus zu Haus herüber- und hinübergesandt wurden, war der Haß doppelt so stark als die Liebe, und der ältere Dichter mahnte den jüngern — und sich selbst —, daß man sich „bei aller Bitterkeit vor kriminellen Inkulpationen hüten solle". Der Stoff für den „Almanach" sammelte sich; Schiller dichtete die „Klage der Ceres", das prächtige Frühlingsgedicht, in dem sich „Gegenwart und Allegorie, Einbildungskraft und Empfindung, das Bedeutende und die Deutung so schön ineinander schlingen", welchem Körner „die Hoheit im Ausdruck der Sehnsucht ohne Nachteil der Weiblichkeit" nachrühmte. Das Lob freute ihn, „aber gegen Goethen bin ich und bleib' ich eben ein poetischer Lump", schrieb er dessenungeachtet. Die melancholische Laune ging schnell vorüber, denn der „Wilhelm Meister", den er gerade von dem Verfasser erhalten,

und welcher die momentane Kleinmütigkeit verursacht hatte, hob ihn wieder empor. Sogleich versenkte er sich in das Kunstwerk, und empfand nun als zum schönsten Glück seines Daseins gehörig, daß er die Vollendung dieses Produktes erlebte, daß sie noch in die Periode seiner strebenden Kräfte falle und er aus dieser reinen Quelle noch schöpfen könne. Er schrieb an Goethe: „Das schöne Verhältnis, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höhern Sinne des Wortes, den Namen Ihres Freundes zu verdienen. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüter auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt als die Liebe." Nun wurde, als Folge der eingehenden Studien des Romans, eine Reihe beurteilender Briefe begonnen, aber plötzlich unterbrochen, als am 11. Juli, wie im vorigen Kapitel erwähnt ist, der zweite Sohn, Ernst, zur Welt kam. Der Vater konnte jetzt anfangen, seine kleine Familie zu zählen, und der Schritt von eins zu zwei war viel größer, als er vorher gedacht hatte.

Mittlerweile verbreiteten sich die Nachrichten von dem schon früher geschilderten Eindringen der Franzosen in Württemberg und beunruhigten auch den Dichter. „Mag es fallen, wie es will" — meinte er —, „so wird es uns arme Argiver manch hartes Opfer kosten. Ich würde es sehr stark spüren, wenn Cotta so sehr entkräftet würde, daß er seine Unternehmungen einschränken müßte; ohnehin wird das Bücherwesen einen großen Stoß erhalten, und die politischen Aspekten begünstigen mich auch von seiten des Koadjutors nicht mehr, der wahrscheinlich um seine Aussichten betrogen ist." Körner tröstete damit, daß das Sicherste wohl sei, sich jetzt auf keinen Fürsten, sondern auf die eigne Industrie zu verlassen; nachdem wieder Friede geschlossen sei, werde sich die Sache bald ändern.

Mit dem Drucke des „Almanachs", welchen der Buchdrucker Göpferdt in Jena für Cottas Rechnung besorgte, war im August begonnen worden; Schiller hatte alle Hände voll zu thun. Solche Ablenkung war nötig, denn die Nachrichten seiner Familie über den Zustand des Vaters lauteten immer trauriger und der Sohn war nicht mehr darüber im Zweifel, daß die hartnäckige und schmerzhafte Krankheit zum Tode führen werde. Wenn es mit seinem

eignen Gesundheitszustand wenigstens nicht schlechter ging, so häufte des kleinen Ernst schwächliches und von Krämpfen heimgesuchtes Wesen einen neuen Kummer auf sein Gemüt. In diesen sorgenvollen Stunden wurde die Anwesenheit Karolinens, die mit ihrem neuen Gatten, dem Legationsrat v. Wolzogen, nach Weimar zu ziehen im Begriffe war, da der bisherige Aufenthalt im Meiningenschen zu keiner Anstellung geführt hatte und überdies durch das Einrücken der Franzosen gefährdet erschien, als Trost empfunden. Goethe kam am 18. August sehr zur rechten Zeit, um Licht in die graue Stimmung zu bringen. An ihm konnte nun Schiller „sein Lämpchen wieder anzünden“, denn um diese Zeit entstand „Hermann und Dorothea“, und wie Goethe durch Beispiel und Zuspruch auf den Freund poetisch anregend wirkte, so stand er ihm auch im geselligen Kreise aufheiternd nahe und brachte manchen Abend in Schillers Familie zu. Da traf am 19. September Christophinens Brief von der Solitüde ein und meldete den Tod des Vaters. Obgleich der Sohn auf dieses Ereignis, das als Wohlthat erscheinen mußte, vorbereitet war, es ergriff ihn doch sehr. Trug er es auch mit gesetztem Gemüt, seine körperlichen Leiden regten sich um so stärker, zu ihnen gesellte sich noch ein Zahngeschwür und verleidete ihm fast das Leben. Goethe, der nicht den Mut hatte, ihn in seiner gegenwärtigen Lage zu verlassen, fürchtete, daß diese Epoche den Kränkelnden sehr schwächen werde, um so mehr, als er, wie immer, nicht aus dem Hause zu bringen sei, dadurch außer aller Konnexion kommen müsse und auch nur wenig Besuche erhalte, die ihn ablenkten. Die Krämpfe des kleinen Ernst traten mit verstärkter Heftigkeit auf. „Dieses Jahr ist so verwüstend für die Meinigen“, schrieb Schiller an Körner.

Unterdessen war der Druck des „Musenalmanachs für 1797“ beendigt worden. In dem durch das Binden und Expedieren verursachten Tumult gingen alle andern Gedanken unter. Den Einband besorgte zum Teil ein Weimarer Buchbinder, das übrige wurde in Jena gebunden, die Versendung der Auflage an die Buchhandlungen in ganz Deutschland hatte der Dichter in seinem Hause zu überwachen, und dieses Geschäft war keine Kleinigkeit, weil drei- bis viererlei Formen des „Almanachs“, deren jede einen andern Preis kostete, zu verteilen waren (Velin-, Holländisch- und Druckpapierexemplare; einige wurden mit, andre ohne Kalender verschickt). Zu jedem der 155 größern und kleinern Pakete kamen gedruckte Speditions- und Preiszettel, die Schiller selbst beschreiben mußte,

und über alles war ein Buch zu führen. An der Fertigstellung des „Almanachs" nahm auch Goethe, der am 4. Oktober nach Weimar zurückgekehrt war, teil, indem er den Buchbinder drängte.

Es ist rührend, aus dem Briefwechsel zu ersehen, wie die beiden großen Männer sich gleich dem geplagtesten Buchhandlungsgehilfen damit quälten, Ordnung in die ganze Angelegenheit zu bringen. Die Titelkupfer, eine „miserable" Terpsichore darstellend, trafen von Spener in Berlin, der den Druck besorgt hatte, in verschiedenen Partien ein, die bei einem Almanach unvermeidlichen Musikbeilagen kamen gar zu spät und mußten den zuerst versandten Exemplaren nachgeliefert, alles mußte wieder erst von Jena nach Weimar geschickt werden. Goethe meinte: „Man verdirbt sich durch dergleichen mechanische Bemühungen, auf die man nicht eingerichtet ist, und die man nicht mit der gehörigen Präzision betreibt, den ganzen Spaß und hat erst am Ende, wo alles zusammentreffen soll, den Verdruß, weil es an allen Enden fehlt". Sehr richtig! Auch diese „Buchhalterlehrjahre" fanden endlich ihren Abschluß, die 2000 Exemplare der ersten Auflage vergriffen sich sehr schnell, vier Wochen später mußte mit dem zweiten Druck begonnen werden.

Schon am 8. Oktober hatte Goethe gemeldet, daß die mordbrennerischen Füchse angefangen, ihre Wirkung zu thun; sie verkauften die tabulas votivas, und was sonst Gutes und Ernsthaftes in dem Büchelchen stehen mochte. Unter dem Titel: „Votivtafeln" waren die aus dem Verband der „Xenien" ausgeschiedenen ernsthaften Distichen, an deren Abfassung sich auch beide Dichter beteiligt, zusammengestellt worden. Hinsichtlich der „Xenien" schrieb Körner: „Eine gewisse vis comica, wovon es im Deutschen so wenige Beispiele gibt, herrscht bei weitem in dem größten Teile der „Xenien" und macht sie zu einem bedeutenden Kunstwerke für jeden, der für das Komische Sinn hat, er mag sich nun für litterarische Streitigkeiten interessieren oder nicht". Humboldt teilte mit, daß in Berlin „ein großes Reißen nach dem ‚Almanach' sei, doch habe er nichts, weder Interessantes noch Kurzweiliges, darüber erfahren. Die meisten kämen entweder mit moralischen Gemeinplätzen angestochen, oder sie belachten alles ohne Unterschied wie eine litterarische Hatze." Nicolai nannte den „Musenalmanach" den Furienalmanach. Der Herzog von Gotha war sehr ungehalten über die „Xenien", weil darin auch sein Günstling, der Herausgeber des „Nekrologs merkwürdiger Deutschen", der Professor Schlichtegroll, mit einigen Distichen bedacht war. Daß die Dichter von dem litterarischen Faust-

recht Gebrauch gemacht, nahm man ihnen in Kopenhagen sehr übel, wie die Gräfin Schimmelmann an Schiller schrieb. Dieser tröstete sich damit, man dürfe gar nicht daran denken, das Produkt seiner Natur nach gewürdigt zu sehen; die es am besten mit den Erzeugern meinten, brächten es doch nur bis zur Toleranz. Und dennoch waren die „Xenien“ gewiß ein lustiges Produkt, ein Kind munterster Laune, dem der unbetroffene Leser einige kleine Unarten sehr gut nachsehen, über dessen Keckheiten er sich herzlich freuen konnte. Schiller hatte dafür gesorgt, daß die schelmische Sippschaft, „dünnleibig und luftig, Seele mehr als Gebein“, gleich beim ersten Auftreten ihre Blutsverwandtschaft mit dem Vater Humor nicht verleugne.

Ohne Gepäck fahren sie zur Messe, ihren ersten Possen an dem ästhetischen Thorschreiber verübend, indem sie vor dessen Schlagbaum nicht den mindesten Respekt beweisen; den Zöllner wie den Mann mit dem Klingelbeutel trumpfen sie ab. Auf der Messe angekommen, packen sie alsbald ihren Glückstopf aus und beginnen, an die von allen Seiten teils hoffnungsvoll, teils neugierig herbeiströmenden Autoren ihre Zettel zu verteilen; darüber wird's Abend und Zeit, das längst bereitete Feuerwerk loszulassen. In Leuchtkugeln und Schwärmern wird des unglücklichen Manso ganzes dichterisches Streben verpufft und danach eine Schar Füchse mit brennenden Schwänzen in das Land der schriftstellernden Philister hineingejagt; die „papierene Saat“ geht in Flammen auf, und den Schrecken der vom Brandschaden Betroffenen zu vermehren, ruft der Chorführer ihnen zu, sich darauf gefaßt zu halten, daß sie ihr Handwerk künftig nicht mehr ruhig treiben würden. Nachdem solch lustiger Gewaltstreich verübt, nimmt die Travestie der Göttlichen Komödie ihren Anfang.

„Jetzo, ihr Distichen, nehmt euch zusammen, es thut sich der Tierkreis
Grauend euch auf; mir nach, Kinder! wir müssen hindurch!“

ruft der Chorage seinem Völkchen zu, und weiter geht es; beißender Witz trifft die Zodiakuswächter, auch Sternbilder, die nicht unmittelbar am Wege liegen, erhalten ihr Teil mit, und die kichernde Schar kommt endlich im Zeichen des Wassermanns und der Fische an. Man befindet sich an der Zentralstation, von wo aus die Flüsse gespeist werden. Jeder der dort umhersitzenden Flußgeister bringt sein Sprüchlein an, bis es dem Anführer des witzigen Korps zu viel wird und er, sie zur Ruhe verweisend, sich seinem Publikum wieder zuwendet. Bald tritt er selbst, bald einer seiner Kleingesellen vor, um Näher- oder Fernerliegendes spöttisch mit

Raketen zu bewerfen. Da — Peitschenknallen, Wagen an Wagen rücken Almanache und Journale an, und wie sie kommen, werden sie mit „herzlichen Gaben“ empfangen, wofür sich der nun in Person redende Genius des „Almanachs“ den Dank von den lieben Kollegen ausbittet. Danach kann sich das Schelmengelichter wieder den lebenden Autoren, die bisher zu kurz gekommen, zuwenden, und nachdem jeder mit einem mehr oder minder scharfen Hiebe bedacht worden, kommandiert die Muse ihre Truppe hinab in die Unterwelt. Großes und Kleines muß hier Rede stehen, und unten an den düstern Ufern des Acheron wird manches gehechelt, was noch oben wandelt im fröhlichen Lichte. Da tritt aus der Schar der „Xenien“ der Dichter selbst heraus zur Zwiesprache mit Herkules-Shakespeare, und jene großen und zugleich vernichtenden Worte fallen, die später unter dem Titel: „Shakespeares Schatten“ zusammengefaßt wurden. Aber so ernst sollte das Spiel des Witzes nicht ausgehen; mit graziöser Verbeugung empfehlen sich die „Xenien“ in dem Schlußdistichon „An die Freier“:

„Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch alle;
Hier ist der Bogen, und hier ist zu dem Ringen der Platz.“

Die Freier kamen zu Haufen, den dargebotenen Odysseus-Bogen zu spannen, und nun zeigte sich die schlimmste Seite der Stachelverse. Nicht darin, daß sie scharf, daß sie übersalzen waren, bestand diese schlimmste Seite, sondern darin, daß ihre giftigsten Hiebe recht behielten. Wie schön wäre es gewesen, hätte sich herausgestellt, daß Schiller und Goethe zu weit gegangen, als sie die Lauge ihres Hohnes über Büchermacher und Zeitungsschreiber ausgossen! Wie glänzend hätte sich auf diesem Ringplatz der Geist zeigen können, wenn dessen vorhanden gewesen wäre! Geister zeigten sich, aber welche Sorte! Nichts als Ausschuß! Die Machwerke, teils fader, teils gemeiner Art, die als „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar“, als „Trogalien“, als „Mückenalmanach“, als „Ochsiade“ und unter vielen andern Titeln zum Teil als Buchhändlerspekulationen den „Xenien“ gegenübertraten, trugen den Stempel ihrer Heimat; flackernde Miasmen, wiesen sie jeden, der sehen wollte, nach einem Sumpfe hin, aus dem sie entstanden. Wo solcher Sumpf zu finden, war durch die Goethe-Schillerschen Distichen aller Welt entdeckt worden, und die Aufklärung konnte als ein Gewinn auch für denjenigen Teil des Publikums gelten, welcher sie als „höchsten Mißbrauch der Preßfreiheit“ verdammte. Jedermann schalt und lachte zugleich, wie Goethe in den „Tages- und Jahres-

heften" berichtet; mit Hinblick auf die Antixenienlitteratur schrieb er dagegen an Schiller: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volks ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder.... Ich hoffe, daß die ‚Xenien' auf eine ganze Weile wirken und den bösen Geist gegen uns in Thätigkeit erhalten sollen; wir wollen indessen unsre positiven Arbeiten fortsetzen und ihm die Qual der Negation überlassen. Nicht eher, als bis sie wieder ganz ruhig sind und sicher zu sein glauben, müssen wir, wenn der Humor frisch bleibt, sie noch einmal recht aus dem Fundament ärgern. — Nach dem tollen Wagestück müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsre proteische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln."

Eine zweite Sammlung derartiger Stachelverse, wovor mancher sich gefürchtet haben mochte, brachte Schiller nicht mehr; wohl aber setzte er die „Horen" noch einen dritten Jahrgang hindurch fort, trotzdem der Abonnentenkreis sich abermals verkleinerte. „Unter den jetzigen Umständen dürfen wir nicht nachgeben", bemerkte er gegen Cotta. Seit dem dritten Stück des zweiten Jahrgangs, welches den Aufsatz „Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten" brachte, hatte Schiller keine Beiträge mehr zu der Zeitschrift geliefert und ihr Dasein meist durch Übersetzungen (Goethes „Cellini", Shakespeare-Szenen von Schlegel, Stellen aus Tibull, Properz, Theokrit ꝛc.) gefristet. Im zehnten Stück war ein neuer Stern aufgegangen. Der Roman „Agnes von Lilien" von Schillers Schwägerin Karoline hatte begonnen und freundlichste Aufnahme gefunden. Die Schlegel hielten das Werk, welches anonym erschien, für Goethes Arbeit, und Madame Schlegel meinte sogar, Goethe habe noch nie einen so reinen und vollkommen weiblichen Charakter geschaffen. Kosegarten wußte nicht, ob er in Goethe oder in Schiller den Verfasser zu suchen habe, nur der scharfsinnige Körner merkte gleich die weibliche Feder heraus. Schiller fand die Entschiedenheit, mit welcher die Schlegel ihre Ansicht auskramten, unerlaubt, und sehr mit Recht. Das Gesuchte der Motive und eine übermäßige Breite der Ausführung und der Reflexionen empfehlen diese Wolzogensche Schöpfung dem heutigen Geschmacke wenig und beweisen mehr für die Anspruchslosigkeit des damaligen Publikums als für den

„vortrefflichen Kopf“ der Verfasserin[1]. Der frühere Gatte Karolinens, v. Beulwitz, war „über die schöne Historie ganz weg“ und las seiner jetzigen Frau (er hatte sich nach der Scheidung mit einem Fräulein v. Bibra verheiratet) die „Agnes von Lilien“ vor ohne eine Ahnung davon, wer sie geschrieben.

Schillers Verstimmung gegen seine Schwägerin war längst gewichen, er leistete dem Ehepaar sogar in nächster Zeit einen sehr wichtigen Dienst, indem er durch Goethes Vermittelung die Anstellung Wolzogens am weimarischen Hofe herbeiführte. Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, daß das erste und einzige Kind, welches aus der Ehe Karolinens mit Wolzogen hervorging, der am 10. September 1795 geborne Sohn Adolf, bald nach der Geburt in der Nähe von Schaffhausen in fremde Pflege gegeben wurde; die geistreiche Frau wußte sich die Mutterpflichten sehr zu erleichtern.

Humboldt war nach etwa anderthalb Jahre langer Abwesenheit am 1. November (1796) wieder in Jena eingetroffen und fand seinen Freund, welcher nun der aus der Herstellung und Expedition des „Musenalmanachs“ erwachsenen Hindernisse ledig geworden, in den Vorarbeiten zum „Wallenstein“. Schiller studierte vorläufig die Quellen, um sich in die Zeitgeschichte hineinzuarbeiten, ging im übrigen noch immer um sein Thema herum, auf dessen Boden er vorerst nicht sehen konnte, und erwartete die mächtige Hand, die ihn ganz hineinwerfe. Je mehr er seine Ideen über die Form des Stückes rektifizierte, desto ungeheurer erschien ihm die zu bewältigende Masse, es wurde ihm fast angst davor, und nur „ein gewisser kühner Glaube an sich selbst“ gab ihm die Kraft, in der Arbeit fortzufahren. Am 18. November, nach ungefähr einmonatlicher Beschäftigung mit dieser Aufgabe, war er recht ungeduldig, darüber klar zu werden, ob der widerspenstige Stoff, dem sich nur durch ein heroisches Ausharren etwas abgewinnen lasse, sich auch vollkommen zu einer Tragödie qualifiziere.

In den sich ergänzenden Briefen vom 28. November (1796) an Goethe und Körner finden sich folgende Stellen über den Stand der Arbeit: „Ich brüte noch immer ernstlich über dem ‚Wallenstein‘, aber noch immer liegt das unglückselige Werk formlos und endlos vor mir da. Nicht, weil sich meine dramatische Fähigkeit, soweit

[1] Stellen wie die folgende finden sich nicht vereinzelt in dem Roman: „Mein Vater schien sehr ernsthaft, der Fremde bewegt, und es schien eine Wolke vor seiner Stirn zu liegen. Der Ring blickte mir wieder ins Auge, indem er nachdenklich seine Tasse Kaffee ausleerte.“!!

ich sie sonst mag besessen haben, überlebt hätte. Ich bin bloß deswegen unbefriedigt, weil meine Begriffe von der Sache und meine Anforderungen an mich selbst jetzt bestimmter und klarer und die letzteren strenger sind. Keins meiner alten Stücke hat so viel Zweck und Form, als der ‚Wallenstein‘ jetzt schon hat. Was ich will und soll, auch was ich habe, ist mir jetzt ziemlich klar; es kommt nun noch bloß darauf an, mit dem, was ich in mir und vor mir habe, das auszurichten, was ich will und was ich soll. — Was die dramatische Handlung als die Hauptsache anbetrifft, so will mir der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff freilich noch nicht ganz parieren; es sind noch Lücken im Gange, und manches will sich gar nicht in die engen Grenzen einer Tragödienökonomie herein begeben. Auch ist das Proton-Pseudos in der Katastrophe, wodurch sie für eine tragische Entwickelung so ungeschickt ist, noch nicht ganz überwunden. Das eigentliche Schicksal thut noch zu wenig und der eigne Fehler des Helden noch zu viel zu seinem Unglück. — Der Stoff ist, ich darf wohl sagen, im höchsten Grade ungeschmeidig für den dramatischen Zweck; er hat beinahe alles, was ihn davon ausschließen sollte. Es ist im Grunde eine Staatsaktion und hat, in Rücksicht auf den poetischen Gebrauch, alle Unarten an sich, die eine politische Handlung nur haben kann, ein unsichtbares, abstraktes Objekt, kleine und viele Mittel, zerstreute Handlungen, einen furchtsamen Schritt, eine (für den Vorteil des Poeten) viel zu kalte, trockne Zweckmäßigkeit, ohne diese bis zur Vollendung und dadurch zu einer poetischen Größe zu treiben; denn am Ende mißlingt der Entwurf doch nur durch Ungeschicklichkeit. Die Basis, worauf Wallenstein seine Unternehmung gründet, ist die Armee, mithin für mich eine unendliche Fläche, die ich nicht vors Auge und nur mit unsäglicher Kunst vor die Phantasie bringen kann: ich kann also das Objekt, worauf er ruht, nicht zeigen und ebensowenig das, wodurch er fällt; das ist ebenfalls die Stimmung der Armee, der Hof, der Kaiser. — Auch die Leidenschaften selbst, wodurch er bewegt wird, Rachsucht und Ehrbegierde, sind von der kältesten Gattung. Sein Charakter endlich ist niemals edel und darf es nie sein, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen. Um ihn nicht zu erdrücken, darf ich ihm nichts Großes gegenüberstellen; er hält mich dadurch notwendig nieder. Mit Einem Wort, es ist mir fast alles abgeschnitten, wodurch ich diesem Stoff nach meiner gewohnten Art beikommen könnte; von dem Inhalte habe ich fast nichts zu erwarten,

alles muß durch eine glückliche Form bewerkstelligt werden. — Ich traktiere mein Geschäft auch schon ganz anders, als ich ehemals pflegte. Beinahe möchte ich sagen, das Süjet interessiert mich gar nicht, und ich habe nie eine solche Kälte für meinen Gegenstand mit einer solchen Wärme für die Arbeit in mir vereinigt. Den Hauptcharakter sowie die meisten Nebencharaktere behandle ich wirklich bis jetzt mit der reinen Liebe des Künstlers; bloß für den nächsten nach dem Hauptcharakter, den jungen Piccolomini, bin ich durch meine eigne Zuneigung interessiert, wobei das Ganze übrigens eher gewinnen als verlieren soll. In den Geschichtsquellen suche ich absichtlich eine Begrenzung, um meine Ideen durch die Umgebung der Umstände streng zu bestimmen und zu verwirklichen; davor bin ich sicher, daß mich das Historische nicht herabziehen oder lähmen wird. Ich will dadurch meine Figuren und meine Handlung bloß beleben; beseelen muß sie diejenige Kraft, die ich allenfalls schon habe zeigen können, und ohne welche ja überhaupt kein Gedanke an dieses Geschäft von Anfang an möglich gewesen wäre. Auf dem Weg, wo ich jetzt gehe, kann es leicht geschehen, daß mein ‚Wallenstein‘ durch eine gewisse Trockenheit der Manier sich von meinen vorhergehenden Stücken gar seltsam unterscheiden wird. Wenigstens habe ich mich bloß vor dem Extrem der Nüchternheit, nicht, wie ehemals, vor dem der Trunkenheit zu fürchten. — Humboldt meint, ich solle den ‚Wallenstein‘ in Prosa schreiben; mir ist es in Rücksicht auf die Arbeit ziemlich einerlei, ob ich Jamben oder Prosa mache. Durch die ersten würde er mehr poetische Würde, durch die Prosa mehr Ungezwungenheit erhalten. Da ich ihn aber im strengen Sinne für die theatralische Vorstellung bestimme, so wird es wohl besser gethan sein, Humboldten hierin zu folgen."

Von nun an rückte die Arbeit in lebhaftem Schritte weiter. Das kühle „um den Plan Herumgehen", die Trennung der Vorbereitungen von der Ausführung, ließ sich nicht fortsetzen, mehrere Szenen des ersten Aktes wurden — und zwar in Prosa — niedergeschrieben. Goethes Einfluß, das Studium des „Wilhelm Meister", hatte Schillers Empfänglichkeit mit seiner Selbstthätigkeit in Harmonie gebracht, er fühlte sich wieder vollkommen als Künstler und durch den Übergang von der Spekulation zur Produktion erfrischt und verjüngt.

---

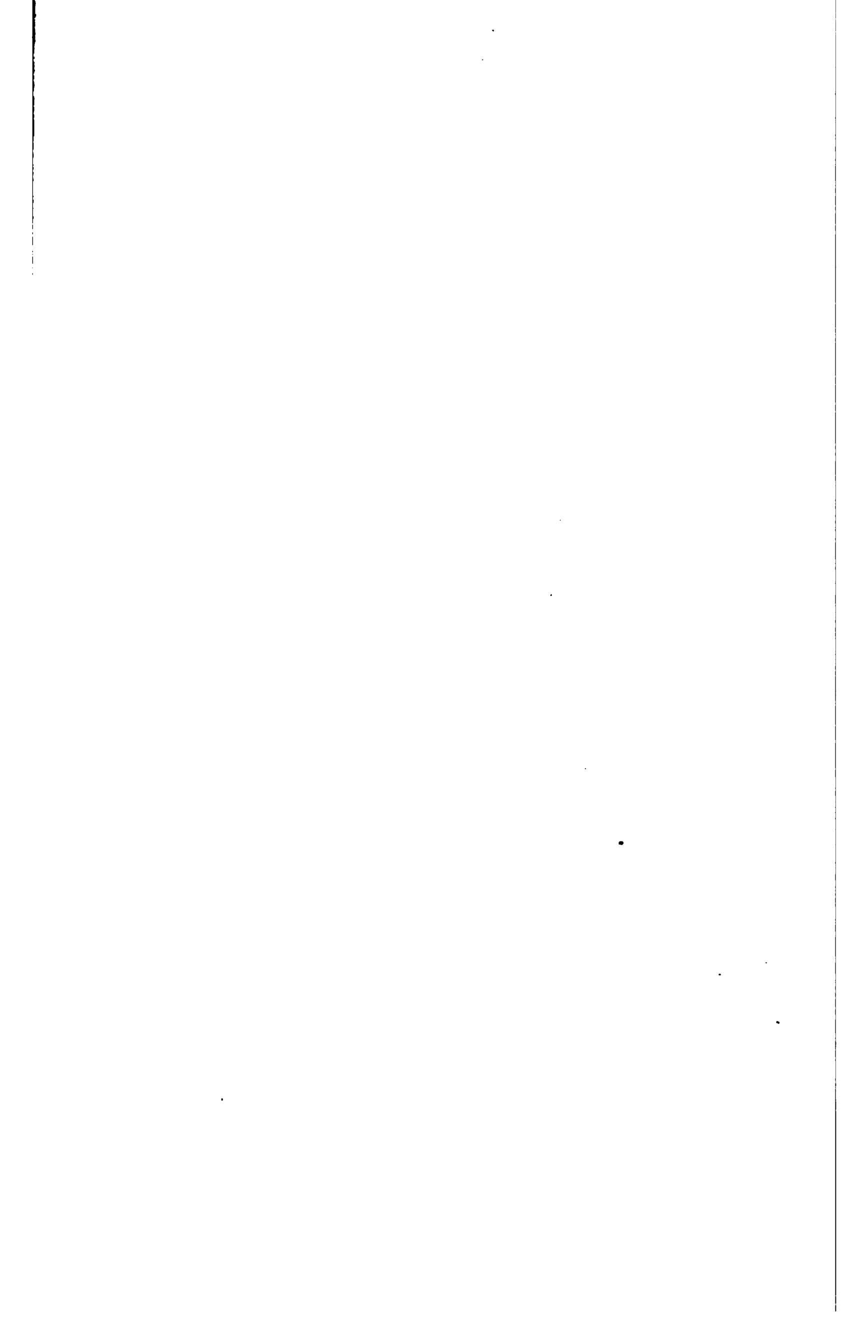
5. Die Balladen. Fortgesetzte Beschäftigung mit „Wallenstein“.

Schiller empfand sehr wohl, daß er großen geistigen Anstrengungen entgegengehe und durch jedes mögliche Mittel seiner körperlichen Gesundheit zu Hilfe kommen müsse, er dachte ernstlich daran, seine Künstlerwerkstätte in einem Garten aufzuschlagen, um des Genusses frischer Luft, dem er sich seit Jahren sehr zu seinem Nachteil entzogen, wieder teilhaftig zu werden. Eine sich zufällig bietende Gelegenheit wurde daher sofort benutzt. Der hoch auf einem Vorsprung über dem kleinen Bach, die Leutra, liegende, nicht ungeräumige Garten des verstorbenen Professors C. G. Schmidt stand einschließlich des zu einer Sommerwohnung geeigneten Hauses zum Verkauf; Schiller erwarb ihn und bezog am 2. Mai 1797 die Gartenwohnung in der Hoffnung auf guten Erfolg für sein leibliches Befinden; er freute sich des Besitzes, der reizenden Lage des Ortes, die ihm den Ausblick auf das grüne Thal der Leutra und das prachtvolle Saalthal gewährte.

Noch bevor er seine Gartenwohnung bezogen, verließ Wilhelm v. Humboldt mit seiner Familie Jena, um sich über Dresden nach Wien zu begeben. Er schenkte dem Freunde sein von dem Bildhauer Klauer (1796) in Gips modelliertes Reliefporträt, welches sich noch heute im Schiller-Archiv zu Greifenstein befindet, und wovon eine photographische Nachbildung hier beigefügt ist. So anregenden Umgang entbehren zu müssen, war hart für Schiller, traurig schrieb er an Goethe: „Ich sehe Humboldt mehrere Jahre nicht wieder, und überhaupt läßt sich nicht erwarten, daß wir einander noch einmal so wiedersehen, wie wir uns jetzt verlassen. Das ist also wieder ein Verhältnis, das als beschlossen zu betrachten ist und nicht mehr wiederkommen kann; zwei Jahre, so ungleich verlebt, werden gar viel an uns und auch zwischen uns ver-



Wilhelm von Humboldt.



ändern." Auch ein anderes Verhältnis näherte sich dem Ende, das des Dichters zur philosophischen Spekulation.

Vergebens sieht man sich nach dem Nutzen um, den dieser gewaltige Geistesaufwand dem rein künstlerischen Schaffen gebracht. Eine Nachwirkung war offenbar vorhanden, leider aber keine günstige. Das Ziel, der poetischen Thätigkeit einen Halt zu geben, war nicht erreicht worden, wohl aber das Gegenteil. Die Unbefangenheit, mit welcher der Dichter einst frisch an die Darstellung seiner Ideen gegangen, war verloren; unsicher und ängstlich nahte er sich der selbstgestellten Aufgabe, und mißtrauisch modelte er fortwährend an ihr herum. Er wurde zu seinem Schaden inne, daß es mit dem, was er in der Abhandlung „Über die tragische Kunst" sich selbst und andern als gewiß hatte hinstellen wollen, seine Richtigkeit nicht so ganz habe, und die neuere Kunst sich keineswegs des Vorteils erfreue, „von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen". Die Philosophie ist viel zu selbständig und zu abgeschlossen, der Kunst das Rohprodukt zur Verarbeitung zurechtzumachen.

Es dauert den Leser, den Dichter in den Aufsätzen: „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen", „Über die tragische Kunst", „Über das Pathetische" sich um die Feststellung abmühen zu sehen, was eigentlich schön sei. Niemals vermochte er sich darüber klar zu werden, dafür hatte er von vornherein das Pferd allzu kräftig beim Schwanze aufgezäumt, indem er von dem unglückseligen Glückseligkeitszweck des Menschen ausging und den Inhalt des Kunstwerkes mit dem Moralischen unter einen Hut bringen wollte. Je mehr er das Sinnliche (Körperliche) zu vergeistigen strebte, desto mehr entfernte er sich von dem Zwecke seiner ganzen philosophischen Thätigkeit, der doch darin bestand, seinem dichterischen Schaffen Erleichterung und größere Vollkommenheit zu geben. Den Spitzbuben und Verbrechern, welcher ein Trauerspieldichter oft nicht entraten kann, war er in dem erstgenannten Aufsatze von seiten der Moral so unsanft zu Leibe gegangen, daß er in der Abhandlung „Über das Pathetische" eiligst von der Härte seines Urteils etwas wegnehmen mußte, um die Beihilfe dieser Charaktere in der tragischen Handlung nicht für alle Zeiten zu verscherzen. An der Stelle wurde alsdann dem Bösewicht zugestanden, die von ihm zur Erreichung seines Zieles aufgewandte Kraft mache ihn interessant.

Es ist deutlich erkennbar, warum Schiller sich solchen ästhe-

tischen Studien unterzog: an seinem „Menschenfeind" war ihm eine üble Erfahrung nicht erspart geblieben, so daß er damals an Körner schrieb (26. November 1790): „Komme ich je wieder in die tragische Laufbahn, so will ich mich nicht wieder aussetzen, das Opfer einer unglücklichen Wahl zu werden. Ehe ich meine dunkeln Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, lasse ich mich auf keine dramatische Ausarbeitung ein." Etwa ein Jahr nachher begannen dann die „Ästhetischen Aufsätze", und nachdem das ganze Gebiet der Ästhetik durchgearbeitet war, stellte sich als Resultat aller Mühseligkeiten der Zweifel ein, ob die Kunstphilosophie dem Künstler überhaupt etwas zu sagen habe. Der zur Poesie zurückkehrende Ästhetiker sah bei Musterung seiner Errungenschaften, daß das, was etwa für die Philosophie den gehörigen Gehalt besitze und sich zum allgemeinen Gesetz qualifiziere, für den Künstler bei der Ausübung immer hohl und leer bleibe. Dieser brauche mehr empirische und spezielle Formeln, die eben deswegen für den Philosophen zu eng und unrein seien. Schiller, der im Briefe vom 9. Januar 1796 an A. W. Schlegel freilich behauptet, die Beschäftigung mit der Wissenschaft, seine Epoche der Spekulation, habe seine poetische Thätigkeit sehr unterstützt, gestand nun ein, er erfahre täglich, wie wenig der Poet durch allgemeine reine Begriffe bei der Ausübung gefördert werde, und sei zuweilen jetzt unphilosophisch genug, alles, was er selbst und andere von der Elementarästhetik wüßten, für einen einzigen empirischen Vorteil, für einen Kunstgriff des Handwerks hinzugeben. Ja, er ging sogar so weit, zu glauben, daß die ganze Ästhetik nicht einmal bei der Beurteilung von Kunstwerken eine Hilfe zu leisten im stande sei.

Er begann einen neuen Weg einzuschlagen. Der erwähnte Aug. Wilh. Schlegel, als Mitarbeiter an den „Horen" (das dritte Stück brachte bereits einen Teil seiner Übersetzung von Dantes „Hölle") schon vorher mit Schiller in Verbindung und ziemlich regem Briefwechsel, hatte sich im Frühjahr 1796 in Jena niedergelassen. Unter einem günstigen Vorurteil empfing ihn der Dichter, und von dem weit jüngern Manne angeregt (Schlegel war 1767 geboren), legte er sich auf das Studium des Sophokles; „Philoktet", „Die Trachinierinnen", „Antigone", „König Ödipus" wurden gelesen und untersucht. Die frühere Beschäftigung mit Euripides hatte die sonderbare Absicht gezeitigt, dem Chor wieder eine Stelle in der Tragödie anzuweisen, weil er die Idee des Trauerspiels erweitern könne. „Die Malteser", deren Plan Schiller schon seit dem Jahre

1788 mit sich herumtrug, sollten zu diesem Experiment benutzt werden, da das Stück einer griechischen Manier fähig sei.

Die neuere Beschäftigung mit der alten Tragödie ging mehr auf den Kern der Sophokleischen Kunst als auf dieses äußerliche Moment und machte dem Dichter zur Gewißheit, daß sie ihr ganzes Gewicht darauf lege, eine poetische Fabel zu erfinden und die poetische Wahrheit herauszuarbeiten.

Am lebhaftesten aber fühlte er sich von dem fast beneideten Glücke der alten Tragiker ergriffen, welches ihnen gestattete, das Schicksal zu einem Hauptfaktor in ihren Kunstwerken zu machen. Hier glaubte er den stärksten Hebel für den tragischen Effekt gefunden zu haben und ein totaler Umschwung in seinen Ansichten trat ein.

Wem die Stelle aus der Abhandlung „Über die tragische Kunst" (von 1792) gegenwärtig ist, wo es hieß: „Eine blinde Unterwürfigkeit unter das Schicksal ist immer demütigend und kränkend für freie, sich selbst bestimmende Wesen ꝛc.", der wird schon bei der auf S. 466 angeführten Bemerkung gestutzt haben, daß das eigentliche Schicksal zu Wallensteins Unglück zu wenig thue. Thatsächlich erschien die einst so bestimmt verworfene Schicksalsidee dem Dichter jetzt als ein vorzügliches Motiv, und er gedachte ihr im „Wallenstein" (zu welchem er im April 1797 ein detailliertes Szenarium niedergeschrieben) eine Hauptrolle zuzuweisen. Also abermals eine Krise, abermaliges Stocken der Arbeit! Goethe suchte dem Freund einen praktischen Weg zu zeigen, als er ihm (am 26. April 1797) schrieb: „Im Trauerspiel kann und soll das Schicksal oder, welches einerlei ist, die entschiedene Natur des Menschen, die ihn blind da- oder dorthin führt, walten und herrschen; sie muß ihn niemals zu seinem Zweck, sondern immer von seinem Zweck abführen, der Held darf seines Verstandes nicht mächtig sein, der Verstand darf gar nicht in die Tragödie entrieren, als bei Nebenpersonen zur Desavantage des Haupthelden". Zwei Tage später meldete Goethe, er habe die „Poetik" des Aristoteles und zwar mit dem größten Vergnügen gelesen, und schickte sie nach Jena (in der Übersetzung von Curtius, deren auch Lessing in seiner „Dramaturgie" gedenkt). Schiller war mit dem Stagiriten, von welchem er früher mehrere Bestimmungen durch Vermittelung der Lessingschen „Dramaturgie" in seinen Aufsatz „Über die tragische Kunst" aufgenommen, sehr zufrieden, er fühlte sich durch die Lesung nicht nur nicht niedergeschlagen und eingeengt, sondern wahrhaft gestärkt und erleichtert.

Die Vorarbeiten zum „Wallenstein" hatten einstweilen wieder

ihr Ende erreicht. Die Übersiedelung nach dem Gartenhause war erfolgt und sofort auch die Notwendigkeit einer baulichen Reparatur hervorgetreten; dieser nach Goethes Ausspruch reizende Zeitverderb und das schlechte Wetter wirkten störend auf Schillers Aufgelegtsein. Fertig geworden war im Laufe des Monats Mai nur die erste Niederschrift des „Prologs zum Wallenstein" (später „Wallensteins Lager" betitelt).

Die Mißlaune fand alsbald Gelegenheit, sich gründlich auszulassen. Friedrich Schlegel, der jüngere Bruder August Wilhelms, hatte in Reichardts Journal „Deutschland" die in den „Horen" erschienene „Agnes von Lilien" der Wolzogen hart rezensiert in der Meinung, sie sei von Goethe. Als er nachträglich seinen Irrtum erfuhr, sprach er unvorsichtigerweise gegen Alexander v. Humboldt sein Bedauern aus, daß er den Roman so streng behandelt habe. Schiller erhielt davon Kenntnis und schrieb im ersten Grimme darüber an Goethe: „Es ist doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel.... Der Laffe meint, er müsse dafür sorgen, daß Ihr Geschmack sich nicht verschlimmere. Und diese Unverschämtheit kann er mit einer solchen Unwissenheit und Oberflächlichkeit paaren, daß er die ‚Agnes' wirklich für Ihr Werk hielt." Kurz nachher lud Herr Friedrich Schlegel eine neue Sünde auf sein schon sehr schuldbeladenes Haupt, indem er öffentlich über die „Horen" herfiel, weil sie zu viele Übersetzungen enthielten. Dies mußte Schiller noch mehr aufregen, denn gerade von dessen Bruder hatte er viele Übersetzungen in die Zeitschrift aufgenommen. Er setzte daraufhin dem letztern den Stuhl derb genug vor die Thüre (Brief vom 31. Mai 1797) und mochte der frohen Hoffnung sein, dieses „unfruchtbare, immer nachhinkende und den rasch Fortschreitenden zurückrufende und hindernde Geschlecht" dadurch los zu werden. Dem war aber nicht so. A. W. Schlegel lehnte jede Verantwortung für seines Bruders Gebaren ab und besänftigte Schiller, so daß ein wenigstens äußerlich freundliches Einvernehmen weiterhin bestehen und Schlegel Mitarbeiter der „Horen" blieb. Auch zu dem „Musenalmanach" für 1798 lieferte er Gedichte. Die Beiträge, welche Schiller selbst diesem Unternehmen zuwenden wollte, nahmen jetzt die ganze Thätigkeit in Anspruch; sie bestanden in nichts Geringerem als in jenen unsterblichen Balladen, die noch heutigestags neben den Goetheschen Werken gleicher Gattung zu den wertvollsten Besitztümern unserer Litteratur gezählt werden.

Zwischen dem 5. und 14. Juni (1797) wurde der „Taucher“ geschrieben, am 19. war der „Handschuh“, am 24. der „Ring des Polykrates“, am 4. Juli die „Nadowessische Totenklage“ fertig. Vom 11. bis 18. Juli befand sich Schiller in Weimar und las am 14. der Herzogin Luise, welche durch Goethe schon darauf vorbereitet und gespannt war, den Prolog zum „Wallenstein“ und die bis dahin gedichteten Balladen vor. Während des August, welcher durch drückende Hitze neue, fast den ganzen Monat hindurch andauernde Krankheitsanfälle bei dem Dichter hervorrief, entstanden dennoch die „Kraniche des Ibykus“ und der „Ritter Toggenburg“, dann im September der „Gang nach dem Eisenhammer“, welch letzterer am 25. September zur Vollendung kam. Diese Dichtungen sind der sprechendste Beweis dafür, daß die lebendige Gegenwart Goethes einen entscheidenden Einfluß auf Schiller geübt. Der letztere fühlte nun selbst, wie er durch den Umgang mit dem Freunde immer mehr von der „poetischen Unart“ abkam, vom Allgemeinen zum Individuellen überzugehen und sich dadurch am Ziele seines Weges ärmer zu sehen als am Anfang. Endlich, leider spät, war der Wendepunkt eingetreten: Schiller begann nach jahrelangem Ringen die Fesseln, welche ihm die Philosophie angelegt, abzustreifen, er wandte sich ab von den abstrakten Begriffen, an welche er bisher seine Thätigkeit verschwendet, und griff zu dem einzigen echten Rohstoffe der Kunst, zur Vorstellung. Darstellung einer Vorstellung, darin allein manifestiert sich das künstlerische Schaffen; nicht die Erkenntnis macht den Künstler, sondern die Einbildungskraft. Innerhalb des Kunstgebietes soll sein Schaffen frei sein, unbeengt von jeder andern Rücksicht als der des Kunstzweckes; dieser Freiheit entbehrt er, sobald er sich der Darstellung eines Begriffes widmet, denn den Begriff rein und unverletzt darzulegen, bleibt die Hauptsache. Die Zahl der möglichen Vorstellungen von einem Objekte ist fast unbeschränkt, die Vorstellung daher des Künstlers absolutes Eigentum; wenn er sie darstellt, so gibt er uns damit etwas von seinem eigensten Selbst, und so wenig er im stande ist, den Wert eines Begriffes durch die Darstellung zu steigern, so sehr bereichert er durch Darstellung seiner Vorstellungen das Besitztum der Menschheit. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, haben die in schneller Folge und fast mühelos entstandenen Balladen des Jahres 1797 eine weit höhere Bedeutung als die philosophischen Phantasien („Die Künstler“ ꝛc.), die Schiller unter vielem Kopfzerbrechen in den vorhergegangenen Jahren verfaßte.

Die Neigung zur Abstraktion, welche freilich Schiller angeboren sein mußte, wurde durch die während der Akademiezeit ihm auferlegte Absperrung von der Außenwelt großgezogen. Goethe war von Jugend auf in eine manchmal sogar physisch gefährliche Berührung mit dem realen Leben gekommen, indes hatte er dadurch den Menschen als ein geistbegabtes, aber zugleich körperliches Wesen kennen gelernt und erfaßt und an seinen Erfahrungen die Lust zur philosophischen Spekulation abgeschliffen. — Die Schildwache am Thore der Karlsakademie ließ auf allerhöchsten Befehl außer den Professoren und einigen alten Weibern nichts lebendig Menschliches passieren, und die Herren Lehrer trugen von dem, was in der Welt gedacht und gewollt wurde, nur eine sorgfältige Auswahl sorgfältig präparierter und mumifizierter Ideen hinein in die Schulsäle. Dort mußte sich Schiller mit dem dürren Kommißbrot abgezogener und oft recht verkehrt abgezogener Begriffe acht Jahre lang füttern lassen (darunter gehörte auch die Glückseligkeit der Menschen als Naturzweck und die Moral als höchster Zweck der Kunst), dort wurde ihm so viel vordemonstriert und definiert, daß es ihm während voller 17 Jahre weit ersprießlicher erschien, außersinnlichen Ursachen nachzugrübeln, als deren greifbare Wirkungen zu würdigen.

Einen weitern Anlaß, sich mit Abstraktis herumzuschlagen, bot seine eingeengte Lebenslage, nachdem ihn die herzogliche Gnade an dem unwirtlichen Ufer des Lebens als Regimentsmedikus ausgesetzt hatte. Wie wenig Glückseligkeit auf dieser Erde für 18 Gulden Monatsgehalt verabreicht wird, erfuhr er sehr bald, und wer, wie er, fortwährend zu borgen gezwungen war, um nur die zu einem Unterhalt vierter Klasse notwendigen Mittel zu haben, der mußte auf jenen einsamen Pfad gedrängt werden, an dessen Rändern wiederum diese abstrakten Begriffe, z. B. der Begriff der Schönheit, wachsen und um ein Billiges zu haben sind; viel windiges Zeug ist darunter, und für eine Dichterphantasie sind sie geradezu Gift. — Diesen in die Unendlichkeit führenden Holzweg wandelte also Schiller nicht allein aus angeborner Neigung, sondern unter dem Einflusse widriger, seiner Natur unangemessener Verhältnisse. Sie hatten die plastische Richtung seines Schöpferdranges, die ihm wie jeder echten Künstlernatur eigen war und sich in den Balladen so glänzend offenbarte, so lange unterdrückt, bis endlich die Einwirkung des Goetheschen Umgangs ihn aus der Irre zurückleitete.

Auf den „Begriff der Schönheit" war er nun sogar ärgerlich, selbst das Wort sollte außer Umlauf gebracht und „wie billig, die

Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinne an seine Stelle gesetzt werden". Abermals ein unglücklicher Versuch, über den Inhalt des Kunstwerks zur Klarheit zu gelangen, abermals die Verdrängung eines Abstraktums durch ein anderes, welches für den Künstler genau ebensoviel Wert, weil ebensowenig Inhalt hat; abermals ein gewaltiger Irrtum! Die Wahrheit „in ihrem vollständigsten Sinne" hat mit dem Kunstwerk durchaus nichts zu thun, nicht einmal die in ihrem unvollständigsten Sinne; denn was der Künstler darstellt, ist nur seine Vorstellung, die gar nicht einem bestimmten, in der Natur vorhandenen Gegenstand entnommen zu sein braucht (wie dies z. B. in der Tonkunst der Fall ist). Knüpft er mit seiner Vorstellung an wirkliche Objekte an, so wird er unter den Einzelwahrnehmungen, die seine Sinne ihm von dem vorgestellten Objekte vermittelt haben, eine Auswahl treffen und die Darstellung seiner Vorstellung, sein Kunstwerk, damit ausstatten. Der große Künstler wird auch in seiner Vorstellung von Gewöhnlichem noch Raum für bedeutende Momente haben, der geringere nimmt selbst an dem bedeutenden Gegenstande nur die unbedeutenden Seiten wahr und bildet danach seine Vorstellung. Die trockne Darstellung gewöhnlicher Vorstellungen pflegt man heutigestags mit Vorliebe als naturwahr zu genießen und anzupreisen, das ist die Folge des Dogmas von der „Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinne". Sowohl die eigne große Natur als Goethes auf bestimmte Ziele weisende Hand behüteten Schiller davor, sich durch die neue Entdeckung zu Extravaganzen verleiten zu lassen. Goethe sandte auch von der im August angetretenen Reise nach der Schweiz dem Freunde in manchem Briefe gute Ratschläge, welche im Verein mit der Nachwirkung der Aristotelischen Schrift zu der Einsicht führten, daß „in einem poetischen Werke nichts Gemeines sein solle". (Brief vom 24. November 1797 an Goethe.)

Seit dem 4. Oktober, nachdem die Arbeiten am „Musenalmanach" beendigt, war der Dichter wieder beim „Wallenstein". Von den fertigen Szenen, die in Prosa geschrieben worden, glaubte er sich trotz einiger darin bemerkter Trockenheit befriedigt, weil das Ganze poetisch organisiert und in eine reine tragische Fabel verwandelt sei. Der vermeintlichen Befriedigung fehlte jedoch etwas Wesentliches, und eingehende Beschäftigung mit dem „Ödipus" und Shakespeares „Historien" wurde zur Förderung der Arbeit, die sie eigentlich hinderte, unternommen. Mit diesem Hilfesuchen bei fremden Werken ging das Philosophieren über den „Wallenstein" fort-

während Hand in Hand, und noch immer wurde die Produktion nicht mit der Sicherheit betrieben, die eigentlich natürlich gewesen wäre; ja, seitdem Schiller, vom Herannahen des Winters aus dem Garten vertrieben, wieder in die Stadtwohnung übergesiedelt war, hatte er sogar angefangen, die schon in Prosa ausgearbeiteten Szenen in Jamben umzuformen. Laut Brief vom 20. November an Körner konnte er kaum begreifen, wie er es je anders habe wollen können, da es unmöglich sei, ein Gedicht in Prosa zu schreiben; am 24. November lobte er gegen Goethe alle die Vorzüge, welche diese Form habe, und am 1. Dezember folgte schon wieder die Klage, daß die Jamben, obgleich sie den Ausdruck verkürzten, eine poetische Gemütlichkeit unterhielten, die einen in's Breite treibe. Die Quälereien hatten also noch kein Ende, und so sonderbar sich auch die Stelle (im Briefe vom 10. Juli an Körner) ausnimmt: „Mit einer sauern Arbeit muß ich den Leichtsinn büßen, der mich bei der Wahl des Stoffes geleitet hat", — mit der sauern Arbeit hatte es seine Richtigkeit. Wie der Leichtsinn beschaffen war, zeigte sich in der bisherigen Darstellung. Mehr Überlegung kann die Wahl eines Stoffes kaum einem Dichter gekostet haben, und in dieser Hinsicht durfte sich Schiller gewiß keinen Vorwurf machen; was ihm so sehr hinderlich blieb, das waren die Nachwehen der in künstlerisch unfruchtbarer Spekulation hingegangenen Epoche. Er konnte nicht, wie Goethe, „zwischen Reflexion und Produktion alternieren", er konnte das Erwägen der Zweckmäßigkeit des Stoffes für die Form und der Form für den Stoff während der Arbeit nicht lassen und erschwerte sich dadurch die Erreichung seines Zieles außerordentlich.

Gegen die Jahresneige hin traten wiederholt Krankheitsanfälle auf, zu öftern Unterbrechungen der Thätigkeit Anlaß gebend, so daß Schiller das neue Jahr (1798) nur mit dem Wunsche einleiten konnte, es möge ihm endlich die Freude bescheren, das Beste aus seiner Natur in seinem Werke zu sublimieren. Das Beste zur Erreichung seines Zweckes that er, indem er sich von den „Horen" frei machte, die nach dreijährigem Bestehen mit diesem Jahrgange aufhörten. Von hier bemerkenswerten Beiträgen enthielten sie die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville", welche Schillers Schwager Wolzogen übersetzt und er selbst durchgesehen und retouchiert, auch mit einer Einleitung versehen hatte, dann im zehnten Stück die beiden Gedichte: „Die Hoffnung" und „Die Begegnung". Das Erscheinen der „Horen" war schon

seit längerer Zeit bedenklich ins Schleppen geraten, das zehnte Stück erschien, statt im Oktober 1797, erst im Januar 1798, das zwölfte Stück im April. Ohne jeglichen Eklat hörte die Zeitschrift auf, Schiller schrieb froh und guten Humors darüber, daß er nicht weiter Zeit darauf verwenden und sich dadurch von seinen größern Arbeiten ablenken lassen müsse, an Goethe am 26. Januar 1798: „Eben habe ich das Todesurteil der drei Göttinnen Eunomia, Dike und Irene förmlich unterzeichnet“.

So war denn ein Unternehmen, an welches von vornherein so große Wünsche und Hoffnungen geknüpft worden, nach kurzem Leben elend zu Grunde gegangen und zwar aus denselben Ursachen, welche schon so manche ähnliche Zeitschrift zu Falle gebracht. Der feste ideale Plan hatte gefehlt, die Unternehmer hatten die „Horen“ nicht deshalb ins Leben gerufen, um in vorhergesehener bestimmter Weise auf ein bestimmt ins Auge gefaßtes Publikum zu wirken, sie hatten — daran ist nichts zu verheimlichen — Geld dabei verdienen wollen, aber die Hilfsquellen sehr überschätzt und sahen sich nun darauf angewiesen, was der Zufall an Hilfe spende. Die Mehrzahl der Horen-Aufsätze wurde nicht geschrieben, weil den Verfasser ein innerer Drang dazu veranlaßte; — vielmehr bestand ihr Zweck nur darin, die Seiten zu füllen, sie gehörten mehr oder minder der traurigen Familie der Lückenbüßer an, und dieser ihr Charakter konnte auf die Dauer demjenigen Publikum, auf welches man hauptsächlich gerechnet hatte, am wenigsten verborgen bleiben. Den Übersetzungen hatte ein weit größerer Raum gegönnt werden müssen, als eigentlich statthaft; manche Aufsätze schlüpften mit durch, weil nichts Besseres vorhanden war; vollends gar nicht zu billigen bleibt der von Schiller schon in der „Thalia“ angewandte Modus, den Anfang eines Werkes zu geben (in den „Horen“ geschah dies z. B. mit der „Agnes von Lilien“) und dann bei der Mitte damit aufzuhören. Mit einer gewissen Befriedigung sieht man den Dichter von einer Thätigkeit abstehen, für die er zu gut war, und seine ganze Kraft denjenigen Aufgaben zuwenden, für welche ihn seine Naturanlage prädestiniert hatte.

---

6. Die Vollendung des „Wallenstein".

Das Jahr 1798 sah den Künstler auf seiner Höhe, im vollsten Können, sein leiblich Teil aber leider oft daniederliegend und hinsiechend unter dem Drucke von Krankheiten, welche durch die große geistige Anstrengung wesentlich verschlimmert wurden. Gerade jetzt versagte der Körper häufig den Dienst und hielt die Arbeit auf; in solchen Augenblicken verzweifelte der Dichter mitunter daran, sein Ziel zu erreichen, und klagte, daß die beständige Richtung des Geistes auf einen Gegenstand zuletzt zu einer lästigen Gefangenschaft werde. So groß auch das Ergebnis des titanenhaften Ringens war, so voll freudigen Stolzes jeder Deutsche sein kann, daß ein Deutscher den „Wallenstein" gedichtet, ein tieferer Einblick in dies beengte Schaffen, eine Vorstellung von diesem unablässigen Kampfe zugleich mit physischen Übeln und der Sprödigkeit des Stoffes gewährt nicht immer ein freudiges Gefühl.

Nicht in einem großen Wurfe glückte das Meisterwerk, nicht aus freiem Geiste wurde es gleich von Anfang geschaffen — vor dem Gerichtshofe der eignen anstudierten Vorurteile mußte der Dichter ihm gewissermaßen erst sein Recht erstreiten, das Recht zu selbständiger Existenz neben der griechischen Tragödie. Es ist eine betrübende Erscheinung, daß auch bei uns der dramatischen Kunst jene naturgemäße Entwickelung versagt war, in welcher allein ein gedeihliches Wachstum möglich ist; sie durfte nicht, wie bei den Griechen, erblühen aus kleinen Anfängen, die dem Volksgeiste entstammten, sie kam gleich als Nachahmung zur Welt. Erst hatte man die Franzosen nachgeahmt, dann Shakespeare, und nun sollte die griechische Kunst das Muster abgeben — ein Muster mußte unter allen Umständen vorhanden sein. So gut hat es dem deutschen Genius nicht werden sollen, daß er die in ihn gelegten Keime seiner eignen

Natur gemäß ohne Hinschielen nach bereits Vorhandenem ausbilden konnte; ein glücklicheres Völkergeschlecht hinterließ ihm in vollendeten Kunstwerken eine Erbschaft, allein diese wurde nicht von seiner naiven Schöpferkraft unmittelbar in Nießbrauch genommen, sondern ihr durch grübelnde und oft sehr in die Irre gehende Gelehrsamkeit übermittelt. Denn eben dieses Völkergeschlecht hatte ihm auch gewaltige Reste seiner übrigen hohen Kultur, seiner Philosophie hinterlassen, und hier liegt der Schlüssel zum Rätsel.

Die Kunst bereitete der Wissenschaft oder der Philosophie, was in der frühen Epoche dasselbe sein wollte, den Weg, die Dichtkunst erweiterte den Sinn des Wortes, sie füllte dessen Schall mit einem Reichtum von Vorstellungen, nun konnte die Philosophie unter diesen Reichtümern wählen, oder mit dürren Worten: es war der Philosophie nun leicht gemacht, den Sinn des Wortes zu beschränken. Zuerst kamen Homer, Äschylos, Sophokles und Euripides, dann erst Aristoteles. So war einmal der Gang in der Geschichte gewesen, und so konnte er nur einmal sein. Denn nun standen sie alle da, die Werke der Schöpferkraft und der Denkkraft, das Kunstwerk und die Belehrung daneben, zu freiem Gebrauche der Nachwelt, und dieser hilflosen hätte das Gängelband der Belehrung nicht willkommener sein sollen, sein müssen als die innere Größe des Kunstwerks, welche so unverständlich sich aufbaute oder, wo sie verstanden wurde, so erdrückend? die „Poetik" des Aristoteles nicht willkommener als des Sophokles „König Ödipus"? Nur der hervorragende Geist erfreut sich des unmittelbaren Einflusses fremder Geistesprodukte von Bedeutung, für die Menge ist die Belehrung Ersatz, und der Lehre dürftiges Handwerkszeug, die Regel, gilt als höchster Gewinn, der sich aus dem Geistesprodukte ziehen läßt. Diese Regel ist dann das Prokrustesbett, in welches alles künstlerisch Geschaffene hineingezwängt, das allem schöpferischen Drange als Drohung vorgerückt wird. Was der Lehre ein Handwerkszeug ist, wird der Kritik zur Waffe, mit welcher sie dem Genie frisch und fröhlich um die Ohren fuchtelt, sie, die heute emphatisch und lehrhaft vorträgt, was sie gestern mühselig und vielleicht nur halb gelernt, die immer nur verweisen kann auf das, was war, die es nie weiter bringt, als andre zur Kopie zu verführen, die mit ihrer Irrlichtsweisheit alles in den Sumpf der Mittelmäßigkeit locken möchte, allwo sie hochangesehen thront als stolze Wächterin der Kunstinteressen.

Die Regel ist das, was allen der griechischen nachgebornen und

von ihrer Kultur beeinflußten Nationen den Fortschritt erleichtert, dagegen die selbständige Kunstentwickelung erschwert. Das tägliche Leben wird über Fremdes, das ihm aufgedrungen werden soll, insofern Herr, als es dieses abstößt oder seinem Gebrauche passend verändert; auf diesem Gebiete haben physische Verhältnisse, die sich nicht abweisen lassen, die Oberhand. Aber im Reiche der Kunst darf sich jeder das Wort herausnehmen und sicher sein, einen Chorus um sich zu versammeln, wenn er die Regel auf seine Fahne schreibt und das ausgefahrene Geleise als den Weg zur Größe preist. Zu Schillers damaliger Zeit war denn endlich im dramatischen Gebiete die griechische Kunst, wenn auch vorläufig nur in exklusiven Kreisen, auf den Schild gehoben. In diesen Kreisen folgte der Verehrung sofort der Wunsch, dem Vorbilde Ähnliches zu schaffen, man packte Innerliches und Äußerliches an und zusammen; was zweitausend Jahre früher an den Ufern des Ilissus glaubwürdig und recht gewesen, das sollte nun plötzlich auch in Deutschland Gültigkeit haben. Schiller selbst wies diesen Irrtum nicht von sich; er ließ sich bestimmen, das Schicksal als Motiv, den Chor als Teil der tragischen Form zu acceptieren, und hoffte Großes für die deutsche tragische Dichtkunst von einer engen Anlehnung an die griechische. Der Chor war mit den „Maltesern" bis auf bessere Zeit zurückgestellt, Goethe hatte die verhängnisvolle Schicksalsidee auf ein zeitgerechtes Maß einzuschränken versucht; aber Schiller, der sich des Einflusses fremder Ansichten, und wenn sie auch von kleinern Geistern ausgingen, nicht recht erwehren konnte, fühlte sich unsicher. Nun war es wieder Goethe, der Mut und Selbstvertrauen mit kurzen, kernigen Worten anregte und die Nichtigkeit des Urteils derer, die das ewig Gestrige so hochhalten, nachwies. Ihm selbst blieb ja alles verhaßt, was ihn nur belehrte, ohne seine Thätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben. Wenn auch nur mit Rücksicht auf die Kritik des letzten „Musenalmanachs", aber dessenungeachtet zum Frommen von Schillers ganzer Thätigkeit schrieb er diesem: „Die schätzbarste Teilnahme kann uns nichts lehren und keine Art von Tadel uns was helfen. *Solange ein Kunstwerk nicht da ist, hat niemand einen Begriff von seiner Möglichkeit*; sobald es dasteht, bleibt Lob und Tadel immer subjektiv, und mancher, dem man Geschmack nicht absprechen kann, wünscht doch etwas dazu und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerstört würde, so daß der eigentlich negative Wert der Kritik, welcher immer der wichtigste sein mag, uns auch nicht einmal frommen kann."

Dieser Hinweis wirkte auf den tragischen Dichter unverkennbar stärkend und frischte seinen Mut so auf, daß er dem Freunde Körner mitteilte (Brief vom 8. Januar 1798), er sei mit seinem „Wallenstein“ sehr wohl zufrieden und wundere sich manchmal selbst darüber. Dann folgte die charakteristische Stelle: „Du wirst von dem Feuer und der Innigkeit meiner besten Jahre nichts darin vermissen und keine Roheit aus jener Epoche mehr darin finden. Die kraftvolle Ruhe, die beherrschte Kraft wird auch Deinen Beifall erhalten. Aber freilich ist es keine griechische Tragödie und kann keine sein.... Es ist ein zu reicher Gegenstand geworden, ein kleines Universum, und die Exposition hat mich erstaunlich in die Breite getrieben.“ — Eigentlich eine halbe Entschuldigung, denn Körner war zur Erwartung von etwas recht Griechischem nicht unberechtigt.

Der gehobenen Stimmung folgte etwa vierzehn Tage später eine tiefe Niedergeschlagenheit; eine Halsentzündung hatte das Gemüt gänzlich gedrückt, und Körner wurde wieder mit folgender Jeremiade bedacht: „Wie will ich dem Himmel danken, wenn dieser ‚Wallenstein‘ aus meiner Hand und von meinem Schreibtische verschwunden ist“. Der alte Freund nahm sich den Schmerzensschrei jedoch nicht sonderlich zu Herzen und hatte recht damit, denn ehe der Februar zu Ende ging, war schon eine weitere Strecke im Drama zurückgelegt und der gefährliche Teil der griechischen Laune überwunden. Schiller ging jetzt desto selbständiger den eignen Pfad; Beleg ist eine Stelle in dem Briefe vom 27. Februar (1798) an Goethe: „Besonders bin ich froh, eine Situation hinter mir zu haben, wo die Aufgabe war, das ganz gemeine moralische Urteil über das Wallensteinsche Verbrechen auszusprechen und eine solche an sich triviale und unpoetische Materie poetisch und geistreich zu behandeln, ohne die Natur des Moralischen zu vertilgen. Ich bin zufrieden mit der Ausführung und hoffe unserm lieben moralischen Publikum nicht weniger zu gefallen, ob ich gleich keine Predigt daraus gemacht habe. Bei dieser Gelegenheit habe ich aber recht gefühlt, wie leer das eigentlich Moralische ist, und wieviel daher das Subjekt leisten mußte, um das Objekt in der poetischen Höhe zu erhalten.“

Die folgenden Stellen bezeichnen den Fortgang der Arbeit (Brief an Körner vom 15. Juni): „Man sollte sich hüten, auf ein so kompliziertes, weitläufiges und undankbares Geschäft sich einzulassen, wie mein ‚Wallenstein‘ ist, wo der Dichter alle seine poe-

tischen Mittel verschwenden muß, um einen widerstrebenden Stoff zu beleben. Diese Arbeit raubt mir die ganze Gemächlichkeit meiner Existenz, sie heftet mich anstrengend auf einen Punkt, läßt mich an kein ruhiges Empfangen von anderen Eindrücken kommen, weil zugleich auch die Idee des Fertigwerdens drängt, — und gerade jetzt scheint sich die Arbeit noch zu erweitern; denn je weiter man in der Ausführung kommt, desto klarer werden die Forderungen, die der Gegenstand macht, und Lücken werden sichtbar, die man vorher nicht ahnen konnte.“ An denselben am 30. September: „Das Stück selbst habe ich nun nach reifer Überlegung und vielen Konferenzen mit Goethe in zwei Stücke getrennt, wobei mich die schon vorhandene Anordnung sehr begünstigt hat. Ohne diese Operation wäre der ‚Wallenstein‘ ein Monstrum geworden an Breite und Ausdehnung und hätte, um für das Theater zu taugen, gar zu viel Bedeutendes verlieren müssen. Jetzt sind es mit dem Prolog (‚Lager‘) drei bedeutende Stücke, deren jedes gewissermaßen ein Ganzes, das letzte aber die eigentliche Tragödie ist. Jedes der zwei letztern hat fünf Akte. Das zweite Stück führt den Namen von den Piccolominis, deren Verhältnis für und gegen Wallenstein es behandelt. Das Stück enthält die Exposition der Handlung in ihrer ganzen Breite und endigt gerade da, wo der Knoten geknüpft ist. Das dritte Stück heißt ‚Wallenstein‘ (jetzt ‚Wallensteins Tod‘) und ist eine eigentliche vollständige Tragödie: die ‚Piccolomini‘ können nur ein Schauspiel, das ‚Lager‘ ein Lustspiel heißen.“

An Goethe am 9. November 1798: „Ich bin seit gestern endlich an den poetisch wichtigsten, bis jetzt immer aufgesparten Teil des ‚Wallenstein‘ gegangen, der der Liebe gewidmet ist und sich seiner freimenschlichen Natur nach von dem geschäftigen Wesen der übrigen Staatsaktion völlig trennt, ja demselben, dem Geiste nach, entgegensetzt. Nun erst, da ich diesem letztern die mir mögliche Gestalt gegeben, kann ich mir ihn aus dem Sinne schlagen und eine ganz verschiedene Stimmung in mir aufkommen lassen, und ich werde einige Zeit damit zuzubringen haben, ihn wirklich zu vergessen. Was ich nun am meisten zu fürchten habe, ist, daß das überwiegend menschliche Interesse dieser großen Episode an der schon feststehenden ausgeführten Handlung leicht etwas verrücken möchte; denn ihrer Natur nach gebührt ihr die Herrschaft, und je mehr mir die Ausführung derselben gelingen sollte, desto mehr möchte die übrige Handlung dabei ins Gedränge kommen. Denn es ist weit schwerer, ein Interesse für das Gefühl als eins für den Verstand aufzugeben.“

„Wallensteins Lager“ wurde am 29. September fertig nach Weimar geschickt, mit Ausnahme der Kapuzinerpredigt, die erst am 8. Oktober nachfolgte; drei Tage vorher hatte Goethe einen Band des Pater Abraham a Santa Clara als Material dazu übermittelt und Schiller damit einen besondern Gefallen erwiesen. Dieser Pater sei ein prächtiges Original, sagte er, vor dem man Respekt bekommen müsse, und es sei eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm zugleich in der Tollheit und in der Gescheitigkeit nach- oder gar zuvorzuthun. Am 12. Oktober fand zur Eröffnung der renovierten Bühne in Weimar die Aufführung des „Lagers“ in Schillers Beisein statt. Der herrliche Prolog, welcher an die Wiedereröffnung des Theaters anknüpfte und zugleich dem Ausblick auf die Art des werdenden Dramas Anhalte gab, ging vorher und machte „viel Sensation“. Über die Aufnahme des Stückes schrieb der Dichter an Körner: „Die Schauspieler waren freilich mittelmäßig genug, aber sie thaten, was sie konnten, und man mußte zufrieden sein. Die Neuerung mit den gereimten Versen fiel nicht auf, die Schauspieler sprachen die Verse mit vieler Freiheit, und das Publikum ergötzte sich. Übrigens ist es ergangen, wie wir erwarteten: die große Masse staunte und gaffte das neue dramatische Monstrum an, einzelne wurden wunderbar ergriffen.“

Durch angestrengte Arbeit — die Umsetzung des Textes „in eine angemessene, deutliche und maulrechte Theatersprache“ hielt sehr auf — wurde es möglich, die „Piccolomini“ so weit fertig zu stellen, daß sie am 24. Dezember an Iffland nach Berlin abgesandt werden konnten; am 31. Dezember wurde eine Kopie an Goethe zur Weimarer Aufführung geschickt. „Und so lege ich denn das Stück in Ihre Hände“ — lautete der Schluß des Begleitbriefes. „Ich habe jetzt schlechterdings kein Urteil mehr darüber, ja manchmal möchte ich an der theatralischen Tauglichkeit ganz verzweifeln. Möchte es eine solche Wirkung auf Sie thun, daß Sie mir Mut und Hoffnung geben können, denn die brauche ich.“ Dessenungeachtet wurde schon andern Tags damit begonnen, „die Gedanken auf das dritte Stück zu richten“. Schiller reiste mit Lotten und den Kindern am 4. Januar nach der Residenz ab und verweilte dort bis zum 6. Februar, nachdem er am 30. Januar der ersten, zum Geburtstag der Herzogin stattgefundenen Vorstellung und am 2. Februar der Wiederholung der „Piccolomini“ beigewohnt. Kurz nach der Rückkehr wurde Körner davon unterrichtet, daß durch persönliches Treiben und Bemühen eine erträgliche Darstel-

lung der „Piccolomini" bewirkt worden. „Dies ist nun glücklich überstanden, meine Absicht ist erreicht worden, das Stück hat alle Wirkung gethan, die mit Hilfe dieses Theaterpersonals nur irgend zu erwarten gewesen. Das Interesse ist bei der zweiten Repräsentation noch gestiegen."

Jean Paul, welcher der Vorstellung gleichfalls anwohnte, ließ sich einem Freunde gegenüber aus: „Der ‚Wallenstein' ist mit großer Pracht gegeben; er ist vortrefflich — passabel langweilig und — falsch. Die schönste Sprache — kräftige poetische Stellen — einige gute Szenen — keine Charaktere — keine fortströmende Handlung — oft ein dramatisierter Zopf — oder Essig — dreifaches Interesse — und kein Schluß." Karl Augusts Brief an Goethe lautete: „Über den gestrigen ‚Wallenstein' — die ausnehmend schöne Sprache abgerechnet, die wirklich vorzüglich, vortrefflich ist —, aber über seine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm schreiben; indessen muß man den zweiten Teil erst abwarten. Ich glaube wirklich, daß aus beiden Teilen ein schönes Ganze könnte ausgeschieden werden; es müßte aber mit vieler Herzhaftigkeit davon abgelöset und anderes eingeflickt werden. Der Charakter des Helden, der meiner Meinung nach auch einer Verbesserung bedürfte, könnte gewiß mit wenigem ständiger gemacht werden."

Die Metaphysikerin Karoline v. Wolzogen berichtet in ihrer gewohnten geschraubten Art darüber: „Es wehte ein höherer Geist in der ersten Vorstellung ‚Wallensteins', der sich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutschland verbreitete. Schiller genoß lebhaft die Arbeit von sieben Jahren. Goethes freundschaftlicher Anteil und die allgemein erhöhtere Stimmung der Gesellschaft, welche durch das Leben in diesen Formen erzeugt wurde, gaben ihm einen lebendigen Genuß seiner selbst &c." Damit auch die andre Seite des ewig Weiblichen zur Geltung komme, stehe ein Absatz aus einem Briefe der Frau v. Stein hier, lautend: „Die Kleidung war äußerst schön. Die Thekla (Jagemann) hatte für 12,000 Thaler Schmuck an, welchen ihr Frau v. Löwenstern gelehnt." — In Berlin wurden die „Piccolomini" trotz Ifflands meisterhaftem Spiel kalt aufgenommen. Wie man sich damals geräuspert, das wäre also glücklich der Nachwelt überliefert. Am spaßhaftesten ist das altkluge, so nach fix und fertigem Kunstverstand duftende Verdikt Jean Pauls — daß auch gerade ihm das Unglück passieren mußte, auf die Langeweile loszuziehen!

Preislicherweise ließ sich Schiller nicht von der weitern Arbeit

abhalten; am 8. März sandte er die zwei ersten Akte der Tragödie an Goethe, am 17. den Rest, und nun notierte er in seinem Kalender, wo bereits stand: „Am 22. Oktober 1796 an den ‚Wallenstein‘ gegangen“ — „denselben am 17. März 1799 geendigt fürs Theater und in allem zwanzig Monate voll mit sämtlichen drei Stücken zugebracht“. So war denn ein Werk vollendet, das „dem Urteil höhere Gesetze gab“, wenigstens dem Urteil der deutschen Nation! Ein Werk, das ungeachtet des Einflusses alter Muster selbständig, mit den Haupterzeugnissen andrer dramatischer Litteraturen auf gleicher Höhe steht.

Am 21. März kam Goethe nach Jena, am 9. April reiste Schiller mit ihm nach Weimar und blieb zwei Wochen dort, in dieser Zeit wurde die Aufführung von „Wallensteins Tod“ vorbereitet und fand, nachdem am 15. April das „Lager“, die „Piccolomini“ am 17. April gegeben worden, am Samstag, den 20. April 1799, statt. Die Tragödie machte eine außerordentliche Wirkung und riß auch den Unempfindlichsten mit fort. Alles schluchzte im Theater. Selbst die Schauspieler wurden während der ersten Proben stark ergriffen und vermochten vor Weinen nicht fortzusprechen. Des Dichters Gattin war von der Vorstellung so gerührt, daß sie sich nicht zu fassen wußte. „Ob ich gleich alles kannte“ — so berichtete sie an Christophine — „und Schiller mir es mehr wie einmal vorgelesen hatte, so war der Effekt derselbe, als ob ich es zuerst dargestellt sähe. Möchte es uns ein guter Geist gönnen, daß wir die Stücke zusammen lesen könnten. Du würdest Dich gewiß unendlich freuen über das, was Schiller zu leisten vermag, und würdest innig gerührt sein auf der andern Seite. In mir selbst hat es eine Art von Stolz erweckt, daß ich sah, wie alle Menschen Schiller Beifall geben mußten.“ Weimar war elektrisiert von dem Ereignis, und während der nächsten acht Tage wurde von nichts anderem gesprochen.

Goethe berichtete darüber an Wilhelm v. Humboldt: „Man hat auch bei diesem Unternehmen gesehen, daß man eigentlich alles wagen kann, sobald man mit Genie, Geist und Überlegung wirkt. Das erste Stück: ‚Wallensteins Lager‘, hat die Menschen nicht allein sogleich mit dem Reim ausgesöhnt, sondern sogar dessen Bedürfnis erweckt und durch seine Lebhaftigkeit eine gar gute Situation gemacht. Das zweite: ‚Die Piccolomini‘, hat den Beifall aller erhalten, welche es ganz hören konnten oder mochten; diejenigen aber, denen es entweder an dem Grade der nötigen Aufmerksamkeit gebrach, oder die durch äußere Umstände teilweise

zerstreut und gehindert waren, oder wer sonst etwa nicht den besten Willen hatte, beschwerte sich über die Länge und den Mangel an Handlung; alle aber mußten der einzelnen Ausführung und dem reichen Gehalte des Stückes Gerechtigkeit widerfahren lassen. ‚Wallenstein' (später ‚Wallensteins Tod' betitelt) hat zuletzt alle Stimmen vereinigt, indem er aus den vorbereitenden Kelchblättern wie eine Wunderblume unversehens hervorstieg und alle Erwartungen übertraf."

Wieviel Aussetzungen und Mäkeleien hat sich auch dieses Werk im Lauf der Zeit gefallen lassen müssen! Es ist kritisch zerpflückt, seine lebenden Figuren sind in der Retorte des Denkens zu abstrakten Begriffen verdampft worden. Angriffe richteten sich gegen den Charakter des Helden, gegen das in die Handlung eingreifende Schicksal und die Liebesepisode Max und Thekla[1]. Gedankenschatten, lyrische Hauche wurden die Liebenden genannt. Professor W. Süvern schrieb gleich nach der Berliner Aufführung ein ganzes Buch über den „Wallenstein" in Hinsicht auf die griechische Tragödie, worin er auseinandersetzte, daß es Schiller gar nicht in den Sinn gekommen, aus seinem Stücke eine Trilogie im Sinne der griechischen Tragödie zu schaffen.

Die Kunstanschauung, welche als Basis für die Beurteilung der Schillerschen Werke in den vorliegenden Blättern dient, vermag diese Fragen nicht aufzuwerfen, weil sie es als ein unantastbares Recht des Künstlers betrachtet, daß er in seinem Werke seine Vorstellung (Idee) zum Ausdruck bringe. Dem subjektiven Empfinden des Genießenden bleibt es anheimgestellt, ob diese Idee ihn mehr oder minder angenehm berührt. Eine Vorstellung ist aber auf dramatischem Gebiet nur von einer Handlung möglich. Könnte uns der Dichter überzeugen, daß diese Handlung unter dem Zwange des Schicksals so vor sich gehen mußte, wie er sie sich vorgestellt hat, so wäre die Forderung, die wir an ein Kunstwerk zu erheben befugt sind, nach dieser Seite hin erfüllt. Beliebt es und glückt es ihm, uns eine andre Ursache der Handlung überzeugend nahezurücken, so ist er ebenso in seinem Rechte; denn sein Recht ist bewiesen, sobald er uns seine Vorstellung glaubhaft machen kann. Über die Statthaftigkeit dieser oder jener Motivierung der

---

[1] „Studien zu Schillers Dramen" von W. Fielitz (Leipzig 1876) verdienen über diese Punkte gelesen zu werden. Die beiden letztern Angriffe sind darin sehr schön widerlegt.

Handlung überhaupt könnte also unter dem dargelegten Gesichtspunkte gar nicht gestritten werden.

Wichtiger von diesem Gesichtspunkte aus ist die Frage, ob der Dichter im „Wallenstein" die reinste Form des Kunstwerkes erreicht habe. Der reine Kunstzweck wird im Drama erreicht durch die Darstellung einer Handlung. Der kaiserliche Feldherr Wallenstein strebt nach der böhmischen Königskrone und geht an diesem Streben zu Grunde. Das ist im vorliegenden Fall die Handlung, und seine Vorstellung davon hat Schiller in dem dramatischen Gedicht „Wallenstein" dargestellt. Aber er beschränkte sich nicht darauf, die Handlung seines Helden nur darzustellen, er zwang sich, dieselbe zugleich zu kritisieren, um dem „lieben moralischen Publikum" außer dem ästhetischen Genusse auch noch eine Antwort auf die Frage, welche sittliche Idee dem Drama zu Grunde liege, mit nach Hause zu geben. Da nach seinem (des Dichters) Gefühl das Unternehmen Wallensteins unmoralisch war, mußte dies an mehr als einer Stelle durch Personen des Stückes ausgesprochen werden, damit der Zuschauer sich die Gestalt des Feldherrn gewissermaßen als abschreckendes Beispiel merke. Durch das Kunstwerk sollte also nebenher auch noch etwas von dem erreicht werden, was ausschließlich das Ziel der Sittenlehre bildet, und so kam ein Zuviel in die Arbeit hinein.

Die Liebesepisode Max und Thekla, nach Schillers eigner Äußerung „der poetisch wichtigste Teil", wurde infolge eines reinen Kunstbedürfnisses eingeflochten. Nachdem Schiller einmal bei sich festgesetzt hatte, daß das Ziel der Tragödie sei, den Zuschauer zu rühren, und es ihm unmöglich erscheinen mußte, durch den Fall eines Usurpators diesen Affekt zu erregen, war er vollberechtigt, seinem Werke das mitzugeben, was die Erreichung dieser Wirkung fördern konnte. Daß der Sturz eines Menschen infolge von Bestrebungen, die so sehr weit über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehen, uns nicht mitleidig rühren kann, ist selbstverständlich. Um Mitleid empfinden zu können, müssen wir mitfühlen können; welche gewaltige Willenskraft, welche Größe des Ehrgeizes dazu gehört, die Hand nach einem Throne auszustrecken, das können wir nur ahnen, daher haben wir auch nur jenes Gefühl eines unbestimmten Schreckens, das wir Schauer nennen, wenn eine solche Größe an ihrem Unternehmen zu Grunde geht. Wie sie lebend das allgemein Menschliche überragte, so auch im Tode. Die Wirkung ihres Unterganges im Kunstwerk ist groß, weil auch unsre Vernunft von ihr erfaßt wird, aber nicht stark, nicht innerlich packend, weil sie unser Gefühl weniger

betrifft. Der letztern Wirkung, das Gefühl der Rührung im Zuschauer zu erregen, gab Schiller, seiner Überzeugung getreu, auch im „Wallenstein“ den Vorzug. Je mehr gegen das Ende hin, desto mehr treten die Gemütsäußerungen in des Feldherrn Reden hervor, sein letzter Gedanke ist noch der Fürsorge für seinen Kammerdiener gewidmet, und nachdem der schreckliche Mord vollbracht, faßt die Terzky den ganzen Jammer in den ergreifenden Worten zusammen:

„Der Herzog
Ist tot, mein Mann ist tot, die Herzogin
Ringt mit dem Tode, meine Nichte ist verschwunden.
Dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht nun verödet, und durch alle Pforten
Stürzt das erschreckte Hofgesinde fort.
Ich bin die letzte drin, ich schloß es ab
Und liefre hier die Schlüssel aus.“

Das fürstliche Haus verödet, alles gestorben, verdorben — hier sind die Schlüssel, dies erbarmungswürdige Ende der Pracht, der elende an dem Herzog verübte Meuchelmord, solche Thatsachen sprechen allgemein verständlich, rührend zum Herzen. Das Heroische des Thronräubers ist zurückgedrängt, des Menschlichen in ihm wird allein gedacht, und so schließt, was so hart, so stahl- und panzerklirrend begonnen, weich und wehmütig.

Schutz- und wehrlos, aus dem ersten Schlaf emporgerissen, jämmerlich gemeuchelt fiel der verratene Verräter, wie Tausende kleinerer Seelen vor und nach ihm, mehr von den Verhältnissen und dem Aberglauben als aus eigner Initiative auf die Bahn gedrängt, ein schwächerer Verbrecher als Macbeth und Richard III. und darum auch ein weniger dankbarer Gegenstand für die höchste tragische Kunst. Schiller fand in dem Charakter Wallensteins zuviel kleinliche Motive vor, Eitelkeit, Unschlüssigkeit, Brutalität, zuweilen auch recht untergeordnete Gesinnung und nicht minder dieselben Niedrigkeiten in den Charakteren seiner Umgebung; die Widersacher waren um nichts besser, um so bewunderungswürdiger ist die Fähigkeit, welche es erreichte, diesen widerborstigen Stoff poetisch zu gestalten, um so höher steht des Dichters Verdienst, sich mit der übernommenen Aufgabe nicht bloß abgefunden, sondern sie auch in einem Meisterwerk gelöst zu haben.

---

7. „Maria Stuart.“

Während Schiller am „Wallenstein“ arbeitete, quälte sich Goethe mit seiner „Farbenlehre“ herum, er „schematisierte unablässig“ und wußte sogar den Freund für das Unternehmen so sehr zu interessieren, daß derselbe von dem „Newtonischen Falsum“ sprach, als sei jener Physiker vor einem zuständigen Gericht seiner Fälschung überführt und bereits verurteilt. Schiller hielt freundschaftlicherweise große Stücke auf diese wissenschaftliche Beschäftigung Goethes und glaubte sie auch in andrer Rücksicht außerordentlich wertvoll. „Wenn man überlegt“ — schrieb er ihm in einer Laune der Übersättigung mit ‚Wallenstein‘ —, „daß das Schicksal dichterischer Werke an das Schicksal der Sprache gebunden ist, die schwerlich auf dem jetzigen Punkte stehen bleibt, so ist ein unsterblicher Name in der Wissenschaft etwas sehr Wünschenswürdiges.“ Nun — „Hermann und Dorothea“ wird doch vielen Leuten mehr sein und der Welt mehr bleiben, als ihr die „Farbenlehre“ je werden kann, trotzdem Schiller sich von der letztern etwas versprach und Voß damals (es war in den ersten Monaten 1798) das Goethesche Gedicht nur se defendendo genoß. Die letztere Nachricht kam auf großem Umwege nach Jena und von da nach Weimar, der in Paris weilende Humboldt teilte sie mit. Von Paris kam aber auch noch (am 1. März 1798), und zwar ganz aus dem Reich der Toten[1], das von der französischen Regierung seiner Zeit für Monsieur Gille, publiciste alle-

[1] Clavière und Danton, die es unterschrieben, Roland, der den Begleitbrief dazu ausgefertigt, Custine, der die Besorgung des Aktes an seine Adresse übernommen, waren längst teils auf dem Schafott, teils durch Selbstmord als Opfer der Revolution gefallen.

von ihrer Kultur beeinflußten Nationen den Fortschritt erleichtert, dagegen die selbständige Kunstentwickelung erschwert. Das tägliche Leben wird über Fremdes, das ihm aufgedrungen werden soll, insofern Herr, als es dieses abstößt oder seinem Gebrauche passend verändert; auf diesem Gebiete haben physische Verhältnisse, die sich nicht abweisen lassen, die Oberhand. Aber im Reiche der Kunst darf sich jeder das Wort herausnehmen und sicher sein, einen Chorus um sich zu versammeln, wenn er die Regel auf seine Fahne schreibt und das ausgefahrene Geleise als den Weg zur Größe preist. Zu Schillers damaliger Zeit war denn endlich im dramatischen Gebiete die griechische Kunst, wenn auch vorläufig nur in exklusiven Kreisen, auf den Schild gehoben. In diesen Kreisen folgte der Verehrung sofort der Wunsch, dem Vorbilde Ähnliches zu schaffen, man packte Innerliches und Äußerliches an und zusammen; was zweitausend Jahre früher an den Ufern des Ilissus glaubwürdig und recht gewesen, das sollte nun plötzlich auch in Deutschland Gültigkeit haben. Schiller selbst wies diesen Irrtum nicht von sich; er ließ sich bestimmen, das Schicksal als Motiv, den Chor als Teil der tragischen Form zu acceptieren, und hoffte Großes für die deutsche tragische Dichtkunst von einer engen Anlehnung an die griechische. Der Chor war mit den „Maltesern" bis auf bessere Zeit zurückgestellt, Goethe hatte die verhängnisvolle Schicksalsidee auf ein zeitgerechtes Maß einzuschränken versucht; aber Schiller, der sich des Einflusses fremder Ansichten, und wenn sie auch von kleinern Geistern ausgingen, nicht recht erwehren konnte, fühlte sich unsicher. Nun war es wieder Goethe, der Mut und Selbstvertrauen mit kurzen, kernigen Worten anregte und die Richtigkeit des Urteils derer, die das ewig Gestrige so hochhalten, nachwies. Ihm selbst blieb ja alles verhaßt, was ihn nur belehrte, ohne seine Thätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben. Wenn auch nur mit Rücksicht auf die Kritik des letzten „Musenalmanachs", aber dessenungeachtet zum Frommen von Schillers ganzer Thätigkeit schrieb er diesem: „Die schätzbarste Teilnahme kann uns nichts lehren und keine Art von Tadel uns was helfen. Solange ein Kunstwerk nicht da ist, hat niemand einen Begriff von seiner Möglichkeit; sobald es dasteht, bleibt Lob und Tadel immer subjektiv, und mancher, dem man Geschmack nicht absprechen kann, wünscht doch etwas dazu und davon, wodurch vielleicht die ganze Arbeit zerstört würde, so daß der eigentlich negative Wert der Kritik, welcher immer der wichtigste sein mag, uns auch nicht einmal frommen kann."

Dieser Hinweis wirkte auf den tragischen Dichter unverkennbar stärkend und frischte seinen Mut so auf, daß er dem Freunde Körner mitteilte (Brief vom 8. Januar 1798), er sei mit seinem „Wallenstein“ sehr wohl zufrieden und wundere sich manchmal selbst darüber. Dann folgte die charakteristische Stelle: „Du wirst von dem Feuer und der Innigkeit meiner besten Jahre nichts darin vermissen und keine Roheit aus jener Epoche mehr darin finden. Die kraftvolle Ruhe, die beherrschte Kraft wird auch Deinen Beifall erhalten. Aber freilich ist es keine griechische Tragödie und kann keine sein.... Es ist ein zu reicher Gegenstand geworden, ein kleines Universum, und die Exposition hat mich erstaunlich in die Breite getrieben.“ — Eigentlich eine halbe Entschuldigung, denn Körner war zur Erwartung von etwas recht Griechischem nicht unberechtigt.

Der gehobenen Stimmung folgte etwa vierzehn Tage später eine tiefe Niedergeschlagenheit; eine Halsentzündung hatte das Gemüt gänzlich gedrückt, und Körner wurde wieder mit folgender Jeremiade bedacht: „Wie will ich dem Himmel danken, wenn dieser ‚Wallenstein‘ aus meiner Hand und von meinem Schreibtische verschwunden ist“. Der alte Freund nahm sich den Schmerzensschrei jedoch nicht sonderlich zu Herzen und hatte recht damit, denn ehe der Februar zu Ende ging, war schon eine weitere Strecke im Drama zurückgelegt und der gefährliche Teil der griechischen Laune überwunden. Schiller ging jetzt desto selbständiger den eignen Pfad; Beleg ist eine Stelle in dem Briefe vom 27. Februar (1798) an Goethe: „Besonders bin ich froh, eine Situation hinter mir zu haben, wo die Aufgabe war, das ganz gemeine moralische Urteil über das Wallensteinsche Verbrechen auszusprechen und eine solche an sich triviale und unpoetische Materie poetisch und geistreich zu behandeln, ohne die Natur des Moralischen zu vertilgen. Ich bin zufrieden mit der Ausführung und hoffe unserm lieben moralischen Publikum nicht weniger zu gefallen, ob ich gleich keine Predigt daraus gemacht habe. Bei dieser Gelegenheit habe ich aber recht gefühlt, wie leer das eigentlich Moralische ist, und wieviel daher das Subjekt leisten mußte, um das Objekt in der poetischen Höhe zu erhalten.“

Die folgenden Stellen bezeichnen den Fortgang der Arbeit (Brief an Körner vom 15. Juni): „Man sollte sich hüten, auf ein so kompliziertes, weitläufiges und undankbares Geschäft sich einzulassen, wie mein ‚Wallenstein‘ ist, wo der Dichter alle seine poe-

tischen Mittel verschwenden muß, um einen widerstrebenden Stoff zu beleben. Diese Arbeit raubt mir die ganze Gemächlichkeit meiner Existenz, sie heftet mich anstrengend auf einen Punkt, läßt mich an kein ruhiges Empfangen von anderen Eindrücken kommen, weil zugleich auch die Idee des Fertigwerdens drängt, — und gerade jetzt scheint sich die Arbeit noch zu erweitern; denn je weiter man in der Ausführung kommt, desto klarer werden die Forderungen, die der Gegenstand macht, und Lücken werden sichtbar, die man vorher nicht ahnen konnte.“ An denselben am 30. September: „Das Stück selbst habe ich nun nach reifer Überlegung und vielen Konferenzen mit Goethe in zwei Stücke getrennt, wobei mich die schon vorhandene Anordnung sehr begünstigt hat. Ohne diese Operation wäre der ‚Wallenstein‘ ein Monstrum geworden an Breite und Ausdehnung und hätte, um für das Theater zu taugen, gar zu viel Bedeutendes verlieren müssen. Jetzt sind es mit dem Prolog (‚Lager‘) drei bedeutende Stücke, deren jedes gewissermaßen ein Ganzes, das letzte aber die eigentliche Tragödie ist. Jedes der zwei letztern hat fünf Akte. Das zweite Stück führt den Namen von den Piccolominis, deren Verhältnis für und gegen Wallenstein es behandelt. Das Stück enthält die Exposition der Handlung in ihrer ganzen Breite und endigt gerade da, wo der Knoten geknüpft ist. Das dritte Stück heißt ‚Wallenstein‘ (jetzt ‚Wallensteins Tod‘) und ist eine eigentliche vollständige Tragödie: die ‚Piccolomini‘ können nur ein Schauspiel, das ‚Lager‘ ein Lustspiel heißen.“

An Goethe am 9. November 1798: „Ich bin seit gestern endlich an den poetisch wichtigsten, bis jetzt immer aufgesparten Teil des ‚Wallenstein‘ gegangen, der der Liebe gewidmet ist und sich seiner freimenschlichen Natur nach von dem geschäftigen Wesen der übrigen Staatsaktion völlig trennt, ja demselben, dem Geiste nach, entgegensetzt. Nun erst, da ich diesem letztern die mir mögliche Gestalt gegeben, kann ich mir ihn aus dem Sinne schlagen und eine ganz verschiedene Stimmung in mir aufkommen lassen, und ich werde einige Zeit damit zuzubringen haben, ihn wirklich zu vergessen. Was ich nun am meisten zu fürchten habe, ist, daß das überwiegend menschliche Interesse dieser großen Episode an der schon feststehenden ausgeführten Handlung leicht etwas verrücken möchte; denn ihrer Natur nach gebührt ihr die Herrschaft, und je mehr mir die Ausführung derselben gelingen sollte, desto mehr möchte die übrige Handlung dabei ins Gedränge kommen. Denn es ist weit schwerer, ein Interesse für das Gefühl als eins für den Verstand aufzugeben.“

„Wallensteins Lager" wurde am 29. September fertig nach Weimar geschickt, mit Ausnahme der Kapuzinerpredigt, die erst am 8. Oktober nachfolgte; drei Tage vorher hatte Goethe einen Band des Pater Abraham a Santa Clara als Material dazu übermittelt und Schiller damit einen besondern Gefallen erwiesen. Dieser Pater sei ein prächtiges Original, sagte er, vor dem man Respekt bekommen müsse, und es sei eine interessante und keineswegs leichte Aufgabe, es ihm zugleich in der Tollheit und in der Gescheitigkeit nach- oder gar zuvorzuthun. Am 12. Oktober fand zur Eröffnung der renovierten Bühne in Weimar die Aufführung des „Lagers" in Schillers Beisein statt. Der herrliche Prolog, welcher an die Wiedereröffnung des Theaters anknüpfte und zugleich dem Ausblick auf die Art des werdenden Dramas Anhalte gab, ging vorher und machte „viel Sensation". Über die Aufnahme des Stückes schrieb der Dichter an Körner: „Die Schauspieler waren freilich mittelmäßig genug, aber sie thaten, was sie konnten, und man mußte zufrieden sein. Die Neuerung mit den gereimten Versen fiel nicht auf, die Schauspieler sprachen die Verse mit vieler Freiheit, und das Publikum ergötzte sich. Übrigens ist es ergangen, wie wir erwarteten: die große Masse staunte und gaffte das neue dramatische Monstrum an, einzelne wurden wunderbar ergriffen."

Durch angestrengte Arbeit — die Umsetzung des Textes „in eine angemessene, deutliche und maulrechte Theatersprache" hielt sehr auf — wurde es möglich, die „Piccolomini" so weit fertig zu stellen, daß sie am 24. Dezember an Iffland nach Berlin abgesandt werden konnten; am 31. Dezember wurde eine Kopie an Goethe zur Weimarer Aufführung geschickt. „Und so lege ich denn das Stück in Ihre Hände" — lautete der Schluß des Begleitbriefes. „Ich habe jetzt schlechterdings kein Urteil mehr darüber, ja manchmal möchte ich an der theatralischen Tauglichkeit ganz verzweifeln. Möchte es eine solche Wirkung auf Sie thun, daß Sie mir Mut und Hoffnung geben können, denn die brauche ich." Dessenungeachtet wurde schon andern Tags damit begonnen, „die Gedanken auf das dritte Stück zu richten". Schiller reiste mit Lotten und den Kindern am 4. Januar nach der Residenz ab und verweilte dort bis zum 6. Februar, nachdem er am 30. Januar der ersten, zum Geburtstag der Herzogin stattgefundenen Vorstellung und am 2. Februar der Wiederholung der „Piccolomini" beigewohnt. Kurz nach der Rückkehr wurde Körner davon unterrichtet, daß durch persönliches Treiben und Bemühen eine erträgliche Darstel-

lung der „Piccolomini" bewirkt worden. „Dies ist nun glücklich überstanden, meine Absicht ist erreicht worden, das Stück hat alle Wirkung gethan, die mit Hilfe dieses Theaterpersonals nur irgend zu erwarten gewesen. Das Interesse ist bei der zweiten Repräsentation noch gestiegen."

Jean Paul, welcher der Vorstellung gleichfalls anwohnte, ließ sich einem Freunde gegenüber aus: „Der ‚Wallenstein' ist mit großer Pracht gegeben; er ist vortrefflich — passabel langweilig und — falsch. Die schönste Sprache — kräftige poetische Stellen — einige gute Szenen — keine Charaktere — keine fortströmende Handlung — oft ein dramatisierter Zopf — oder Essig — dreifaches Interesse — und kein Schluß." Karl Augusts Brief an Goethe lautete: „Über den gestrigen ‚Wallenstein' — die ausnehmend schöne Sprache abgerechnet, die wirklich vorzüglich, vortrefflich ist —, aber über seine Fehler möchte ich ein ordentlich Programm schreiben; indessen muß man den zweiten Teil erst abwarten. Ich glaube wirklich, daß aus beiden Teilen ein schönes Ganze könnte ausgeschieden werden; es müßte aber mit vieler Herzhaftigkeit davon abgelöset und anderes eingeflickt werden. Der Charakter des Helden, der meiner Meinung nach auch einer Verbesserung bedürfte, könnte gewiß mit wenigem ständiger gemacht werden."

Die Metaphysikerin Karoline v. Wolzogen berichtet in ihrer gewohnten geschraubten Art darüber: „Es wehte ein höherer Geist in der ersten Vorstellung ‚Wallensteins', der sich aus dem kleinen Weimar durch ganz Deutschland verbreitete. Schiller genoß lebhaft die Arbeit von sieben Jahren. Goethes freundschaftlicher Anteil und die allgemein erhöhtere Stimmung der Gesellschaft, welche durch das Leben in diesen Formen erzeugt wurde, gaben ihm einen lebendigen Genuß seiner selbst rc." Damit auch die andre Seite des ewig Weiblichen zur Geltung komme, stehe ein Absatz aus einem Briefe der Frau v. Stein hier, lautend: „Die Kleidung war äußerst schön. Die Thekla (Jagemann) hatte für 12,000 Thaler Schmuck an, welchen ihr Frau v. Löwenstern gelehnt." — In Berlin wurden die „Piccolomini" trotz Ifflands meisterhaftem Spiel kalt aufgenommen. Wie man sich damals geräuspert, das wäre also glücklich der Nachwelt überliefert. Am spaßhaftesten ist das altkluge, so nach fix und fertigem Kunstverstand duftende Verdikt Jean Pauls — daß auch gerade ihm das Unglück passieren mußte, auf die Langeweile loszuziehen!

Preislicherweise ließ sich Schiller nicht von der weitern Arbeit

abhalten; am 8. März sandte er die zwei ersten Akte der Tragödie an Goethe, am 17. den Rest, und nun notierte er in seinem Kalender, wo bereits stand: „Am 22. Oktober 1796 an den ‚Wallenstein‘ gegangen“ — „denselben am 17. März 1799 geendigt fürs Theater und in allem zwanzig Monate voll mit sämtlichen drei Stücken zugebracht“. So war denn ein Werk vollendet, das „dem Urteil höhere Gesetze gab“, wenigstens dem Urteil der deutschen Nation! Ein Werk, das ungeachtet des Einflusses alter Muster selbständig, mit den Haupterzeugnissen andrer dramatischer Litteraturen auf gleicher Höhe steht.

Am 21. März kam Goethe nach Jena, am 9. April reiste Schiller mit ihm nach Weimar und blieb zwei Wochen dort, in dieser Zeit wurde die Aufführung von „Wallensteins Tod“ vorbereitet und fand, nachdem am 15. April das „Lager“, die „Piccolomini“ am 17. April gegeben worden, am Samstag, den 20. April 1799, statt. Die Tragödie machte eine außerordentliche Wirkung und riß auch den Unempfindlichsten mit fort. Alles schluchzte im Theater. Selbst die Schauspieler wurden während der ersten Proben stark ergriffen und vermochten vor Weinen nicht fortzusprechen. Des Dichters Gattin war von der Vorstellung so gerührt, daß sie sich nicht zu fassen wußte. „Ob ich gleich alles kannte“ — so berichtete sie an Christophine — „und Schiller mir es mehr wie einmal vorgelesen hatte, so war der Effekt derselbe, als ob ich es zuerst dargestellt sähe. Möchte es uns ein guter Geist gönnen, daß wir die Stücke zusammen lesen könnten. Du würdest Dich gewiß unendlich freuen über das, was Schiller zu leisten vermag, und würdest innig gerührt sein auf der andern Seite. In mir selbst hat es eine Art von Stolz erweckt, daß ich sah, wie alle Menschen Schiller Beifall geben mußten.“ Weimar war elektrisiert von dem Ereignis, und während der nächsten acht Tage wurde von nichts anderem gesprochen.

Goethe berichtete darüber an Wilhelm v. Humboldt: „Man hat auch bei diesem Unternehmen gesehen, daß man eigentlich alles wagen kann, sobald man mit Genie, Geist und Überlegung wirkt. Das erste Stück: ‚Wallensteins Lager‘, hat die Menschen nicht allein sogleich mit dem Reim ausgesöhnt, sondern sogar dessen Bedürfnis erweckt und durch seine Lebhaftigkeit eine gar gute Situation gemacht. Das zweite: ‚Die Piccolomini‘, hat den Beifall aller erhalten, welche es ganz hören konnten oder mochten; diejenigen aber, denen es entweder an dem Grade der nötigen Aufmerksamkeit gebrach, oder die durch äußere Umstände teilweise

zerstreut und gehindert waren, oder wer sonst etwa nicht den besten Willen hatte, beschwerte sich über die Länge und den Mangel an Handlung; alle aber mußten der einzelnen Ausführung und dem reichen Gehalte des Stückes Gerechtigkeit widerfahren lassen. ‚Wallenstein' (später ‚Wallensteins Tod' betitelt) hat zuletzt alle Stimmen vereinigt, indem er aus den vorbereitenden Kelchblättern wie eine Wunderblume unversehens hervorstieg und alle Erwartungen übertraf."

Wieviel Aussetzungen und Mäkeleien hat sich auch dieses Werk im Lauf der Zeit gefallen lassen müssen! Es ist kritisch zerpflückt, seine lebenden Figuren sind in der Retorte des Denkens zu abstrakten Begriffen verdampft worden. Angriffe richteten sich gegen den Charakter des Helden, gegen das in die Handlung eingreifende Schicksal und die Liebesepisode Max und Thekla[1]. Gedankenschatten, lyrische Hauche wurden die Liebenden genannt. Professor W. Süvern schrieb gleich nach der Berliner Aufführung ein ganzes Buch über den „Wallenstein" in Hinsicht auf die griechische Tragödie, worin er auseinandersetzte, daß es Schiller gar nicht in den Sinn gekommen, aus seinem Stücke eine Trilogie im Sinne der griechischen Tragödie zu schaffen.

Die Kunstanschauung, welche als Basis für die Beurteilung der Schillerschen Werke in den vorliegenden Blättern dient, vermag diese Fragen nicht aufzuwerfen, weil sie es als ein unantastbares Recht des Künstlers betrachtet, daß er in seinem Werke seine Vorstellung (Idee) zum Ausdruck bringe. Dem subjektiven Empfinden des Genießenden bleibt es anheimgestellt, ob diese Idee ihn mehr oder minder angenehm berührt. Eine Vorstellung ist aber auf dramatischem Gebiet nur von einer Handlung möglich. Könnte uns der Dichter überzeugen, daß diese Handlung unter dem Zwange des Schicksals so vor sich gehen mußte, wie er sie sich vorgestellt hat, so wäre die Forderung, die wir an ein Kunstwerk zu erheben befugt sind, nach dieser Seite hin erfüllt. Beliebt es und glückt es ihm, uns eine andre Ursache der Handlung überzeugend nahezurücken, so ist er ebenso in seinem Rechte; denn sein Recht ist bewiesen, sobald er uns seine Vorstellung glaubhaft machen kann. Über die Statthaftigkeit dieser oder jener Motivierung der

[1] „Studien zu Schillers Dramen" von W. Fielitz (Leipzig 1876) verdienen über diese Punkte gelesen zu werden. Die beiden letztern Angriffe sind darin sehr schön widerlegt.

Handlung überhaupt könnte also unter dem dargelegten Gesichtspunkte gar nicht gestritten werden.

Wichtiger von diesem Gesichtspunkte aus ist die Frage, ob der Dichter im „Wallenstein" die reinste Form des Kunstwerkes erreicht habe. Der **reine** Kunstzweck wird im Drama erreicht durch die **Darstellung** einer Handlung. Der kaiserliche Feldherr Wallenstein strebt nach der böhmischen Königskrone und geht an diesem Streben zu Grunde. Das ist im vorliegenden Fall die Handlung, und seine Vorstellung davon hat Schiller in dem dramatischen Gedicht „Wallenstein" dargestellt. Aber er beschränkte sich nicht darauf, die Handlung seines Helden nur darzustellen, er zwang sich, dieselbe zugleich zu kritisieren, um dem „lieben moralischen Publikum" außer dem ästhetischen Genusse auch noch eine Antwort auf die Frage, welche sittliche Idee dem Drama zu Grunde liege, mit nach Hause zu geben. Da nach seinem (des Dichters) Gefühl das Unternehmen Wallensteins unmoralisch war, mußte dies an mehr als einer Stelle durch Personen des Stückes ausgesprochen werden, damit der Zuschauer sich die Gestalt des Feldherrn gewissermaßen als abschreckendes Beispiel merke. Durch das Kunstwerk sollte also nebenher auch noch etwas von dem erreicht werden, was ausschließlich das Ziel der Sittenlehre bildet, und so kam ein Zuviel in die Arbeit hinein.

Die Liebesepisode Max und Thekla, nach Schillers eigner Äußerung „der poetisch wichtigste Teil", wurde infolge eines reinen Kunstbedürfnisses eingeflochten. Nachdem Schiller einmal bei sich festgesetzt hatte, daß das Ziel der Tragödie sei, den Zuschauer zu rühren, und es ihm unmöglich erscheinen mußte, durch den Fall eines Usurpators diesen Affekt zu erregen, war er vollberechtigt, seinem Werke das mitzugeben, was die Erreichung dieser Wirkung fördern konnte. Daß der Sturz eines Menschen infolge von Bestrebungen, die so sehr weit über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehen, uns nicht mitleidig rühren kann, ist selbstverständlich. Um Mitleid empfinden zu können, müssen wir **mitfühlen** können; welche gewaltige Willenskraft, welche Größe des Ehrgeizes dazu gehört, die Hand nach einem Throne auszustrecken, das können wir nur ahnen, daher haben wir auch nur jenes Gefühl eines unbestimmten Schreckens, das wir Schauer nennen, wenn eine solche Größe an ihrem Unternehmen zu Grunde geht. Wie sie lebend das allgemein Menschliche überragte, so auch im Tode. Die Wirkung ihres Unterganges im Kunstwerk ist groß, weil auch unsre Vernunft von ihr erfaßt wird, aber nicht stark, nicht innerlich packend, weil sie unser Gefühl weniger

betrifft. Der letztern Wirkung, das Gefühl der Rührung im Zuschauer zu erregen, gab Schiller, seiner Überzeugung getreu, auch im „Wallenstein" den Vorzug. Je mehr gegen das Ende hin, desto mehr treten die Gemütsäußerungen in des Feldherrn Reden hervor, sein letzter Gedanke ist noch der Fürsorge für seinen Kammerdiener gewidmet, und nachdem der schreckliche Mord vollbracht, faßt die Terzky den ganzen Jammer in den ergreifenden Worten zusammen:

„Der Herzog
Ist tot, mein Mann ist tot, die Herzogin
Ringt mit dem Tode, meine Nichte ist verschwunden.
Dies Haus des Glanzes und der Herrlichkeit
Steht nun verödet, und durch alle Pforten
Stürzt das erschreckte Hofgesinde fort.
Ich bin die letzte drin, ich schloß es ab
Und liefre hier die Schlüssel aus."

Das fürstliche Haus verödet, alles gestorben, verdorben — hier sind die Schlüssel, dies erbarmungswürdige Ende der Pracht, der elende an dem Herzog verübte Meuchelmord, solche Thatsachen sprechen allgemein verständlich, rührend zum Herzen. Das Heroische des Thronräubers ist zurückgedrängt, des Menschlichen in ihm wird allein gedacht, und so schließt, was so hart, so stahl- und panzerklirrend begonnen, weich und wehmütig.

Schutz- und wehrlos, aus dem ersten Schlaf emporgerissen, jämmerlich gemeuchelt fiel der verratene Verräter, wie Tausende kleinerer Seelen vor und nach ihm, mehr von den Verhältnissen und dem Aberglauben als aus eigner Initiative auf die Bahn gedrängt, ein schwächerer Verbrecher als Macbeth und Richard III. und darum auch ein weniger dankbarer Gegenstand für die höchste tragische Kunst. Schiller fand in dem Charakter Wallensteins zuviel kleinliche Motive vor, Eitelkeit, Unschlüssigkeit, Brutalität, zuweilen auch recht untergeordnete Gesinnung und nicht minder dieselben Niedrigkeiten in den Charakteren seiner Umgebung; die Widersacher waren um nichts besser, um so bewunderungswürdiger ist die Fähigkeit, welche es erreichte, diesen widerborstigen Stoff poetisch zu gestalten, um so höher steht des Dichters Verdienst, sich mit der übernommenen Aufgabe nicht bloß abgefunden, sondern sie auch in einem Meisterwerk gelöst zu haben.

---

7. „Maria Stuart."

Während Schiller am „Wallenstein" arbeitete, quälte sich Goethe mit seiner „Farbenlehre" herum, er „schematisierte unablässig" und wußte sogar den Freund für das Unternehmen so sehr zu interessieren, daß derselbe von dem „Newtonischen Falsum" sprach, als sei jener Physiker vor einem zuständigen Gericht seiner Fälschung überführt und bereits verurteilt. Schiller hielt freundschaftlicherweise große Stücke auf diese wissenschaftliche Beschäftigung Goethes und glaubte sie auch in andrer Rücksicht außerordentlich wertvoll. „Wenn man überlegt" — schrieb er ihm in einer Laune der Übersättigung mit ‚Wallenstein' —, „daß das Schicksal dichterischer Werke an das Schicksal der Sprache gebunden ist, die schwerlich auf dem jetzigen Punkte stehen bleibt, so ist ein unsterblicher Name in der Wissenschaft etwas sehr Wünschenswürdiges." Nun — „Hermann und Dorothea" wird doch vielen Leuten mehr sein und der Welt mehr bleiben, als ihr die „Farbenlehre" je werden kann, trotzdem Schiller sich von der letztern etwas versprach und Voß damals (es war in den ersten Monaten 1798) das Goethesche Gedicht nur se defendendo genoß. Die letztere Nachricht kam auf großem Umwege nach Jena und von da nach Weimar, der in Paris weilende Humboldt teilte sie mit. Von Paris kam aber auch noch (am 1. März 1798), und zwar ganz aus dem Reich der Toten[1], das von der französischen Regierung seiner Zeit für Monsieur Gille, publiciste alle-

[1] Clavière und Danton, die es unterschrieben, Roland, der den Begleitbrief dazu ausgefertigt, Custine, der die Besorgung des Aktes an seine Adresse übernommen, waren längst teils auf dem Schafott, teils durch Selbstmord als Opfer der Revolution gefallen.

mand, ausgefertigte Bürgerdiplom, nachdem es fünf Jahre unterwegs gewesen. Campe in Braunschweig übermittelte es an Schiller, der das merkwürdige Aktenstück dem Herzog Karl August auf dessen Wunsch überließ; es wurde der Bibliothek in Weimar überwiesen, wo es noch zu sehen ist. Etwa ein Jahr vorher (April 1797) war Schiller durch ein Diplom von Stockholm aus überrascht worden, welches seine Ernennung zum Mitglied der dortigen Akademie der Wissenschaften enthielt.

Diesen Ehrenbezeigungen folgte alsbald die Ernennung Schillers zum Professor ordinarius, „weil er schon seit mehreren Jahren die Stelle eines Professor phil. extraordinarius mit vielem applausu bekleidet". Da er längst seines Amtes als außerordentlicher Professor nicht mehr hatte walten können, so erhält diese „zu seiner Aufmunterung" erfolgte Ernennung zum ordentlichen Professor dadurch eine spaßhafte Spitze, daß sie, in einsamer, stiller Größe ohne jedes finanzielle Geleit an den Glücklichen herantretend, die Nichtleistungen gleichwertig belohnte. Sie brachte nichts ein, kostete dagegen 3 Thaler 2 Groschen, vermutlich Fahrgeld, denn die bezüglichen Reskripte reisten seit 30. Oktober 1795 an den Höfen zu Weimar, Meiningen, Gotha und Koburg umher. Der Herr Hofrat hatte nun die Beruhigung, als Professor ordinarius am 2. Mai bei unsicherem Wetter in seine Gartenwohnung hinausziehen zu können. Alsbald ließ er, um durch das Knarren der hauswirtschaftlichen Räder nicht gestört zu werden, in der südlichsten Ecke des Gartens Anstalten zum Bau eines Häuschens treffen, in das er sich mit seiner Arbeit zurückziehen wollte; es sollte aus einem Unterbau und einem darübergelegenen Zimmer bestehen, zu welchem eine frei stehende Treppe hinaufführte. Die Überlegung des Projektes hatte ihn schon den Winter über zuweilen angenehm beschäftigt. Da derartige Dinge, wie Häuser bauen und reparieren, auch damals nicht flinker betrieben wurden als heutzutage, so konnte der Mitte Juli im Balkenwerk fertig gestellte Bau erst im August (1798) bezogen werden. Diese an und für sich unwesentlichen Einzelheiten werden hier nur berührt, weil die Meinung verbreitet ist, in dem längst nicht mehr vorhandenen Stübchen sei der „Wallenstein" geschrieben worden. Nur sehr wenig von dem Drama entstand in dem kleinen Raume. Am 8. September ging der Dichter erst wieder an diese Arbeit, welche bald durch einen kurzen Aufenthalt in Weimar unterbrochen wurde, und brachte bis zum Ende des Monats das „Lager" fertig, acht Tage später die Kapuzinerpredigt, und

nachdem er selbst zur Aufführung in Weimar gewesen, dann Goethe gekommen und am 21. Oktober wieder gegangen, machte er sich von neuem ans Werk; am 6. November zog er in seine Stadtwohnung zurück. Im Gartenzimmer wurde also etwa 1½ Monat auf den „Wallenstein" verwendet, dessen Abfassung im ganzen 20 Monate in Anspruch nahm.

Wenn nun der Dichter auch nicht den ganzen „Wallenstein", sondern nur ein kleines Stück davon in dem Stübchen niederschrieb, so bleibt dieser Stätte doch der andre Ruhm, daß sie den „Kampf mit dem Drachen" fertig werden sah, daß ferner hier die „Bürgschaft" und das „Eleusische Fest" entstanden und vollendet wurden[1] (zwischen dem 18. August und 7. September), Schöpfungen, zu welchen sich endlich die Stimmung gefunden hatte. Es war ein eignes Ding um diese Stimmung bei Schiller sowohl als bei Goethe. Ersterer wollte bemerkt haben, daß die lyrische unter allen am wenigsten dem Willen gehorche, weil sie gleichsam körperlos sei und wegen Ermangelung eines materiellen Anhaltes nur im Gemüte sich gründe. Goethe konnte darauf mitteilen, Jean Paul habe ihm da ganz andre Lichter aufgesteckt, „indem er versicherte (zwar bescheidentlich und in seiner Art, sich auszudrücken), daß es mit der Stimmung Narrenpossen seien, er (Jean Paul) brauche nur Kaffee zu trinken, um, so gerade von heiler Haut, Sachen zu schreiben, worüber die Christenheit sich entzücke". „Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab", schrieb Schiller in seiner „Hymne an das Glück", und an seinen Meisterwerken war der Kaffee vollkommen unschuldig. Einzuschalten ist, daß der Dichter zu dem nach Jena berufenen Philosophen Schelling in freundschaftlicher Beziehung stand und wöchentlich wenigstens einen Abend mit ihm verbrachte, glücklicherweise nicht, um mit ihm über transcendentalen Idealismus zu reden, sondern um eine Partie L'hombre zu spielen. Schiller dem Künstler war die L'hombrepartie jedenfalls zuträglicher als ein erneuertes Sichabgeben mit abstrakten Begriffen.

Als die Tragödie zu Ende gebracht — und vor dem Augenblicke hatte er sich fast gefürchtet, weil ihn nun nichts Bestimmtes fessele —, war die Stimmung und Lust zu dichterischem Schaffen so mächtig, daß kurz danach mit den Vorarbeiten zu einem neuen

[1] Außer diesen Beiträgen brachte der „Musenalmanach für 1799" noch von Schiller: „Das Glück", „Die Poesie des Lebens", „Des Mädchens Klage", den Prolog zu „Wallensteins Lager".

Werke begonnen wurde. Am 25. April 1799 kehrte der Dichter von der ersten Weimarer Wallenstein-Aufführung nach Jena zurück, am 26. notierte er in seinem Kalender: „Maria Stuarts Geschichte angefangen zu studieren". Also doch wieder ein historischer Stoff, obgleich es einen Monat vorher geheißen: „Neigung und Bedürfnis ziehen mich zu einem frei phantasierten, nicht historischen und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff, denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich für jetzt herzlich satt". Fast genau 16 Jahre vorher, da er noch in seinem Versteck zu Bauerbach weilte, hatte der Dichter sich zuerst mit der Geschichte der Maria Stuart beschäftigt; damals war die Ausarbeitung, zu welcher schon Vorstudien gemacht worden, unterblieben, weil „Don Karlos" in den Vordergrund trat. Nun erhob sich die Gestalt der unglücklichen Königin wieder vor der Phantasie des Dichters und begeisterte diese durch die vielen dramatisch brauchbaren Momente, welche in dem Schicksal Marias und ihrem Verhältnisse zu der „königlichen Heuchlerin" Elisabeth sich darboten.

Goethe hegte zwar die Ansicht, daß in der ersten Zeit, da dem Dichter selbst die Idee noch neu sei, alles frischer und besser gehe, die Grundlegung des Ganzen rückte jedoch nicht so schnell vorwärts, weil „beim Anfange alles darauf ankomme, sich nichts zu verderben". Am 12. Mai war noch wenig Bestimmtes daran geschehen, der Geist hatte sich noch nicht zeigen wollen, obgleich Schiller „ihn in allen Gängen seines Gartens suchte und aufs Erfinden ausging". Auch am 31. Mai lag das Pensum noch immer sehr ungestaltet da und veranlaßte durch seine Unform den Stoßseufzer: „Wüßten es nur die allzeit fertigen Urteiler und die leichtfertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen". Damals waren die Freunde gerade damit beschäftigt — was auch die Gedanken von dem Trauerspiel ablenkte —, das „Schema über den Dilettantismus" aufzustellen. Endlich, am 4. Juni 1799, wurde „Maria Stuart" „mit Lust und Freude" begonnen, und der gute Anfang gab auch nach einigen Tagen noch Hoffnung, daß der rechte Weg beschritten sei. Am 18. Juni waren die Aussichten sehr günstig. „Ich fange schon jetzt an" — lautete die Mitteilung an Goethe —, „bei der Ausführung mich von der eigentlich tragischen Qualität meines Stoffes immer mehr zu überzeugen, und darunter gehört besonders, daß man die Katastrophe gleich in den ersten Szenen sieht und, indem die Handlung des Stückes sich davon wegzubewegen scheint, ihr immer näher und

näher geführt wird. An der Furcht des Aristoteles fehlt es also nicht, und das Mitleiden wird sich auch schon finden. — Meine Maria wird keine weiche Stimmung erregen; es ist meine Absicht nicht, ich will sie immer als ein physisches Wesen halten, und das Pathetische muß mehr eine allgemeine tiefe Rührung als ein persönliches und individuelles Mitgefühl sein. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal ist nur, heftige Passionen zu erfahren und zu entzünden. Bloß die Amme fühlt Zärtlichkeit für sie.“ Am 12. Juli klingt schon wieder die Klage durch: mit der Arbeit gehe es zwar nicht sehr schnell, wenn auch seit einiger Zeit ohne Stillstand fort; die nötige Exposition des Prozesses und der Gerichtsform habe eine Tendenz zur Trockenheit, und diese zu überwinden, verursache viel Zeitaufwand. Am 24. Juli hatte der poetische Kampf mit dem historischen Stoffe der Phantasie die Freiheit über die Geschichte gesichert und war der erste Akt endlich vollendet. Am folgenden Tag wurde der zweite begonnen und im Laufe des Augusts zu Ende geführt. Unterdessen that sich ein Süjet auf, in welchem eine neue mögliche Tragödie zu liegen schien; sie sei zwar noch erst ganz zu erfinden, könne aber vielleicht aus den geschichtlichen Unterlagen erfunden werden, dieses Süjet war der Warbeck. Vom 3. September an ward in der „Maria Stuart“ eine Pause gemacht. Die Handlung war bis zu der die Begegnung der beiden Königinnen darstellenden Szene geführt. Schiller selbst behauptete, die Situation an sich sei moralisch unmöglich, und war auf Goethes Urteil begierig, inwieweit es ihm geglückt, sie möglich zu machen. Letzterer antwortete: „Was die Situation betrifft, so gehört sie, wenn ich nicht irre, unter die romantischen. Da wir Modernen nun diesem Genius nicht entgehen können, so werden wir sie wohl passieren lassen, wenn die Wahrscheinlichkeit nur einigermaßen gerettet ist. Gewiß aber haben Sie noch mehr gethan.“

Auch in den vorhergegangenen Monaten hatte die Arbeit öfters Unterbrechungen erfahren, so durch mehrmalige Reisen nach Weimar. Eine derselben, Anfang Juli, wurde durch den Umstand merkwürdig, daß, wahrscheinlich auf Wunsch des preußischen Königspaares, welches zu Besuch bei Karl August war, eine Aufführung des „Wallenstein“ stattfand. Bei dieser Gelegenheit mußte sich der Dichter dem königlichen Paare präsentieren; er rühmte gegen Körner das verbindliche Betragen der graziösen Königin Luise, die sehr geist- und gefühlvoll in den Sinn seiner Dichtung einging.

Aber auch über die regierende Herzogin hatte er sich nicht zu beklagen, da sie Charlotten als der Gattin des Tragödiendichters ein silbernes Service widmete. Die Musen hatten sich diesmal gut aufgeführt, zumal Schiller klug genug war, Cottas Verlangen entgegen den Druck des „Wallenstein" ein ganzes Jahr zu verzögern, und dadurch die Theater nötigte, ihm für die Aufführung das Manuskript abzukaufen.

Die erwähnte große Pause, welche der Dichter in seiner Arbeit an der „Maria Stuart" machte, wurde durch die redaktionelle, dem „Musenalmanach für 1800" gewidmete Thätigkeit teilweise ausgefüllt. Den Hauptbestandteil des „Almanachs", der Masse nach, machte das Gedicht „Die Schwestern von Lesbos", welches Amalie v. Imhoff zur Verfasserin hatte, das Hauptstück in Hinsicht des Inhaltes war Schillers „Lied von der Glocke". Nur sehr karg sind die Nachrichten, welche über Entstehung und Ausarbeitung dieses großartigen Werkes sich erhalten haben. Die Anfänge, die Erfassung des Grundgedankens fallen vielleicht schon in die Zeit des ersten Rudolstädter Aufenthaltes (1788); damals besuchte der Dichter oft eine vor der Stadt gelegene Glockengießerei, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen. Neun Jahre später ging er (laut Brief an Goethe vom 7. Juli 1797) an sein Glockengießerlied und studierte die Encyklopädie von Krünitz, welche ihm auch das herrliche Motto lieferte, den auf der Münsterglocke zu Schaffhausen befindlichen Spruch. Auch damals stellte sich die zur Vollendung erforderliche Stimmung nicht ein, jedenfalls wurde das Gedicht aber gefördert, denn Goethe prognostizierte ihm, daß es eins der vornehmsten und schönsten des „Almanachs" sein werde. Am 12. August 1799 schrieb der Dichter an Goethe: „Etwas werde ich wohl für den ‚Almanach' geben müssen, um Cotta mein Wort zu halten, wenn auch die ‚Glocke' dran müßte". Am 4. September reiste er mit Gattin und Kindern nach Rudolstadt, wo er sich bis zum 13. aufhielt, um über Weimar nach Jena zurückzukehren. Ob etwas und wieviel dort an dem Gedichte geschehen sei — keinerlei Notiz findet sich darüber; am 30. September wurde es in die Druckerei geschickt. Daß dieses „Lied von der Glocke" eine der größten und herrlichsten Gaben ist, welche die Poesie jemals dem Menschengeschlechte gespendet, braucht heute nicht mehr bewiesen zu werden. Damals, als es erschien, wollten die Schlegel und Genossen bei dessen Lesen vor Lachen von den Stühlen fallen. Die Romantiker waren dem guten Schiller recht herzlich böse, und ihr

Grimm war so nachhaltig, daß sie ihn damit weit über das Grab hinaus verfolgten; im Jahre 1832 sang A. W. v. Schlegel:

„Der Dichter weiß in's Glockengießen
Das Los der Menschheit einzuschließen.
Er bricht die schönen Reden, traun!
Vom Glockenturm und nicht vom Zaun."

Derselbe Herr nahm in die Sammlung seiner eignen Gedichte auch die rührenden Verse auf: „Es tanzt ein Bi-Ba-Buzemann in unserm Haus herum". Mit solchen Leistungen konnte Schiller freilich in der Kollektion seiner Poesien, die er jetzt bei Crusius in Leipzig vorbereitete, nicht aufwarten. An diese und die Sammlung der kleinen prosaischen Schriften, von welcher gleichfalls Crusius bereits 1792 den ersten Band und jetzt die übrigen drei Bände verlegte, trat Schiller nun mit Ernst heran, weil ein neuer Plan ihn beschäftigte, der größere Anforderungen an seine Kasse stellte.

Um dem täglich fühlbarer werdenden Bedürfnis theatralischer Anschauungen genügen zu können, mußte er sich entschließen, die Wintermonate in Weimar zuzubringen; die ökonomischen Mittel zur Realisierung dieser Sache wenigstens teilweise herbeizuschaffen, war der Zweck des Übereinkommens mit Crusius. An den früher von Karl August ausgedrückten Wunsch anknüpfend, Schiller möchte öfter nach der Residenz kommen und sich länger dort aufhalten, wandte letzterer sich an den Herzog um eine Gehaltszulage und erhielt die folgende, den Empfänger wie den Briefschreiber gleich ehrende Antwort: „Weimar, 11. September 1799. — Der von Ihnen gefaßte Vorsatz, diesen Winter und vielleicht auch den folgenden hier zuzubringen, ist mir so angenehm und erwünscht, daß ich gern beitrage, Ihnen den hiesigen Aufenthalt zu erleichtern. 200 Thaler gebe ich Ihnen von Michaelis dieses Jahrs an Zulage. Ihre Gegenwart wird unseren gesellschaftlichen Verhältnissen von großem Nutzen sein, und Ihre Arbeiten können vielleicht Ihnen erleichtert werden, wenn Sie den hiesigen Theaterliebhabern etwas Zutrauen schenken und sie durch die Mitteilung der noch im Werden seienden Stücke beehren wollen. Was auf die Gesellschaft wirken soll, bildet sich gewiß auch besser, indem man mit mehreren Menschen umgeht, als wenn man sich isoliert. Mir besonders ist die Hoffnung sehr schätzbar, Sie öfter zu sehen und Ihnen mündlich die Hochachtung und Freundschaft wiederholt versichern zu können, die ich für Sie hege, und womit ich verbleibe des Herrn Hofrats sehr wohlwollender Freund Karl August." Unter den Theaterliebhabern, auf welche

der Herzog bescheiden hinwies, verstand er sich selbst, und das im Werden seiende Stück, an welches zunächst gedacht wurde, waren die „Malteser". Vielleicht lag der Gedanke im Hinterhalt, die Schillersche Muse in das saubere Schnürleibchen der französischen sogenannten Regelmäßigkeit hineinzupersuadieren; denn dafür war der Herzog begeistert, und Goethe sogar beschäftigte sich jetzt damit, der Liebhaberei seines gnädigen Herrn nachgebend, Voltaires „Mahomet" zu verdeutschen. Schiller sah dieses Experiment mit einigen Zweifeln an und fürchtete, es werde aus den französischen Dramen sich wenig Ersprießliches für die deutsche Bühne schöpfen lassen, im geraden Gegensatze zu Karl August, welcher hoffte, daß von dieser Mahomet-Übertragung eine neue und sehr wichtige Epoche des deutschen Theaters zu rechnen sein werde.

Nachdem die ökonomische Seite der Übersiedelungsangelegenheit sichergestellt war, beschaffte Goethes Vermittelung eine geeignete Wohnung in Weimar beim Perückenmacher Müller. Alles schien sich aufs beste anzulassen, am 30. September wurde wieder Hand an die „Maria Stuart" gelegt; dann unterbrach ein frohes Familienereignis, die am 11. Oktober (1799) erfolgte Geburt des ersten Töchterchens, das am 15. Oktober auf die Namen Karoline Henriette Luise getauft wurde, durch die an den Vater gestellten realen Anforderungen die poetische Thätigkeit. Kaum war diese wieder aufgenommen, da erkrankte Lotte schwer am Nervenfieber (am 23. Oktober). Volle vier Wochen lang lag sie zwischen Leben und Tod, und trotz den gegenteiligen Versicherungen des Arztes befürchtete der geängstigte Gatte das Schlimmste. Abwechselnd mit der zur Pflege von Rudolstadt herübergekommenen Schwiegermutter, durchwachte er in zärtlichster Hingabe die Nächte am Krankenbette; aber als nach fortwährendem Delirium bei Lotten am 4. November eine hartnäckige Stumpfheit, Gleichgültigkeit und Abwesenheit des Geistes sich geltend machte, entfiel ihm der Mut fast gänzlich. Um durch einige Zerstreuung sich zur weitern Ertragung des qualvollen Anblicks der leidenden Gattin zu stärken, fuhr er am 6. November nach Weimar hinüber; er fand sie bei der Rückkehr etwas besser, aber Rückfälle blieben nicht aus, und erst am 21. November konnte er mit erleichtertem Herzen in seinen Kalender die Notiz eintragen: „An diesem Tage ist Lolo um vieles besser gewesen und hat einen Brief geschrieben". Die Genesung nahm nun ihren regelmäßigen Verlauf, und am 3. Dezember fand endlich die Übersiedelung des Dichters und seiner Familie nach



Weimar.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Weimar statt. So vollzog sich der Plan, dessen Ausführung Goethe schon längst erwünscht gewesen wäre, über welchen er bereits 1796 mit dem Herzog gesprochen, und dessen Verzögerung er (im Briefe vom 9. Dezember 1797) beklagte, als er an Schiller schrieb: „Die Nachricht, daß Sie diesen Winter nicht zu uns kommen würden, hat unsere Schauspieler betrübt. Es scheint, daß sie sich vorgesetzt hatten, sich vor Ihnen Ehre zu machen. Ich habe sie mit der Hoffnung getröstet, daß Sie uns auf's Frühjahr wohl besuchen würden. Sehr nötig thut unserm Theater ein solcher neuer Anstoß." Schillers diesmaliger Wechsel des Wohnorts war zwar ein Ereignis für Weimar, wurde aber von der naiven Weise der damaligen Zeit weder als solches empfunden, noch überhaupt geschätzt. Erst die folgenden Generationen begriffen die Wichtigkeit, und heute weiß die Residenzstadt (deren hier beigegebene Ansicht von der alten Berkaer Straße aus aufgenommen ist) recht wohl, welchen Wert dieser 3. Dezember 1799 für sie hatte.

Bisher ist in der vorliegenden Schilderung die Gestalt von Schillers Gattin ganz in den Hintergrund getreten; daß sie sich im Hintergrunde hielt, daß sie in ihren gesunden Tagen ihrem Gatten nur die liebe kleine Frau sein wollte und war, ihren Kindern die sorgsame Mutter und des Weibes eng gebundenes Glück nicht nach außen zu erweitern suchte — ließe sich mehr zum Lobe ihres Wesens sagen! Aber im Innern ihres Hauses strebte sie mit Erfolg, ihrem Gatten mehr zu sein, als ihm eine andre Frau hätte sein können; da „beschäftigte sie ihn nicht so herzlich wenig", wie man ihr hat nachreden wollen; er erklärte selbst ausdrücklich, daß Körners, Humboldts, Goethe und Lotte die einzigen Menschen seien, an die er sich gern erinnere, wenn er dichte, und die ihn für seine Dichtungen belohnen könnten. Was er einst von ihr erwartet, war verwirklicht: sie hatte sich durch ihn gebildet, und es ist kein hohles Geschwätz, wenn sie in ihren Aufzeichnungen (1806) sagte: „Ich konnte über alle Bedürfnisse hinwegblicken in den Stunden, wo sein Geist zu mir sprach, und fühlte in den ersten Jahren unsrer Verbindung wie in den letzten das gleiche Glück. Mit mehr Bewußtsein meiner selbst in den späteren, denn ich genoß reiner den Anblick seines Geistes. Zuweilen begegnete es mir, daß er Dinge sagte, die ich eben gedacht hatte oder sagen wollte, und ich fand froh diese Übereinstimmung, weil sie mir zeugte, wie ich mir durch das Leben mit ihm, durch das Verfolgen seines Denkens seine Ideen angeeignet hatte. Aus der Zeit kurz vor oder nach der Krankheit haben sich vier von

ihr verfaßte (oder übersetzte) Erzählungen erhalten, welche beweisen, zu welcher Lebhaftigkeit auch Lottens Darstellungstrieb sich entwickelt hatte. Sie erschienen durch Schillers Vermittelung anonym in Ungers „Romanzeitung" und Cottas „Flora". Zahlreiche Stellen in ihren Briefen voll feiner und in bester Form ausgesprochener Urteile werfen ein Licht darauf, welcher hohe innere Wert Charlotten beiwohnte, und dies schafft der innigen Hingebung, die Schiller seiner Gattin thatsächlich widmete, die schönste Begründung. Wie er an ihr hing, läßt sich aus den kurzen Briefchen ersehen, welche er nach dem Einzug in Weimar an sie schrieb. Da das verwohnte Quartier mancherlei Ausbesserungen erforderte und Zugluft und sonstige Unbequemlichkeiten die selbstverständlichen Begleiter dieser Reparaturen sein mußten, stieg Charlotte, in Weimar angekommen, mit Karl und dem Töchterchen bei Frau v. Stein ab, während Schiller mit dem kleinen Ernst die gemietete Wohnung bezog und die Arbeiten der Einrichtung dort überwachte. Kleine, herzliche Billetchen wurden nun, wie einst in Rudolstadt, von Haus zu Haus gewechselt als Ersatz für den gehemmten mündlichen Verkehr, bis um die Mitte des Dezember Lotte in dem inzwischen fertig gestellten Logis ihren Aufenthalt nehmen konnte. Sie kam so schnell zu Kräften, daß sie am Neujahrstage 1800 sogar eine Ballfestlichkeit zu besuchen vermochte. Der Gatte unternahm gleichfalls dieses Wagestück, trotzdem sich nicht lange vorher die Brustkrämpfe wieder eingestellt.

Eine größere Bethätigung des äußern Lebens hatte begonnen. Mehrfache Einladungen zu Hof erfolgten, der tägliche Verkehr mit Goethe wirkte auch dadurch ermutigend, daß er Schiller zu öfterm Ausgehen veranlaßte; sein Gemüt wie seine Phantasie fühlte er angeregt und mancherlei Pläne drangen sich ihm auf. Schon in den ersten Januartagen wurden die Stanzen „An Goethe, als er den ‚Mahomet' auf die Bühne brachte" gedichtet, ein Werk, wenn auch von geringem äußern Umfange, doch von außerordentlicher innerer Bedeutung, weil es den Niederschlag aller der Gedanken und Überlegungen bildet, welche die beiden Künstler im abgelaufenen Zeitabschnitt über das Wesen der Kunst und ihr Verhältnis zur Natur ausgetauscht. Schiller gab nicht nach trotz Karl Augusts Vorliebe für die französische Tragödie, er sprach nochmals aus, was er schon im Briefe vom 24. August 1784 an Dalberg geäußert, daß zwischen den zwei Extremen, dem englischen und französischen Geschmack, das zu erstrebende Ziel der deut-

schen Kunst liege. Von der damals gehegten Hoffnung, durch Aneignung der französischen Tragödien könne der deutschen Bühne eine wichtige Eroberung verschafft werden, war er zurückgekommen; dagegen wurde die Lust, ein andres Experiment dem herzoglichen entgegenzusetzen, geweckt; am 12. Januar (1800) schon beschäftigte er sich lebhaft mit Shakespeares „Macbeth“ und erhitzte sich durch das Nachdenken darüber so sehr, daß er sich andern Tages unwohl fühlte. Am 20. hatte er die zwei ersten Aufzüge „aus dem Rohen“ gearbeitet, am 14. Februar die Umarbeitung des Trauerspiels vollendet, und zwei Tage weiterhin, nachdem er, wie schon öfters, zur Ader gelassen, warf ihn der Anfang eines Nervenfiebers für fast drei Wochen aufs Krankenlager. Er wurde von dem Leiden sehr angegriffen und phantasierte, in den ersten Tagen stand das Schlimmste zu befürchten; die hinzugetretenen Krampfzufälle erschienen sogar den Ärzten gefährlich, und sie gaben den Kranken völlig auf. Er selbst wünschte, sie möchten ihn noch einige Tage am Leben erhalten, damit er seine Geschäfte in Ordnung bringen könne. Sie verordneten für diesen Zweck Reiz- und Stärkmittel und halfen damit der Natur die Krankheit überwältigen. Aber auch nachdem der Kranke aufgestanden, selbst noch nach sechs Wochen, fühlte er seine Kräfte sehr weit zurück und wurde fortwährend von einem bösen Husten geplagt. Mit Mühe nur konnte er die Treppen steigen, und in seinem Briefe vom 24. März an Körner schrieb er mit zitternder Hand: „Der Rest des vorigen Jahres und der Anfang des neuen machen eine sehr traurige Epoche in meinem Haus, und ich fürchte, wir werden uns zeitlebens derselben zu erinnern haben“. Lotte aber, die in den Tagen der Krisis fast verzweifelnd selbst Todessehnsucht empfunden, faßte wieder Mut, die Lust am Leben wachte stärker in ihr auf und zugleich die Hoffnung, mit Schiller und ihren Kindern sich noch lange des Daseins erfreuen zu können.

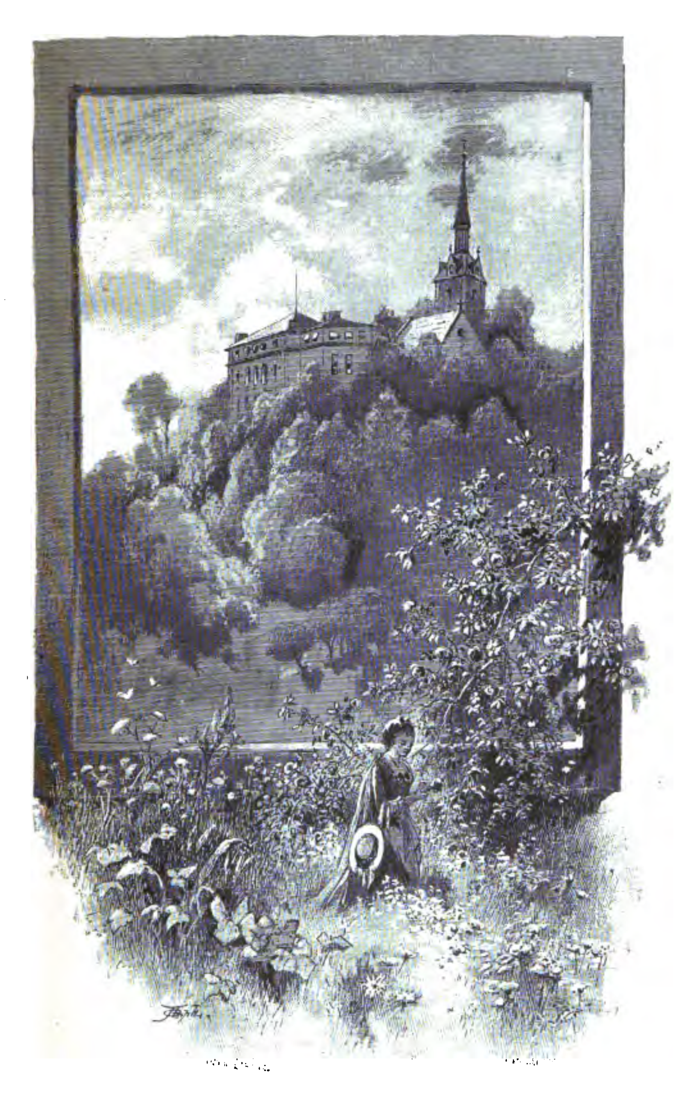
Schon vor Eintritt der Krankheit hatte der Druck des „Wallenstein“ angefangen; die Kritik, welche Körner darüber abgegeben, konnte dabei keine Berücksichtigung finden, teils weil sich durch des Dichters Krankheit jede anstrengende Arbeit verbot, teils weil „seine Grundsätze von denen, wonach der Freund die Kritik geübt, wesentlich verschieden waren“, was dieser übrigens nicht gelten lassen wollte. Die erste Auflage des „Wallenstein“ erschien im Juni (1800) und wurde sehr bald vergriffen, in zwei Jahren fanden durch Cotta, welcher den Verlag übernommen, 8000 Exemplare

Absatz; daß das Werk sofort von mehreren Seiten nachgedruckt wurde, versteht sich bei den damaligen regellosen Verhältnissen von selbst.

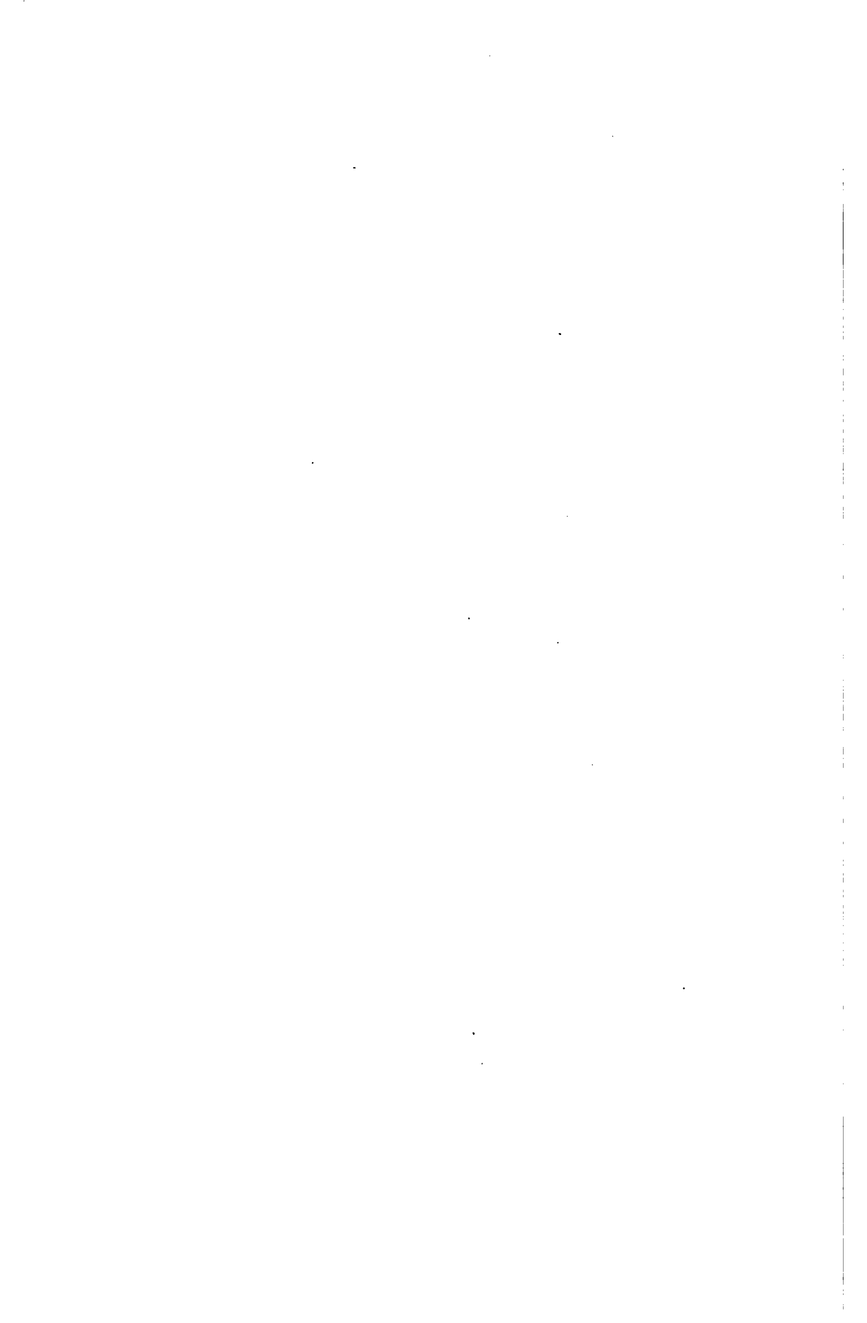
Nach langer und, wie sich aus dem vorher Aufgezählten ergibt, mit ganz andern Dingen ausgefüllter Pause kam endlich wieder die Reihe an „Maria Stuart". Das Stück wurde so weit gefördert, daß der Dichter am 11. Mai den Schauspielern, die er zu sich geladen hatte, die ersten vier Akte vorlesen konnte.

Nachdem am 30. Januar 1800 zur Feier des Geburtstags der Herzogin Luise und zu Karl Augusts speziellem Vergnügen „Mahomet" aufgeführt worden, fand die Darstellung des „Macbeth" am 14. Mai statt und traf den Geschmack der hohen Frau besser als das Voltairesche Drama. Da ihr Gemahl weniger davon entzückt war, sprach sie Lotten gegenüber unverhohlen mißbilligend von der Partei, die sich über Shakespeare und seinen „Macbeth" aufhalte und „Mahomet" und die Franzosen überhaupt dagegen erheben wolle. In dieser Hinsicht stimmten die beiden fürstlichen Gatten nicht miteinander überein.

Nach andrer und nach besserer Luft, als Weimar sie verabreichen konnte, sehnte sich Schiller, nach Einsamkeit und Sammlung, was alles nur der Wald allein aus erster Hand spendete. Der Herzog stellte ihm auf dem 1¼ Stunde von Weimar gelegenen Jagdschloß Ettersburg eine Wohnung bereitwilligst zur Verfügung. Sobald der „Macbeth" aufgeführt, begab sich Schiller nach dem reizend gelegenen Orte (wovon eine Ansicht hier beigefügt ist) und versuchte dort, einige Tage idyllischer Ruhe zu leben, wie sie an solcher Stätte nur ein Dichter zu leben vermag, zugleich genießend und schaffend. Der fünfte Akt der „Maria Stuart" sollte hier zu stande kommen. Anfänglich ließ sich das Geschäft schlecht an, schon am zweiten Tag trat rauhe Witterung ein und störte nicht nur die Spaziergänge, sondern auch durch die Kälte in den schwer zu heizenden hohen Zimmern des Schlosses das ganze Befinden Schillers. Dazu kam, daß er beim Auspacken seiner Sachen bemerkt hatte, die „Tobakspfeifen" seien vergessen, ein böser Zufall für einen Raucher. Wer hier aus der Not half, ist leider nicht überliefert worden. Tabaksfeindliche Gemüter, welchen die Pfeife als ein Philistermerkmal und eine Verbindung derselben mit poetischen Ideen undenkbar erscheint, werden sich mit dem Gedanken aussöhnen müssen, daß nicht nur der nach Pulver riechende „Wallenstein", sondern so vieles andre, ja wohl alles, was Schiller geschrieben, unter Tabaksqualm



Schloß Ettersburg.



und reichem Schnupftabaksverbrauch gedacht und zu Papier gebracht wurde. Oder sollte der fünfte Akt der „Maria“ wirklich ohne Varinas zu stande gekommen sein, dann wäre vielleicht erklärlich, warum ein berühmter Litterarhistoriker so viel „dunkel waltendes Schicksal“ in der „Stuart“ und das ganze Stück so gänzlich verunglückt findet, denn die vergessene Tobakspfeife war auch ein Stück dunkel waltendes Schicksal.

Goethe hatte sich während der Messe in Leipzig aufgehalten und traf erst nach Schillers Abreise wieder in Weimar ein. Er wollte den Freund sogleich auf seinem einsamen Waldschloß besuchen, abermals spielte das dunkel waltende Schicksal einen Streich: Goethes Pferd wurde krank, und der Ritt mußte unterbleiben. Dagegen überraschte der Herzog ganz plötzlich den Dichter bei der Arbeit, und letzterer hatte auch vorübergehend eine Gesellschaft von Oberförstern und Jägern, welche ihn sehr aufmunterte.

Die Tage vom 23. bis 25. Mai verbrachte er wieder in Weimar, teils um den von Leipzig kommenden Cotta zu begrüßen, teils um der Leseprobe der ersten vier Akte der „Maria“ zu präsidieren. Alsdann begab er sich nach Ettersburg zurück und entging dadurch zwar dem Lärm des Weimarer Jahrmarktes und einer Aufführung der „Räuber“, welcher die Herzogin Luise mit großem Interesse beiwohnte; allein eine Förderung seiner Arbeit brachte ihm die Waldeinsamkeit nicht, und auch ein Besuch, den die Schauspieler Becker (Burleigh), Haide (Melville), Vohs (Mortimer) und dessen Frau (Maria) ihm machten, verlief ziemlich ergebnislos; es wurde geschwatzt, anstatt zu probieren. Schiller kehrte am 2. Juni nach Weimar zurück und beendigte in der nächsten Woche (am 9. Juni 1800) den fünften Akt seines Trauerspiels, während man das Einstudieren der ersten vier Akte mit Eifer betrieb; binnen fünf Tagen wurde auch der letzte eingeübt. Kaum war die Niederschrift des Stückes vollendet und hatten die Proben des fünften Aktes begonnen, als Goethe vom Herzog folgendes Schreiben erhielt: „Es ist mir gestern Abend erzählt worden (jedenfalls hatte das die Schauspielerin Jagemann, die Geliebte des Herzogs, gethan), daß in der ‚Maria Stuart‘ eine förmliche Kommunion oder Abendmahl auf dem Theater passieren würde. Vermutlich soll sie katholisch sein und sich vielleicht mit der in den ‚Jesuiten‘ entschuldigen. Indessen ist doch auf unsrer Bühne bei der Vorstellung der ‚Jesuiten‘ die Sache so anständig gemacht worden, daß bis auf ein Kruzifix, das wohl auch hätte wegbleiben können, nichts sehr An=

stößiges vorkam. Siehe doch zu, daß dieses auch bei ,Maria Stuart' der Fall sei; ich erinnere Dich daran, weil ich der prudentia mimica externa Schilleri nicht recht traue. So ein braver Mann er sonsten ist, so ist doch leider die göttliche Unverschämtheit oder die unverschämte Göttlichkeit, nach Schlegelscher Terminologie, dergestalt zum Tone geworden, daß man sich mancherlei poetische Auswüchse erwarten kann, wenn es bei neuern Dichtungen darauf ankommt, einen Effekt, wenigstens einen sogenannten, hervorzubringen, und der Gedanke oder der poetische Schwung nicht zureichen wollte, um durch Worte und Gedanken das Herz des Zuhörers zu rühren." Der Freund sandte sofort dem religionsgefährlichen Tragödiendichter ein Briefchen, worin die anzüglichen Bemerkungen Serenissimi ins Goethesche übersetzt lauteten: „Der kühne Gedanke, eine Kommunion aufs Theater zu bringen, ist schon ruchbar geworden, und ich werde veranlaßt, Sie zu ersuchen, die Funktion zu umgehen. Ich darf jetzt bekennen, daß es mir selbst dabei nicht wohl zu Mute war; nun, da man schon im voraus dagegen protestiert, ist es in doppelter Betrachtung nicht rätlich."

Schiller traf sofort die erforderlichen Abänderungen, und am 14. Juni, also fünf Tage nach der Vollendung, fand die erste, am 16. Juni die zweite Vorstellung der „Maria Stuart" statt und zwar mit einem Erfolg, der, soviel Schiller für jetzt davon übersehen konnte, seinen Wünschen entsprach. Er war aber kein unbestrittener, einen Teil der Schuld trugen die Schauspieler. Die Jagemann soll zwar die Elisabeth ausgezeichnet wiedergegeben haben, nur war sie leider von Person zu kurz, um dem Auge königlich-imposant zu erscheinen. Die Szene der beiden Königinnen glückte nicht ganz, Maria erschien als die Gedemütigte; dem Leicester Cordemanns warf man vor, mehr Theaterbösewicht als Hofmann gewesen zu sein. — Dem Publikum im allgemeinen, das sich trotz des heißen Abends bei aufgehobenem Abonnement ins Theater drängte und auch von 5 1/2 bis 10 Uhr aushielt, dauerte die Vorstellung zu lange, es nannte daher das Stück ermüdend. Wieland, der sonst viel Gutes von dem Trauerspiele hielt, fand es jedoch auch zu ausgedehnt und äußerte in seiner witzigen Weise darüber: „Wenn ein hübscher Mann von 5 Fuß 3 Zoll zu mir ins Zimmer tritt, so kann er mir gefallen; mißt er aber 10 Fuß und 6 Zoll, so laufe ich davon". Knebels Schwester jammerte: „Man sieht, daß Schiller für das Tragische geboren ist, da er die Menschen so quälen

kann; aber es ist unbegreiflich, daß er sich gar nichts Arges dabei denkt und meint, man könne recht gut bis um 11 Uhr des Nachts so dasitzen. Ich kann es ihm nicht vergeben, wie er mich schon gemartert hat.“ Carlyle (in seinem „Leben Schillers“) klagte, daß man in der „Maria Stuart“ keine treu geschichtlichen Schilderungen finde und ebensowenig die Sitten und Gebräuche des Landes daraus kennen lerne. — Der arme Dichter! Hätte er doch irgend etwas andres gethan, statt die „Maria Stuart“ zu schreiben!

Nach diesen gehäuften Anklagen und Beschuldigungen mag eine würdigere Kritik zum Ausdruck kommen. A. W. Schlegel sagt in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst“: „Mit größerer Kunstfertigkeit (als ‚Wallenstein‘) und ebenso großer Gründlichkeit ist ‚Maria Stuart‘ angelegt und ausgeführt. Alles ist weislich abgewogen, und man wird schwerlich etwas verrücken können, ohne das Ganze in Unordnung zu bringen. Die Wirkung ist unfehlbar, Marias letzte Szenen sind wahrhaft königlich, religiöse Eindrücke sind mit ihrer würdigem Ernste angebracht, nur die vielleicht überflüssige Sorge, an der Elisabeth nach Marias Tode poetische Gerechtigkeit auszuüben, entläßt den Zuschauer etwas erkaltet.“

Daß er in der „Maria“ doch mehr geleistet, als ihm so manche alte und neue Weisheit zugestehen will, fühlte Schiller selbst deutlich genug, und seine Äußerung, er fange endlich an, sich des dramatischen Organs zu bemächtigen und sein Handwerk zu verstehen, zeugt ebenso sehr für seine Selbsterkenntnis wie für seine Bescheidenheit.

Es war das erstemal wieder seit den „Räubern“ und dem „Fiesko“, daß er bei einer dramatischen Arbeit sich von dem rein künstlerischen Standpunkt nicht entfernte, daß er das Kunstwerk ohne jede Nebenabsicht und auch ohne jede Nebenrücksicht schuf. Von dem Gedanken an die moralischen Zwecke der Bühne, der ihn beim „Wallenstein“ so sehr beengt, ließ er sich diesmal nicht beeinflussen, und dem Mangel alles Lehrhaften verdankt seine „Maria Stuart“ die äußere Formvollendung und Abrundung, welche sie vor dem „Wallenstein“ voraus hat, wenn auch die Art des Stoffes verhindert, daß sie diesem an innerer Bedeutung völlig gleichkomme.

8. „Die Jungfrau von Orléans."

An demselben Abend, als man in Weimar die „Maria Stuart" zum erstenmal aufführte, wurde in der Lombardei die Schlacht von Marengo geschlagen. In Süddeutschland tobte der Krieg, und Lasten aller Art lagen auf Schillers Heimat. Ein Viertel aller Pensionen wurde in Württemberg den Pensionären als Kriegssteuer abgezogen, Einquartierung drückte die Bewohner und Angst, das Vorrücken der Franzosen möge die Not noch mehr steigern. Schillers Mutter, die auf dem Schloß zu Leonberg eine Wohnung erhalten, hatte öfters Anlaß, Mitteilung darüber an ihre Kinder zu senden. Die Gefahr eines feindlichen Überfalls in Schwaben rückte endlich so nahe, daß die alte Frau sich entschließen mußte, bei ihrer Tochter Luise, die, seit dem 20. Oktober 1799 mit dem Pfarrer Frankh verheiratet, in Kleversulzbach (Oberamt Neckarsulm) wohnte, Schutz zu suchen. Von all diesem Elend fanden sich nur vereinzelte Nachrichten bis nach Weimar — ein heute unverständlicher Zustand —, und höchstens ein recht mattherziger Wunsch, daß es endlich Friede werden möge, wurde laut, im übrigen ließ sich die Gesellschaft in der Residenz an der Ilm nicht sehr von dem Unheil anfechten. Daselbst war — wie Schiller bemerkte — zwar wenig Geist in Zirkulation, aber da sich viele müßige Leute dort aufhielten, entstand das Bedürfnis, den Geist zu reizen; so kam denn natürlich die Reihe zuerst an Poesie und Kunst, und zu gleicher Zeit existierten im Deutschen Reiche Kriegsbrand und ungetrübter Kunstgenuß nahe genug nebeneinander. Weimar war nicht die einzige Stätte, in Berlin, Breslau, Frankfurt, Stuttgart und wer weiß wo sonst noch spielte man Theater wie im tiefsten Frieden, zum Glück für den Dichter, denn er konnte seinen „Wallenstein", „Macbeth", „Maria Stuart" an die Schauspieldirektionen verkaufen. Diese äußern Erfolge in Verbindung mit der

innern Befriedigung wirkten auf sein ganzes Befinden durchaus wohlthätig.

Er kam sich selbst verändert vor, lebensmutig machte er sich viel Bewegung in freier Luft, man sah ihn wieder auf der Straße und an öffentlichen Orten, und seine Freunde wußten bereits, daß er sich mit einer neuen Arbeit beschäftige, mit dem „Mädchen von Orléans". Große Hoffnungen baute er darauf, weil das Thema in vorzüglichem Grade poetisch und rührend sei; nachdem er sich in die Vorstudien versenkt, wurde ihm freilich wieder angst vor der Ausführung, weil er befürchtete, seine eigne Idee nicht erreichen zu können. Was ihn besonders inkommodierte, war, daß sich die Handlung nicht in wenige große Massen ordnen wollte und hinsichtlich des Ortes und der Zeit in zu viele Teile sich zerstückte. Nachdem er sich über die Notwendigkeit klar geworden, eine der anders beschaffenen Materie angemessene neue Form zu erfinden, da jeder Stoff seine eigne Form verlange, empfand er wieder große Freude an dem Überdenken des Planes. Wenn auch im Oktober noch Klage über gar zu langsames Vorrücken der Arbeit geführt wurde und über das viele Kopfzerbrechen, welches die Exposition erfordere, so wurden doch bis Anfang Februar 1801 die drei ersten Akte in Ordnung gebracht.

Die Arbeit an dem Trauerspiel hatte anfänglich die Herausgabe der Gedichtsammlung beeinträchtigt. Einen „Musenalmanach" für 1801 erscheinen zu lassen, lehnte Schiller ab, um sich durch die damit verbundenen kleinlichen Arbeiten, deren finanzieller Ertrag ihn kaum mehr reizen konnte, nicht in wichtigern Werken unterbrechen zu lassen. Wenn auch davon befreit, nötigten ihn doch Rücksichten auf Goethes bei Cotta erscheinende, jämmerlich hinsiechende Zeitschrift „Die Propyläen", aus seinen dramatischen Arbeiten herauszutreten und auf ausdrücklichen Wunsch des Freundes jenen bekannten Brief „An den Herausgeber der Propyläen" beizusteuern. Goethe hatte, um der deutschen Kunst und nebenher auch der Zeitschrift etwas aufzuhelfen, als Preisaufgabe für bildende Künstler den „Abschied Hektors von der Andromache" und den „Raub der Pferde des Rhesus" (beides Stoffe aus der „Ilias") ausgeschrieben. Hoffmanns „Rhesus" und Professor Nahls „Hektor" waren diesmal, im Jahre vorher der Maler Hartmann für sein Bild: Aphrodite, dem Alexandros die Helena zuführend, mit dem Preis gekrönt worden. — Obgleich Schiller sehr philosophisch über die eingegangenen Arbeiten sich ausplauderte und von dem

eigentlich Künstlerischen, wovon er nach seinem eignen Eingeständnis nichts verstand, vorsichtig schwieg, so daß der Aufsatz ganz nach etwas Rechtem aussah, war er doch nicht im stande, den schwachen Punkt der beiden Aufgaben zu verdecken. Durch diesen Brief wie durch die Aufgaben selbst wurde nur die Unzulänglichkeit der Goetheschen wie der Schillerschen Geistesanlage, der bildenden Kunst neue Wege zu zeigen, bewiesen. Die plastische Phantasie der beiden Dichter konnte dort nur mit der Schablone der Allegorie und des Symbolisierens hantieren, die seit langem Mode war. Unter solchem Einflusse wurden die Aufgaben von Goethe gestellt und die Leistungen von Schiller beurteilt. Freilich blitzt des letztern richtiger Kunstinstinkt durch; die Behauptungen, der Pferderaub, „als bloßes Faktum betrachtet, sei gleichgültig“ und „Hektor müsse gleichzeitig als liebender Gatte und als zärtlicher Vater erscheinen“, wurden von einer dunkeln Ahnung diktiert, daß die beiden Stoffe zu malerischer Darstellung sehr wenig geeignet seien.

Unter solchen von der Kunst inspirierten und auf die Kunst gerichteten Beschäftigungen hielt ihn auch der Stoff seines eignen Stückes warm. Er war mit ganzem Herzen dabei und begab sich, nachdem er bis Anfang Februar 1801, wie schon erwähnt, die drei ersten Akte davon fertig gestellt, am 5. März in seine Gartenwohnung nach Jena, um in erhoffter ungestörter Ruhe die Tragödie zu beendigen. Mit der Ruhe daselbst war es jedoch nicht weit her, die Jenenser Freunde kargten weder mit Besuch noch Einladungen, und trotz aller in der Universitätsstadt aufgehäuften Philosophie erwuchs dem Dichter aus den Unterhaltungen wenig Ersprießliches, er brachte bis zum Tage seiner Rückkehr nach Weimar, dem 1. April, mit Mühe den vierten Akt der „Jungfrau von Orléans“, zu Hause angelangt dagegen in raschem Zuge das ganze Stück am 16. April zu Ende. Zwei Tage später sandte er Goethe das Manuskript nebst dem Entwurf der Rollenbesetzung; die Rücksendung begleitete dieser mit den Worten: „Das Stück ist so brav, gut und schön, daß ich ihm nichts zu vergleichen weiß“. So hatte Schiller also abermals einen Markstein seiner großartigen Thätigkeit errichtet, merkwürdigerweise war aber der Entwurf der Rollenbesetzung, welcher die Jagemann für Johanna bestimmt hatte, umsonst geschrieben. Der Herzog konnte nicht wünschen, daß seine Geliebte die Rolle der Jungfrau übernehme, denn Thibauts Rede:

„Dein Lenz ist da, es ist die Zeit der Hoffnung,
Entfaltet ist die Blume deines Leibes“

hätte allzu leicht einer spöttischen Deutung unterliegen können. Es entspann sich deshalb eine Korrespondenz um das Stück.

Karl August schrieb an Schillers Schwägerin Karoline: „Mit Schrecken habe ich erfahren, daß Schiller ein Theaterstück, die ‚Pucelle d'Orléans‘, wirklich geschrieben hat; ich hatte davon munkeln hören, glaubte es aber nicht. Machen Sie doch, gnädige Frau, daß ich dieses Stück zu Gesichte bekomme, ehe es in die Welt tritt, oder ehe es, auf unserm Theater gespielt zu werden, die Einrichtung bekommt. Das Süjet ist äußerst skabrös und einem Lächerlichen ausgesetzt, das schwer zu vermeiden sein wird, zumal bei Personen, die das Voltairesche Poem fast auswendig wissen. So oft und dringend bat ich Schillern, ehe er Theaterstücke unternähme, mir oder sonst jemand, der das Theater einigermaßen kennt, die Gegenstände bekannt zu machen, die er behandeln wollte. So gern hätte ich alsdann solche Materien mit ihm abgehandelt, und es würde ihm nützlich gewesen sein; aber alle meine Bitten waren vergebens. Jetzt muß ich recht dringend wünschen, die neue ‚Pücelle‘ zu perlustrieren, ehe das Publikum diese Jungfrauschaft unter dem Panzer bewundere.“

Schiller gab das Manuskript her, dies war die Veranlassung zu einem langen Briefe des Herzogs an Karoline, worin er zwar dem Stücke großes Lob spendete, den er aber mit folgendem Satze schloß: „Möchte doch Schiller sich entschließen, sein schönes und uns so wertes Werk erst drucken zu lassen, ehe er es der Bühne einverleiben ließ; bei dieser Gelegenheit könnte er noch einem oder dem andern Vers nachhelfen, einige Ausdrücke mildern, etliche Cäsuren verbessern und sich danach auch wohl von uns überzeugen, daß wir es gern auf dem Theater sehen möchten, aber daß wir es lieber für die feinsten Augenblicke der Einsamkeit oder einer geschlossenen gebildeten Gesellschaft aufheben möchten.“

Durch die liebenswürdig breite Auseinandersetzung, die freilich alles andre besprach, nur nicht den eigentlichen Punkt, wurde der Dichter bestimmt, die herzogliche Beweisführung gelten zu lassen. Er redete sich ein, es sei ein Vorteil, wenn er der „schrecklichen Empirie des Einlernens“ enthoben werde, und entschloß sich also, das Drama, ohne die vorherige Aufführung abzuwarten, seinem Verleger Unger (in Berlin) zu senden, welchem er es zur Veröffentlichung in dem Kalender auf das Jahr 1802 für 100 Karolin (650 Thaler) schon im November 1800 verkauft hatte.

Dieser Entschluß des Verfassers freute den Herzog außerordentlich. Sobald er ihn erfahren, schrieb er an Frau v. Wolzogen:

„Ach, gnädige Frau, wie glücklich bin ich, daß meine sehr gewagte Zuschrift von Schillern gut aufgenommen worden ist; tausend Dank für Ihre Güte, Sie haben mir ordentlich einen Stein vom Herzen gehoben."

Ebenso freundschaftlich wie Karl August sich Schiller gesinnt zeigte, war diesem auch die Herzogin geneigt, obgleich während seines Jenaer Aufenthaltes im März (1801) ein Zufall ihre Wohlmeinung für den Dichter zu stören gedroht hatte. Einer jener Krakeele, wie sie an Theatern unausbleiblich sind, fand statt: die Jagemann und Frau Vohs zankten sich um die Rolle der Thekla. Die erstere war von Anfang an im Besitze dieser Rolle; da ihr als herzoglicher Kammersängerin aber nicht die Verpflichtung oblag, sich den Sommerreisen der weimarischen Truppe nach Lauchstädt und Rudolstadt anzuschließen, so mußte die Vohs an diesen Orten die Thekla übernehmen und erhielt zu dem Ende von dem Regisseur die Abschrift der Partie. Hieraus leitete sie ein Recht ab, auch bei den Wallenstein-Aufführungen, die am 14. und 21. März 1801 in Weimar stattfinden sollten, als Thekla aufzutreten. Schiller hatte sie, um zu vermitteln, wissen lassen, daß in diesem Falle, wenn sie auf ihrem Vorsatz bestände, die Jagemann auch die Rolle der Maria müsse spielen dürfen, worauf seitens der Vohs die Antwort erfolgte, sie würde die Thekla spielen, die Maria nicht hergeben und sich von ihrem Rechte auf beide Rollen nichts nehmen lassen. Schiller, der die Jagemann geeigneter für die Rolle hielt als die Vohs, ließ nun eine neue Abschrift der Thekla-Partie machen, schickte sie mit seiner Unterschrift der Jagemann und bat die Herzogin um ihre Vermittelung bei Goethe, daß dieser die widerspenstige Vohs zur Räson bringe. Die Herzogin trug dem Hofrat Kirms, dem finanziellen Leiter des Theaters, auf, mit Goethe die erforderliche Abrede zu treffen; Kirms scheint dies jedoch unterlassen zu haben, denn es wurden keinerlei Anstalten zum Rollenwechsel getroffen, und Goethe leitete selbst die Proben, in welchen die Vohs die Thekla spielte. Die Herzogin, durch Goethes vermeintlichen Mangel an Rücksicht gegen ihre Wünsche gekränkt, sprach sich der Wolzogen gegenüber heftig aus: sie fühle sich kompromittiert, wenn die Jagemann nicht spiele, und sie beklage sehr, daß Goethe und auch Schiller sie nicht unterstützt habe. Andre spitze Zungen mischten sich hinein und suchten der Herzogin sogar einzureden, Schiller habe überhaupt der Vohs den Vorzug vor der Jagemann für diese Rolle gegeben. Schiller sollte also in den Augen der Fürstin zum Intriganten gestempelt werden.

Karoline stellte Meyer an, daß er Goethe die Äußerungen der Herzogin mitteile. Goethe ereiferte sich sehr darüber, behauptete, es habe sich niemand an ihn gewendet, und erklärte, jetzt dürfe er nicht mehr nachgeben, weil er sonst um jede andre Schauspielerin auch geplagt würde; er habe das Protegieren überhaupt satt, da es ihm schon so vielen Ärger eingetragen. Übrigens schrieb er an Kirms ein Billet, das Schiller durchaus rechtfertigte und Kirms veranlaßte, auf des letztern Ansuchen dem Regisseur Becker eine Klarstellung der Sache zu geben, welche der Herzogin vorgelegt wurde. Sie ließ daraufhin Lotten ausdrücklich versichern, daß sie auf Schiller nicht böse sei. Dagegen blieb sie der Vorstellung der „Piccolomini" wie der von „Wallensteins Tod", die am Sonnabend (21. März) stattfand, mit Ostentation fern. Lotte berichtete darüber an ihren Gatten am 18. März: „Die Herzogin hat eine große Sorge, daß ‚Wallensteins Tod' ja auf den Sonnabend gespielt wird, ehe der Herzog hier ist; er kommt Sonnabend an, da bleibt sie auch aus dem Theater. Sie fürchtet hernach [also wenn die Aufführung auf einen spätern Tag verschoben worden wäre], Goethe möchte sich hinter den Herzog stecken, um sie zu bereden, hineinzugehen. Auf Dich ist sie gar nicht böse, sie hat es mir ordentlich versichern lassen, seit sie Goethes Billet an Kirms gesehen. Es freut mich nur, daß sie ihrem Charakter treu geblieben ist, und ich gönne auch Goethe diese kleine Kränkung. Auch die Vohs hat es gefühlt nach dem, was ich hörte. Der Jagemann ist es natürlich auch ein Triumph." Der Regisseur Becker berichtete über die Vorstellung an Schiller: „Madame Vohs hat sich nicht entschließen können, die Thekla abzugeben, und der Herr Geheimrat hat denn endlich beschlossen, daß sie sie diesmal spielen solle; aber für die Folge hat er sich die Besetzung noch vorbehalten. Sie hat der Rolle nicht Genüge geleistet, sie hat sie zu weichlich und ein wenig an's Platte grenzend gegriffen. Man glaubt es ihr nicht, daß sie im stande wäre, nachdem sie den Tod des Geliebten erfahren, vermöge ihrer platten Natur eine heroische Handlung zu unternehmen. Auch weint sie entsetzlich, daß es wunderbar ist, wie sie in der Szene mit der Neubrunn sagen kann: ‚Das allgewaltige Band des Schmerzes wird sich lösen, meine Thränen werden fließen', da sie doch schon in Thränen fast verrinnt. Indes hat sie, wenn man nach dem Applaus gehen will, außerordentlich gefallen." — Damit hatte sich der Sturm in dem Glase Wasser ausgetobt, und als Schiller von Jena zurückkam, grollten keine Spuren des Ereignisses nach.

Die Beziehungen der Jagemann zum Herzog verhinderten zwar die Aufführung der „Jungfrau" in Weimar, dessenungeachtet machte das Stück seinen Weg; zunächst wurde es gedruckt und, bevor es in Ungers Kalender erschien, an die Bühnen zu Berlin, Leipzig, Dresden, Hamburg und an Schikaneder in Wien im Manuskript zur Aufführung verkauft. Der Erfolg in der preußischen Hauptstadt unter Ifflands Direktion war ein großartiger, vom 23. November bis zum 31. Dezember 1801 wurde die „Jungfrau" dort vierzehnmal aufgeführt.

Hiervon war zum Teil die prächtige Ausstattung des Krönungszuges Ursache, aber auch die Wirkung der idealen Richtung, welche das Stück auszeichnet, ist nicht zu unterschätzen. Daß diese ideale Richtung, der großen Mängel ungeachtet, welche dem Drama anhaften, viele und gerade die besten Gemüter hinriß, kann keinem Zweifel unterliegen, und wie viel Not auch die Form des Kunstwerks unter den Mängeln litt, sein innerer Gehalt hat keine Verletzung dadurch erfahren und liegt um so offener da, je verworrener die rein künstlerischen Motive in der Mache sich gestalten.

Klarheit und Übersichtlichkeit, diejenigen Bedingungen, welche erfüllt sein müssen, wenn das Kunstwerk den Stempel der Vollendung tragen soll, gehören nicht zu den Vorzügen dieses Dramas. Die beiden im Stück gegebenen Erzählungen von der göttlichen Erscheinung (Prolog Sz. 4 und Akt 1, Sz. 10) decken sich nicht: in der ersten wird Gott selbst, in der zweiten die Jungfrau Maria redend eingeführt. In der ersten wird ganz bestimmt vorausgesagt: „Nie wird der Brautkranz deine Locke zieren", in der zweiten: „Eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden, wenn sie der irdischen Liebe widersteht". In der ersten heißt es ausdrücklich: „Ein Zeichen hat der Himmel mir verheißen, er sendet mir den Helm rc.", in der zweiten wird dieses Zeichens nicht gedacht, vielmehr gilt dort als solches das dreimalige Erscheinen der Jungfrau Maria, die beim drittenmal erzürnt schilt, daß Johanna noch keine Anstalt getroffen. Die historische Johanna soll in ihren Aussagen derartige Verschiedenheiten gebracht haben, was freilich für den Dichter keine Entschuldigung sein kann. Die Personen eines Dramas dürfen sich untereinander belügen, diese Versündigung gegen die Moral ist ihnen gestattet; sobald sie aber anfangen, den Zuschauer irre zu führen, begehen sie eine Versündigung gegen die Kunst, welche sich immer selbst und sofort bestraft. Beide Erzählungen stimmen in dem einen Punkte überein: Johanna

muß den göttlichen Auftrag ausführen. Sie handelt also hier unter einem Zwange des Himmels, ihr Entschluß ist kein freier.

Der Auftrag selbst, welchen die göttliche Erscheinung erteilt, enthält ein Gebot, ein Verbot, eine Prophezeihung. Johanna soll 1) Frankreich retten, um für Gott zu zeugen (inwiefern? Für seine Allmacht, für seine günstige Gesinnung gegen Frankreich oder für sonst etwas in dem Wesen Gottes?); 2) ihr Herz darf nicht durch Männerliebe berührt, 3) sie soll durch kriegerische Ehren verklärt werden. Die Jungfrau weiß danach, was sie thun soll und was ihr bevorsteht; die Liebe wird ihr verboten, aber weder das Gelingen ihrer Sendung, noch ihre Verklärung ist an die Bedingung gebunden, daß sie der Liebe entsage. Eine Verbindung wie zwischen Ursache und Wirkung besteht zwischen den beiden ersten Punkten nicht, das ist schlimm; durch solchen Mangel eines Kausalnexus, welcher leider der Sendung den göttlichen Charakter nimmt, kommt eine große Verworrenheit in die Motivierung, in den Keim der Handlung.

Schiller hatte sich endlich eine Gelegenheit gemacht, ein Moment zu verwenden, das ihm — wie aus dem Vorherigen bekannt — schon längst am Herzen lag, und von welchem er großen Nutzen für die Tragödie erwartete, das in der Form des Orakels eingreifende Schicksal als Hauptfaktor der Handlung, und er stempelte damit seine Heldin zu einem Exempel der Prädestinationstheorie. Im zweiten Aufzug, siebenter Auftritt, läßt er sie sagen:

„— Weggerissen von der heimatlichen Flur,
Muß ich hier, ich muß — mich treibt die Götterstimme, nicht
Eignes Gelüsten — Euch zu bittrem Harm, mir nicht
Zur Freude, ein Gespenst des Schreckens, würgend gehn,
Den Tod verbreiten und sein Opfer sein zuletzt.
Denn nicht den Tag der frohen Heimkehr werd' ich sehn.
Noch vielen von den Euren werd' ich tödlich sein,
Noch viele Witwen machen, aber endlich werd'
Ich selbst umkommen und *erfüllen mein Geschick*.“

In der gleich nachfolgenden Szene erklärt sie sich geradezu (in der Anrede an die Jungfrau Maria) für eine Marionette. Der Dichter hatte, gegen den früher erteilten bessern Rat des Freundes, das Schicksal als die *entschiedene Natur* des Menschen aufzufassen, seinen Willen durchgesetzt, nicht zum Vorteil des Stückes, denn eine Maschine in Menschenform, die nur arbeitet, wenn eine außer ihr vorhandene Kraft sie treibt, ist keine gute Figur im Mittelpunkt

des Dramas. Eine ebensolche Maschine ist auch der schwarze Ritter, von welchem Fielitz (in seinen „Studien zu Schillers Dramen“) sehr treffend bemerkt, daß man wohl sehe, was er solle, aber nicht, was er wolle.

Der zehnte Auftritt des dritten Aktes bringt eine Überraschung, welche die Verwirrung noch vermehrt. Als Johanna von plötzlich erwachter Liebe zu Lionel getroffen, aus der Marionettenrolle fällt, d. h. diesen nicht erschlägt, ruft sie aus: „Gebrochen hab' ich mein Gelübde!“

Ein Gelübde! Der verblüffte Leser fragt sich: Wo und wann wäre denn für die Jungfrau der Augenblick gewesen, einen solchen Akt des freien Willens auszuüben und ein Gelübde abzulegen? — Bevor das Erstaunen noch ganz überwunden ist, beschuldigt (zum Schlusse des ersten Auftrittes im vierten Aufzug) Johanna die Gottesmutter mit ausdrücklichen Worten des an ihr verübten Zwanges:

„Doch du rissest mich ins Leben,
In den stolzen Fürstensaal,
Mich der Schuld dahinzugeben,
Ach, es war nicht meine Wahl!“

Genug, der erste feste Schritt, den Schiller auf dem Gebiete der Schicksalsidee that, war nicht glücklich abgelaufen. Vergleicht man die vorhergegangenen Stücke, den „Wallenstein“ und „Maria Stuart“, mit dem neuesten Werk, so fällt sofort der Umstand in die Augen, daß in den beiden erstern der Forderung, die Tragödie sei die Kunstform, welche Rührung, Mitleid erwecken müsse, in ausgiebigster Weise Rechnung getragen ist. Alles darin arbeitet auf das Ziel los, für die Hauptpersonen im Zuschauer das stärkste Mitgefühl, die heftigste Rührung zu erregen. In der „Jungfrau“ wird dieses Ziel verhältnismäßig kurz abgethan, der Dichter entfernt sich hier sichtlich von dem Kunstprinzip, welches er selbst früher aufgestellt hat; er entsagt dieser höchsten Wirkung, um im Zuschauer das Gefühl für die Verklärung seiner Heldin nicht zu stören.

Er hatte brieflich und nachher in dem Gedicht „Das Mädchen von Orléans“ die Bemerkung ausgesprochen, der Stoff fließe ihm mehr aus dem Herzen als bei den vorigen Stücken. Beim „Wallenstein“ wurde sein Kunstverstand fast ausschließlich interessiert, nur Max und Thekla hatten Anteil an seinem Herzen; im „Warbeck“ konnte er nicht vorwärts kommen, weil er über den „moralischen Knoten“ im Charakter des Helden nicht Herr zu werden wußte. Die keusche, nur edel handelnde Jeanne d'Arc, in deren Charakter

sich nicht der geringste moralische Knoten fand, interessierte also sein Herz schon aus diesen Gründen vorzüglich. Aber auch noch aus einem andern. Hase sagt in seinem inhaltreichen Schriftchen über die „Jungfrau von Orléans“: „Der Mensch denkt nicht nur, es wird auch in ihm gedacht“. Die Gesichte, die in der Seele der Johanna unabhängig von ihrem Willen sich aufthaten, wie sehr mußten sie von einem Dichter verstanden werden, der täglich ähnliche poetische Erscheinungen und das Gefühl haben konnte, daß etwas von göttlichem Ursprung in ihm und doch unabhängig von ihm denke, wie sehr mußte er einem solchen Wesen sein eignes verwandt fühlen! Zuletzt aber — und vielleicht von hier aus wurde ihm der stärkste Antrieb, diesen Stoff zu behandeln — forderte der ätzende Spott, mit welchem Voltaire, den idealen Zug der Johanna gänzlich und absichtlich übersehend, ihre Person der Lächerlichkeit überantwortet, zu einem Widerspruch heraus, der sich eine glänzende Verherrlichung des trotz aller Phantasterei ehrwürdigen Geschöpfes zum Ziele setzte. Der Freigeist Voltaire, der Franzose, sah in der Retterin seines Vaterlandes nur die von Halluzinationen gefoppte, hirnverbrannte Stallmagd, der große Geist Schiller in dem armen Hirtenmädchen die Idealistin und Retterin ihres Vaterlandes.

Wenn nun auch, was kunstvolle Abrundung des Dramas betrifft, die Schillersche „Johanna“ den Platz neben der „Stuart“ und dem „Wallenstein“ nicht behaupten kann, so drängt sich doch wiederum die Erscheinung auf, daß in den Fällen, wo der Künstler Schiller um eine Stufe heruntersteigt, der Mensch Schiller um so glanzvoller und strahlender hervortritt. Zugleich zeigt sich, daß der Dichter nie mehr mit sich zufrieden ist als in den Momenten, da er durch eine That für die höchsten Güter der Menschheit eingetreten. Ein stolzeres Wort hat er kaum geschrieben als die kurzen Zeilen:

„Dir reicht die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu.
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben;
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.“

Seine „Jungfrau von Orléans“ war eine solche That. In dieser Johanna hatte er den Typus aller derer dargestellt, die an ein Ideal glauben, an seine Verwirklichung ihre ganze Kraft setzen und sie daran zu Grunde richten, jene Opfer des Idealismus, die täglich fallen, oft unbeweint, unerkannt und, wenn erkannt, verhöhnt von dem praktischen Teile der Menschheit, dessen Magen bei

allen Erwägungen das Wort hat, und der niemals einsieht, daß seine eigne Existenz nur so lange gewährleistet ist, als der Idealismus seiner Nation einen Halt gibt und sie vor dem Zerfallen bewahrt. Nur eine Idee, die über allen Interessen steht, ein Ideal hält ein Volk zusammen.

Als Schiller den Dunois die Worte ausrufen ließ:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre"

zeichnete er seinem Vaterlande das Ziel vor, das zu erreichen freilich erst einer fernen Zukunft aufbehalten blieb. Diese Eingebung des Genius, eine historische Großthat, die das französische Volk in den Annalen seiner eignen Geschichte zu löschen sich bemühte, in leuchtender Glorie vor das Bewußtsein der Zeitgenossen hinzustellen, blieb nicht ohne herrliche Folgen. Zu einer Zeit, da das heilige römische Reich seinen Unterthanen zum Gespött geworden, zündete das Dichterwort, welches den nationalen Gedanken ausgesprochen, derart, daß sich für Schiller an die „Jungfrau von Orléans" einer der größten Triumphe knüpfte, die er während seines Lebens gefeiert.

9. Reise nach Dresden. „Turandot.“

Schon im Februar 1801 hatte der Herzog den Lessingschen „Nathan“ an Goethe geschickt mit einem kurzen Billet, worin er sagte: „Seite 67/68 habe ich etwas mit Bleistift bezeichnet, das wohl wegbleiben müßte, weil es etwas gar zu auffallend klingt und am Ende nicht notwendig ist, weil man doch so manches andere auf dem Theater von einem Stück überhört und das Stück doch immer leben bleibt. Ins Ganze ist es aber eine fürchterliche Entreprise, das Ding zu spielen.“ Die fürchterliche Entreprise wurde dennoch in Angriff genommen. Schiller, welchem Goethe das Stück im April übergeben hatte, strich es unter Hinzufügung weniger neuer Zeilen so weit zurecht, daß am 28. schon die Rollen ausgeschrieben und an Goethe abgeliefert werden konnten[1]. Abermals widerfuhr Schiller das Unglück, durch den Versuch einer Rollenverteilung einen kleinen Krieg heraufzubeschwören, in welchem wieder die Vohs die Hauptactrice war. Ihr Mann hatte „äußerlich vernommen“, daß ihr die Rolle der Daja zugeteilt sei; dadurch fühlte sich die Donna schwer gekränkt: wenn sie zur Recha zu alt sei, so sei sie für die Daja doch wahrlich zu jung. Zwischen dem erzürnten Ehepaar und dem Dichter wurden Briefe gewechselt, welche den letztern zu den an Goethe gerichteten geharnischten Worten veranlaßten: „Ich will mit dem Schauspielervolk nichts mehr zu schaffen haben, denn durch Vernunft und Gefälligkeit ist nichts auszurichten; es gibt nur ein einziges Verhältnis zu ihnen, den kurzen Imperativ, den ich nicht auszuüben habe“. Goethe übte den Imperativ aus, und Frau Vohs spielte die Daja zur Zeit gut. Zugestehend, daß durch theatralische Erfahrungen Glaube, Liebe

---

[1] Der „Nathan“ in der Schillerschen Bearbeitung wurde erst am 28. November 1801 in Weimar aufgeführt.

und Hoffnung nicht vermehrt würden, bat er den Freund, sich doch einer Leseprobe anzunehmen, bis er selbst wieder in Weimar eintreffe (er war augenblicklich auf seinem Gute Oberroßla), denn ohne Leitung würden sich die Leute gar nicht zu helfen wissen. Durch diese Äußerung wird die Berechtigung der öfteren Klagen, welche Schiller über die weimarischen Mimen führte, bestätigt. Der Geist scheint die Gesellschaft nicht gedrückt zu haben. Dagegen war bei ihr kein Mangel an Eigensinn und Widerspenstigkeit, so daß Schiller alle Lust verlor, an dem Einstudieren dieser ungefügen Mittelmäßigkeit seine Stimmung einzubüßen, und sich lieber der Produktion zuwendete.

Er trug sich jetzt (Ende April 1801) sofort nach Vollendung seiner Arbeit mit neuen dramatischen Süjets, trotzdem ihn das Gefühl plagte, sich bei der „Jungfrau von Orléans" erstaunlich ausgegeben zu haben. Wieder tauchten die „Malteser" auf, weil die Lust vorlag, sich in einer einfachen Tragödie nach der strengsten griechischen Form zu versuchen, und dieser Stoff zu solcher Ausführung ganz besonders geeignet sei. Nur fehle, klagte Schiller Körner gegenüber, zu diesem Stücke noch das punctum saliens; es fehle an derjenigen dramatischen That, auf welche die Handlung zueile, und durch die sie gelöst werde; alles andre sei gefunden, die übrigen Mittel, der Geist des Ganzen, die Beschäftigung des Chors, der Grund, auf welchem die Handlung vorgehe, alles dieses sei reiflich ausgedacht und beisammen. „Ein andres Süjet" — fuhr er in diesem Briefe vom 13. Mai fort —, „welches ganz eigne Erfindung ist (er meint die ‚Braut von Messina' damit), möchte früher an die Reihe kommen; es ist ganz im reinen, und ich könnte gleich an die Ausführung gehen. ... Aber es erregt mir noch nicht den Grad von Neigung, den ich brauche, um mich einer poetischen Arbeit hinzugeben. ... Außer einigen andern noch mehr embryonischen Stoffen habe ich auch eine Idee zu einer Komödie, fühle aber, wenn ich darüber nachdenke, wie fremd mir dieses Genre ist. Zwar glaube ich mich derjenigen Komödie, wo es mehr auf eine komische Zusammenfügung der Begebenheiten als auf komische Charaktere und auf Humor ankommt, gewachsen; aber meine Natur ist doch zu ernst gestimmt, und was keine Tiefe hat, kann mich nicht lange anziehen."

Von all den Plänen wurde vorläufig nichts ausgeführt, vielmehr die Ballade „Hero und Leander" geschrieben und nebst den Gedichten: „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" und „Das Mädchen von Orléans" am 17. Juni an Cotta für den „Damenkalender

auf das Jahr 1802" abgesandt. Schwägerin Karoline steuerte zu diesem Kalender die Erzählung „Der Zigeuner" bei.

Der Dichter fühlte die alten Leiden sich wieder regen, die Krämpfe inkommodierten ihn sehr. Goethe hatte, um sich von einer im Januar überstandenen heftigen Krankheit zu erholen, eine Reise angetreten, die ihn über Göttingen nach Pyrmont führte, und von deren Erfolg wenigstens keine ungünstigen Nachrichten einliefen; das Beispiel wirkte. Schiller wollte es auch einmal mit einer Badekur versuchen und machte sich ein recht großes Projekt zurecht, in dem Seebad Dobberan sollte ein längerer Aufenthalt genommen und auf der Rückreise Berlin und Dresden je eine Woche gewidmet werden; dann wurden diese beiden Stationen gestrichen, Dobberan blieb als Ziel bestehen, und nach längerm Überlegen erhielt Körner Meldung (am 20. Juli 1801), daß der Freund samt Frau und Schwägerin in den ersten Augusttagen ihn besuchen und drei bis vier Wochen bleiben würden. Körner war überglücklich; „der Gedanke, daß Du zu uns kommen willst, ist in Gold zu fassen", schrieb er sofort und stellte sein Weinbergshaus in Loschwitz zur Verfügung, was Schiller dankbar acceptierte, weil es ihm durchaus nötig war, freie Luft und Bewegung zu haben, ohne danach ausgehen zu müssen.

Am 6. August trat die Familie die Reise an und traf am 9. in Dresden ein. Körner war überrascht von der geistigen Gesundheit und Kraftfülle des Freundes, dessen herrschende Stimmung er unbefangen und heiter fand; die leibliche Verfassung ließ freilich manches zu wünschen übrig. Über fünf Wochen dauerte der Aufenthalt, welcher durch den Verkehr mit alten und neuen Bekannten, durch Auffrischung freundlicher Jugenderinnerungen, durch den Genuß schöner Natur und hervorragender Kunstwerke an Abwechselung und Anregung reich war. Der Dichter sah noch einmal den Gartensaal auf dem Weinberg wieder, in welchem er einst so manche Szene des „Don Karlos" geschrieben. Am 15. September verließen die beiden Familien Dresden zu gemeinsamer Fahrt nach Leipzig, wo sie am 17. eintrafen.

An demselben Abend wurde daselbst die „Jungfrau von Orléans" gegeben, Schiller wohnte der Aufführung bei. Das Haus war zum Erdrücken voll, die Aufmerksamkeit die gespannteste; man wußte, daß der Dichter zugegen sei, und ein donnerndes Hoch wurde ihm ausgebracht, als nach dem ersten Akte der Vorhang gefallen war. Sobald das Stück unter rauschendem Beifall zu Ende gegangen, drängte alles nach den Ausgängen, um den berühmten Mann noch

einmal zu sehen. Vor dem Theater standen die Menschen in dichtem Gedränge, da trat er heraus, die Nächststehenden gaben Raum, und so schritt er durch die Gasse, während alle Anwesenden voll Ehrfurcht die Hüte abnahmen und in den hintern Reihen die Eltern ihre Kinder in die Höhe hoben, um ihnen den meistverehrten Dichter Deutschlands zu zeigen.

So sehr ihn diese um so wertvollere, weil aus einem gemeinsamen Gefühl unmittelbar hervorgegangene Huldigung erheben mußte, mit der Vorstellung selbst war er nicht sonderlich zufrieden. Daß auch hier „das Vorurteil des beliebten Natürlichen herrschte und alles in dem Munde der Schauspieler zu wirklich wurde, Einflüsse der Ifflandschen Schule", war ihm sehr unbehaglich; er vermißte den Schwung, den tragischen Stil in der Deklamation. Dieselbe Ausstellung hatte er sogar, wenn auch nur in geringem Maße, an dem Spiele der von Berlin herübergekommenen Schauspielerin Unzelmann zu machen, welche am Tage nach seiner Ankunft in Weimar als Maria Stuart (am 21. September) auftrat. Bei ihr, die ihre Rolle mit Zartheit und großem Verstande, mit schöner und sinnvoller Deklamation, wenn auch dem Konversationston zu sehr genähert, gab, wollte er sich das allzu Natürliche noch gefallen lassen, weil die Natur graziös und edel war; aber bei gröberen Naturen war es ihm unausstehlich. Die Theatervorstellungen, welche er in Dresden und Leipzig gesehen, hatten ihn nicht zur Arbeit begeistert, und er mußte, wie er selbst sagte, sie eine Weile vergessen haben, um etwas Ordentliches machen zu können. „Alles zieht jetzt zur Prosa hinab" — fuhr er in seinem Briefe an Körner fort —, „und ich habe mir wirklich im Ernste die Frage aufgeworfen, ob ich bei meinem gegenwärtigen Stücke sowie bei allen, die auf dem Theater wirken sollen, nicht lieber gleich in Prosa schreiben soll, da die Deklamation doch alles thut, um den Bau der Verse zu zerstören, und das Publikum nur an die liebe bequeme Natur gewöhnt ist." Körner hatte die Bemerkung gemacht, die „Maria Stuart", welche er in Leipzig sah, verliere mehr in der Vorstellung als die „Jungfrau von Orléans". Die letztere sei überhaupt allgemein faßlicher, jene fordere eine höhere Bildung bei den Schauspielern wie bei dem Publikum. Darauf erhielt er zur Antwort: „‚Maria Stuart' ist freilich keine Aufgabe für eine solche Gesellschaft, und wenn auch der Schauspieler alles dafür thäte, so kann sich das Publikum nicht darein finden, an einer reinen Handlung, ohne Interesse für einen Helden, ein freies Gefallen zu finden.

Und eben dadurch werden wir dramatischen Schriftsteller in der Wahl der Stoffe so sehr beengt, denn die reinsten Stoffe in Absicht auf die Kunst werden dadurch ausgeschlossen, und sehr selten läßt sich eine reine und schöne Form mit dem affektionierten Interesse des Stoffes vereinigen.“

Es erschien als ein rechtes Glück, daß jetzt, wo Schiller sich zur eignen Produktion so gar nicht aufgelegt fühlte, wo er um verschiedene Stoffe herumgegangen war, um sie unlustig wieder beiseite zu legen, das weimarische Theater ein neues Stück und möglichst aus einer neuen Region brauchte; dieses zu schaffen übernahm er und übernahm es gern, weil sich ihm Gelegenheit bot, einen alten Vorsatz, die Neubearbeitung des Gozzischen Märchens „Turandot“, auszuführen. So geschah doch etwas, er verlor seine Zeit nicht ganz und stimmte und sammelte sich zu einem neuen Werke. Auf Körners besorgte Anfrage, ob dies Märchen auch in Jamben erscheinen werde, antwortete der Freund: „Ich schreibe es in Jamben, und ob ich gleich an der Handlung selbst nichts zu ändern weiß, so hoffe ich ihm doch durch eine poetische Nachhilfe bei der Ausführung einen höhern Wert zu geben. ... Sorge nicht, daß ich den Jamben entsagen werde. Ich würde es thun, wenn ich an Erfindungen zu Theaterstücken fruchtbarer und in der Ausführung behender wäre; denn der Jambe vermehrt die theatralische Wirkung nicht, und oft geniert er den Ausdruck. Solche Stücke gewinnen oft am meisten, wenn sie nur Skizzen sind. Aber, wie gesagt, ich finde mich zu diesem Fach nicht berufen und weder fähig noch geneigt. Ich will daher meinen alten Weg fortsetzen, und mit meinen dramatischen Herren Kollegen nicht um den erbärmlichen Marktpreis streiten.“ Die Gegenwart hatte dem Dichter deutlich genug bewiesen, daß die Zukunft sein war; er wollte ihr Kunstwerke hinterlassen, die unabhängig vom Theater und der Theatervorstellung weiterbestehen konnten und trat mit vollem Bewußtsein als dramatischer Künstler den dramatischen Handwerkern gegenüber.

Das im Laufe des Oktober (1801) begonnene Stück wurde vor Jahresschluß (am 27. Dezember) zu Ende gebracht trotz mancher Unterbrechungen, darunter die schlimmste eine Krankheit (Masern) war, von welcher erst der kleine Ernst und dann auch die andern Kinder samt Lotten befallen wurden. Letztere lag etliche Tage ziemlich schwer danieder, weil starke Krämpfe dazu kamen und der Kopf heftig angegriffen war. Schiller selbst befand sich in der Zeit — so ziemlich den ganzen Dezember über — erträglich wohl, ob-

gleich in einer miserabeln Situation, hatte aber, nachdem die andern Patienten wieder in der Besserung waren, selbst einen (wie er es nannte) Cholera-Anfall zu überstehen, der, wenn auch nur von eintägiger Dauer, ihn doch hart angriff und für einige Zeit schwächte.

„Turandot“, von welcher es nicht so gar verwunderlich erscheint, daß sie auf die „Jeanne d'Arc“ folgt, denn sie ist in manchem Zuge, z. B. in ihrer Männerscheu, eine Karikatur der Johanna, sollte zum Geburtstag der Herzogin (30. Januar 1802) aufgeführt werden, und Schiller hatte im Laufe des Monats mit den Proben zu thun. Diese waren ihm jedenfalls weniger amüsant als die Arbeit an dem Gedichte selbst, bei welcher er „ein gewisses Gefühl von Selbstthätigkeit und Kunstfertigkeit“ empfunden, und die ihm dadurch Freude gemacht hatte. Körner erkannte die Sicherheit an, mit welcher der Dichter jetzt arbeite, konnte aber kleine Bemerkungen nicht unterdrücken, die den Mangel voller Befriedigung an dem Werke bewiesen, und erwartete von dem deutschen Publikum wenig Empfänglichkeit für „Turandot“. Die Weimarer Vorstellung bestätigte diese Befürchtung. An der geringen Zustimmung des Publikums war jedoch „Turandot“ nicht allein schuld, es hatte mit Mißvergnügen bemerkt, daß man ihm die Vielseitigkeit anerziehen wollte und kam sich selbst wie ein Versuchsobjekt vor, dessen Langmut man zu ergründen beabsichtige. Man hatte ihm Voltaires „Mahomet“ und „Tancred“, des Terenz „Brüder“ nach Einsiedels Bearbeitung, den „Jon“ in A. W. Schlegels Bearbeitung vorgeführt, nach Ansicht von Herders Gattin das schamloseste, frechste, sittenverderbendste Stück, das je geschrieben worden. Nun kam die „Turandot“. Goethe sagte: „Wir finden solche Stücke höchst nötig, durch welche der Zuschauer erinnert wird, daß das ganze theatralische Wesen nur ein Spiel sei, über das er, wenn es ihm ästhetisch, ja moralisch nützen soll, erhoben stehen muß, ohne deshalb weniger Genuß daran zu finden. Als ein solches Stück schätzen wir ‚Turandot‘.“ Körners mildere Bemerkung, daß bei Gozzi das Komische mehr prävaliere, lautete in der Version von Knebels Schwester Henriette: „Schiller hat über die ‚Turandot‘ eine lange Brühe gegossen, die uns nicht schmecken will, und die das Märchen ganz unverdaulich macht. Der arme Gozzi! Wenn man doch nur in seinem Grabe sicher wäre!“ Bei der Aufführung in Dresden konnte sich das Publikum „in diese Gattung nicht finden. Das Spielen mit dem Spiel verstand man nicht, weil man in der

tragischen Rührung nicht gestört sein wollte." Im ganzen lohnte also die Wirkung des Dichters Arbeit wenig, und das war schade, denn die übermütige Laune der Phantasie, welche das tragikomische Gebilde geschaffen, hätte bessere Anerkennung verdient. Körners Worte schilderten den Eindruck sehr richtig: „Die orientalische Wildheit, mit der über die gräßlichen Begebenheiten so leicht hinweggegangen wird, macht eine eigne abenteuerliche Wirkung. Man ist in eine ganz andre Welt versetzt. Turandot hat alles erhalten, was den schauerlichen Eindruck mildern konnte, ohne der Darstellung ihre Kraft zu nehmen. Sie ist eine Art von Shylock." Thatsache bleibt, daß die Neuzeit „Turandot" in dem papiernen Kerker, den man Buch nennt, sitzen läßt. Die abgesäbelten Prinzenköpfe können das Werk den Hoftheatern nicht empfehlen, denn die Andeutung, daß Prinzen, und wenn es auch nur orientalische sind, so leichte Rätsel nicht sollten lösen können, muß Empfindlichkeit erregen. Schiller hat hier eine schwerlich beabsichtigte satirische Pointe herausgearbeitet, indem er die Rätsel so leicht faßte; wie Goethe ihm mitteilte, erriet sein kleiner Sohn August — er war damals zwölf Jahre alt — die beiden: „der Regenbogen" und „der Blitz" schon in der Hälfte des Vorlesens. Wenn sich Turandot einfallen ließ, das Goethesche Märchen (in den „Erzählungen deutscher Ausgewanderter"), an welchem so mancher Leute Köpfe zu schanden geworden, als Rätsel aufzugeben, so war es auch um des armen Kalaf Kopf geschehen.

Bevor noch die „Turandot" zur Aufführung gelangt war, begannen schon die Vorarbeitungen zur Inszenierung der „Iphigenia". Goethe sandte dem Freunde die Abschrift mit der Bemerkung: „das gräzisierende Schauspiel sei ganz verteufelt human"; die Aufführung solle versucht werden, wenn auch „die Wirkungen eines solchen Wagestückes inkalkulabel seien". Schiller, dem damals nichts griechisch genug sein konnte, fand, daß das Drama, ob es gleich immer ein seelenvolles Produkt bleibe, beim Lesen nicht mehr den günstigen Eindruck auf ihn gemacht habe wie sonst. Diese Goethesche „Iphigenia" sei so erstaunlich modern und ungriechisch, daß man nicht begreife, wie es möglich gewesen, sie jemals einem griechischen Stücke zu vergleichen; sie sei ganz nur sittlich, aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles, was ein Werk zu einem echten dramatischen spezifiziere, gehe ihr sehr ab. Körner antwortete auf diese ihm vorgetragenen Klagen ablenkend: „Was Du über Goethes ‚Iphigenia' schreibst, ist mir aus

dem Gang, den Deine eigne poetische Ausbildung genommen hat, sehr begreiflich. Dies Werk von Goethe hat dadurch eben etwas Merkwürdiges, daß es sich Deiner frühern Manier nähert. Es fehlt ihm allerdings das Sinnliche, was wir in den Griechen finden, und nach dem Du jetzt strebst. Verstand und Gefühl finden reichen Genuß, aber die Phantasie wird vielleicht nicht befriedigt. Wohl dem Zeitalter, wenn es unsern Dichtern gelingt, mit einem solchen sittlichen und geistigen Gehalt das höchste sinnliche Leben zu verbinden. Opfer von einer oder der andern Art werden wohl unvermeidlich sein, und es möchte immer zweierlei Kunstwerke nebeneinander geben, wo entweder das Griechische oder das Moderne das Übergewicht hätte." Goethe, der sich in Jena aufhielt, bekam zwar über das Stück eine lange Epistel von dem Freunde; allein des letztern anfänglicher Korrigiereifer hatte sich bald gelegt, er änderte nur wenig und unterzog sich der Leitung der Proben mit Fleiß. Am 15. Mai fand die Aufführung des herrlichen Werkes statt, welches Schlegel ebenso schön wie wahr den Widerschein, Nachgesang einer antiken Tragödie nennt, deren gewaltsame Katastrophe hier nur in der Ferne als Erinnerung stehe. Bevor diese poetische That zur Ausführung gelangte, vollzog sich noch andres Erwähnenswerte.

Schiller brachte in dieser Zeit einige Lieder zu stande, wofür Goethe einen Quell aufgethan hatte, indem er zu Anfang des Winters (1801) eine Anzahl harmonierender Freunde und Freundinnen zu einem Mittwochskränzchen vereinigte, das alle 14 Tage zusammenkam und soupierte. Es ging recht vergnügt dabei zu, da politische und sonstige Streitfragen ausgeschlossen waren, desto fleißiger aber gesungen und pokuliert wurde. Die Poesie und Kunst standen naturgemäß in diesem Kreise obenan, „wo Neigung ohne Leidenschaft, Wetteifer ohne Neid, Geschmack ohne Anmaßung, Gefälligkeit ohne Ziererei und zu alledem Natürlichkeit ohne Roheit wechselseitig ineinander wirkten" (Goethe, „Tages- und Jahreshefte"); Goethe und Schiller lieferten den Text zu Gesängen für die Klubabende, so letzterer „Die vier Weltalter" und „An die Freunde", die sogleich von Körner komponiert wurden, wenn auch nicht ganz zu Dank der Picknickgesellschaft und Goethes. Schiller fand die Ursache, daß „die Lieder nicht greifen wollten", mehr in der sanglichen Ungeschicktheit der Damen als in der Körnerschen Musik. Im übrigen war er von dieser Art der Dichterei nicht sehr entzückt und schrieb deshalb ziemlich mißfällig an den Dresdener Freund: „Ich

habe noch verschiedene andre angefangen, die mir aber ihrem Stoffe nach zu ernsthaft und zu poetisch sind, um bei einer vermischten Societät und bei Tische zu kursieren. Es ist eine erstaunliche Klippe für die Poesie, Gesellschaftslieder zu verfertigen, — die Prosa des wirklichen Lebens hängt sich bleischwer an die Phantasie, und man ist immer in Gefahr, in den Ton der Freimaurerlieder zu fallen, der (mit Erlaubnis zu sagen) der heilloseste von allen ist. So hat Goethe selbst einige platte Sachen bei dieser Gelegenheit ausgehen lassen, wiewohl auch einige sehr glückliche Liedchen mit unterliefen, die aus seiner besten Zeit sind." Die Strophen „An den Erbprinzen von Weimar", welchem der Kreis eine Abschiedsfeier widmete, als jener in Begleitung Wolzogens nach Paris reiste, wurden im Februar (1802) geschrieben; zu einer andern, beinahe sehr unangenehm gewordenen Angelegenheit gab der Mittwochsklub mittelbaren Anlaß.

Der in Weimar wohnende Komödiendichter Kotzebue hatte in Goethes Augen neben seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die niemand überwindet, die ihn quälte und nötigte, das Treffliche herunterzusetzen, damit er selbst trefflich scheinen möchte. Kurz, Goethe mochte ihn nicht leiden und ließ mit Hinsicht auf seine Eitelkeit das Scherzwort fallen, es helfe ihm nichts, daß er beim weltlichen Hofe Zutritt habe, wenn er sich nicht auch beim geistlichen Hofe Aufnahme zu verschaffen wisse. Damit war auf die Cour d'amour angespielt, eben dieses Mittwochskränzchen, in welchem übrigens verschiedene der Muse Kotzebues und ihm selbst wohlgeneigte Damen verkehrten. Kotzebue kam die Äußerung zu Ohren, und er sann auf Rache; die Gelegenheit fand sich bald. Goethe stand auf seiten der Gebrüder Schlegel, und auch zwischen ihnen und Kotzebue war Feindschaft. Als Schlegels „Jon" zur Vorstellung gelangte, wurde schon an demselben Abend ein Oppositionsversuch gemacht. Ein sowohl den Dichter des Stückes als die Intendanz (Goethe) angreifender Aufsatz, den Kotzebues Freund Böttiger verfaßt hatte, sollte im „Mode-Journal" erscheinen und die Wirkung der Opposition erhöhen. Goethe verhinderte die Publikation, „denn es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andre kurz vorher aufgebaut hatten". Damit war neues Öl ins Feuer des Kotzebueschen Ärgers gegossen, mehr folgte nach. Kotzebue hatte seine „Kleinstädter" geschrieben und seinem Groll gegen die Gebrüder Schlegel darin mehrfach Ausdruck verliehen. Als das Stück in Weimar zur Aufführung vor-

bereitet wurde, strich Goethe alle diese Stellen aus, weil er nicht dulden wollte, „daß die Bühne zum Tummelplatz des Mißwollens und durch den Klatsch des Tages herabgewürdigt werde“. Das nahm Kotzebue wieder nicht ruhig hin, sondern wies nach, man habe mit dem Autor, falls er anwesend sei, über dergleichen Änderungen Rat zu pflegen. So sei es mit Schiller geschehen, und ein andrer könne das Gleiche fordern. Diese „wunderliche“ Schlußfolge ließ Goethe nicht gelten, da Schiller nur edel Aufregendes, zum Höhern Strebendes auf die Bühne gebracht habe, Kotzebue aber Niederziehendes, das problematisch Gute Entstellendes und Vernichtendes. Goethe gab nicht nach, sondern füllte die durch Streichungen entstandenen Lücken mit andern Scherzen allgemeiner Natur wieder aus.

Da diese Angriffe gegen Goethe und seine Schützlinge ohne jeden Erfolg geblieben waren, entwarf Kotzebue einen neuen Plan. „Durch gefälliges, bescheiden zudringliches Weltwesen hatte dieser Geselle das Kunststück fertig gebracht, seine Schlechtigkeiten in die lässige Nachsicht einer geselligen Konvenienz einzuschwärzen“ und einen Kreis um sich zu versammeln, dem auch, wie oben erzählt, Personen des Goetheschen Mittwochskränzchens angehörten. Mittels dieser Persönlichkeiten sollte am 5. März „zu Ehren Schillers eine große Exhibition von mancherlei auf ihn und seine Werke bezüglichen Darstellungen in dem großen, neudekorierten Stadthaussaale Platz finden“. Szenen aus „Don Karlos“ und der „Jungfrau von Orléans“ sollten die Festlichkeit einleiten, Sophie Mereau die „Glocke“ recitieren, eine gemauerte Glockenform, natürlich aus Pappe fabriziert, sollte aufgestellt werden und Kotzebue dieselbe, nachdem der Guß vollendet, als Glockengießer im Schurzfell zerschlagen. Statt der Glocke wäre dann Schillers Büste sichtbar und von einem Genius mit Lorbeer umkränzt worden. Die Absicht war augenscheinlich, Aufsehen zu erregen, die Gesellschaft zu unterhalten, den Teilnehmenden zu schmeicheln, sich dem Theater entgegenzustellen, der öffentlichen Bühne eine geschlossene entgegenzusetzen, Schillers Wohlwollen zu erschleichen, Goethe durch ihn zu gewinnen oder, wenn das nicht gelingen sollte, ihn von Goethe abzuziehen. Alles war vorbereitet, Helm und Fahne der Jungfrau bereits behaglich über die Straße in das Haus der Darstellerin, Gräfin Egloffstein, getragen worden, und Schiller, der natürlich bei diesem Feste anwesend sein und lebendigen Leibes der Krönung seiner eignen Büste zusehen sollte, begann es bei der ganzen Farce

ängstlich zu Mute zu werden; er dachte schon daran, sich im letzten Augenblicke krank zu melden, da nahm die Angelegenheit ein unvorhergesehenes Ende. Meyer als Konservator verweigerte die Herausgabe der auf der Bibliothek befindlichen Schillerbüste, weil man noch nie eine Gipsbüste von einem Feste unbeschädigt zurückerhalten habe. Als die Zimmerleute mit Latten, Brettern und Böcken angezogen kamen, um im Stadthaussaale das dramatische Gerüst aufzuschlagen, gab der Bürgermeister den Schlüssel nicht heraus, sondern erklärte, der Raum sei erst ganz neu eingerichtet und dekoriert, man dürfe ihn daher solchem tumultuarischen Beginnen nicht einräumen, da niemand für den erwachsenden Schaden sich verbürgen könne.

Kotzebue hatte eine gründliche Niederlage erlitten, der Plan, auf Goethe irgend eine Wirkung zu üben, war gescheitert, Charlotte v. Schiller dichtete einen Schwank: „Der verunglückte fünfte März", und die Damen Egloffstein, Göchhausen und Wolfskeel traten aus dem Mittwochskränzchen aus. Goethe, der sich in dieser Zeit gerade in Jena aufhielt, galt, so unschuldig er auch an dem Mißlingen der Angelegenheit war, noch lange für den Urheber. Er schließt die Erzählung in den „Tages- und Jahresheften" mit den Worten: „Alles, was ich mir mit Schillern und andern verbündeten thätigen Freunden vorgesetzt, ging unaufhaltsam seinen Gang; denn wir waren im Leben schon gewohnt, den Verlust hinter uns zu lassen und den Gewinn im Auge zu behalten". Am 10. März konnte Schiller dem Freunde nach Jena berichten, der 5. März sei ihm glücklicher vorübergegangen als dem Cäsar der 15., er höre von dieser großen Angelegenheit gar nichts mehr, übrigens werde heute Abend „Üble Laune" von Kotzebue auf dem Theater vorgestellt.

Seit sechs Wochen, also seit Mitte Februar (1802), war das Interesse, welches der Dichter damals am „Warbeck" gehabt, in den Hintergrund gedrängt; die Ideen zu „Tell" und der „Braut von Messina" beschäftigten ihn, daneben las er eine Geschichte der Päpste und freute sich sehr über die Bekanntschaft, die er darin mit dem heiligen Bernhard machte, denn „es möchte schwer sein, in der Geschichte einen zweiten so weltklugen geistlichen Schuft aufzutreiben, der zugleich in einem so trefflichen Elemente sich befände, um eine würdige Rolle zu spielen". Goethe gratulierte zu dem Funde und teilte mit, daß Bretter und Balken die Saale hinunterschwämmen zum Bau eines neuen Musentempels in Lauchstädt. „Lassen Sie doch auch dieses unser Unternehmen auf sich wirken, und thun

Sie für Ihre ältern Sachen, was Sie können“, rief er Schiller ermunternd zu. Wenn dieser auch momentan sich dazu außer stande erklärte und die Möglichkeit, weitere Stücke einzulernen, in Zweifel zog, da der „Karlos“ gerade für die Weimarer Aufführung vorbereitet wurde, so hoffte er, die Gesellschaft komme, sobald Goethes „Iphigenia“ ordentlich gehe, mit einem reichern Repertoire als je nach Lauchstädt.

Auf die „Iphigenia“ ließ Goethe, sei es aus Ärger über Kotzebue, sei es aus Nachsicht gegen die Schlegel oder aus beiden Gründen zugleich, ein dramatisches Ungeheuer folgen, den „Alarkos“ von Fr. Schlegel, das abgeschmackteste Machwerk, das je auf diesem Gebiete geleistet wurde. Schiller hatte bedenkliche Sorgen wegen der Aufführung jenes Stückes, welches weder die Gunst noch den Respekt werde erlangen können. Er wollte zufrieden sein, wenn nicht eine totale Niederlage, wie er fast fürchte, erfolgen werde. Goethe antwortete darauf: „Über den ‚Alarkos‘ bin ich völlig Ihrer Meinung; allein mich dünkt, wir müssen alles wagen, weil am Gelingen oder Nichtgelingen nach außen gar nichts liegt. Was wir dabei gewinnen, scheint mir hauptsächlich das zu sein, daß wir diese äußerst obligaten Silbenmaße sprechen lassen und sprechen hören.“ Schiller leitete, da Goethe in Jena war, die Einstudierung, und am 29. Mai ging „Alarkos“ in Szene. Da er an tragischer Kraft die Konkurrenz mit den Fratzen eines Kasperletheaters aufnehmen kann, so fehlte der Erfolg nicht; der Verlauf der Tragödie war ein so trauriger, daß darüber gelacht wurde. Goethe soll von seiner Loge aus zornig in das Parterre hinabgedonnert haben: „Man lache nicht!“

Goethes dramatische Diktatur stand auf der Höhe, es war wohl das Ärgste, was geschehen konnte, daß die Kritik des „Ion“ verboten und die Aufführung des „Alarkos“ dekretiert wurde; Goethe wagte beides. Er wagte beides, weil ihm, dem universellen Genie, ein paar einseitige, schwächliche Talente imponiert hatten. Er kompromittierte sich damit, es war seine Krankheit, sich der Schlegels anzunehmen (Schillers Brief an Körner vom 5. Juli 1802). Schiller selbst aber war bereits damit beschäftigt, ein „seltsames Amalgam des Antiken und Neuest-Modernen“ — so hatte er den „Alarkos“ genannt — herauszuarbeiten.

---

10. Häusliches.

Trotzdem die romantischen Motive so mühselig in die „Jungfrau" hineinspekuliert wurden, daß sie recht vieldeutig und also recht unbestimmt für alle Zeit darin stehen, verlor Schiller die realen Forderungen des Erdenlebens nicht aus dem Auge. Dem soliden Zuge, sich mit den bürgerlichen Verhältnissen zu arrangieren, sich zu etablieren, wie er es nannte, welcher ihn schon in seiner Jugend ausgezeichnet hatte, konnte endlich Genüge geleistet werden. Dank seinen dichterischen Fähigkeiten und dank dem Entgegenkommen seiner Verleger war er endlich im stande, sich ein Haus zu kaufen und dasjenige Stück Grund und Boden, dessen der Mensch zur Sicherung seiner leiblichen Existenz bedarf, als Eigentum zu erwerben. Das nicht sehr große, aber bequem und freundlich an der Esplanade (jetzt Schillerstraße) gelegene Haus des mit Schiller befreundeten Engländers Mellish wurde feil. Er nützte die Gelegenheit, wenn sie auch hinsichtlich des Preises (4200 Thaler) kaum für besonders günstig gelten konnte, weil die dortige Lage einesteils ruhiger war als die seiner bisherigen Wohnung, andernteils hier Bäume vor seinem Fenster rauschten, also Naturlaute genossen werden konnten, die er seit langem als seiner poetischen Stimmung förderlich kannte. Nachdem er am 19. März den Vertrag abgeschlossen, zog er am 29. April 1802 in sein eignes Heim ein. Seine Erwartung, nun in Ruhe zu kommen, verwirklichte sich vorerst nicht, den Lärm, der ihn bisher auf der verkehrsreichen Straße belästigte, hatte er nun im Hause, da langwierige, aber unumgänglich nötige Reparaturen Tag für Tag neues Gepolter und Beunruhigungen aller Art herbeiführten. Der karmesinseidene Vorhang, der in dem Arbeitszimmer — es lag in der Mansarde, mit einem Fenster nach der Giebelseite, mit den beiden andern nach der Esplanade — ebenfalls zur Beförderung der poetischen Stim-

mung aufgehängt wurde, erfüllte monatelang seinen Zweck nicht; „es ruhte ein wahrer Unstern auf dieser Zeit", wie der Dichter sich gegen Körner beklagte. Schon Wochen vor dem Umzuge hatte ihn ein Katarrh befallen, und bald nach dem Einzug erkrankten Frau und Kinder am Husten.

An demselben 29. April (1802), als das eigne Haus bezogen wurde, schied Schillers Mutter aus dem Leben. Im Jahre vorher hatte ihr Herz stolzer geschlagen, da ihr der Sohn von seinen Ehren bei Aufführung der „Jungfrau" in Leipzig geschrieben, und sie hatte ihm geantwortet: keinem großen Prinzen könnte viel mehr gemacht werden, freilich hätten die Sachsen mehr Ehrerbietung als die Schwaben vor Talenten und großen Männern. Sechs Wochen später (am 19. Dezember) teilte sie mit, daß sie sich zur Kur eines Unterleibsleidens nach Stuttgart begebe. Der Sohn wollte sie bestimmen, in Ludwigsburg unter v. Hovens ärztlicher Pflege Heilung zu suchen; sie ging jedoch darauf nicht ein, und als sich ihr Zustand verschlimmerte, holte die Tochter Luise sie (im Februar 1802) von Stuttgart ab und brachte sie, in Betten wohl eingehüllt, auch glücklich nach Kleversulzbach, wo sie der sorgsamsten Pflege ihrer Tochter und ihres Schwiegersohnes Frankh genoß. Am 2. April schrieb sie in voller Erkenntnis ihres gefährlichen Zustandes an ihre Tochter nach Meiningen: „Ich schreibe Dir, Liebe, nur, um Dich mehr zu beruhigen; aber keine Besserung. Ich bin ja in einem Alter, wo ohnehin die Jahre nimmer lang dauern können, und wie viele Kinder haben ihre Eltern viel bälder verloren. Gott hat mich ja damals in einer so beschwerlichen Krankheit auch wieder noch so lang und gesund erhalten und mir die Gnade geschenkt, Euch, liebe Kinder, im Ausland zu sehen, und mich vergnügt bei Euch sein lassen. O, wir versündigen uns, wenn wir zuviel von dem guten Gott verlangen! Inzwischen ist es edel von Euch, liebe Kinder, daß Ihr so viel Teil nehmt; nehmt's besonders an den großen Schmerzen, die ich leide! Allein Gott thut es ja, und der wird auch kommen, wenn die Not am größten und die Ärzte nichts mehr wissen.... Wenn mich nur die schmerzstillenden Mittel nicht verlassen, wie es etliche Tage scheint. Nun, Gott wird alsdann kommen, auch habe viel Gutes empfangen, und muß ich jetzt auch das Böse leiden."

Das war der letzte Brief, den Schillers Mutter an ihre Kinder schrieb. Etwa zwei Wochen später neigten sich die Kräfte zusehends dem Ende zu, wenige Tage vor dem Hinscheiden ließ sie sich des Sohnes Porträt an's Bett bringen, drückte es an's Herz



Schillers Haus in Weimar.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

und dankte Gott für das Geschenk, das er ihr in ihrem Fritz gemacht. Sie mußte unsäglich leiden, ehe ihre letzte Stunde schlug, ihr Tod selbst aber war sanft. Auf dem Kirchhof von Kleversulzbach wurde sie begraben, so nahe am Garten ihres Schwiegersohnes Frankh, daß Luise von der Wohnung aus den Hügel sehen konnte. Viele Jahre später (1839 oder 1840) setzte ihr der Dichter Eduard Mörike, damals Pfarrer in Kleversulzbach, ein schmuckloses steinernes Kreuz aufs Grab mit der Inschrift: „Hier ruht Schillers Mutter“.

Die Trauernachricht brachte Cotta zuerst nach Weimar, als er am 8. Mai dort nach der Leipziger Messe durchreiste, er machte Lotten in Schillers Abwesenheit die Mitteilung. Schiller hatte schon lange alle Hoffnung aufgegeben und war auf das Letzte vorbereitet, gleichwohl zögerte Lotte, als Frankhs bestätigender Brief eintraf, ihm diesen zu geben; erst andern Tages that sie es, und so trug er am 11. Mai in seinen Kalender ein: „Briefe von Pfarrer Frankh und Reinwaldin mit Nachricht vom Tod meiner Mutter“, und am 12. schrieb er an den in Jena weilenden Freund Goethe: „Die ersten Zeiten meiner hiesigen Ortsveränderung sind mir durch manches verbittert worden, besonders aber durch die Nachricht von dem schweren Krankenlager und Tod meiner Mutter in Schwaben; aus einem Briefe, den ich vor einigen Tagen erhielt, erfuhr ich, daß an demselben Tag, wo ich mein neues Haus bezog, die Mutter starb. Man kann sich nicht erwehren, von einer solchen Verflechtung der Schicksale schmerzlich angegriffen zu werden.“ Edelmütig, wie er die Jahre ihrer Witwenschaft durch reichliche Unterstützungen zu erleichtern bemüht war, bewies er sich auch in der Erbschaftsangelegenheit seinen Schwestern gegenüber. Er schrieb Christophinen: „O liebe Schwester, so sind uns nun beide liebende Eltern entschlafen, und dieses älteste Band, das uns ans Leben fesselte, ist zerrissen. Es macht mich sehr traurig, und ich fühle mich in der That verödet, ob ich gleich mich von geliebten und liebenden Wesen umgeben sehe und Euch, Ihr guten Schwestern, noch habe, zu denen ich in Kummer und Freude fliehen kann. O laß uns, da wir drei nun allein noch von dem väterlichen Hause übrig sind, desto näher aneinander schließen. Vergiß nie, daß Du einen liebenden Bruder hast; ich erinnere mich lebhaft an die Tage unsrer Jugend, wo wir uns noch alles waren. Das Leben hat unsre Schicksale getrennt, aber die Anhänglichkeit, das Vertrauen muß unveränderlich bleiben.“ Möge den Bericht über das traurige Er-

eignis ein Brief von Lotte beschließen, ein schönes Denkmal ihres tiefen Gemütes, den sie an Schillers Schwester Luise richtete. Er ist vom 5. Juni 1802 und lautet: „Dein Brief, liebe Luise, mit den (von der verewigten Mutter zur Verteilung bestimmten) überschickten Sachen ist richtig in meine Hände gekommen, und alles ist mir ein teures Andenken der guten, seligen Mama! — Ich habe mit Rührung das schwarze Kleid beiseite gelegt. Darin sah ich sie, wie sie den Karl aus der Taufe hob; es soll immer so liegen, solange ich lebe, denn es bewahrt mir den Eindruck lebendig von den Zeiten, die nun ewig für uns dahin sind. Der gute Vater und die liebe Mutter sahen so ehrwürdig an jenem Tag aus, wie sie ihrem ersten Enkel ihren Segen gaben, daß mir ihr Bild stets im Herzen bleiben wird. — Den Kindern habe ich gezeigt, was die liebe Mutter für sie bestimmt hat, so feierlich, wie es ihre jungen Gemüter zu fassen vermögen, und es hat gefruchtet; denn Karl, der sonst so lebhaft ist, hat mit einer Art von Ehrfurcht das letzte Andenken der Großmutter angesehen und mit Wehmut, da ich ihm sagte, sie habe doch zuletzt ihm dieses zugedacht. So wird das Andenken der Verstorbenen meinen Kindern immer heilig sein. Ich hätte gewollt, daß sie sich an den kleinen lieben Kindern hätte ergötzen können im Leben; sie würden ihr Freude gemacht haben. — Karl ist sehr hübsch und gut und brav, leicht und fröhlich; ich hoffe aber, da er weich ist, so wird, wenn die erste Jungenwildheit vorüber ist, er doch herzlich und teilnehmend werden; er ist sehr liebenswürdig, und alle, die ihn sehen, haben Zuneigung zu ihm. — Ernst ist auch ein Kind, wie es wenige gibt; er ist klug und gut und sehr vieler Anhänglichkeit fähig; er hat nicht das Einnehmende für jedermann wie Karl, denn er ist scheu; aber uns, die er kennt, liebt er zärtlich und besonders auch seine alte Christine (das schwäbische Dienstmädchen im Schillerschen Hause). Die kleine Karoline ist so gut und sanft und freundlich; sie liebt alles nur zu sehr, doch es verliert sich nach und nach diese zu große Anhänglichkeit; sie würde sonst nicht glücklich werden. — Schiller ist ziemlich wohl und sieht um vieles gesünder aus als vor ein paar Jahren."

Mit ebendieser Zärtlichkeit, welche aus den Zeilen der Mutter spricht, hing der Vater an seinen Kindern, und sie waren ihm in der traurigen Zeit eine zuweilen leider auch bängliche Zerstreuung, denn besonders der kleine Ernst wurde von einem bösen Keuchhusten geplagt. Als Anfang August Lotte nach Rudolstadt reiste, um sich zu erholen, berichtete er ihr: „Die Kinder machen mir viel

Freude. Das Karolinchen ist allerliebst und äußerst erfinderisch in Tournüren, wenn sie gern etwas haben möchte und nicht fordern darf. Sie erzählt viel von der Mama, die in Rudeltat sei und Sachen mitbringen werde. Bei Tische stößt sie jeden Tag ihr Glas an und läßt Mama leben. Ernst hat seine große Not mit den Gewittern und sucht durch Fragen aus mir herauszulocken, ob er für seine Haut was dabei zu fürchten habe. Er beschäftigt sich übrigens, so gut er kann, und hat mir einen Brief an die Mama diktiert, dem Du es ansehen wirst, daß er gewissenhaft aus seinem Munde nachgeschrieben ist." Zugleich wurde auch Mitteilung gemacht, daß etwas Weniges an der „Braut von Messina" gearbeitet werde und sich die Stimmung nach und nach einstelle. Die Reparaturarbeiten am Hause kamen zu Ende[1], und mit der Einkehr größerer Ruhe und der durch eine Kur leidlich wiederhergestellten Gesundheit hob sich die geistige Verfassung so weit, daß neben der Fortarbeit am Drama das im Februar begonnene Gedicht „Kassandra" im Laufe des August vollendet werden konnte.

Ein Brief von dem ehemaligen Koadjutor v. Dalberg (d. d. Aschaffenburg 28. August 1802) war für Schiller sehr erfreulich, weil er die Versicherungen der alten Freundschaft erneuerte und dem Wunsche Ausdruck gab, „dem ersten deutschen Dichter Deutschlands Dank dereinst entrichten zu können". Durch den am 25. Juli 1802 erfolgten Tod des Kurfürsten Fr. Karl Joseph von Mainz war Dalberg endlich zur Kurfürstenwürde gelangt, aber ohne Kurfürstentum, da Mainz an Frankreich, Erfurt an Preußen gefallen war. Er wurde im nächsten Jahre durch den Reichsdeputationshauptschluß zum Kurfürsten-Reichskanzler erhoben und als Fürst-Primas mit der höchsten geistlichen Würde ausgestattet und auf die Reste des Erzstiftes Mainz, Aschaffenburg, Wetzlar und Regensburg beschränkt. Außerdem wurde sein Einkommen (in einer Schiller-Biographie die Hauptsache) auf 1 Million Gulden festgesetzt; was die genannten Bistümer von diesem Betrage nicht aufbringen konnten, wurde auf andre Bistümer angewiesen. „Der wird mich also auch nicht ganz stecken lassen", äußerte Schiller gegen seine Schwägerin Karoline, und er ließ ihn auch nicht stecken. Karl v. Dalberg erwies sich als eine edle Natur.

Im September kamen Humboldts von ihrer langen Reise

[1] Seinen Garten nebst dem Hause in Jena verkaufte Schiller im Juni 1802 an den dortigen Professor Thibaut.

zurück und wieder einmal nach Weimar zu kurzem Aufenthalte; am 22. reisten sie ab, und nicht ohne traurige Empfindung sah Schiller sie scheiden.

Seit Mitte des Jahres war ein für des Dichters Namen bedeutender Akt in Vorbereitung, denn dieser Name sollte durch das für so viele höchst wichtige Wörtchen „von" bereichert werden. Wie es damit zugegangen, erzählt Schiller selbst im Briefe vom 29. November 1802 an Körner: „Der Herzog hatte mir schon seit länger her etwas zugedacht, was mir angenehm sein könnte. Nun traf es sich zufällig, daß Herder, der in Bayern ein Gut gekauft, was er nach dem Landesgebrauch als Bürgerlicher nicht besitzen konnte, vom Kurfürsten von der Pfalz, der sich das Nobilitationsrecht anmaßt, den Adel geschenkt bekam. Herder wollte seinen pfalzgräflichen Adel hier geltend machen, wurde aber damit abgewiesen und obendrein ausgelacht, weil ihm jedermann diese Kränkung gönnte; denn er hatte sich immer als der gröbste Demokrat herausgelassen und wollte sich nun in den Adel eindrängen. Bei dieser Gelegenheit hat der Herzog gegen jemand erklärt, er wolle mir einen Adel verschaffen, der unwidersprechlich sei. Dazu kommt noch, daß sich Kotzebue, den der Hof auch nicht leiden konnte, zudringlicherweise an den Hof eindrang, welches man ihm, da er und seine Frau Ansprüche hatten, nicht verwehren konnte, obgleich man schwer genug daran ging. Dies mag den Herzog noch mehr bestärkt haben, mich adeln zu lassen. Daß mein Schwager den ersten Posten am Hof bekleidet, mag auch mitgewirkt haben; denn es hat etwas Sonderbares, daß von zwei Schwestern die eine einen vorzüglichen Rang am Hofe, die andre gar keinen Zutritt zu demselben hatte, obgleich meine Frau und ich sonst viele Verhältnisse mit dem Hofe hatten."

Den Etikettezopf trug also das weimarische Höfchen mit einer Gravität, die zu dem sonst dort herrschenden freisinnigen Geiste nicht ganz stimmte; aber Karl August wußte den Mangel auszugleichen. Anfang Juni that er beim kaiserlichen Hof in Wien die nötigen Schritte und erhielt nach verschiedenem Hin- und Herschreiben schon in Monatsfrist von dem Reichshofratsagenten Merk in Wien die Nachricht, die Sache solle besorgt werden. Gleichzeitig bemerkte der Agent „in tiefster Ehrfurcht, daß die Taxe für den ersten Grad des Reichsadelstandes und ein adliges Wappen mit einem gekrönten Helme 401 Gulden 30 Kreuzer betrage, woneben der Kanzlist, welcher das Diplom expediere, gewöhnlich wegen

der Auszierung ein Douceur von 6 oder 27 Gulden zu erhalten pflege". So ganz aus freier Hand, bloß für die Taxe, jemand den Adel anzuhängen, schämte sich der Wiener Hof nun doch, und damit wenigstens etwas in das Diplom hineingeschrieben werden könne, verfaßte der Geheimrat Voigt, Schillers Freund, ein kurzes Register von des Poeten hervorragenden Eigenschaften, welches mit dem Hinweis schloß, daß „seine vortrefflichen Gedichte dem Geiste der deutschen Sprache und des deutschen Patriotismus einen neuen Schwung gegeben, so daß er um das deutsche Vaterland und dessen Ruhm sich allerdings Verdienste erworben habe".

Schiller, welchem der Freund das Konzept zur Durchsicht übergab, begleitete die Rücksendung mit folgenden humoristischen Zeilen: „Aufs schönste danke ich Ihnen für das brillante diplomatische Testimonium, das Sie mir erteilen. Es ist freilich keine kleine Aufgabe, aus meinem Lebenslauf etwas herauszubringen, was sich zu einem Verdienst um Kaiser und Reich qualifizierte, und Sie haben es vortrefflich gemacht, sich zuletzt an dem Aste der deutschen Sprache festzuhalten."

Dieses Gesuch wurde mit einem Schub ähnlicher dem Kaiser am 15. August vorgelegt und von dem vortragenden Rat durch den Hinweis unterstützt, daß Friedrich Schiller mit Anstand lebe und durch seine Sitten sich die allgemeine Achtung erworben habe, worauf unterm 7. September die Allerhöchste Entschließung erfolgte, lautend: „Dagegen verleihe ich den Reichsadelstand dem Friedrich Schiller". Am 16. November schrieb Karl August, herzlich wie immer, dem Dichter: „Dasjenige, was beikommender Harnisch in sich enthält, möge Ihnen und den Ihrigen zum Nutzen und zur Zufriedenheit gereichen. Den freudigsten Anteil nehme ich an Ihrer Wappnung, wenn dieses Ereignis Ihnen einen angenehmen Augenblick verschafft."

Nun muß man sich aber auch die Herrlichkeiten besehen, welche für die 401 Gulden 30 Kreuzer und 27 Gulden Expeditionsgebühren, die der Herzog sich's hatte kosten lassen, von „Uns, Franz dem andern, von Gottes Gnaden erwähltem römischen Kaiser", geliefert wurden. Das langatmige Schriftstück ganz wiedergeben zu wollen, wäre eine Versündigung gegen die Langmut des Lesers. Also: „Wir — besagter Franz der andre — daher gnädigst geruhen möchten, den Fr. Schiller samt seinen ehelichen Nachkommen in des heiligen römischen Reichs Adelstand mildest (vermutlich, um ihn nicht zu beschädigen) zu erheben, welche Allerhöchste Gnade er lebenslang

mit tiefschuldigstem Danke verehren werde, welches derselbe auch wohl thun kann, mag und soll. — So haben wir demnach ... mit wohlbedachtem Mute, gutem Rate und rechtem Wissen ihm die kaiserliche Gnade gethan und ihn ... in des heiligen römischen Reichs Adelstand gnädigst erhoben, eingesetzt und gewürdiget. — Thun das, meinen, setzen und wollen, daß er und seine Nachkommen ... Vorteil, Freiheit, Recht und Gerechtigkeit haben ... mit allen rechtgebornen lehens- und turniersgenossenen adligen Personen zu turnieren würdig, empfänglich sein sollen und mögen. (Nun folgt die Beschreibung des verliehenen Wappens.) Verleihen mithin, gönnen und erlauben ihm und seinen Nachkommen, daß sie vorbeschriebenes adliges Wappen ... zu Schimpf und Ernst, in Streiten, Stürmen, Schlachten, Kämpfen und Turnieren, Gestechen, Gefechten, Ritterspielen, Feldzügen, Panieren, Gezeltaufschlagen, Insiegeln, Petschaften ... nach ihren Ehren, Würden, Notdurft und Wohlgefallen gebrauchen können und mögen, von Recht und Gewohnheit unverhindert allermänniglich 2c."

Man kann sich schwer zu dem Glauben verstehen, daß Franz der andre ein solches Ungeheuer von Bombast, welches einem Dichter im 19. Jahrhunderte erlaubt, flott darauf los zu turnieren und bei „Gestechen" sein Wappen öffentlich zu tragen, mit „wohlbedachtem Mute" unterschrieben habe. Inwieweit Schiller der Aufforderung nachkam, diese allerhöchste Gnade mit tiefschuldigstem Danke zu verehren, „welches derselbe auch wohl thun könne, möge und solle", läßt sich aus mehreren Briefstellen ersehen. Er redete gegen Körner von der „kahlen Ehre", die ihm von Wien erwiesen worden, und bemerkte erläuternd (im Briefe vom 29. November): „Für meine Frau hat die Sache einigen Vorteil, weil sie als eine Adlige von Geburt, dadurch in ihre Rechte, die sie vor unsrer Heirat hatte, restituiert wird, denn sonst würde ihr mein Adel nichts geholfen haben. Für meine Kinder kann die Sache mit der Zukunft vorteilhaft werden; für mich freilich ist nicht viel dadurch gewonnen. In einer kleinen Stadt indessen wie Weimar ist es immer ein Vorteil, daß man von nichts ausgeschlossen ist; denn das fühlt sich hier doch zuweilen unangenehm, während man in einer größern Stadt davon gar nichts gewahr wird." Lotte schrieb über diese Angelegenheit: „Daß Schiller ein prächtiges Adelsdiplom erhalten hat, wissen Sie wohl schon? Sie kennen uns und wissen, was wir davon halten; der Kinder wegen ist man schuldig, es nicht fallen zu lassen, weil es einmal geschehen ist, ob wir gleich

ziemlich gleichmütig die Folgen davon einsehen. Wie die Gesellschaft just hier einmal ist, wo man uns einmal kennt, kann es keine wesentliche Veränderung hervorbringen. Aber wenn der junge Hof beginnt, könnte es uns vielleicht nützlicher werden, zu der Gesellschaft des Hofes gerechnet zu werden. Ich lasse es ganz ruhig an mich herankommen und thue nur die Schritte, die ich thun muß, um dem Herzog meine Dankbarkeit zu bezeigen, der sich freundschaftlich und artig gezeigt und auch veranlaßt hat, daß das Diplom für Schiller so ehrenvoll wie möglich ausgefallen und abgefaßt ist. Es kann jeder daraus sehen, daß Schiller ganz unschuldig daran ist, und dies ist, was mich beruhigt. Denn eine Ehre zu suchen, hielte ich unter Schillers Charakter. — — Wie ich über diese Dinge dachte, habe ich gezeigt, und man wird mir, hoffe ich, nicht zutrauen, daß ich so etwas gesucht hätte; doch ist mir jeder Beweis einer öffentlichen Achtung, der Schiller widerfährt, erfreulich, weil ich gern sehe, daß man sein Verdienst anerkennt."

Für die Weimarer Gesellschaft und ihre Kaffeekränzchen war die Adelung Schillers, des Mannes, den die französische Republik zum Ehrenbürger ernannt hatte, ein großes Ereignis, und als Beweis für Karl Augusts herzliches Wesen ist sie wertvoll; dem deutschen Volke dagegen hat das bißchen von, wofür der kaiserliche Hof dem Herzog 400 Gulden abzuschröpfen nicht unter seiner Würde hielt, nicht imponieren können, es hatte dieser sogenannten kaiserlichen Gnade nie acht, es kennt und nennt nur Friedrich Schiller. Er gehört zu jenen Helden des Geistes, die so hoch emporragen über alle irdische Größe, daß der von oben herab gemachte Versuch, sie vor den übrigen Sterblichen noch durch ein Adelsdiplom auszuzeichnen, schlechterdings ohne Gewicht ist.

Cotta schrieb an Schiller (9. Dezember 1802): „Es ist eine seltene Erscheinung, daß das Diplom durch den geadelt wird, dem es erteilt wurde!"

---

11. „Die Braut von Messina."

Durch die Beschäftigung mit den griechischen Dramen war in Schiller das Vorurteil geweckt, das Schicksal und speziell das durch Orakel vorausgesagte sei ein trefflicher Faktor in der Tragödie, und von dieser Meinung einmal erfaßt, fahndete er nach dem Modus, wodurch es für das moderne Drama gewonnen werden könne. Er mußte durch eine sehr naheliegende Ideenverbindung dazu kommen, es dort aufzusuchen, wo es sich der antiken Welt auch dargeboten hatte, auf dem Gebiete der Religion. Die romantische Tragödie „Die Jungfrau von Orléans" entstand. Nicht mystischer Hang, sondern künstlerische Absicht mischte die religiösen Motive in dieses Trauerspiel. Allein die Probe auf die dramatische Wirksamkeit des Orakels war damit noch nicht erschöpfend gemacht, sie sollte wiederholt werden und das Versuchsobjekt die „Braut von Messina" sein. Erst im Februar 1802 näherte er sich dem schon im Mai 1801 gegen Körner erwähnten Thema von neuem, im August fand er sich langsam in die Arbeit hinein und war nun, abgesehen von den mitunter wochenlangen Pausen, zu welchen ihn die Kränklichkeit zwang, stetig daran thätig bis zum 1. Februar 1803, an welchem Tage er das Drama vollendete.

Wundervollere Töne hat Schiller in keinem Stücke angeschlagen als in den Chören dieses Trauerspiels, vieles darin gehört mit zum Schönsten, das er überhaupt geschaffen; künstlicher hat er sich niemals eine Fabel zusammengebaut, und doch ist die „Braut", die er seinen eignen Worten nach „getrost auf die ‚Jungfrau von Orléans' folgen lassen konnte", das unglücklichste seiner Dramen geworden. Der Seitenpfad, den er eingeschlagen, hatte ihn auf diese Höhe geführt, von welcher kein Weg mehr hinableitet zu den Geschlechtern der Menschen, zu realen Verhältnissen, welche durch

einen Abgrund getrennt ist von der vernünftigen Weltordnung. Die Fortsetzung dieses Pfades führt ins Blaue hinein, ins Widersinnige, mehrere Dichterchen thaten den Sprung, und ihre Kunst brach in dem bodenlosen Nirgendsheim den Hals.

Im September 1797 (es war schon lange her und damals der „Wallenstein“ im Gange, das Verhältnis zu Schlegel florierte) hatte sich der Dichter damit beschäftigt, einen Stoff aufzufinden, der von der Art des „Oedipus rex“ wäre und dem Dichter die nämlichen Vorteile verschaffte. „Diese Vorteile“, fuhr er im Brief an Goethe fort, „sind unermeßlich, wenn ich auch nur den einzigen erwähne, daß man die zusammengesetzteste Handlung, welche der tragischen Form ganz widerstrebt, dabei zu Grunde legen kann, indem diese Handlung ja schon geschehen ist und mithin ganz jenseit der Tragödie fällt. Dazu kommt, daß das Geschehene, als unabänderlich, seiner Natur nach viel fürchterlicher ist und die Furcht, daß etwas geschehen sein möchte, das Gemüt ganz anders affiziert als die Furcht, daß etwas geschehen möchte. Der ‚Ödipus‘ ist gleichsam nur eine tragische Analysis. Alles ist schon da, und es wird nur herausgewickelt. Das kann in der einfachsten Handlung und in einem sehr kleinen Zeitmoment geschehen, wenn die Begebenheiten auch noch so kompliziert und von Umständen abhängig waren. Wie begünstigt das nicht den Poeten.“ Diese Auffassung der griechischen Tragödie wurde verhängnisvoll für Schiller. Vieles würde sich ganz anders gestaltet haben, wenn der Dichter von dem Orakel, das ihn so sehr blendete, abgesehen und sich einfach an den Gang des Stückes gehalten hätte, wie er wirklich ist. Auf Theben liegt eine Seuche, weil es einen Frevler beherbergt; der Herrscher hat die Pflicht, sein Volk von dieser Kalamität zu befreien, er läßt sich die Erfüllung dieser Pflicht angelegen sein, er betreibt die Entdeckung des Frevlers mit aller Energie und schafft nach und nach sämtliche Beweise herbei, die ihn überzeugen, daß er selbst der gesuchte Frevler ist. So hat Sophokles die Handlung des Stückes gedacht und ausgearbeitet, und eine solche Handlung würde der moderne Dichter ebenso gut für den tragischen Zweck benutzen können, wie dies Schiller dann auch in dem leider nicht ausgeführten Drama „Die Kinder des Hauses“ geplant hatte. Daß ein Orakelspruch an den Thaten des „Ödipus“ schuld trägt, ist eigentlich nur Nebensache. So faßte Schiller es aber nicht auf, er sagte vielmehr: „Das Orakel hat einen Anteil an der Tragödie, der schlechterdings durch nichts andres zu ersetzen ist, und wollte

man das Wesentliche der Fabel selbst, bei veränderten Personen und Zeiten, beibehalten, so würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar ist. Ich fürchte, der ‚Ödipus' ist seine eigne Gattung, und es gibt keine zweite Spezies davon; am allerwenigsten würde man aus weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenstück dazu auffinden können." Hier war richtig und unrichtig Gedachtes gemischt, und um sich selbst zu beweisen, daß „Ödipus" nicht seine eigne Gattung sei, stellte Schiller den Stoff der „Braut" auf, grub — das Orakel wieder aus, und Goethe war damit einverstanden.

Niemals ist Schiller stärker aus der Rolle gefallen als mit diesem Stücke. Er hatte früher dem Grundsatz gehuldigt, daß die Kunst der Sittlichkeit unter die Arme greifen müsse; dann hatte er die Unabhängigkeit des künstlerischen Schaffens von dem Sittengesetz (in der „Maria Stuart") anerkannt, und in der „Braut von Messina" vertrat er — freilich, ohne es zu beabsichtigen — und zwar noch schärfer als in der „Jungfrau" eine der unsittlichsten Irrlehren, die überhaupt existieren, die Abhängigkeit des Individuums von seinem voraus bestimmten Schicksal, den Fatalismus; er zeigte den Hohn der finstern Gewalt, des Fatums über den menschlichen Geist, der sich bemüht, das prädestinierte Unglück abzuwenden. Er griff aus ästhetischen Gründen zu einem Motiv, welches er aus Gründen der Vernunft verwerfen mußte. Mag die Kunst darstellen, was die Schandthaten, wozu der Aberglaube verleitet, für Folgen haben — Fälle zu erdichten, welche beweisen, daß die Geschicke der Menschen nach einem albernen Plan regiert werden, dazu hat die moderne Kunst kein Recht, und wollte sie sich dieses Recht herausnehmen, wollte sie den Sophokles nachahmen, so hätte sie ihr Vorbild mindestens erreichen, wo nicht übertreffen müssen; sie blieb aber weit hinter demselben zurück.

Beide Weissagungen, im „Ödipus" wie in der „Braut", haben das gemein, daß das Orakel nicht bloß das Unglück voraussagt, sondern auch veranlaßt, indem es die Ursache der Schandthaten wird; der Befehl zur Ermordung des Sohnes im erstern und der zur Ermordung der Tochter in der „Braut" ergehen erst nach Bekanntwerden des Orakels. Aber welche Verschiedenheit in den Gründen für diese Befehle!

Laïos verdammt seinen neugebornen Knaben zum Tode, weil dieser ihn einst erschlagen werde; der Fürst von Messina ordnet den Mord seiner Tochter an, weil ihm prophezeit worden, „töten würde sie ihm die beiden Söhne und sein ganzer Stamm durch sie

vergehn“. Des alten Tragikers feines Kunstgefühl verlangte, daß ein Frevel begangen werde, eine wirklich schwere Schuld entstehe, und wie geschickt stellte es die Phantasie an, um die Veranlassung den gräßlichen Folgen entsprechend zu gestalten und den väterlichen Befehl zur Ermordung des Knaben zu einer unsittlichen That zu stempeln! Laïos erteilt ihn aus krassem Egoismus[1], er sucht auf diese Weise seine eigne Haut zu sichern, hier steht ein Leben gegen das andre. — Der Fürst von Messina hingegen opfert die Tochter, nicht um das eigne Leben, sondern das seiner beiden Söhne zu retten; also stehen hier zwei Leben gegen eins. Nimmt man hinzu, daß die Handlung in einer rohen Zeit spielt, muß da nicht der wenn auch barbarische Entschluß als ein Akt der Weisheit erscheinen, und geht nicht auch in unsrer Zeit Ähnliches vor, opfert der Befehl des Feldherrn nicht Hunderte in der Schlacht, um Tausende zu retten! Also nicht einmal besonders hervorstechende Barbarei kann dem Entschlusse des Fürsten vorgeworfen werden, und doch soll eben dieser Entschluß sich für eine gewaltige Schuld ansehen lassen, soll er den daraus erfolgenden ungeheuern Ereignissen das ästhetische Gleichgewicht halten.

Ferner: bei Sophokles läßt des Laïos Gattin Jokaste den Knaben aussetzen, weil das Orakel, der Knabe werde am Vater zum Mörder werden, sie schreckte. Die Liebe zum Gatten ist ein natürliches Gefühl; daß es in der Kollision mit der Mutterliebe den Sieg davontragen könne, hat nichts Unbegreifliches, wohl aber wird die Tragik in der Gestalt der Jokaste dadurch erhöht. Die Gattin kann aus dieser Kollision nicht ohne Schuld hervorgehen, sie muß entweder ein Verbrechen gegen das Kind oder gegen den Gatten begehen, der Egoismus ihres Gatten reißt sie in diesen Abgrund hinein. Aber ein durchaus menschliches Gefühl, das Mitleid armer Hirten mit dem wehrlosen Geschöpfe, rettet diesem das Leben, und so wächst es zu eignem Unheil und zum Unheil der beiden Eltern heran. — Isabella, Messinas Fürstin, rettet ihrer Tochter das Leben nicht allein aus Mutterliebe, sondern weil sie einen Traum gehabt, den ein Mönch ihr so ausgelegt, daß sie ihn für das Geschick des Kindes günstig deuten kann. In der alten Tragödie wird das Muttergefühl durch den Aberglauben irre geleitet, das kann man gelten lassen, in der „Braut“ dagegen durch

---

[1] Bei Sophokles wie bei Euripides verstieß Laïos außerdem gegen ein göttliches Gebot, „zum Trotz der Götter“ wurde Ödipus gezeugt.

den Aberglauben unterstützt, und indem es dieser Stütze zu bedürfen *scheint*, büßt es seinen ganzen Wert ein, es wird durch seine Schwäche uninteressant.

Die Entstehung der Orakel fällt immer in die Epoche der rohesten Völkerzeit, sie haben daher für das durch fortgeschrittene Kultur entwickelte Denken etwas Abgeschmacktes. Die Ödipus-Fabel, an welcher Generationen und Jahrhunderte gemodelt, wurde offenbar — und dafür bieten die Mythen aller Völker Analogien — zu dem Zwecke erfunden und ausgebaut, um einer so wertvollen Einnahmequelle, wie die Orakel für die Priesterschaft waren, dauernd ergiebige Zuflüsse zu sichern. Die Zeit des Sophokles war von diesem Aberglauben noch beherrscht, der Dichter also berechtigt, einen solchen Stoff, den seine Zeitgenossen begünstigten, und ebendeswegen, weil sie ihn begünstigten, für seine Kunst zu wählen; — aber wieviel dezenter behandelt er den Orakelspruch, indem er ihn weit zurückverlegt und seinen Inhalt als längst vollzogen darstellt, ihm jeden Einfluß auf den Gang der Handlung nimmt, während Schiller die grausigen Ereignisse, welche die Träume vorausverkünden und *veranlassen*, vor den Augen des Zuschauers vor sich gehen läßt. Sophokles war es nicht um den Beweis zu thun, daß die Götter und ihre Orakel recht behalten, seine Jokaste *konnte nicht* ausrufen: „Alles dies erleid' ich schuldlos!" und sie sollte es auch nicht können. So mußte der Mann leiden, dessen Vater den Willen der Götter mißachtet, das wollte Sophokles im „König Ödipus" zeigen. Also wieviel feiner und wieviel fester hat der alte Tragiker den Knoten geschürzt, als es Schiller glückte! Dies in großen Umrissen einige der Unterschiede, welche die neue Tragödie gegen die alte hat.

Schiller behauptete und glaubte die „Braut von Messina" sei *ganz seine eigne Erfindung*. Über dem „König Ödipus" waren die vielen Ahnen vergessen, deren dieses jüngste Kind seiner Muse sich erfreute, und von welchen allen er ihm ein umfängliches Erbschaftsstück zugeeignet hatte. Was er daran als seine eigne Erfindung beanspruchen konnte, das war die unglückselige Orakelwirtschaft und das Verhältnis der Beatrice zu den Brüdern. Es wäre gewiß ein interessantes Thema, den Brudermord auf seiner Wanderschaft als dramatisches Motiv zu verfolgen; hier ist jedoch nur gestattet, diejenigen Dramen zu erwähnen, die Schiller nachweislich gekannt hat; diese sind: die „Phönizierinnen" des Euripides, aus welchen er die Übersetzung einzelner Szenen 1789 in

der „Thalia" veröffentlichte; Leisewitz' „Julius von Tarent" und Klingers „Zwillinge". Das Gerippe zum Plan lieferte Leisewitz' Drama, der Ort wurde etwas weiter nach Süden verlegt. An Stelle des Fürsten Konstantin, des Vaters der beiden Söhne, welcher Witwer ist, wurde die Witwe Isabella gesetzt; die Blanka, in welche Julius und Guido verliebt sind, wurde Beatrice getauft; das Kloster ist beiden Stücken als Aufenthaltsort der Braut gemeinsam. Zu der Unterredung der Isabella mit ihren Söhnen gab Jokastes Aussöhnungsversuch zwischen ihren Kindern Eteocles und Polynices das Modell, und Klingers „Zwillinge" lieferten den Zug Apfelschimmel in die Ökonomie, der als Pferde von arabischer Zucht dem neuen Stücke eingefügt wurde.

Wird die „Braut" bezüglich der innern Wahrheit mit diesen Stücken verglichen, so stellt sich heraus, daß es in allen, selbst in Klingers „Zwillingen", viel naturgemäßer zugeht als in Schillers Drama. Eteocles und Polynices geraten in Zwist um die Herrschaft Thebens, es ist das verständlichste Motiv eines Brudermordes. Klinger, der die Sache am niedrigsten aufgefaßt hat, reduzierte das Fürstentum auf einen Pachthof und fügte als neuen Zankapfel eine Camilla hinzu; Leisewitz machte Blanka zum einzigen Grunde des Streites zwischen beiden Brüdern. Bei Klinger ist der nachgeborne Bruder ein Lümmel, dessen Tobsucht ihn zum Irrenhaus und zur Zwangsjacke qualifiziert; Leisewitz stattete ihn mit einem etwas anständigern Ehrgeiz, mit Hochmut aus, welcher ihn dem Bruder die Braut nicht gönnen läßt. Die Handlung dieser drei Dramen entwickelt sich übrigens aus menschlichen Leidenschaften und sucht deren Wahrscheinlichkeit zu bewahren. Damit begnügte sich Schiller nicht, er gab den Brüdern die feindselige Gesinnung gegeneinander schon bei der Geburt mit, und bei dieser einen Künstelei blieb es nicht, es schlossen sich ihr mehrere an, so die Szene, in welcher Manuel und Cäsar, jeder während momentaner Abwesenheit des andern, dasjenige von der Mutter über die angeblich geraubte Blanka erfahren, was die vollkommene Verwickelung der Angelegenheit herbeiführen muß, so schließlich die Szene des Brudermordes, in welcher Manuel nicht zu Wort kommen darf und wie eine Holzpuppe über den Haufen gerannt werden muß, um dem Drama den tragischen Charakter zu bewahren. Zu den Künsteleien gehört ferner das von Schiller erfundene Moment, daß Beatrice die Schwester der Brüder ist, was eigentlich eine erbaulichere Lösung des Konfliktes hätte herbeiführen müssen; aber „die Orakel sollten recht behalten".

Alle diese Mängel wiegt jedoch die Poesie auf, welche dem Dichter in den Chören niederzulegen gelang; den ganzen Lauf des Erdenlebens berührt in heroischer Auffassung diese von höchstem Wohllaut der Sprache getragene Reihe von Dichtungen. „Über den Gebrauch des Chores in der Tragödie" erklärte sich Schiller selbst im Vorworte zur „Braut von Messina"; einen bedenklichen Stoß erleiden freilich die dortigen Ausführungen durch den Zweifel, welchen der Chor Manuels an der eignen Daseinsberechtigung (in diesem Drama) in den Versen äußert:

„Sage, was werden wir jetzt beginnen,
Da die Fürsten ruhen vom Streit,
Auszufüllen die Leere der Stunden
Und die lange, unendliche Zeit?"

Die Herren fangen alsdann eine Unterhaltung an, die sich als bloße Ausfüllung erweist und, so großartig sie ist, wenigstens in ihrem ersten Teile, doch unter diesem Eingange zu leiden hat. Daß es nicht der antike Chor der Tragödie war, den Schiller, wie er behauptet, in den Chören der „Braut von Messina" auf die Bühne brachte, ist ihm schon öfter und von sehr gelehrten Leuten nachgewiesen worden. Da unsre Zeit 2000 Jahre jünger ist als die des griechischen Chors und wir keinerlei Verpflichtung haben, diesen wieder einzuführen, so würde es nichts verschlagen, wenn Schiller die genaue Kopie jener alten Einrichtung nicht geglückt wäre, falls seine Einrichtung selbst sich nur als zweckmäßig erwiesen hätte. Aber auch dieses war nicht der Fall, vielmehr mußte er sie wieder umwerfen.

Nachdem das Trauerspiel am 1. Februar 1803 vollendet worden, las er es am 4. desselben Monats in seinem eignen Hause vor. Er hatte zu dieser Vorlesung „eine sehr gemischte Gesellschaft von Fürsten, Schauspielern, Damen und Schulmeistern" eingeladen und erzielte einen „großen und übereinstimmenden Effekt", so daß er nun etwas mehr Hoffnung faßte, es samt dem Chor auf die Bühne bringen zu können. Ursprünglich war die Hoffnung sehr gering, weil die Handlung zwar theatralisch genug, aber die Ausführung durchaus zu lyrisch für den gemeinen Zweck und zu antik für das Talent gewöhnlicher Schauspieler sei. Der Fürst, der es zuerst zu hören bekam, war der Herzog von Meiningen; Schiller schuldete ihm „als seinem Dienstherrn eine Attention" und konnte sie ihm durch diese Vorlesung an seinem Geburtstage erweisen. Körner, welchem er überließ, die „Braut" der

Dresdener Bühne anzubieten, schrieb er: „Es ist nichts nötig, als daß ich den Chor, ohne an den Worten das geringste zu verändern, in fünf oder sechs Individuen auflöse, womit ich mich jetzt eben beschäftige. Von dem Chor brauchst Du (dem Dresdener Schauspieldirektor) gar nichts zu sagen, denn sie sollen mir das Stück spielen, ohne nur zu wissen, daß sie den Chor der alten Tragödie auf die Bühne gebracht haben." Goethe wurde (am 8. Februar) mitgeteilt, der Chor habe sich bereits in einen Cajetan, Berengar, Manfred, Bohemund, Roger und Hippolyt, die zwei Boten in einen Lancelot und Olivier verwandelt, so daß das Stück jetzt von Personen wimmle. Mit andern Worten, die Masse war in Individuen aufgelöst, der Chor also thatsächlich nicht mehr vorhanden.

Gleich nach der Vorlesung gab Schiller das Stück dem Herzog und las es am 11. Februar (1803) bei der Herzogin vor, versäumte auch nicht, an demselben Tage dem Fürsten-Primas v. Dalberg eine Abschrift zuzustellen, der im Januar sich in liebenswürdigster Weise mit einem Geldgeschenk von hohem Betrage dem Dichter empfohlen hatte.

Die Proben auf dem Weimarer Theater begannen alsbald, und am 19. März wurde die „Braut von Messina" zum erstenmal gegeben. Der Eindruck war bedeutend und ungewöhnlich stark, auch imponierte er dem jüngern Teile des Publikums, d. h. den von Jena herübergekommenen Studenten gewaltig; nach der Aufführung brachten sie dem Dichter in und vor dem Schauspielhaus ein Vivat, was bisher in Weimar noch nicht vorgekommen war und das Mißfallen des Herzogs so sehr erregte, daß auch Goethe „von der verwünschten Akklamation ein paar böse Tage hatte". Schiller berichtete über seine eigne Empfindung bei der Darstellung: „Was mich selbst betrifft, so kann ich wohl sagen, daß ich zum erstenmal den Eindruck einer wahren Tragödie bekam. Der Chor hielt das Ganze trefflich zusammen, und ein hoher, furchtbarer Ernst waltete durch die ganze Handlung. Goethe ist es auch so ergangen; er meint, der theatralische Boden wäre durch diese Erscheinung zu etwas Höherem eingeweiht worden. Über den Chor und das vorwaltend Lyrische in dem Stücke sind die Stimmen natürlich sehr geteilt, da noch ein großer Teil des ganzen deutschen Publikums seine prosaischen Begriffe von dem Natürlichen in einem Dichterwerke nicht ablegen kann."

Unterdessen hatte Schiller „zu seiner Erholung und um der theatralischen Novität willen" die beiden Picardschen Lustspiele

zu übersetzen begonnen (ein Rheumatismus, den er sich im Schloß zugezogen, störte ihn anscheinend nicht wesentlich in dieser Arbeit) und vollendete am 3. Mai den „Neffen als Onkel", am 5. den „Parasiten". Zwischendurch dichtete er den „Grafen von Habsburg" (am 25. April), mit dem er sich selbst besonders zufrieden erklärte, und das „Punschlied, im Norden zu singen" (zum 26. April).

Am 23. April (1803) erschien die „Jungfrau von Orléans" zum erstenmal auf dem Weimarer Theater. Die Proben fanden unter des Dichters Leitung statt, dafür „ging das Stück aber auch scharmant, und alles wurde davon elektrisiert". Goethes „Natürliche Tochter", deren Entstehung und Niederschrift er sogar vor dem Freunde verheimlichte, hatte diesen Theatermonat eingeleitet.

Ein ernstes Gesellschaftslied im Geschmack des „Liedes an die Freude", doch, wie Schiller hoffte, etwas besser geraten, wurde am 22. Mai fertig gestellt, „Die Helden vor Troja", später „Das Siegesfest" betitelt; Körner sprach demselben eine glückliche Idee und vielen poetischen Wert zu, erklärte aber den „Grafen von Habsburg" für seinen Liebling, worauf der Dichter bemerkte, das „Siegesfest" könne die Familie Körner nicht so interessieren, weil sie weniger im Homer zu leben gewohnt sei. Zur Ostermesse (1803) hatte er den zweiten Band seiner Gedichte bei Crusius erscheinen lassen und darin, wenn auch in verkürzter Form, „die wilden Produkte eines jugendlichen Dilettantismus, die unsichern Versuche einer anfangenden Kunst und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmackes", kurz alle die Sachen abdrucken lassen, „welchen die letzte Hand fehlte", weil sie zur Zeit von deren Abfassung auch dem Dichter gefehlt hatte. Er that mit vollem Bewußtsein selbst, was er Bürger als ein Verbrechen so hart unterstrichen. Die Vorrede zu diesem zweiten Bande der Gedichte, in welcher Schiller eine Freiheit für sich in Anspruch nimmt, die er dem Sänger der „Lenore" nicht hatte gestatten wollen, ergänzt aus diesem Grunde die Rezension der Bürgerschen Gedichte in einer sehr unangenehmen Weise.

Nachdem der Dichter schon zu Ende April einen Ausflug nach Erfurt gemacht, um auf Einladung dort stationierter preußischer Offiziere einen ihm zu Ehren gegebenen Feste anzuwohnen, ging er am 2. Juli für 14 Tage nach dem Bade Lauchstädt. Es that ihm anfänglich gut, ein neues Publikum und ein fremdes Menschengewühl zu sehen, weil er zwar nichts Besseres, aber doch etwas andres als in Weimar fand. Viele sächsische, auch einige preußische Offiziere und ein reicher Damenflor, der recht hübsche Gesichter

aufwies, hatten sich dort versammelt, „alle Abende wurde nach Tisch getanzt und den ganzen Tag gedudelt“. Das im vorigen Jahre wie ein Pilz emporgeschossene neue Schauspielhaus, welches noch vorhanden ist (s. die Abbildung), gefiel dem Dichter nicht sonderlich, er hatte die Akustik zu tadeln, auch war das Dach zu dünn geraten; trotzdem bildeten die Vorstellungen, welche die weimarischen Schauspieler wie immer im Sommer dort gaben, einen mächtigen Anziehungspunkt für die ganze Nachbarschaft des kleinen Badeortes, besonders aber für die Hallenser Studenten. Wenn Schillersche Stücke gegeben wurden, so ließen die Professoren sogar ihre Nachmittagsvorlesungen ausfallen, und die Studenten wallfahrteten zu Wagen, zu Pferde und zu Fuße nach Lauchstädt; sie bildeten die weit überwiegende Masse der Zuschauer und brachten auch die meiste Empfänglichkeit für das Poetische mit.

Hier wurde in Schillers Beisein am 3. Juli (1803) bei gedrängt vollem Hause die „Braut von Messina“ aufgeführt. Es war eine drückende Gewitterluft an dem Tage, und als „die Komödie“ begonnen, brach das gewaltige Wetter los, mächtige Donnerschläge und der auf dem dünnen Theaterdach mit heftigem Schall trommelnde Regen übertönten die Stimmen der Spielenden, so daß man eine Stunde lang den Gang der Handlung nur aus der Pantomime erraten mußte. Bei besonders heftigen Detonationen flüchteten viele Frauenzimmer aus dem Theater, wodurch die Störung vermehrt wurde. Den Schauspielern stand die Angst auf dem Gesichte, und Schiller befürchtete, man werde den Vorhang fallen lassen müssen. Dennoch wurde das Stück zu Ende gespielt. „Lustig und fürchterlich zugleich“, berichtete der Dichter an seine Gattin, „war der Effekt, wenn bei den gewaltsamen Verwünschungen des Himmels, welche die Isabella im letzten Akt ausspricht, der Donner einfiel, und gerade bei den Worten des Chores:

‚Wenn die Wolken getürmt den Himmel schwärzen,
Wenn dumpf tosend der Donner hallt,
Da, da fühlen sich alle Herzen
In des furchtbaren Schicksals Gewalt‘,

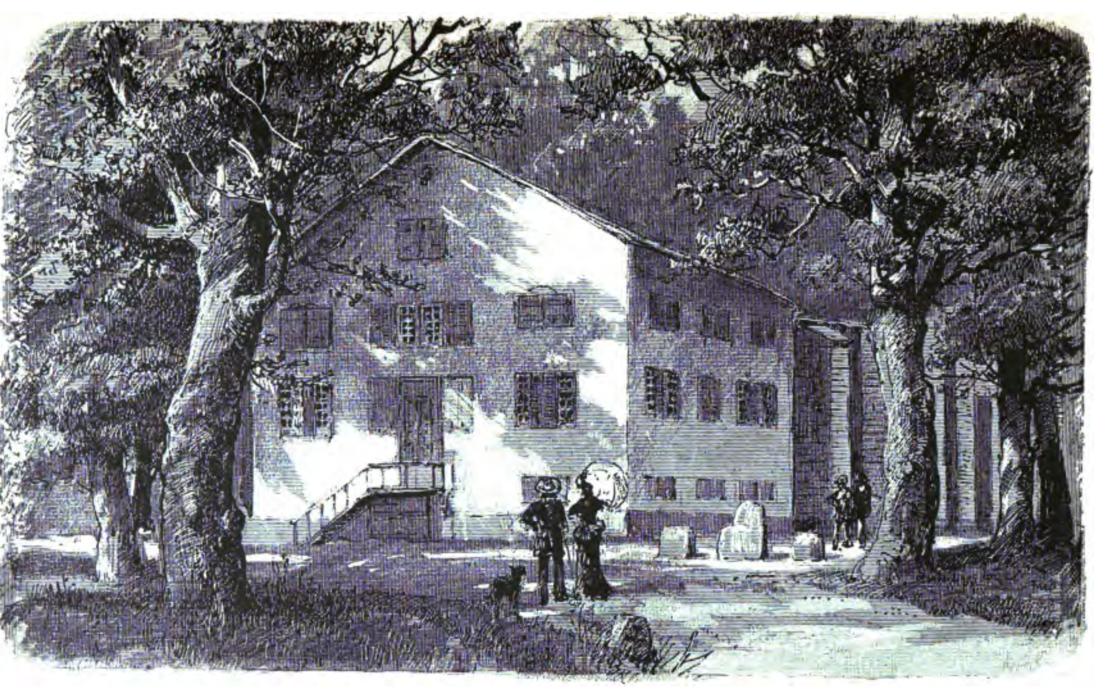
fiel der Donner mit fürchterlichem Knallen ein, so daß Graff (er sprach den Cajetan) ex tempore eine Geste dabei machte, die das ganze Publikum angriff.“ Als der Vorhang gefallen, herrschte eine fast beängstigende Stille in dem vollen Hause, man hörte keinen Atem und sah nur todblasse Gesichter. Nach der Vorstellung kam Schiller zu den Schauspielern auf die Bühne und begrüßte sie aufs

freundlichste, zu Graff sagte er: „Diesmal kam Ihnen der Donner recht zu Paß; schwerlich wird die Stelle jemals wieder mit dem Ausdrucke gesprochen werden!"

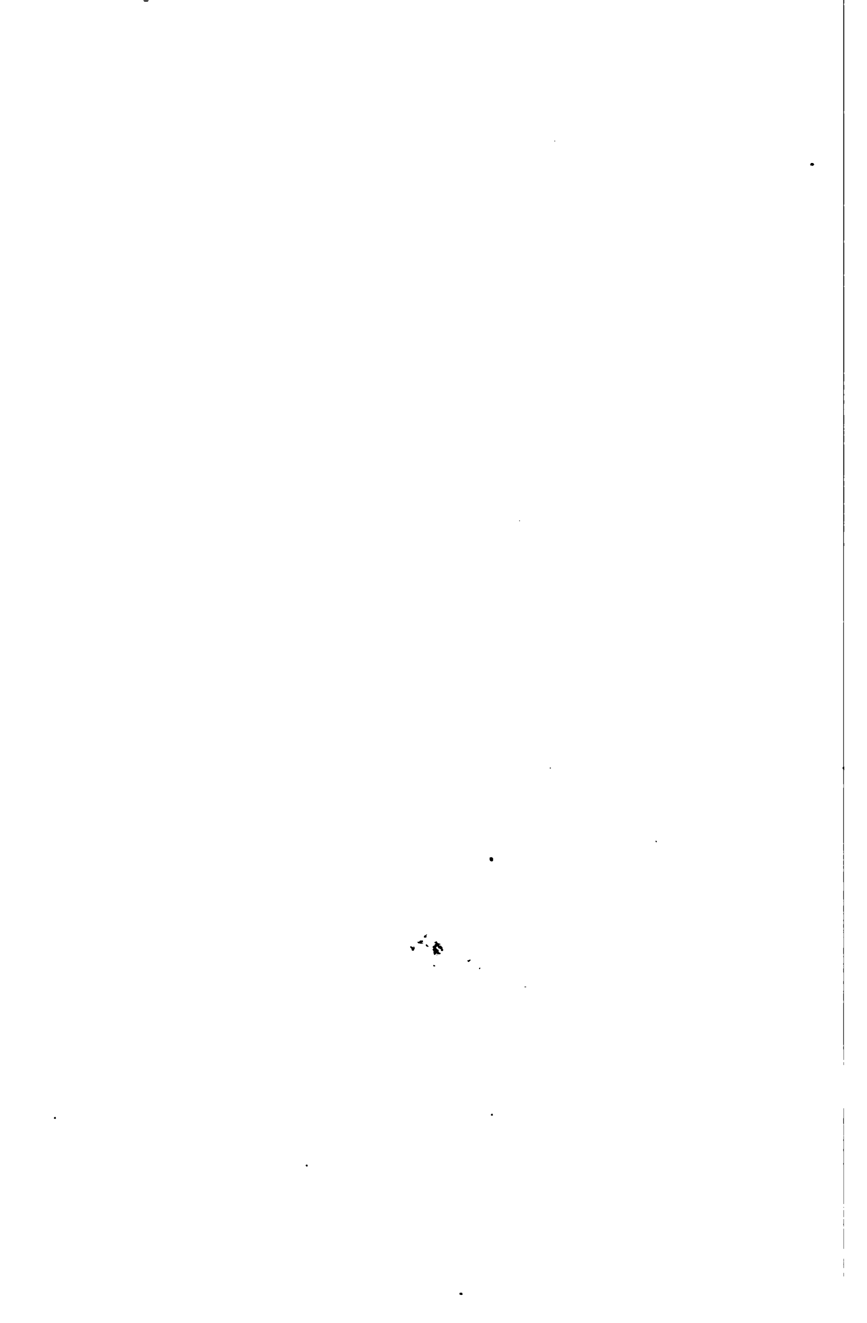
Nach der Vorstellung, noch in später Nacht, wurde Schiller ein Ständchen gebracht, wobei die Hallenser und Leipziger Studenten eine Hauptrolle spielten, und am andern Morgen bei sehr früher Zeit musizierte ihn die Begeisterung seiner Verehrer wieder aus dem Bette heraus, so daß er nicht einmal ausschlafen konnte.

Gute Stimmung und Vertrauen zu seiner Gesundheit bei ihm bewirkt zu haben, war, was er den Lauchstädter Tagen nachrühmen konnte. Die Zeit wurde totgeschlagen, er half bei solch edler Beschäftigung mit, anfänglich aushaltend, wenn auch den gänzlichen Müßiggang als etwas Ungewohntes empfindend und den Verlust der schönen Zeit bedauernd. In der zweiten Woche sehnte er sich schon wieder nach Hause; eine Reise nach Halle zu Niemeyer gab Abwechselung, dann eine Extrafahrt, worüber er selbst an Lotte schrieb: „Hier verfällt man auf allerlei Unterhaltungen. Vor einigen Tagen machten zwei Trupp preußischer und sächsischer Offiziere, welche in zahlreicher Menge hier sind, ein Manöver gegeneinander auf dem Wege nach Merseburg, alles zu Pferde. Ich ritt auch mit, auch kamen viele Kutschen von Zuschauern; es gab malerische Gruppen und Bewegungen, und weil heftig geschossen und geritten wurde, so hatte es ein ordentlich kriegerisch Ansehen. Mittags fanden sich die Kämpfer und Zuschauer bei der Tafel zusammen, wo es dann sehr über den Champagner herging, der hier mit sündlicher Verschwendung getrunken wird."

Die Ansicht eines von dem weimarischen verschiedenen Publikums hatte ihm „viel neue Blicke über das theatralische Wesen gegeben, und war er ziemlich gewiß, daß er künftig viel bestimmter und zweckmäßiger für das Theater schreiben werde, ohne der Poesie das geringste zu vergeben". Die größte Ausbeute indessen, die er mitbrachte, als er am 14. Juli nach der Residenz zurückkehrte, war die Freude, wieder zu Hause zu sein. Die für ihn höchst angenehme Nachricht, daß sowohl in Hamburg als Berlin die „Braut" mit großem Erfolge aufgeführt worden, hatte er schon in Lauchstädt erfahren. Mit dem Dank, den er Iffland für die „meistermäßige Anordnung des Chores", die höchst würdevolle und bedeutsame Darstellung abstattete, verband er das Anerbieten, „den ‚Ödipus' des Sophokles, ganz so wie er sei, nur mit freierer Behandlung der



Theater in Lauchstädt.



Chorgesänge, auf die Bühne zu bringen", falls ihm — Iffland — der Erfolg der „Braut von Messina" Lust und Neigung zu der alten Tragödie und zu einem neuen Versuch mit dem Chor erregen könne. Aber Iffland, der bei der „Braut" zwar nichts zugesetzt hatte, mochte doch einen neuen Versuch mit dem Chor nicht machen und redete dem Dichter den „Ödipus" mit der Bemerkung aus, daß er nur für die Auserwählten sei. Auch Körner hatte die Auserwählten betont, Humboldt hatte von Rom aus, wo er jetzt als preußischer Gesandter lebte, einen langen Brief über die „Braut" geschrieben, voll Lobes über das Stück, aber auch mit motiviertem reichlichen Tadel des Chores. Schiller mußte herausfühlen, daß man nicht so ganz zufrieden war; auch der Herzog hatte ihn kurze Zeit, nachdem er das Stück gelesen, einiges merken lassen, andres freilich nicht, was er dem Freunde Goethe gegenüber unverhohlen aussprach. Die Kritik Karl Augusts ist scharf, aber in vielen Punkten so richtig, daß sie neben dem Momente, des Herzogs Kunstverständnis zu beweisen, auch einen großen eigenen Wert besitzt. Sie lautete: „Schiller hat mir sein Stück Arbeit gegeben. Ich habe es mit großer Aufmerksamkeit — aber nicht mit wohlbehaglichem Gefühl gelesen; indessen verschließe ich meinen Mund wohlbedächtig darüber. Über die Sache selbst ist ihm nichts zu sagen, er reitet auf einem Steckenpferde, von dem ihm nur die Erfahrung wird absitzen helfen, aber Eins sollte man ihm doch einzureden suchen, das ist die Revision der Verse, in denen er seine Werke geschrieben hat; denn hier und da kommen mitten im Pathos komische Knittelverse vor, dann unausstehliche Härten, undeutsche Worte und endlich solche Wortversetzungen, die poetische Förmelchens bilden, deren Niederschreibung auf Pulverhörner gar nicht unpassend gewesen wäre. Etwas sehr Auffallendes wird dem Publiko nicht entgehen: die eigentlichen Hauptpersonen des Stückes sind Stockkatholiken, der Chor aber Heiden; letztere sprechen von allen Göttern des Altertums, erstere von der Mutter Gottes, den Heiligen rc. Da nun der Chor eigentlich ein Korps unter den Waffen darstellt, so kann man die Personen desselben für nichts als für bewaffnete Poeten ansprechen: eine neue Maske für die Bühne; denn die meistens ganz unnütze bilderreiche Schwülstigkeit, in der dieses Korps den Zuschauer von einer Szene zur andern führt und noch dazu sehr langsam, kann unmöglich für Kriegsknechte passen, da die Prinzen, zu denen jene Leute gehören, sich viel natürlicher ausdrücken. Um die lästigen Konfidenzen zu verbannen, ist, dünkt mir,

ein viel lästigeres Verbannungsmittel eingetreten. Indessen hüte ich mich wohl, etwas der Ausführung dieses Stückes entgegenzusetzen. Die Praktik wird das beste Gegenmittel für die Folgen werden. Das Zugleichreden der Koryphäen oder der Wachtmeister des Korps habe ich schon gesucht Schillern auszureden, weil man sich platterdings nichts Unharmonisches erlauben muß. Mündlich ein mehreres. K. A."

Bewaffnete Poeten — lassen sich die Cajetan, Bohemund ꝛc. treffender bezeichnen? Sie sind wirklich schlechte Repräsentanten der „blinden, beschränkten, dumpf leidenschaftlichen Masse", weil sie viel zu gut dazu sind. Daß man in Weimar überhaupt — trotz der erwähnten Ovation — aus den Schillerschen Werken kein besonderes Fest machte, ist bemerkenswert; man tadelte recht ungeniert, recht altklug, mit außerordentlich sachverständiger Miene. So erschien dem altjüngferlichen Geschmacke von Knebels Schwester die „Braut von Messina" „etwas trocken", wenn das Stück auch schöne Stellen habe. Es kam ihr — als sie es bei der Herzogin von Schiller lesen hörte — wie eine sehr tragische Geschichte mit Bemerkungen über das Schicksal vor. Nur das Tragische gelinge Schiller, die leichtern und hellern Farben seien fade. Auf die Vorstellung freute sie sich keineswegs; man sehe wohl, daß er für sich schreibe und wenig an das Publikum denke, daher seinen langen Stücken doch immer die Grazie fehle. Henriette v. Knebel „fing jedoch auch beinahe an, sich für das Tadeln zu fürchten, weil man es jetzt in groben und widrigen Tönen so oft hören müsse".

Auch Freund Goethe hatte schon im Jahr vorher darauf hingedeutet, es möge Schiller möglich sein, seine Produktionen theatralisch wirksamer zu gestalten, worauf dieser antwortete: „Ich gebe Ihnen vollkommen recht, daß ich mich bei meinen Stücken auf das Dramatischwirkende mehr konzentrieren sollte. Dieses ist überhaupt schon, ohne alle Rücksicht auf Theater und Publikum, eine poetische Forderung; aber auch nur insofern es eine solche ist, kann ich mich darum bemühen. Soll mir jemals ein gutes Theaterstück gelingen, so kann es nur auf poetischem Wege sein, denn eine Wirkung ad extra, wie sie zuweilen auch einem gemeinen Talent und einer bloßen Geschicklichkeit gelingt, kann ich mir nie zum Ziele machen, noch, wenn ich es auch wollte, erreichen."

Schiller haftete auf seinem Standpunkte, und seine Standhaftigkeit zwang ihn, alle Erfahrungen selbst und die Fehler gewissermaßen auf eigne Kosten zu machen. Dafür war er ein Genie,

er strebte mit der Kühnheit des Genies hinaus in die reiche, aber pfadlose Welt, die sich jenseit der Grenzen des gewohnten Landes ausbreitet. Fehltritte, Umwege, wie möglich sind sie dort und wie verzeihlich! Er teilte das Schicksal der Entdecker und Eroberer, die alle so manchen Schritt zurückthun, so manche Mühe verschwenden mußten. Das Talent, das sich hübsch in bekannten Gegenden hält, hat es bequemer; Warnungstafeln hüten es vor Gefahren, und Wegweiser zeigen ihm die gebahnte Straße.

Daß der Dichter sich von seinem neuesten Drama befriedigt fühlte und die Ursache etwa laut werdender abfälliger Beurteilung in dem Unverstande des Beurteilers, nicht in dem Werke selbst suchte, war ein Vorteil; denn es hätte ihn unglücklich machen können, wenn er seine Arbeit für eine verlorne erachten sollte. Offenbar hatte er die „Braut von Messina" schreiben müssen, um endlich die Reminiszenzen los zu werden, die Eindrücke des Leisewitzschen und Klingerschen Dramas, welche in den „Räubern" zu verarbeiten nicht völlig gelungen war, und die daher seine Phantasie noch immer belasteten. Er hatte sie ferner schreiben müssen, um den Bann zu brechen, in welchem er sich befand, seit er mit dem antiken Drama sich beschäftigt.

Durch die „Jungfrau von Orléans" und die „Braut von Messina" hatte er sich mit den Momenten auseinander gesetzt, auf denen ihm die Größe der alten Tragödien zu beruhen schien: mit dem direkten Eingreifen der Gottheit in die Menschengeschicke und mit dem Chor. Er hatte das, was aus zeitlichen und örtlichen Bedingungen hervorgegangen und von ihnen abhängig, also vergänglich war, durch Versuche eigner Arbeit auf seinen Wert geprüft und so den Geist für die Aufnahme und Benutzung dessen frei gemacht, was den für alle Zeiten gültigen Kern der dramatischen Kunstwerke des alten Griechenland bildet: die großartige, auf alles Geistreichsein verzichtende Einfachheit in der Darstellung der Gesinnungen und Gefühle. Also vorbereitet, schickte er sich an, ein neues Meisterwerk zu schaffen, den „Tell".

12. „Wilhelm Tell.“

Auf seltsamere Weise als zu dem des „Tell“ ist Schiller niemals zu einem Stoff gekommen. Ein Gerücht, von wer weiß wem verbreitet, daß er mit der Ausarbeitung dieses Süjets beschäftigt sei, war schon im Jahre 1801 durch Deutschland gegangen und kam dem Dichter in der Form von Anfragen zu Gehör. Er hatte nie daran gedacht, diese Geschichte aufzusuchen; erst durch die wiederholten Hinweise von auswärts wurde er darauf aufmerksam, und im März 1802, also ehe er mit der „Braut von Messina“ ernstlich begann, ersuchte er Cotta um Zusendung des „Chronicon Helveticum“ von Tschudi. Er hatte es zwar bereits aus der Bibliothek entliehen und studiert, fühlte sich aber so sehr davon angezogen, daß er es als Eigentum zu besitzen wünschte.

Bevor er die am 9. August 1803 bei Cotta weiter bestellten Werke: Füeßlins „Erdbeschreibung“, Zschokkes schweizerische Schriften, Ebels Werk über die Gebirgsvölker empfangen, ging er laut Eintrag in seinem Kalender am 25. August abends an die Ausarbeitung des „Tell“; gleich in den nächsten Tagen sah er sich in seinem Vorhaben, wenn auch angenehm, unterbrochen. Der König von Schweden kam zu Besuch an den weimarischen Hof und ließ sich Schiller vorstellen; er sagte ihm viel Verbindliches über seinen „Dreißigjährigen Krieg“ und die Achtung, mit welcher er darin von den Schweden gesprochen, und machte ihm einen schönen Brillantring zum Geschenke. „Es ist der erste Vogel dieser Art, der mir in's Haus geflogen kommt; mögen ihm nur bald andre nachfolgen.“ Körner antwortete auf diese Mitteilung, die Artigkeit des Königs sei doppelt hoch anzurechnen, da dieser anderwärts nicht sehr höflich bei seiner Durchreise gewesen sei. „Zu einem andern Brillantringe“ — fuhr er fort — „könntest Du

leicht kommen, wenn Du dem Kaiser Alexander eine Galanterie machtest. Aber die russische Geschichte hat zwar genug gräßliche und traurige Begebenheiten, doch ich wüßte daraus keinen tragischen Stoff vorzuschlagen, besonders keinen solchen, der der Nation zur Ehre gereichte." Diese kurz hingeworfene Bemerkung gab später eine fruchtbare Anregung.

Am 2. Oktober begab sich Schiller für einige Tage nach Jena; er bewohnte dort die von Goethe benutzten Zimmer im Schlosse[1] und entging so der Verlegenheit, bei einem Freunde zu logieren und dadurch seine Freiheit zu verlieren und seine Zwecke zu verfehlen. Gleichzeitig ging Lotte auf einige Wochen nach Rudolstadt zum Besuch ihrer Mutter. Der Gatte konnte sie bald mit der frohen Mitteilung überraschen, daß Dalberg wieder einen ansehnlichen Geldbetrag als Zeichen seiner Hochachtung eingesandt habe. Am 13. Oktober schrieb er ihr: „Gestern ist der ‚Parasit' zum erstenmal gegeben worden, und man hat sich sehr darüber gefreut. Becker spielte mit recht vieler Laune, und alles wurde lustig, wenn er nur auftrat. Zimmermann spielte aber schlecht, und es war ein Glück, daß der Bösewicht im fünften Akte entlarvt und bestraft wurde. In dem Augenblick, daß dies geschah, entstand ein allgemeiner Jubel und lautes Klatschen über die poetische Gerechtigkeit. Der Herzog war besonders erfreut über das Stück, denn er genoß eine doppelte Satisfaktion: die französische Komödie triumphieren zu sehen und die linkische Art seiner deutschen Schauspieler tadeln zu können."

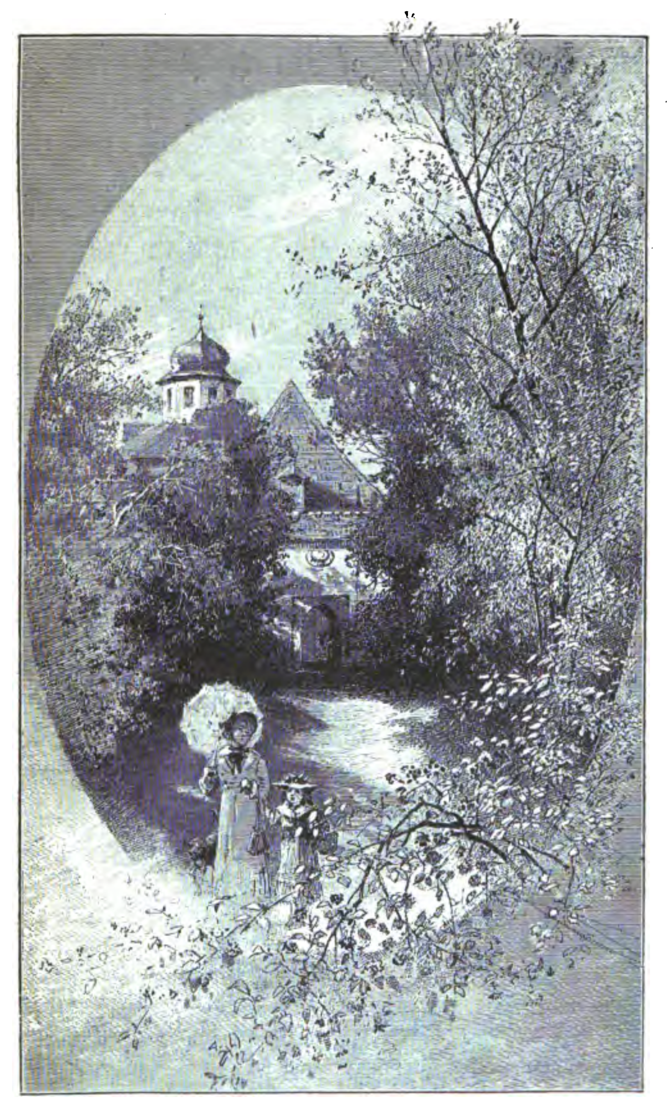
Schiller hatte sich wieder dem „Tell" zugewendet. Sehr bald waren die schon öfter gehörten und bei jedem Stücke wiederkehrenden Klagen über den „verwünschten Stoff", der sich so schwer überwinden lasse, laut geworden. Wenn aber die Götter günstig seien, das auszuführen, was er, der Dichter, im Kopfe habe, so solle es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern. Die Arbeit schritt nur langsam vorwärts: die historische und geographische Seite erforderte eingehende Studien, weil „das Lokale soviel an dem Stoffe bedeute"; im November aber fühlte sich Schiller ganz im Stücke drin, schon die im Oktober stattgefundene Aufführung des Shakespeareschen „Cäsar" auf der Weimarer Bühne hatte ihn in die thätigste Stimmung versetzt. In seiner Ein- und Abgeschlossenheit — Goethe war in Jena — erfuhr er

---

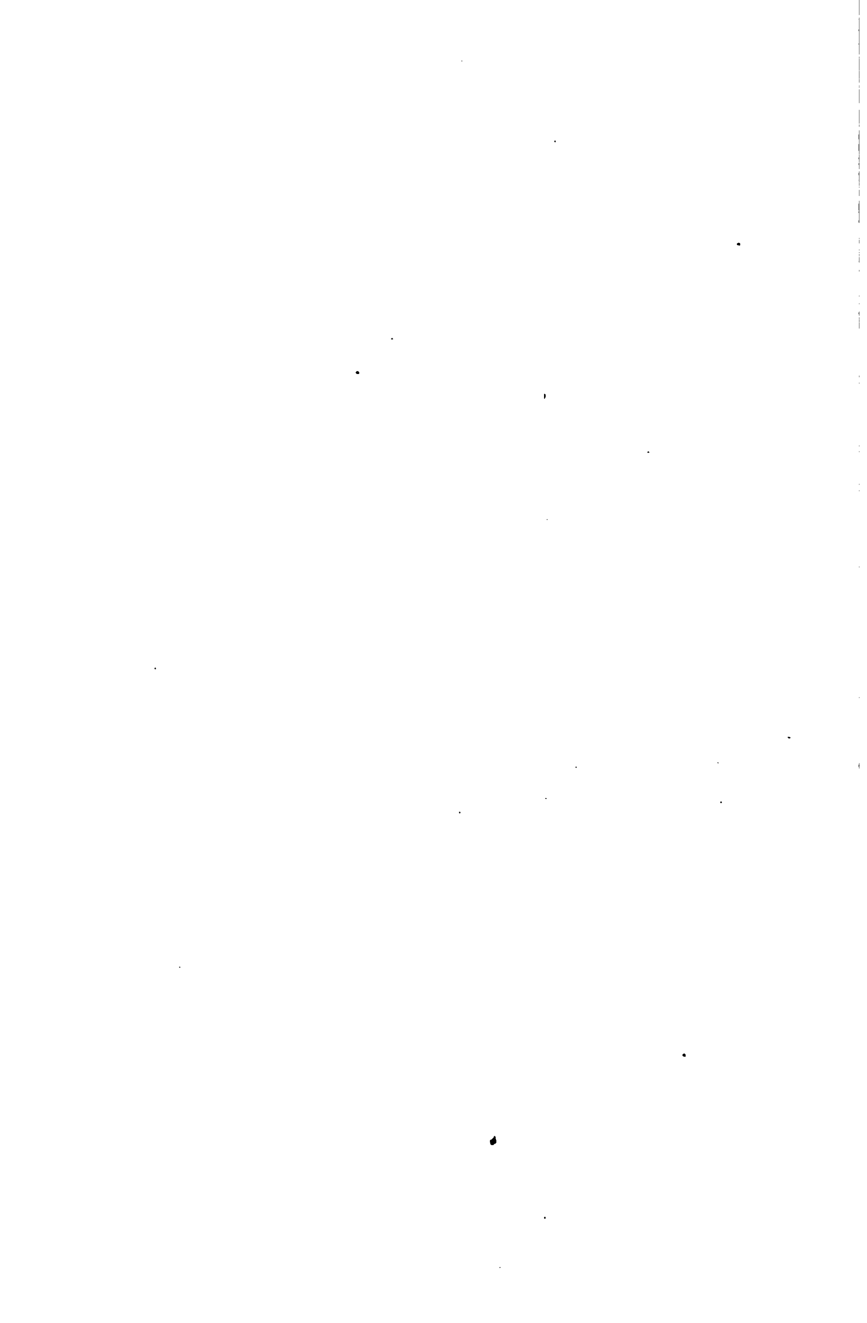
[1] Die Abbildung zeigt den Eingang zum Schlosse, der auch zu dem vielen Schönen gehört, das die Stadt Jena besitzt.

jetzt nur an dem immer kürzern Tagesbogen, daß sich die Zeit bewege, und erzielte durch den Mangel an aller Zerstreuung und durch ein vorsätzliches Beharren so viel, daß seine Arbeit nicht stillstand, obgleich sein körperliches Befinden unter dem Drucke dieser Jahreszeit litt.

Der Dezember brachte eine neue Störung der Arbeit. Frau v. Staël, unter allen lebendigen Wesen das beweglichste, streitfertigste und redseligste, kam nach Weimar und belebte durch ihren Geist und ihre Beredsamkeit die Gesellschaft. Sie lenkte den Dichter ganz von der Poesie ab, und er wunderte sich, daß er jetzt überhaupt nur noch an's Dichten denken könne. Wie sie Schillers Bekanntschaft gemacht, hat sie selbst erzählt. Beide waren zur regierenden Herzogin geladen und fanden sich in deren Zimmer, bevor die Herzogin erschien. „Ich trete ein und finde dort einen großen Mann, mager, blaß, in einer Uniform. Ich halte ihn für den Kommandanten der herzoglichen Heeresmacht und empfinde höchlich Respekt vor dem General. Er steht in düsterm Schweigen am Kamin. Ich spaziere unterdessen im Zimmer auf und ab, und dann kommt die Herzogin und stellt mir den Mann als Herrn Schiller vor. Für einige Augenblicke bin ich ganz bestürzt.“ In ihrem Buche „De l'Allemagne“ spendete sie dem Dichter hohes Lob; er, der aus Mangel an Gewandtheit im Französisch-Sprechen sich mühsam mit ihr auseinandersetzte, imponierte ihr doch gewaltig durch seine Ideen. Sie war überrascht von der Charaktereinfalt eines genialen Menschen, der sich in einen Streit einließ, wo die Worte seinen Gedanken fehlten, der so bescheiden und sorglos in Bezug auf das war, wodurch er persönlich Eindruck machen konnte, und so stolz und erregt in der Verteidigung dessen, was ihm für Wahrheit galt. Dagegen schrieb Schiller an Goethe: „Bei Frau v. Staël ist alles aus Einem Stück und kein fremder, falscher und pathologischer Zug in ihr. Dies macht, daß man sich trotz des immensen Abstandes der Naturen und Denkweisen vollkommen wohl bei ihr befindet, daß man alles von ihr hören und ihr alles sagen mag. Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sie zu einem genialischen Vermögen. Sie will alles erklären, einsehen, ausmessen, sie statuiert nichts Dunkles, Unzugängliches,



Eingang zum Schloß in Jena.



und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Für das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen." Die wohlwollende Stimmung sowohl Schillers als auch Goethes gegen die geistreiche Französin wurde jedoch im Laufe ihres mehrmonatlichen, allzulange ausgedehnten Aufenthaltes in Weimar etwas getrübt, als Goethe gelegentlich von ihr erfuhr, daß ihr Besuch den Zweck habe, die großen Geister der Nation auszuhorchen, um das Gehörte schriftstellerisch zu verwerten. Er machte ferner ähnliche Erfahrung mit ihr wie die, worüber Schiller schon geklagt, daß bei ihrer ungewöhnlichen Zungenfertigkeit man sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln müsse, um ihr folgen zu können; Goethe wurde sie lästig, indem sie in den Unterredungen auch bei den bedeutendsten Vorkommenheiten nicht einen Augenblick stilles Nachdenken erlaubte. Als sie ging, war Schiller, der die französische Dame, „weil sie ihm in der besten Zeit seines Arbeitens auf dem Halse saß, tausendmal verwünschte, nicht anders zu Mute, als habe er eine große Krankheit ausgestanden".

Inzwischen hatte der Tod zum erstenmal in die kleine Schar derer eingegriffen, welche dem weimarischen Musenhof jenen Glanz verliehen, der nicht erbleichen wird, solange noch in dem Geschlechte der Menschen Empfindung für geistige Größe übrig ist. Am 18. Dezember 1803 starb Herder; Schiller hatte längst keinen Verkehr mehr mit ihm. Ohne jede bedauernde Nebenbemerkung meldete er Körner diesen Todesfall, aber er fügte hinzu: „Wir stellen wirklich recht traurige Betrachtungen an und können uns der Todesgedanken kaum erwehren". Er fühlte, daß ein Großer hingeschieden, daß die Reihe an die Großen kam. Auch Klopstock und Gleim hatten in diesem Jahre vollendet. Ihre Arbeit war gethan die Schillers noch nicht; sie drängte, denn Iffland drängte, weil er den „Tell" vor Ostern in Berlin aufführen wollte.

Am 13. Januar 1804 erhielt Goethe den ersten Akt, den er für „ein ganzes Stück und zwar ein vortreffliches erklärte, wozu er von Herzen Glück wünsche". Trotz dem in dieser Jahreszeit üblichen Unwohlsein, das Schiller in den nächsten Tagen wieder befiel, gelang die Fertigstellung des Stückes am 18. Februar, am 20. Februar wurde der Schluß an Iffland, welcher das übrige schon aktweise erhalten hatte, eingesandt. Am 17. März erschien

das herrliche Drama zum erstenmal in Weimar auf dem Theater. Überall war das Haus voll, Schiller glaubte zu erkennen, daß der „Tell" auf dem Theater von größerm Effekte sei als seine andern Stücke; die Vorstellung hatte ihm viel Freude gemacht, nicht so dem Fräulein v. Knebel und dessen Gesinnungsgenossen, welchen die Dialoge viel zu lang vorkamen, wie überhaupt der ganze „Tell". Es waren die ersten spitzen Zungen, die über das Drama herfielen, aber nicht die letzten.

Wahr ist es ja, daß Schiller auch die Figuren dieses seines letzten Dramas ebenso gut wie in allen Stücken, vom „Don Karlos" ab, stilisiert hat; allein dies ist sein Kunstprinzip und zwar ein solches, dem auch andre große Künstler gehuldigt; man braucht nur an Raffael und Michelangelo zu denken. Er war kein Genrebildermacher, er schuf als Historienmaler, er zog seine Umrisse in schwungvollen, unverkümmerten Linien aus, er machte von dem Rechte Gebrauch, das dem Bildhauer gestattete, die Figur des Laokoon unverhüllt zu zeigen. Es widerte ihn an, die Plattheit des gewöhnlichen Lebens zu verherrlichen, indem er ihr getreues Abbild im Kunstwerke reproduzierte; er veränderte die Gestalten nur insofern, als er ihr Bild in einem veredelnden Spiegel auffing. In der „Jungfrau" und besonders in der „Braut" hatte er dieses Guten zu viel gethan, die Bauern im ersten Stück, die Krieger im andern waren maskierte Dichter; der Idealismus, wenn man ihn dafür verantwortlich machen will, hatte das Märchen so hoch in die Wolken hineingerückt, daß die rein menschlichen Motive darin ihre Wahrscheinlichkeit fast ganz einbüßten. Hier mußte also ein großer Schritt zurückgethan werden, aber noch in andrer Hinsicht war ein großer zurückzuthun. In den zwei vorhergegangenen Stücken („Jungfrau" und „Braut") waren Gott, Götter, Schicksal mit allzu hervorragenden Rollen bedacht und die menschliche Persönlichkeit ins Nichts hinabgedrückt; der Mensch reichte mit seinem Willen eben noch so weit, um einen dummen Streich machen zu können, welcher die überirdische Gewalt und ihre Unfehlbarkeit in ein grelles Licht setzte. Das Fatum spielte mit dem Menschen wie die Katze mit der Maus. Eine Verherrlichung des „Hilf dir selbst" mußte dieser erschlaffenden Irrlehre, welche unser bestes Teil, die selbständige Thätigkeit, wertlos macht, gegenübertreten; für einen Charakter wie den Schillerschen, der sich Schritt für Schritt die Existenzberechtigung zu erkämpfen gezwungen worden, war dies eine Notwendigkeit.

Dem Künstler, welcher die politische Freiheit als das höchste Gut des Menschen betrachtete, konnte kein Stoff sympathischer sein als der „Tell" und was mit dessen Handeln so eng verknüpft war, der Kampf der Schweizer um ihre Rechte. Ein gutes Geschick hob ihm diese Materie eigens auf, noch mehr, es brachte sie ihm schon vollkommen zubereitet und für die künstlerische Behandlung zurechtgelegt entgegen. Viele Jahrhunderte hindurch hatte die begeisterte Volksphantasie daran vorgearbeitet, und die Ergebnisse ihres Schaffens konnte der Dichter für seinen Zweck verwerten. Er hielt hier in Händen, worum er den Sophokles beneidet; diesem hinterließ seine Vorwelt in der Ödipussage kein wertvolleres Erbstück, als sie es Schiller im Tell gab; allerdings waren beide Erbstücke durch die Art sehr unterschieden, so unterschieden, wie es eine im Laufe zweier Jahrtausende fortgeschrittene Weltanschauung bedingt. Merkwürdig ist, daß in der Zeit seiner höchsten Blüte bei dem heitern Volk der Griechen, welches sich das ganze Leben zum Feste zu gestalten stets bemüht war, ein so trostloses Pfaffenmärchen wie die Ödipussage noch Geltung genug haben konnte, um dem tragischen Dichter einen brauchbaren Vorwurf zu bieten. Dagegen das ernste Gebirgsvolk der Schweiz, das unter stetem Kampfe mit den Elementen mühselig die Bedürfnisse seines Lebens erwirbt — wieviel größer denkt es von der Menschenkraft, indem es, sie als ein Geschenk Gottes zu brauchen, für sein gutes Recht hält, indem es die Sage vom Tell erfindet zum Beweis, daß Gott der auf die Bewahrung des Rechts, auf die Erringung der Freiheit gewandten Thatkraft den Sieg verleiht. Ob Tell eine historische oder erdichtete Persönlichkeit sei, ist gleichgültig; wenn letzteres der Fall, so wird wenigstens damit erwiesen, wie das Volksbewußtsein wollte, daß gehandelt werde.

Um wieviel höher steht der Charakter eines Volkes, das dem Schicksal vertraut, es werde dem helfen, der sein Recht verteidigt und um seine Freiheit den Kampf mit dem Unterdrücker aufnimmt, — um wieviel höher als der eines andern, das dem Glauben anhängt, der Wille des Schicksals — ob dieser ein vernünftiger oder von einer Laune eingegeben — sei unabänderlich, und der Mensch, möge er thun, was er wolle, könne nur die Vorausbestimmung des Fatums erfüllen. Ödipus und Tell sind die Repräsentanten dieser schroffen Gegensätze, der Vorausbestimmung und der Selbstbestimmung, und als Schiller etwas dem erstern Ähnliches herauszugrübeln versuchte, da gelang ihm die „Braut von Messina", die Stamm-

mutter der Schicksalstragödien. Nach dem „Tell“ würde er jenes Drama nicht mehr haben schaffen können, denn die Klarheit über alle Bedingungen eines dramatischen Kunstwerks, welche errungen werden mußte, um seine letzte große Dichtung zu ermöglichen, hätte einen solchen Mißgriff nicht zugelassen. Diese Klarheit enthielt auch das Moment, daß Schiller sich bewußt wurde, nicht nur als Mensch, sondern auch als Dichter seiner Zeit anzugehören. Geahnt, ja bestimmt ausgesprochen hatte er dies schon lange, bevor er an den „Tell“ dachte; aber dieses Bewußtsein war ihm getrübt worden, als er sich auf die antiken Dramen hingelenkt sah und ihm das, was in ihnen der Epoche ihrer Entstehung und der griechischen Kultur angehörte, als deren eigentliches Wesen erschien, obgleich es nur das historisch, nicht aber das ästhetisch Wertvolle daran war.

Die ganze Kraft des modernen Dichters zu bethätigen, der sich zum vollen Verständnis der wahren Größe in den antiken Kunstwerken durchgerungen, bot sich die Tellsage dar. Die Energie in dem Haupthelden wie in dem ganzen Schweizer Volke, aus welchem er hervorging und hervorragte, die rasche Aufeinanderfolge der einzelnen Handlungen lagen für die dramatische Darstellung außerordentlich günstig; aber Schattenseiten fehlten auch diesem Stoffe nicht, einesteils bot die Bewegung großer Volksmassen Schwierigkeiten, andernteils hatte die dramatische Darstellung sich mit Bauern, Hirten und Jägern aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts abzufinden. Die Leute mögen wohl sachgemäß haben reden können, ein freier, fester Wille, sich nicht von oben herab peinigen zu lassen und ihre alten Gerechtsame zu wahren, war in ihnen vorhanden; aber beschränkt mußte ihr geistiger Horizont trotz alledem sein, und darin lag eine gefährliche Klippe für die dichterische Darstellung. Die Unbeholfenheit des Ausdrucks ist mit der Unbildung so sehr verbunden, daß man dem Bauernkittel die gewandte Sprache oder dieser den Bauernkittel nicht glauben würde. Mit einer patriarchalisch einfachen Redeweise, die im Stall beim Melkkübel oder hinter dem Pfluge gebräuchlich ist, konnte ein Dichter wie Schiller fünf Akte hindurch nichts anfangen, er mußte sie erhöhen; daß dabei einige poetische Übertreibungen mit unterliefen, läßt sich nicht bestreiten, dagegen ist die Sprache durchweg in einer angemessenen würdigen Einfachheit und möglichst prunklos gehalten, und diesmal kann der Vorwurf, die Bauern seien nur maskierte Poeten, nicht erhoben werden. Großen Anteil an dem glücklichen Erfolg hatte die gewissenhaft durchgeführte An-

lehnung an die für das Stück benutzten Quellen, manches wurde fast wörtlich daraus entnommen und dadurch jene treffliche Lokalfärbung erzielt, welche immer die allgemeine Bewunderung erregte.

A. W. Schlegel sagt: „Das letzte von Schillers Werken, ‚Wilhelm Tell‘, ist meines Erachtens auch das vortrefflichste. Hier ist er ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt; die Behandlung ist treu, herzlich und bei Schillers Unbekanntschaft mit der schweizerischen Natur und Landessitte von bewundernswürdiger örtlicher Wahrheit.“

Mag man nun Schlegels Ansicht, der „Tell“ sei Schillers Meisterwerk, teilen oder nicht, es liegt etwas Aussöhnendes in der Annahme, daß der Dichter mit diesem Werke, welches er kurz vor dem Ende seiner irdischen Laufbahn schuf, auch zugleich derjenigen Epoche, die vor einem Vierteljahrhundert mit den „Räubern“ begonnen hatte, einen Abschluß gegeben. Wir grollen dem Schicksal weniger, wenn wir bedenken, daß es Schiller Zeit gelassen, jener Ausgeburt der Schülerphantasie, wodurch eine Räuberbande als Ordnungsstifterin anscheinend verherrlicht wurde, in reifern Jahren und mit reiferm Bewußtsein ein Werk gegenüberzustellen, welches den Kampf eines Volkes um seine freie Existenz feierte. Auch im „Tell“ werden Bluthaten begangen, aber diese Handlungen sittlich berechtigter Notwehr zur Wiederherstellung ehemaliger geordneter Zustände sind von anderm Gewichte als die knabenhaften Launen, welche erst ein Chaos schaffen wollen, um aus diesem eine neue Ordnung zu erzeugen. Die Angriffe der Moralisten auf den jugendlichen Irrtum waren von jetzt an durch Hinweis auf den „Tell“ mit Erfolg abzuschlagen. Er ist in Wahrheit das Gegenstück zu den „Räubern“, welches Schiller sich so oft vorgenommen zu schreiben.

Die Schweizer, die sich einst über den Witz Spiegelbergs so sehr erbost und deshalb Schiller so große Unannehmlichkeiten verursacht hatten, durften jetzt auch zufrieden sein; vor etwa 22 Jahren hatten sie den Dichter zu einer Sühne für das geschmähte Graubünden nicht zwingen können, jetzt gab er ihnen durch die Verherrlichung ihres Freiheitskampfes aus freien Stücken eine glänzende Genugthuung. Aber was er durch den „Tell“ an der Schweiz gutgemacht, verbrach er wieder an Österreich, wenigstens kam es Iffland so vor, und dieser holte die königliche Erlaubnis ein, bevor er zur Aufführung überging; sie fand erst im Juli 1804 statt, „zum Entzücken der Zuschauer“, wie Iffland dem Dichter

schrieb. Am 15. Juli war der „Tell“ in Mannheim zum erstenmal vorgestellt worden.

Die edle Einfachheit, die ruhige, gehaltene Kraft, welche der Dichter seinem Helden mitgegeben, verhalfen diesem zu einem Triumphzuge über die deutschen Bühnen; die prächtigen Sätze aber von Vaterland und „unveräußerlichen Menschenrechten“ wurden Anlaß, daß man Schiller mit dem Titel eines Dichters der Freiheit ausstattete. Wohl hatte er in seinem letzten Werke die aus der leidenschaftlichsten Situation des Völkerlebens geschöpften Gedanken niedergelegt. Weil er seinem jeweiligen Stoffe alles zu entnehmen wußte, und weil er fast alle heroischen Affekte und einen großen Teil der lyrischen in den Bereich seines Schaffens gezogen hatte, großartiges Streben und großartiges Dulden, darum hinterließ er beinahe für jede Lage des Lebens einen aufmunternden oder tröstenden Kernspruch. Indem er den Kreis des gesamten Erdenlebens vom höchsten Jubel der Freude bis zum tiefsten Schmerze und selbst dem Aufschrei der Verzweiflung einer poetischen Gestaltung unterwarf, indem er in jedem Augenblicke das allgemein Menschliche, also das ewig Gültige, zu erfassen suchte, hat er für alle Zeiten vorgesorgt. Das war die Folge, aber nicht der Zweck seiner poetischen Art. Als er vergangenen Leiden und vergangenen Freuden die unvergängliche Form des höchsten dichterischen Ausdruckes gegeben, hatte er alle zukünftigen in dieser Form mitgefaßt, und so wurde er zum Propheten. Nicht die kommenden Kriege hat er vorausgesagt, die um die Freiheit geführt würden, wohl aber die Gefühle der Unterdrückten, die um der zu erringenden Freiheit willen in den Kampf gehen; denn diese Gefühle werden nach Jahrhunderten dieselben sein, die sie vor Jahrhunderten im gegebenen gleichen Falle waren.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstral.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da fleugt und kreucht.

Jägerliedchen aus dem „Wilhelm Tell“.

13. Die letzten Thaten und Triumphe.

Keine Stadt in Deutschland hatte Schillers Dichtungen von Anfang an freundlicher gegenübergestanden als Berlin; seine „Räuber" waren gleich beim ersten Anlauf in wenigen Monaten zwanzigmal gegeben, sein „Fiesko" (mit tragischem Schluß) vierzehnmal in drei Wochen, „Kabale und Liebe" im ersten Monat sechs- oder siebenmal, „Wallenstein" erhielt den besondern Beifall des preußischen Königspaares, die „Jungfrau von Orléans" ward mit begeistertem Jubel aufgenommen; kurz, in Berlin schätzte man den Dichter ganz anders als in Mannheim. Der Gedanke, die preußische Hauptstadt zu besuchen, war schon im Jahre 1801 bei ihm aufgetaucht, aber wieder von der Tagesordnung abgesetzt und die Reise nach Dresden dafür eingeschoben worden.

Im April 1804 erschien der Theatersekretär Pauli, von Iffland zu diesem Zwecke ausdrücklich geschickt, in Weimar, um mit ihm über die Aufführung des „Tell" zu verhandeln. Einige Stellen waren dem Berliner Schauspieldirektor in betreff der Vorstellungs**art** nicht deutlich, andre verursachten ihm politische Bedenklichkeiten; Pauli brachte zugleich den Auftrag mit, „Veredungen zwischen dem Dichter und der Berliner Theaterdirektion für mehrere Punkte auf die Zukunft zu treffen". Hier öffnete sich ein verlockender Ausblick, Schiller war mit Weimar keineswegs so ganz zufrieden, der Geist kleinstädtischer Nergelei erregte ihm fortdauernd Mißbehagen. „Ich verliere hier zuweilen die Geduld" — schrieb er an seinen Schwager Wolzogen nach Petersburg —, „es gefällt mir hier mit jedem Tage schlechter, und ich bin nicht willens, in Weimar zu sterben. Nur in der Wahl des Orts, wo ich mich hinbegeben will, kann ich mit mir noch nicht einig werden.... Es ist meine Bestimmung, für eine größere Welt zu schreiben, meine dramatischen Arbeiten sollen auf

sie wirken, und ich sehe mich hier in so engen, kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen etwas leisten kann, das für die größere Welt ist." Er fühlte also das Bedürfnis, sich in einer großen Stadt zu bewegen, und so wurde das Projekt der Berliner Reise wieder hervorgesucht und alsbald ausgeführt. Am 26. April trat er in Begleitung seiner Gattin und seiner beiden Knaben die Fahrt an; sie ging über Weißenfels, Leipzig, Wittenberg; am 30. April erfolgte abends die Ankunft in Potsdam, am nächsten Tage mittags war man in Berlin, freudigst empfangen von Iffland, von dem Leibarzt Hufeland und Goethes Freund Zelter. Die Familie stieg im Hôtel de Russie ab. Nachdem Schiller am 3. Mai einem Konzerte beigewohnt, bewirtete ihn Iffland nächsten Tages in seinem allerliebsten Hause im Tiergarten und abends mit einer Aufführung der „Braut von Messina". Als er in die Loge trat, empfing ihn das volle Haus mit einem Jubel, der nicht enden wollte; alle ohne Ausnahme, Männer und Frauen, jung und alt, standen von ihren Sitzen auf und bewillkommten den gefeierten, tiefgerührten Dichter, der nach dem Schlusse des Schauspiels durch eine lebendige, ihn abermals mit lauten Freudenbezeigungen begrüßende Gasse wandeln mußte, eine Wiederholung der Szene in Leipzig! Am 5. Mai gab sich Prinz Ludwig Ferdinand die Ehre, den Dichter in Ifflands Begleitung bei sich zu Tisch zu sehen. So sehr die allerseits erwiesene Aufmerksamkeit dem Gemüte wohlthun mußte, für den Körper erwuchsen daraus mancherlei Unzuträglichkeiten; Schiller wurde wieder krank, trotzdem raffte er sich auf, der glänzenden Vorstellung der „Jungfrau von Orléans" anzuwohnen. Die Berliner Inszenierung, an welcher alles so „prachtvoll und prächtig" war, und „zu der Iffland alle seine Kräfte aufgeboten", machte dem Dichter den Eindruck, daß hier manche äußerliche Mittel großen Anteil an dem Erfolg des Stückes hatten; er war jedoch diplomatisch genug, seiner Empfindung jetzt keinen Ausdruck zu geben, um seinen Absichten und Aussichten nicht selbst hindernd in den Weg zu treten. Am 13. Mai wurde er zur Königin Luise befohlen, die ihn in liebenswürdigster Weise empfing und — wie Frau v. Wolzogen erzählt — „ihn ahnen ließ, daß sie es gern sehen würde, wenn er sich an Berlin fesseln ließe"; die beiden Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm sahen Schiller und verkehrten mehrfach mit dessen Söhnen Karl und Ernst.

Bald nach der Audienz bei der Königin, und nachdem ihm zu Ehren noch „Wallensteins Tod" gegeben worden, hatte der Dichter

eine Unterredung mit dem schon genannten Theatersekretär Pauli, worin er äußerte, daß er gern mindestens einige Jahre in Berlin bleiben möchte. Er verbreitete sich ausführlicher über das, was die Ausführung des Planes ermöglichen lasse; er könne ja als „Académicien“ mit einem Gehalte angestellt werden, um für das Berliner Theater zu arbeiten. Oder aber, er würde dem Kronprinzen als Lehrer für das Studium der Geschichte zu dienen im stande sein. Was, wenn die Sache in Bewegung käme, den Herzog von Weimar anlange, so könnte es diesem nicht auffallen; da er (Schiller) die Verbindung nicht brechen, sondern vorgeben würde, um für die Kinder ein Kapital zu sammeln, bedürfe er einen mehrjährigen Aufenthalt in Berlin, der ihm dann ohne Bedenken würde zugestanden werden. — In betreff des Unterhalts, so mache er in solchem Falle die Forderung nach dem hiesig billigen Bedürfnis. Er sehe z. B. voraus, daß für einen hiesigen Aufenthalt Equipage ihm bei seinem Befinden unvermeidlich sei. Als Herr Pauli äußerte, wie es ihm höchst wahrscheinlich dünke, daß man die Ehre seines Besitzes hier wünschen müsse, sagte er gegen den Schluß des Gespräches: „Wenn mir nur in Potsdam ein Anlaß oder eine Gattung Eröffnung gegeben würde“. Iffland berichtete darüber sofort an den Geheimen Kabinettsrat Beyme nach Potsdam, zu welchem sich Schiller am 17. begab. Beyme empfing ihn mit Wohlwollen, unterrichtete ihn von der Geneigtheit König Friedrich Wilhelms III., ihm eine Stellung in Berlin anzubieten, und forderte ihn auf, die Bedingungen zu nennen, unter denen er in Berlin existieren zu können glaubte. So durfte er mit Hoffnungen andern Tags die Rückreise nach Weimar antreten, wo er am 21. Mai wieder eintraf.

Berlin hatte ihm sehr gefallen. Die dort herrschende große persönliche Freiheit, die Ungezwungenheit im bürgerlichen Leben, die mancherlei Genüsse, welche Musik und Theater boten, „obgleich beide bei weitem nicht das leisteten, was sie kosteten“, fand er sehr zu loben; auch, daß er in Berlin eher für die Zukunft seiner Kinder sorgen könne, bestärkte ihn in der günstigen Auffassung der dortigen Lage. Er glaubte hier auf eine Besoldung hoffen zu können, die ihm gestattete, den Ertrag seiner Schriftstellerei zu kapitalisieren und dadurch seiner Familie ein Vermögen zu hinterlassen, welches Ziel so schnell wie möglich zu erreichen, ihm um so mehr am Herzen lag, als er fürchtete, sein 50. Jahr nicht zu überleben. Seine Gattin dagegen fühlte sich von dem Gedanken, in der preußischen Hauptstadt wohnen zu müssen, sehr beunruhigt und äußerte darüber

in einem Briefe an Stein: „Ich wollte und durfte nicht Nein sagen, denn ich wollte Schillern seine ganze Freiheit lassen und nichts für mich selbst wünschen, da es die Existenz meiner Familie betraf; aber ich wäre recht unglücklich in Berlin gewesen. Die Natur dort hätte mich zur Verzweiflung gebracht. Sie wissen, daß es um uns herum auch nicht gerade schön ist; aber ich weinte fast, als ich die erste Bergspitze wieder erblickte. Diese Krisis hat sehr auf meine Gesundheit eingewirkt, ich hatte Fieber aus Angst, ich wollte gefaßt scheinen und Schiller durch meine Wünsche nicht beschränken." Als Schiller wieder in Weimar eingetroffen war, als er die ihm von den Besten entgegengebrachte Freundschaft wieder in ihrer ganzen Wärme fühlte, als er sich wieder Goethe gegenüber sah, traten die Vorzüge eines Berliner Aufenthaltes in den Hintergrund; es schreckte ihn, alte, liebgewordene Verhältnisse zu zerreißen, und neue anzuknüpfen, empfand er als eine Beschwerde, wogegen seine „Bequemlichkeit" sich sträubte. Er schilderte vertrauensvoll dem Herzog das gegenwärtige Verhältnis, warum es ihm schwer werde, auf die Berliner Aussichten zu verzichten, und noch schwerer, Weimar aufzugeben. Karl August antwortete umgehend: „Für die mir gestern überschriebenen Gesinnungen danke ich Ihnen, wertester Freund, bestens. Von Ihrem Herzen erwartete ich mir, als ich die Nachricht erhielt, daß man Sie nach Berlin zu laden wünschte, daß Sie so handeln und so die Lage der Sache beurteilen würden, als wie Sie es gethan haben. Mit Dankbarkeit erwidere ich Ihnen auf Ihr gestriges Schreiben, daß ich mir von Ihnen erbitte, Sie möchten mir diejenigen Mittel sagen, durch welche ich Ihnen den mir so erfreulichen Vorsatz, bei uns zu bleiben, belohnen könne, und wodurch ich Ihre Existenz als Hausvater in eine Lage zu bringen vermöchte, die für die Dauer Ihnen nicht bereuen ließe, das kleinere Verhältnis dem größern vorgezogen zu haben."

Der Herzog verdoppelte ihm sofort den Gehalt auf 800 Thaler und versprach, bei ehester Gelegenheit das Tausend voll zu machen. Hocherfreut darüber, daß Schiller sich damit zufrieden erklärte, sandte er ihm die Zeilen (8. Juni 1804): „Empfangen Sie, wertester Freund, meinen wärmsten Dank. Ich freue mich unendlich, Sie für immer den Unsrigen nennen zu können. Es würde mir recht angenehm sein, wenn meine Idee realisiert würde, daß die Berliner beitragen müßten, Ihren Zustand zu verbessern, ohne dem unsrigen dadurch zu schaden." Nachdem hier die Angelegenheit geordnet, schrieb Schiller an Beyme: „Daß ein längerer Aufent-

halt in Berlin mich fähig machen würde, in meiner Kunst vorzuschreiten und in das Ganze der dortigen Theateranstalt zweckmäßiger einzugreifen, zweifle ich keinen Augenblick; aber eine gänzliche Versetzung von Weimar nach Berlin mit einer zahlreichen Familie würde ich nur unter Bedingungen ausführen können, welche die Bescheidenheit mir nicht zu machen erlaubt“. Doch auch schon der Aufenthalt von mehreren Monaten des Jahres in Berlin würde vollkommen hinreichend sein, jenen Zweck zu erfüllen, und zur Übernahme einer solchen Verpflichtung erklärte sich Schiller gegen eine jährliche Remuneration von 2000 Thaler bereit. Antwort auf diesen Vorschlag erwartete er höchst wahrscheinlich vergebens, wenigstens hat sich bis jetzt nichts davon vorgefunden.

Kaum war „Tell“ zu Ende gebracht (18. Februar 1804) und dessen Leseprobe abgehalten, als der Dichter, der sich immer unbehaglich fühlte, wenn ihn nicht eine größere Arbeit in Anspruch nahm, mit einem neuen Stoff sich zu beschäftigen begann. Am 10. März trug er in sein Notizbuch ein: „Mich zum ‚Demetrius‘ entschlossen“. Was ihn auf den Stoff geleitet, was ihn veranlaßt, nachdem er die Geschichte Spaniens, Deutschlands, Englands, Frankreichs und der Schweiz der dramatischen Dichtkunst tributär gemacht, auch diejenige Rußlands heranzuziehen, läßt sich vermuten.

Schon längere Zeit war Schillers Schwager Wolzogen als Begleiter des weimarischen Erbprinzen in Petersburg, um dessen Verlobung mit der Tochter des (im Jahre 1801 ermordeten) Kaisers Paul, der damals siebzehnjährigen Maria, anzubahnen. Seiner Diplomatie glückte die Lösung der schwierigen Aufgabe zur Zufriedenheit aller Beteiligten. Wolzogen hatte während seines Petersburger Aufenthaltes auch Schiller in das Andenken der verwitweten Kaiserin Maria Feodorowna, für welche, als die Nichte des Herzogs Karl Eugen, er übrigens kein Fremder war, zurückgerufen. Die Festlichkeiten, unter deren Tumult einst Schiller im Jahre 1782 seine Flucht aus Stuttgart bewerkstelligte, waren zu Ehren der damals seit sechs Jahren mit dem Großfürsten Paul vermählten und noch glücklichen jungen Frau veranstaltet worden. Das entsetzliche Geschick, welches sie inzwischen betraf, hatte ihr Gefühl für das Schöne jedoch nicht ertötet, sie wünschte sehr, die „Braut von Messina“ lesen zu können, und Schiller, dem Wolzogen dieses mitgeteilt, schickte einstweilen die neue Ausgabe des „Don Karlos“, weil der Buchbinder mit der „Braut“ noch nicht fertig geworden. Die Aufmerksamkeit des Dichters wurde sehr gnädig aufgenommen, und

der im vorigen Kapitel flüchtig berührte Hinweis Körners legte ihm, wenn er nicht schon selbst darauf gekommen war, den Gedanken nahe, sich nach einem Stoffe umzuthun, welcher von besonderm Interesse für das russische Kaiserhaus sein könne, das ja eben im Begriffe stand, eine seiner Töchter als zukünftige Herzogin nach Weimar zu entsenden. Der Schluß, daß dieses Moment bestimmend auf die Wahl, welche den „Demetrius“ traf, gewirkt habe, ergibt sich ungezwungen und findet eine weitere Stütze in folgendem kleinen Zuge, den Frau v. Wolzogen erzählt: „Ich hätte eine sehr passende Gelegenheit“, sagte Schiller eines Abends, „in der Person des jungen Romanow, der eine edle Rolle im ‚Demetrius‘ spielt, der Kaiserfamilie viel Schönes zu sagen“. Am folgenden Tage sagte er: „Nein, ich thue es nicht; die Dichtung muß ganz rein bleiben“.

Die Berliner Reise hatte den Fortschritt in der dramatischen Arbeit unterbrochen, im Juni oder Anfang Juli wurde der „Alpenjäger“ gedichtet, am 12. Juni sogar ein ganz neuer dramatischer Stoff, „Die Prinzessin von Celle“, laut Kalendernotiz in Angriff genommen. Ein bevorstehender Familienzuwachs nötigte zu einer Reise, weil Lotte sich die Hilfe des Jenenser Doktors Stark sichern wollte. Am 19. Juni fuhren die Gatten nach Jena — zu Schillers Unheil. Seit zwanzig Jahren, seit jenem Mannheimer Fieber, war sein Lebensfaden angerissen, kein Jahr dieser zwanzig hatte sich lässig gezeigt, das Gespinst mehr und mehr auszufasern, keins hatte ihn mit mehr oder minder heftigen Krankheitsanfällen verschont. Die Fälle, daß bei einer so morschen Körperverfassung der gewöhnliche Geist noch eine normale Thätigkeit zu entfalten sich im stande fühlt, sind nicht sehr häufig; um so erstaunlicher erscheint, daß die straffe Art des Schillerschen Denkens, die großen Zumutungen, welche der Dichter seinem Körper stellte, indem er ihn ganz den idealen Zwecken unterordnete und gegen diese vernachlässigte, ihn nicht schon längst vollkommen aufgerieben hatten. Großer Stürme brauchte es freilich nicht mehr, um die letzten Reste der Lebenskraft vollends zu vernichten, und es war nur ein geringfügiger Anlaß, der jetzt die gänzliche Auflösung vorbereitete. In den ersten Tagen seines Jenenser Aufenthaltes machte der Dichter eine Spazierfahrt durch das schöne Dornburger Thal, in einer leichten Kleidung, wie sie für die Zeit um Johannis paßt; der Juniabend stellte sich jedoch mit einer empfindlichen Kühle ein, und die Folge dieser unglücklichen Konstellation war eine Erkältung, die sich sofort zu einer fürchterlichen Kolik entwickelte. Der eiligst

herbeigeholte Geheimrat Stark zweifelte daran, daß der Kranke die nächste halbe Stunde überleben werde; aber noch einmal siegte die kräftige Natur, Schiller litt einige Tage die heftigsten Schmerzen, und dann schien das Übel gehoben. Während er krank lag, erfolgte leicht und glücklich die Entbindung seiner Gattin von einem gesunden Töchterchen (am 25. Juli 1804), Schwägerin Karoline brachte es dem Vater ans Bett, und er empfing trotz seines leidenvollen Zustandes sein viertes Kind mit lebhaftester Freude. Am 7. August wurde es auf die Namen Emilie Henriette Luise getauft. Bald nachher kehrten die Eltern mit dem Kleinen, das recht wohl gedieh, nach Weimar zurück. Schillers Kräfte blieben noch immer sehr geschwächt, der Kopf war ihm angegriffen, er fühlte sich übler als nach der schwersten Krankheit, die er je auszuhalten gehabt, und die wenigen kurzen Briefe an seine Freunde wurden ihm schwer. Im Oktober erst fing er langsam an, sich zu erholen und wieder Glauben an seine Genesung zu bekommen, sogar Neigung zur Thätigkeit stellte sich ein; aber körperliche Schonung war durchaus geboten, denn die kleinste Unvorsichtigkeit führte zu neuen Erkältungen und drohte den noch immer vorhandenen Husten zu verstärken. Goethe, der den Freund schon in Jena auf einige Tage besucht hatte, war hilfreich und ermunternd um ihn besorgt, er fuhr bei günstigem Wetter mit ihm aus und schickte Lektüre. Dem zwischen zwei Stoffen, dem „Demetrius“ und der „Gräfin von Celle“, noch immer Schwankenden half er durch ein etwas gewaltsames Mittel aus der Verlegenheit, indem er ihn veranlaßte, die „Huldigung der Künste“ zu dichten. Diese herrlichste aller Gelegenheitspoesien schuf, während die Gesunden ihren Geist dazu aufzustacheln umsonst versuchten, innerhalb vier Tagen ein körperlich gebrochener Mann, zu dessen Füßen schon die Grube klaffte.

Im August hatte die Vermählung des Erbprinzen von Weimar mit der Großfürstin Marie in St. Petersburg stattgefunden. Das hohe Paar, dessen Erscheinen das Land mit Spannung und großen Hoffnungen entgegensah, befand sich auf der Reise und traf am 9. November in der Residenz an der Ilm ein. Mit Festlichkeiten aller Art wurde es empfangen. „Das Festlichste aber an der ganzen Sache“ — schrieb Schiller an Körner — „war die aufrichtige allgemeine Freude über unsre neue Prinzessin, an der wir in der That eine unschätzbare Acquisition gemacht haben. Sie ist äußerst liebenswürdig und weiß dabei mit dem verbindlichsten Wesen eine Dignität zu paaren, welche alle Vertraulichkeit entfernt. Die Repräsentation als Fürstin versteht sie meisterlich, und

es war wirklich zu bewundern, wie sie gleich in der ersten Stunde nach ihrer Ankunft, wo ihr die fürstlichen Diener bei Hofe vorgestellt wurden, sich gegen jeden zu benehmen wußte.... Sie scheint einen sehr festen Charakter zu haben, und da sie das Gute und Rechte will, so können wir hoffen, daß sie es durchsetzen wird. Schlechte Menschen, leere Schwätzer und Schwadronierer möchten schwerlich bei ihr aufkommen.... Auf dem Theater wollten wir uns anfangs eben nicht in Unkosten setzen, sie zu bekomplimentieren. Aber etliche Tage vor ihrem Anzug wurde Goethen angst, daß er allein sich auf nichts versehen habe, und die ganze Welt erwartete etwas von uns. In dieser Not setzte man mir zu, noch etwas Dramatisches zu erfinden; und da Goethe seine Erfindungskraft umsonst anstrengte, so mußte ich endlich mit der meinigen noch aushelfen. Ich arbeitete also in vier Tagen (vom 4. bis 8. November) ein kleines Vorspiel aus, welches frischweg eingelernt und am 12. November gegeben wurde. Es reüssierte über alle meine Hoffnung, und ich hätte vielleicht monatelang mich anstrengen können, ohne es dem Publikum ganz so zu Dank zu machen, als es mir durch diese flüchtige Arbeit gelungen ist.... Wolzogen hat mir von der regierenden Kaiserin einen sehr kostbaren Ring mitgebracht; ich hatte von dieser Seite her gar nichts erwartet, sie hat aber viel Geschmack an dem ‚Karlos' gefunden."

Der Dichter gab der Prinzessin, die aus so gewaltiger Umgebung plötzlich in die Enge eines Schlosses (so nannte Frau v. Staël Weimar) versetzt wurde, Worte fürs Leben mit, und nach Jahren, als ihn längst die Erde deckte, gedachte sie noch der stärkenden Kraft in den schönen Zeilen:

„Ein erhab'ner Sinn
Legt das Große in das Leben
Und er sucht es nicht darin".

Am Tage vor der Aufführung — es war große Kour bei Hof — sprach die Großfürstin längere Zeit mit dem Dichter, der für sie „keine ganz unbekannte Person mehr war", denn schon von Petersburg aus hatten sie und ihre Mutter ihm durch Wolzogen ausdrücken lassen, welchen Anteil sie an seiner Krankheit genommen. Ganz begeistert davon, schrieb er an Wolzogen: „Ich konnte sie sehen, sie sprechen hören, und alles, was sie spricht, ist Geist und Seele. Und welch ein Glück, daß sie Deutsch versteht! Denn so erst kann man sich ihr ganz zeigen, wie man ist, und mit ihr möchte man so recht von Herzen wahr sein." Der Dichter entzog sich entgegen dem,

was er seiner Gesundheit schuldete, den Festlichkeiten nicht, er war am 16. Dezember auf der Redoute, am 18. am Hof. Sein Leiden verschlimmerte sich, der Husten wollte nicht weichen, und er fühlte selbst, wie entsetzlich hinfällig seine Gesundheit sei; trotz bestem Willen vermochte er nicht, an seinem neuen Werk zu arbeiten, und raffte sich nur dazu auf, den „Tell" für die Aufführung am 1. Dezember zu bearbeiten, d. h. nebst andern „schwierigen und bedenklichen Stellen" auch den ganzen Parricida zu streichen, weil man vor der Tochter des ermordeten Zaren des Kaisermords nicht erwähnen wollte. An eine glückliche, freie Thätigkeit war bei dem unaufhörlichen Katarrh, der fast allen Lebensmut ertötete, nicht zu denken; es wurde daher der schon früher gefaßte Plan, die Sammlung der bisher vollendeten Dramen in fünf Bänden herauszugeben, wieder vorgenommen und mit Cotta in Tübingen der Verlag vereinbart.

Um nicht ganz müßig zu sein und doch durch einige Arbeit sich über die harte Periode hinüberzuhelfen, griff der Kränkelnde nach Racines „Phädra" und übersetzte sie in 26 Tagen (vom 17. Dezember 1804 bis 14. Januar 1805), so daß die Aufführung am 30. Januar erfolgen konnte. Er erntete damit den wärmsten Dank seitens des Herzogs, welcher ganz entzückt über dieses verdienstliche Werk war, weil es, ein Meisterstück von Übersetzung, „dem deutschen Sinne das Vorbild der vortrefflichsten französischen Dichtung begreiflich mache". Das war die letzte dramatische That, welche noch zu Ende geführt werden konnte, des Herzogs aufrichtige Freude der letzte dem Dichter in diesem Leben beschiedene Lichtstrahl.

Während er an der „Phädra" arbeitete, erhielt er die Nachricht von Hubers Tod[1]. In würdiger Weise gedachte er des einstigen Freundes, als er Körner die Mitteilung machte: „Hubers Tod wird Euch sowie auch mich sehr betroffen haben, und ich mag jetzt (am 20. Januar) noch nicht gern daran denken. Wer hätte das erwartet, daß er uns zuerst verlassen müßte! Denn ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, so lebte er doch nur für uns und war an zu schöne Zeiten unsers Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu sein. Ich bin gewiß, daß Ihr jetzt auch sein großes Unrecht[2] gegen Euch gelinder beurteilt; er hat es gewiß

[1] Er starb am 24. Dezember 1804 in Ulm nach dreiwöchentlichem Krankenlager an einer Brustkrankheit im Alter von 40 Jahren. Seit 1798 war er Hauptredakteur der „Allgemeinen Zeitung".

[2] Huber hatte sich während seines Mainzer Aufenthaltes in Forsters Gattin Therese, geb. Heyne, verliebt und, nachdem er jahrelang mit Körners

tief empfunden und hart gebüßt." Die hinsichtlich Körners Gefühls geäußerte Vermutung traf zu. „Aller Groll gegen Huber" — antwortete dieser — „verschwand auch bei mir bei der Nachricht von seinem Tode. Er hatte so manche Ansprüche auf eine schönere Existenz, und nach dem, was er uns ehemals gewesen war, hat es mir immer Gewalt gekostet, hart und unfreundlich gegen ihn zu sein. Sein Tod ist wahrscheinlich eine Folge der ungeheuern Anstrengung, mit der er seine Schriftstellerei treiben mußte, da er, wenigstens ehemals, nicht mit Leichtigkeit arbeitete." Cotta betrauerte in dem Dahingeschiedenen einen warmen Freund, den er, wenn er „die Geschichte von Dresden nicht wüßte, einen der edelsten Männer nennen würde". Was Dora Stock empfand, als ihr die Todesnachricht zu Gehör kam, läßt sich ahnen, wenn auch kein Brief davon redet. Der einst ihr Leben vergiftet, der ihr längst verloren war, dessen sie sich nur mit Bitterkeit hatte erinnern können, ja den sie halb vergessen hatte, er trat ihr noch einmal vor die Seele, noch einmal zogen die schönen und die gramvollen Stunden an ihrem Gedächtnis vorüber; aber die versöhnende Macht des Todes löste das Schöne und das Bittere in milde Wehmut auf.

Trüb und traurig ging das Jahr 1804 zu Ende, Schiller war fortdauernd von seinem heftigen Katarrh geplagt, über dem er „alle Geduld hätte verlieren mögen"; Lotte litt mehrere Tage lang an Krämpfen und empfand Zweifel und Sorge über den Zustand des Gatten. Seine Kräfte hatten sichtlich abgenommen, seine Gesichtsfarbe war verändert und fiel ins Graue; auch Karoline kämpfte ihre bangen Ahnungen nur mühsam nieder. Goethe fühlte sich unpaß und fürchtete sogar, bedeutend krank zu werden. „Er geht nicht förmlich aus" — teilte Lotte ihrem Freunde Stein mit —, „weil er sich vor aller Erkältung hüten muß. Die Hofluft thut den schönen Geistern nicht wohl. Schiller wird auch immer krank, wenn er an Hof geht." Noch versuchte Lotte, zu eignem Troste die Lage leicht zu nehmen; aber was sie und der Kranke selbst für Katarrh ansahen oder ansehen wollten, war der Anfang der Auflösung. Nur noch Monate irdischer Existenz lagen vor Schiller, seine Atemzüge waren gezählt, und jeder verringerte die Reste seiner Kraft; sein Schicksal war entschieden: die Lebensgeister sollten unterliegen.

Schwägerin Dora Stock verlobt gewesen, dieses Verhältnis (im Jahre 1792) abgebrochen zu großem Grame seiner ehemaligen Braut.

14. Das Ende.

Als Goethe dem Freunde zum 1. Januar 1805 im Geleit eines „Packs Schauspiele“ einige glückwünschende Zeilen senden wollte, floß ihm das Wort in die Feder: „zum letzten neuen Jahre“. Er schrieb das Briefchen um und hätte beinahe wieder dieselbe unheimliche Wendung gebraucht. „Der Mensch denkt nicht allein, es wird auch in ihm gedacht.“ Das Unbewußte führte hier gleichsam die Hand, um dem Bewußtsein den Weg zu zeigen. Auch Goethe ahnte damals nicht, wem das Omen gegolten, ob ihm oder Schiller; er erkrankte selbst, und Schiller tröstete ihn damit, daß es ihnen allen schlecht gehe und es in seinem Hause wie in einem Lazarett aussähe; derjenige sei noch am besten dran, der, durch die Not gezwungen, sich mit dem Kranksein nach und nach habe vertragen lernen. Dieser glückliche Unglückliche war Schiller selbst, und seine leidige Fähigkeit ausnutzend, besuchte er die Gesellschaften am Hofe, folgte nacheinander den Einladungen der Großfürstin, der Herzogin und der Herzogin-Mutter zum Thee, leitete die Leseproben der „Phädra“, ging ins Theater und wurde unter Einwirkung all dieser anstrengenden Genüsse endlich im Februar so krank, daß er zwei Wochen lang liegen mußte und immer jeden dritten Tag einen oft sehr heftigen Fieberparoxysmus auszuhalten hatte. Der Sohn des Dichters Voß, Heinrich Voß, Lehrer in Weimar, in Schillers Familie freundlich aufgenommen und ihr mit treuer Hingebung anhängend, wachte während vier Nächten bei dem Kranken und hatte Gelegenheit, seine Seelenstärke zu bewundern. Schiller war weder launisch oder unwillig, noch war sein Mut gebeugt. Er spaßte über seinen Zustand und freute sich, daß er noch so männlich auf seinen Füßen stehen könne. Einmal kam Voß abends zu ihm; er fand ihn schlafend, setzte sich zu ihm und las, bis er aufwachte, was nach

etwa einer Stunde geschah. Staunend blickte Schiller umher, fing herzlich zu lachen an und sagte: „Ich wollte Ihnen eben guten Morgen sagen, und merke, daß es Abend ist“. Und nun erzählte er, daß er von 4 Uhr morgens an „wie ein Eisbär“ geschlafen habe. Ein andermal, als Voß bei ihm wachte, fiel es dem Kranken auf, daß der Freund ohne Pfeife dasitze. „Sie müssen rauchen“, sagte er treuherzig, „mir schadet das gar nichts.“ Und Voß hatte wirklich Mühe, es abzulehnen.

Wie sich der Kranke hier gegen Voß zeigte, erwies er sich gegen seine ganze Umgebung, mild in seinem Empfinden und in seinen Urteilen, liebenswürdig, von einem wahren Gottesfrieden beseelt. Seiner Schwägerin Karoline Vorliebe für Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ hatte er früher nicht geteilt. Er las das Werk jetzt und bemerkte gelegentlich: „Ich weiß nicht, wie es mir ist, dieses Buch spricht mich jetzt auf eine ganz neue Weise an und wird mir sehr lieb“. Ein Gespräch über den Tod, das er mit Karoline führte, welche die Metaphysik noch immer kultivierte, schloß er mit der Bemerkung: „Der Tod kann kein Übel sein, da er etwas Allgemeines ist“. Den Unterricht seiner Söhne und ihre Fortschritte beobachtete er genau und machte unter Berücksichtigung ihrer Charaktereigentümlichkeiten Pläne für ihre zukünftige Existenz. Auch auf die Stärkung seiner Gesundheit hatte er acht und nahm sich vor, diesen Frühling wieder recht fleißig zu reiten, weil er sich davon Heilsames versprach. Eine Reise in die Schweiz wurde gleichfalls von ihm ins Auge gefaßt, die Natur mit den Schilderungen zu vergleichen, welche er im „Tell“ von ihr gegeben. Lotte und Karoline beteiligten sich mit lebhaftem Interesse am Ausspinnen dieser und ähnlicher Zukunftspläne, was Schiller öfters zu der Bemerkung veranlaßte, sie sollten alle Projekte, die sie für ihn machten, sich nicht über zwei Jahre hinaus erstrecken lassen. Bauerbach hätte er ebenfalls wiedersehen mögen; aber wozu dieses Aufflammen einer erlöschenden Lebenskraft in allen Einzelheiten wiedergeben, es ist nur das sich tausendfältig wiederholende traurige Schauspiel, daß der Mensch, dem zu scheiden bestimmt ist, durch ernstliche Vorsätze unbewußt sein Geschick zu meistern und sich eine längere Lebensdauer zu erzwingen sucht. Hoffnungsreiche Stimmungen wechselten ab mit denen der Mutlosigkeit, die der Kranke, weil er sich bis auf die Wurzeln erschüttert fühlte, Mühe hatte zu bekämpfen und als das schlimmste Übel in seinen Umständen betrachtete.

Noch einmal überwand er „die verwünschte Schnupfepidemie,

die ihn recht tüchtig gepackt hatte"; er kam schneller zu Kräften, als er gehofft, und war früher im stande, wieder auszugehen, als Goethe. Bevor er diesem aber seinen Besuch machte, ließ er sich durch Voß bei ihm melden, denn Goethe war sehr geschwächt; eine außerordentlich angreifende und von beängstigenden Krämpfen begleitete Krankheit hatte ihn so zurückgebracht, daß der Arzt selbst an seiner gänzlichen Wiederherstellung zweifelte. Als Schiller bei dem Freunde eintrat, fielen beide einander um den Hals und küßten sich herzlich. Keiner erwähnte der eignen Krankheit noch der des andern in dem nun folgenden lebhaften Gespräche.

Schiller fing wieder „frisch zu arbeiten" an, war häufig am Hofe, besuchte das Theater und ging spazieren. Auf der letzten Promenade, die er in Begleitung seiner Schwägerin Karoline im Parke machte, äußerte er: „Wenn ich nur noch so viel für die Kinder zurücklegen kann, daß sie vor Abhängigkeit geschützt sind, denn der Gedanke an eine solche ist mir unerträglich". Dasselbe sprach er in Briefen dieser Tage an Körner und Humboldt aus, dabei betonend, falls er nur bis zum fünfzigsten Jahre leidliche Gesundheit behalte und so fort arbeiten könne, werde er seine Absichten erreichen.

Er gab sich mit Eifer dem „Demetrius" hin, und die zwei Akte dieses großartigen Stückes sind wohl ganz in den kurzen Wochen entstanden, in welchen er auf wenigstens teilweise Wiedergenesung hoffte, wenn er auch fürchtete, daß von den harten Stößen, die er zu erdulden gehabt, doch etwas zurückbleiben möge. Er hatte „sich mit ganzem Ernst an seine Arbeit geklammert und dachte nun nicht mehr so leicht zerstreut zu werden".

Er dachte! Aber in der Brust empfand er eine leise böse Mahnung. Sein Zustand sei ganz seltsam, sagte er, als er mit Karolinen ins Theater fuhr; in der linken Seite, wo er seit vielen Jahren immer Schmerzen gehabt, fühle er nun gar nichts mehr.

Goethe hatte sich wieder so ziemlich erholt, am 25. April war er bei Schiller und sprach davon, im Sommer nach Dresden zu reisen, um unter Anschauung der dortigen Kunstschätze sich ganz zu kräftigen. Am 28. April folgte Schiller einer Einladung an den Hof, er schien gesund und nahm sich in seiner Gala-Uniform recht stattlich aus. Folgenden Tages, am 29., war er eben im Begriff, ins Theater zu fahren, als Goethe bei ihm eintrat. Dieser wollte, sich selbst unpäßlich fühlend, den Freund nicht zu der Vorstellung begleiten, ihn aber auch von deren Besuch nicht zurückhalten. Beide gingen zusammen die Treppe hinab, vor der Hausthür nahmen sie

Abschied voneinander — einen Abschied auf ewig, sie haben sich nicht wiedergesehen.

Nach Beendigung des Schauspiels begab sich Voß, wie er es zu thun gewohnt war, in des Dichters Loge, um ihn nach Hause zu begleiten; er fand ihn von heftigem Fieber geschüttelt, der daheim eiligst gebraute Punsch, welcher sich schon öfters als Heilmittel erwiesen, blieb diesmal ohne Wirkung. Als Voß am andern Morgen bei Schiller eintrat, traf er ihn halb wachend, halb schlafend auf dem Sofa ausgestreckt. „Da liege ich wieder", sagte er mit hohler Stimme, von den Liebkosungen der Kinder nahm er kaum Notiz. Nachher erholte er sich etwas, so daß weder er noch seine Umgebung den Zustand für bedenklicher als in frühern ähnlichen Fällen hielt. Man nahm ein Katarrhfieber an und hoffte auf Besserung. Der Kranke empfing auf seinem Zimmer Freunde, und ihre Unterhaltung schien ihm nicht unlieb. Über Cottas auf der Durchreise nach der Leipziger Messe in Weimar gemachten Besuch war er sehr erfreut; weil das Sprechen jedoch seinen Hustenreiz vermehrte, wurde die Abmachung der Geschäfte auf des Freundes Rückkunft verschoben. Geheimrat Stark befand sich im Gefolge der Großfürstin in Leipzig, Doktor Huschka mußte daher diesmal gerufen werden. Lotte sowohl als Karoline befürchteten, Huschka, der Schiller bisher in solchem Falle noch nicht behandelt hatte, werde seine Leibesverfassung nicht genau genug kennen, um das Übel mit Erfolg bekämpfen zu können. Schiller selbst suchte diese Zweifel zu beruhigen und erklärte, aus den Rezepten zu ersehen, daß er genau nach Starks Methode behandelt werde. Bis zum 6. Mai war sein Kopf ganz frei, und er beklagte nur die Unterbrechung, welche die in so gutem Zuge gewesene Arbeit am „Demetrius" durch das Unwohlsein erleiden müsse; er war übrigens fortwährend mit dem Überdenken dieses Werkes beschäftigt. Eine nahe Gefahr vermutete er allem Anschein nach nicht, befaßte sich vielmehr nebenbei damit, auf Mittel zu sinnen, um seinen körperlichen Zustand künftighin zu verbessern. Sobald die Umstände es zuließen, wollte er mit Lotten, um deren Gesundheit er auch Sorge hatte, nach dem Bade Brückenau gehen. Doch sehnte er sich zuweilen auch nach seinem Schwager Wolzogen, welchen seine Pflicht als Oberhofmeister der Großfürstin in Leipzig festhielt; vielleicht hegte er den Wunsch, sich mit ihm über manches zu besprechen, was schlimmsten Falles zu geschehen habe. Voß' Anerbieten, wieder bei ihm zu wachen, lehnte er dankend ab, da ihm die Hilfe seines treuen Dieners Rudolf genüge.

Am 6. Mai abends fing er an, abgebrochen zu sprechen, war jedoch noch bei Besinnung; er ließ sich Märchen vorlesen, aber bald wieder damit aufhören, weil ihn das Hören anstrengte. Am folgenden Abend, als Karoline zu ihm kam, wollte er wie gewöhnlich ein Gespräch anknüpfen über Stoffe zu Tragödien, über die Art, wie man die höhern Kräfte im Menschen anregen müsse. Um ihn ruhig zu halten, antwortete Karoline nicht mit der ihr sonst eignen Lebhaftigkeit. Er empfand dies und sagte unwillig: „Nun, wenn mich niemand mehr versteht und ich mich selbst nicht mehr verstehe, will ich lieber schweigen". Bald darauf schlummerte er ein, sprach aber viel im Schlaf. „Ist das eure Hölle, ist das euer Himmel?" rief er vor dem Erwachen; dann sah er sanft lächelnd in die Höhe wie nach einer tröstenden Erscheinung. Er aß etwas Suppe, und als Karoline Abschied nahm, äußerte er: „Ich denke diese Nacht gut zu schlafen, wenn es Gottes Wille ist".

Die Nacht bis zum 8. Mai beschäftigte wieder der „Demetrius" seine lebhaften Träume, er recitierte Stellen daraus, wie sein Diener Rudolf hörte. Am Morgen ließ er sich sein jüngstes Töchterchen Emilie ans Bett bringen, küßte es mit zärtlicher Heftigkeit, und Thränen kamen ihm in die Augen. Das war Todesahnung. Dann phantasierte er wieder, verweigerte Nahrung zu sich zu nehmen. Abends kam Karoline, trat zu ihm hin und fragte, wie es ihm gehe; er drückte ihr die Hand und sagte: „Immer besser, immer heiterer". Nachher verlangte er, man solle den Vorhang öffnen, er wolle die Sonne sehen. Man erfüllte seinen Wunsch, und zum letztenmal trank sein Auge die Strahlen der untergehenden — für ihn ging sie nicht wieder auf. Als Lotte an seinem Bette stand, drückte er ihre Hand und sagte: „Liebe, Gute". Dann verfiel er wieder seinen Fieberphantasien. In einem wachen Augenblicke dieser Nacht hörte ihn der Diener Rudolf rufen: „Du, von oben herab, bewahre mich vor langem Leiden".

Am 9. Mai wurden die Phantasien verworrener, er sprach nur unzusammenhängende Worte, die Schwäche nahm mehr und mehr zu; der Arzt ließ ihn ein Glas Champagner trinken, um den Lebenskräften die letzte mögliche Anregung zu geben. Das war das letzte, was er genoß. Brustbeklemmungen quälten ihn; wenn er sich deshalb aufgerichtet und dann wieder auf sein Kissen zurückfiel, sah er sich um, aber den Blicken fehlte der innere Sinn. Nur einmal, als Lotte ihm den Kopf besser legte, lächelte er sie an und küßte sie. Das war der Abschied. Nachmittags schien er einzuschlafen; Lotte

ging mit Karolinen ins Nebenzimmer, sie faßte wieder einige Hoffnung, der Schlaf konnte ja einen Umschlag zum Guten bringen. Bald aber rief sie Rudolf zurück, ein Krampf verzog Schillers Züge. Es war gegen 3 Uhr nachmittags. Seine Glieder fingen an, kalt zu werden, der Atem stockte, Karoline und der Arzt standen am Ende des Bettes und legten gewärmte Kissen auf die erstarrenden Füße, Lotte suchte in ihren Händen die seinigen zu erwärmen. Da fuhr es über sein Gesicht — sein Haupt sank zurück — heilige Ruhe lag über seinen Zügen, die Ruhe des Todes. Es war zwischen 5 und 6 Uhr abends, Donnerstag, den 9. Mai 1805, als der Geist Schillers zurückkehrte in das Reich der Unendlichkeit, das ihn einst gesandt als einen Zeugen für die hohen Ziele und Absichten der Schöpfung.

*

Man ließ alsbald die Todesnachricht in Goethes Haus gelangen. Meyer war gerade bei Goethe, er wurde herausgerufen und erhielt die Mitteilung; sie erschütterte ihn so sehr, daß er nicht wagte, in solcher Aufregung wieder vor den kranken Freund hinzutreten; er entfernte sich, ohne Abschied zu nehmen. Goethe blieb allein; aus dem allgemeinen Verstörtsein seiner Umgebung, aus deren Bestreben, ihm auszuweichen, konnte er ahnen, was vorgegangen. Endlich sagte er: „Ich merke es, Schiller muß sehr krank sein". Still und in sich gekehrt verbrachte er den Abend. Nachts hörte man ihn weinen. Am andern Morgen sagte er zu seiner Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Diese brach in Schluchzen aus. „Er ist tot?" fragte Goethe, alle Festigkeit zusammennehmend. — „Sie haben es selbst ausgesprochen", antwortete sie. „Er ist tot!" wiederholte Goethe und bedeckte sich die Augen mit den Händen. Er enthielt sich, die Leiche des Freundes zu sehen; der Gemütsaufregung, welche ihm solches Anschauen verursachen mußte, fühlte er sich nicht gewachsen, und wozu sich von dem „sehr mittelmäßigen Porträtmaler Tod" die Erinnerung verderben zu lassen an jenen Großen, der ihm einen neuen geistigen Frühling gegeben! Sein Empfinden verstehend und ehrend, mieden Freunde und Hausgenossen während der nächsten Tage möglichst das Gespräch über den jähen Verlust. Während er des Heimgegangenen als eines Lebenden zu gedenken und so, unterstützt von der Umgebung, sich mit dem unerbittlichen Schicksal abzufinden suchte, gegen das der Mensch so wenig ist, rang die Gattin Schillers mit ihrem entsetzlichen Schmerz wie eine

Heldin. Sie wurde niedergeschmettert, aber sie unterlag nicht. Niemals erscheint sie größer als in diesen fürchterlichen Tagen; niemals bewies sie mehr, daß sie wert gewesen, Schillers Gattin zu sein, daß auch sie einen Funken jener Götterkraft in sich trug, die den Unsterblichen befähigte, die Seele unabhängig von allen Körpergebresten und Qualen zu erhalten. Es ist schmerzlich, den Gatten, den Vater der Kinder zu verlieren; solchen Verlust tragen zu müssen, ist ein jammervolles Los und die Arme, die es trifft, alles Mitleids wert; aber in dem Gatten zugleich einen Menschen zu verlieren, wie ihn das Jahrtausend nur einmal gebiert, diesen Verlust empfinden zu können und nicht daran zu Grunde zu gehen, ist das Zeichen einer über alles Mitleid erhabenen Seelenstärke. Und diese besaß Lotte. In den beiden Tagen des 10. und 11. Mai, da Schillers sterbliches Teil noch in jenen Räumen verblieb, die dem Lebenden leider nur so kurze Jahre Obdach gegönnt, erlag Lotte der Wucht des Schicksalsschlages, sie mußte andern die bittern Besorgungen überlassen; aber dann raffte sie sich empor, das Weib, das die Natur so schön und so zerbrechlich gebildet, es wurde stark im Glauben an seine Pflicht, als die Mutter von Schillers Kindern diese seiner würdig zu erziehen, es wurde erhaben im Glauben an die andre Pflicht, daß die Witwe Schillers um ihn ein Erdenleben lang trauern müsse. Er war der erste Mensch, den sie sterben sah, und als sie ihn sterben gesehen, hatte der Tod alle Schrecken für sie verloren. Aber an ihm war der Tod auch vorübergegangen als ein milder Genius, der den Machtspruch der Notwendigkeit voll Ehrfurcht vor dem Betroffenen mit sanfter Berührung erfüllt. Über den Entschlafenen lag eine Hoheit ausgebreitet, wie sie nur dem höchsten Lebensmomente eigen gedacht werden kann.

Jagemann zeichnete das Bild; der Bildhauer Klauer nahm von dem Antlitz des Verewigten eine Gipsabformung. Eine Sektion der Leiche, welche im Beisein des Doktor Herder vorgenommen wurde, ergab eine vollkommene Destruktion des linken Lungenflügels und damit die Erklärung, warum die Schmerzen an dieser Stelle nach jahrelanger Dauer noch bei Lebzeiten Schillers ein Ende genommen. Auch die übrigen innern Organe erwiesen sich so durchaus zerstört, daß eine längere Lebensdauer dadurch unmöglich geworden und eine Verzögerung des Endes noch die schrecklichsten Qualen hätte herbeiführen müssen.

*

Das Begräbnis ward, den damaligen Gebräuchen entsprechend, auf die erste Stunde des 12. Mai festgesetzt. Handwerkerzünfte hatten die Verpflichtung oder das Recht, die Verstorbenen der letzten Ruhestätte zuzuführen; auch Schillers Beerdigung sollte in dieser Weise vollzogen werden. Ein junger Beamter, Karl Schwabe, geborner Weimaraner und großer Verehrer des Dichters, kam am Nachmittag des 11. Mai von einer Geschäftsreise zurück, erfuhr, daß Schiller gestorben, daß sein Begräbnis der allgemeinen sang- und klanglosen Gewohnheit gemäß vor sich gehen sollte, und entrüstet ob einer solchen Teilnahmlosigkeit, benachrichtigte er sofort eine Anzahl Herren, die auch ihre Bereitwilligkeit erklärten, sich an Stelle der bezahlten Träger der Überführung der Leiche nach dem Friedhofe zu unterziehen.

Still und ernst begab sich nach Mitternacht der kleine Zug von Schwabes Wohnung, wo man sich versammelt hatte, nach Schillers Haus auf der Esplanade. Es war eine helle Mainacht, die Nachtigallen schlugen, einzelne Wolken zogen am Himmel hin und verhüllten zuweilen den Mond. Da lag das Totenhaus, still in der stillen Stadt. Die Herren traten ein. Oben auf der Treppe stand der Sarg, der treue Diener Rudolf neben dem Sarge auf einem Schemel zusammengesunken in stillem Weinen, eine Kerze beleuchtete kümmerlich das ergreifende Bild, das bleiche Gesicht des großen Toten. Durch die Thür des nächstgelegenen Zimmers schallte dumpf das Schluchzen und Weinen. Der Sarg wurde geschlossen und die Treppe hinabgetragen, die Herren brachten ihn auf die Bahre und traten mit ihr auf den Schultern hinaus in die schweigende Nacht. Die Straßen waren verödet; wen ein Leiden in dieser schaurigen Stunde wachhielt, dem sagte fernher hallender düsterer Glockenklang, daß ein Mensch zu Grabe gebracht werde, mehr nicht. So ging der Zug durch die Esplanade, über den Markt, durch die Jakobsgasse nach dem alten Kirchhof an der St. Jakobskirche. Vor der Thür des sogenannten Kassengewölbes, einer großen, feuchten Totengruft — es existiert seit 1856 nicht mehr —, setzten die Träger die Bahre mit dem Sarge nieder. Hell durchbrach in diesem Augenblick der Mond die verhüllenden Wolken und übergoß mit freundlichem Lichte den Sarg des Dichters, dann verbarg er sich wieder, unheimlich rauschte der Wind in den Baumkronen.

Der Totengräber öffnete die knarrende Thür des Gewölbes, er und seine drei Gehilfen nahmen den Sarg auf, trugen ihn hinein, eine Fallthür wurde aufgehoben und des Dichters Leiche



Schiller auf dem Totenbett.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

hinabgelassen in die finstere Gruft, hinabgesenkt in die Gesellschaft derer, die ihm in diese Wohnung des Todes vorangegangen waren. Die Fallthür ward wieder niedergelassen und das äußere Thor des Grabgewölbes geschlossen. Kein Trauergesang unterbrach das Schweigen der düstern Stunde. Still wollte sich das Geleit entfernen, da wurde eine hohe männliche Gestalt, in einen Mantel tief verhüllt, an der Wand des Kirchhofs sichtbar, und in lautem Schluchzen rang ein tiefer Schmerz sich los. Es war Schillers Schwager v. Wolzogen, der, von Naumburg herbeigeeilt, noch zeitig genug anlangte, um Zeuge der Beerdigung zu sein.

Unangemeldet, und ohne Aufsehen zu machen, kam Schiller einst vor vielen Jahren nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen, ging er wieder von dannen. Ähnliches sprach Goethe aus und gestand damit ein, daß die nächsten Freunde des großen Toten ihre Pflicht, seinen letzten Weg auf dieser Erde mit angemessenen Ehren zu umgeben, als eine allzuschwere empfunden.

Am Nachmittag des 12. Mai wurde in der Jakobskirche die Totenfeier begangen, die Gedächtnisrede des Geistlichen vermochte die zahlreichen Zuhörer nicht zu rühren. Da, während sich der Herr Generalsuperintendent abmühte, zu des großen Künstlers Angedenken einiges beizubringen, lachte und kicherte der kleine Engel Emilie, den man mit in die Kirche genommen, laut auf, und den Anwesenden traten die Thränen in die Augen.

„Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit
Breitet die dunkelnachtenden Schwingen
Über ganze Geschlechter aus.
Aber der Fürsten
Einsame Häupter
Glänzen erhellt,
Und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen
Als die ragenden Gipfel der Welt.“

Mit diesen Zeilen der „Braut von Messina“ darf die Schilderung von Schillers Leben geschlossen werden, denn auch er ist einer von den wenigen Fürsten, deren einsame Häupter emporragen als die Gipfel des Menschengeschlechtes.

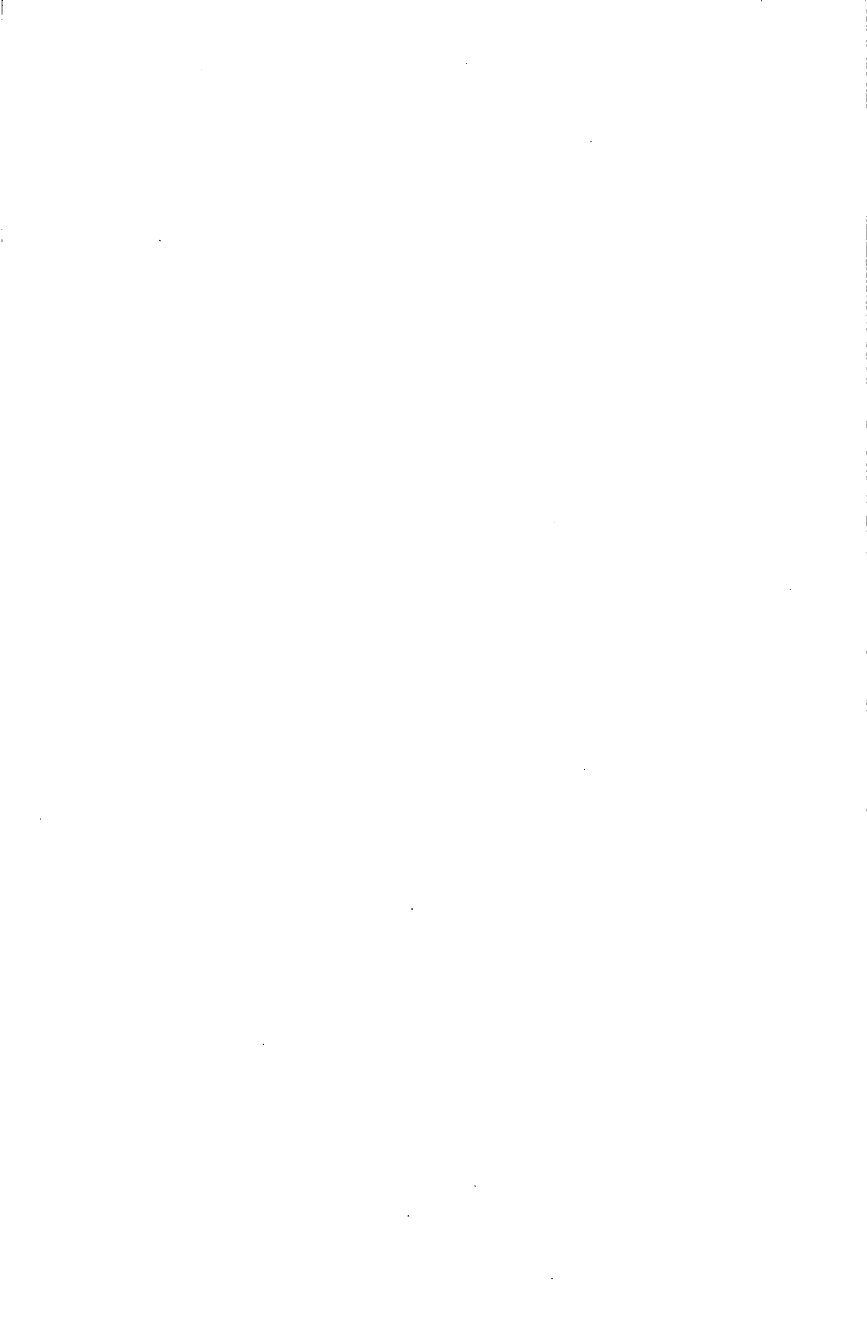
---

15. Ausklänge.

Daß einer der größten seiner Söhne heimgegangen, ganz Deutschland wußte es, ganz Deutschland trauerte darum; was ihm verloren gegangen, konnte es nur ahnen, denn aus wie vielen und wie mächtigen Entwürfen der Dichter herausgerissen worden, war nur sehr Wenigen bekannt. Auf dem Schreibtisch fand man den Monolog der „Marfa“, wahrscheinlich das letzte, was Schiller zu Papier gebracht; hiermit brach der „Demetrius“ ab. Unausgeführt waren die „Malteser“, war der „Warbeck“ geblieben und noch eine lange Reihe andrer schon überdachter und im Umrisse festgehaltener Pläne. Goethe faßte den Gedanken, den „Demetrius“ zu vollenden. Vom ersten Vorsatze an bis in die letzte Zeit hatte der hingeschiedene Freund den Plan mit ihm durchgesprochen, und so war ihm der Gang des Stückes vollkommen lebendig vor Augen. Dem Tode zum Trotz wollte er die in den Unterhaltungen mit Schiller gewonnenen und bis ins einzelne bewahrten Szenen zur Ausführung bringen. Des Dichters Verlust schien ihm ersetzt, indem er sein Dasein fortsetzte. Allein die poetische Individualität Schillers war eine zu mächtige, die Aufgaben, die sie sich gestellt, hatte nur sie allein lösen können. Dies erfuhr Goethe jetzt in erhöhtem Maße; er gab das Vorhaben auf, er mußte es aus innern Gründen aufgeben, und nun war ihm der Freund erst wirklich entrissen, der Umgang mit ihm gänzlich versagt. Er fühlte seiner künstlerischen Einbildungskraft verboten, sich mit dem Denkmal zu beschäftigen, das er dem Dichter und Freunde aufzurichten gedacht; sie folgte der Leiche in die Gruft, und eine tiefe Verstimmung bemächtigte sich seiner, aus der er sich erst im Juli aufraffte, als er sich nach Lauchstädt begab. Am 10. August fand hier die bisher unterbliebene Todenfeier statt, indem das Lied von der Glocke dramatisch belebt, auf der



Das Kassengewölbe.



Bühne dargestellt und zum Schlusse der herrliche Epilog gesprochen wurde, den Goethe dazu gedichtet.[1]

Als ein glühender Anhänger des Verewigten, der Rat Zacharias Becker in Gotha, öffentlich darauf hinwies, Schiller sei nicht nur allzufrüh für die Dichtkunst und sein Volk, er sei leider auch viel zu früh für seine Angehörigen und bevor er ihre Zukunft habe sichern können, aus dieser Welt geschieden, besann sich das Land auf seine Pflicht, und durch den Ertrag eigens zu diesem Zwecke veranstalteter Theatervorstellungen kam bald eine für die damaligen Zeiten hohe Summe zusammen, um deren sichere Anlage des Dichters Schwager Wolzogen sich bemühte.

Durch die selbstlose Handlungsweise Cottas und die generöse Beihilfe des Fürsten-Primas v. Dalberg sah sich die Witwe der materiellen Sorgen enthoben und in der Lage, der Erziehung ihrer Kinder ihr ganzes Augenmerk zu widmen. Die Kriegsstürme des Jahres 1806 brausten heran, zum Glück gingen sie über des Dichters Gruft; es blieb ihm erspart, die frechen Proklamationen und Bulletins Napoleons, die Schmach, die damals über Deutschland kam, die Schreckenszeit, von der nach der Schlacht bei Jena auch Weimar betroffen wurde, mitzuerleben. Die Tage, welche dem 14. Oktober folgten, verbrachte Lotte mit den Kindern in der Wohnung der Oberhofmeisterin Frau v. Wedel und genoß hier so viel Trost und Sicherheit, als in der Stadt geboten werden konnte, während die den retirierenden preußischen Truppen geltenden französischen Kanonenkugeln hier und dort (auch ins Theater) einschlugen, die Flammen der vom Feinde angezündeten Häuser emporzüngelten und die siegreiche große Armee Keller und Läden erbrach und Hausthüren zertrümmerte, um Plünderung und Mißhandlungen zu verüben. Frau v. Stein wurde bei dieser Gelegenheit schwer beraubt; Goethe war gleich in der ersten Nacht der Invasion in seinem Zimmer von zwei Marodeurs überfallen worden und verdankte nur der Geistesgegenwart seiner kleinen Freundin, Christiane Vulpius, welche eiligst Hilfe herbeiholte, daß er größern Insulten entging. Am folgenden Sonntag, den 19. Oktober, ließ er sich mit seiner Lebensretterin, mit der, wie er früher einmal gesagt, er verheiratet war, aber ohne Zeremonie, in der Sakristei der Schloßkirche trauen.

---

[1] Die jetzige Gestalt gewann der Epilog erst nach verschiedenen Umänderungen einzelner Verse und durch die im Jahre 1815 erfolgte Hinzufügung der beiden letzten Strophen.

So arm, wie in diesem furchtbaren Jahre mancher deutsche Hausstand durch den Krieg wurde, war die Familie v. Kalb längst infolge von des Präsidenten v. Kalb gewagten Spekulationen und Prozessen. Sein Bruder, Charlottens Gatte, müde der Lasten und Sorgen, welche das zerrüttete Vermögen auf ihn wälzte, erschoß sich 1806 in München. Charlotte, deren Augenübel sich steigerte, hatte schon einige Zeit ihren Wohnsitz in Berlin und suchte sich durch einen kleinen Handel mit Spitzen, russischem Thee und dergleichen zu ernähren. Es konnte der vielgeprüften Frau in diesen Blättern nicht immer mit Lob gedacht, manchesmal mußte auf ihre Schwächen hingewiesen werden; was sie aber jemals verbrochen, das glich ihre Haltung in den Tagen der Trübsal und Not aus. Durch ihr hinschwindendes Augenlicht mehr und mehr von der irdischen Welt losgelöst, durch ihre materiellen Verluste um so schärfer an die gemeinsten Forderungen des Daseins gemahnt, war sie genötigt, den Kampf mit dem Leben in einer Epoche aufzunehmen, wo sonst der Genuß des Erworbenen eine wohlverdiente Ruhe verschönert, und die halberblindete Frau trug ihr Unglück mit Heiterkeit und einem Mut, wozu sie nicht in letzter Linie ein unerschütterliches religiöses Gefühl befähigte.

Schwer getroffen von der durch Napoleons Siege herbeigeführten Niederlage Deutschlands, verschied Karl Augusts Mutter, die geistvolle Herzogin Amalie, am 10. April 1807 im 68. Lebensjahre.

Im Gegensatz zu der 1807 gestorbenen Laroche, welche den Nachkommen des Adels nichts Wichtigeres einzuschärfen wußte, als das Augenmerk darauf, daß sie keines durch die Geburt erlangten Privilegs verlustig gingen, verfolgte Schillers Witwe einzig das Ziel, Geist und Gemüt ihrer Kinder heranzubilden, damit diese durch ihren innern Wert einst eine Stellung in der Welt zu erringen und zu behaupten vermöchten. Tüchtige Hauslehrer unterstützten ihre Bemühung, und kein Mittel wurde vernachlässigt, um auch die körperliche Entwickelung der jungen Wesen zu fördern und ihre Gesundheit zu kräftigen. Der Gedanke, daß einst in der Militärakademie der Grund zu dem lebenslänglichen Siechtum des Gatten gelegt worden, verfolgte die Mutter unaufhörlich, und Derartigem bei ihren Kindern vorzubeugen, war ein Gegenstand ihrer beständigen Fürsorge. Besonders lebhaft erregt wurde ihr die Vorstellung, daß die Absperrung in der Militärakademie so böse Keime ausgestreut, als ihr Schwager Wolzogen ebenfalls ernstlich zu kränkeln anfing (im Jahr 1807). Das Übel, anfänglich in man-

nigfaltigen Formen zu Tage tretend, verdichtete sich zuletzt in einer bösartigen Gicht, die sich im Gesichte festsetzte und den Kranken entsetzlich marterte. Er suchte Heilung in Wiesbaden und fand statt deren die Erlösung durch den Tod am 17. Dezember 1809. Karoline hatte ihn nach dem Badeort begleitet und getröstete sich des Verlustes durch eine neugewonnene Bekanntschaft, worüber sie einen Monat vorher an ihre Schwester geschrieben: „Ohne meinen Ami wäre ich in der völligsten Einsamkeit, aber er wird mir täglich mehr. Ich bin auch eine wundervolle Erscheinung in dieser Einöde für ihn und ein Band zum ästhetischen und Kunstleben, wohin seine ganze Natur geht." Die „wundervolle Erscheinung", die trotz ihrer 48 Jahre sich am Krankenbette ihres Mannes kopfüber in eine Leidenschaft gestürzt, hatte gerade noch so viel Sinn für ihre Umgebung, um den Kummer ihres Sohnes Adolf über den Tod des Vaters zu bemerken und diesen Sohn, an welchem sie einst so unmütterlich gehandelt, als sie seine frühste Jugend aus ihrer Nähe verbannte und fremder Pflege überließ, verhätschelte sie nun ebenso unverantwortlicherweise. Bei solcher Erziehungsmethode entwickelte sich das Früchtchen, wie es konnte und mochte. Tante Schiller hatte schon vor Jahren bemerkt, daß Adolf bei lebhaftem Temperament und großer Beweglichkeit mehr Aufsicht und Fürsorge bedürfe als ihre vier Kinder zusammen, und der Religionslehrer machte während der Vorbereitung zur Konfirmation die Erfahrung, Adolf sei „nichts als ein sinnlicher Mensch". Von Schillers ältestem Sohne, Karl, bemerkte er dagegen, er sei von feiner, geistiger Art. Neben der Fähigkeit, rein aufzufassen, das Gedachte fest zu verbinden und es mit einer prägnanten Kürze auszudrücken, neige sich sein Sinn zu dem Ernstlichen und Großen. Auch Fichte hatte schon den Ausspruch gethan, des Vaters Wesen sei in die Söhne verteilt, und Lotte bestätigte die Richtigkeit dieser Bemerkung als sie sagte: „Karl hat ganz das tiefe, reiche Gemüt, Ernst den Geist und das Herzliche der Phantasie. Die Töchter haben sich auch wieder in die Gemütsgaben geteilt; doch sind sie nicht so bewegbar und durch ihr Geschlecht und ihre Erziehung nur in ihrem Gemütsreichtum zu leben bestimmt."

Im Sommer 1810 kam für Lotte die schwere Stunde, da sie ihren Karl zu seiner weitern Ausbildung auf die Universität entlassen mußte. Cotta nahm ihn auf der Rückkehr von Leipzig mit nach Tübingen, wo er sich dem Studium der Forst- und Kameralwissenschaft widmen sollte. Bald darauf verlegte Cotta seinen

Wohnsitz nach Stuttgart, der junge Studiosus wurde nach Heidelberg verpflanzt und zugleich unter die Obhut des ehrwürdigen Voß gegeben. Die Mutter, welche die wenigen Monate der Trennung von ihrem geliebten Kinde nur schwer ertragen, reiste zu seinem Besuch in Begleitung ihres andern Sohns Ernst nach Heidelberg, alsdann von da nach Stuttgart. Hier verweilte sie einige Tage, sie sah Dannecker und sein herrliches Werk: Schillers Kolossalbüste in karrarischem Marmor[1].

Als Dannecker seiner Zeit die Todesnachricht empfangen, ergriff ihn ein gewaltiger Schmerz um den verlornen Freund. „Den andern Morgen" — so schrieb er an Wolzogen — „beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen, da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebig machen, aber er kann nicht anders lebig sein, als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose." Im Juli (1805) war die Büste bereits im ersten Entwurfe fertig, und alsbald entwickelte sich in dem genialen Künstler die Idee zu würdiger Gestaltung des zur Aufstellung des Bildes bestimmten Raumes. Er plante einen Tempel, in welchen das Licht streng von oben herabfalle; unmittelbar unter dem einfallenden Lichte sollte sich auf einem Sockel die Büste erheben, am Fuße des Piedestals ein zum Flug sich bereitender Adler in den Fängen eine Fackel „als Symbol des großen Geistes und hohen Schwunges". Zwei tragische Masken waren als Ausschmückung der hintern Kanten gedacht. „Auf den beiden Nebenseiten oder vielmehr in einem Halbzirkel wird der Katalog von allen seinen Werken eingehauen; so ruht er in der Höhe, seine Werke unter sich, und man kann sagen: Auf sich selber steht er da, ganz allein. Sowie man in den Tempel tritt, ist vor der Thüre ein Basrelief von drei Musen in Lebensgröße, rechts und links kommt man erst in's Allerheilige, damit von der Straße aus kein Licht hineinfallen kann und das Licht von oben herab allein Wirkung thut. . . . Die Kolossalbüste imponiert schon in ihrer Ebauche, und jeder, der sie sieht, freut sich darüber, ihre Bewegung des Kopfes ist lebhaft, durchdringend, und es ließ sich, wenn sie nach dem antiken Sinn angesehen würde, darüber kritisieren; allein daran liegt mir nichts, Schiller muß Bewegung haben und nicht wie ein kalter Philosoph gerade aussehen. Er hat etwas Adlermäßiges,

[1] Eine getreue Abbildung derselben in Kupferstich ist dem Titel dieser Biographie vorgeheftet.

dessen Bewegungen immer stark sind." Lotte wurde begeistert, als sie das Meisterwerk erblickte, „der Anblick von Schillers kolossaler Büste ist einzig!" schrieb sie. „Er erscheint darin so menschlich, so ähnlich und dabei so erhaben über die Welt und das Schicksal, daß es einem ist, als spräche sein Geist uns noch sichtbar Trost und Mut zu." Wie der Meister es gewollt, so war die Büste geworden; zur Ausführung des dazu projektierten Tempels kam es nicht, und heute steht dieses Denkmal, das „der Schwab dem Schwaben machen mußte", das sich der Freund als eine Verherrlichung des Freundes gedacht, in einem engen Kabinette des Stuttgarter Kunstmuseums, zusammengedrängt mit einer Anzahl Gipsbüsten und -Statuen, schlecht beleuchtet und kaum beachtet in dem abgelegenen Raume. Ein besserer Ort, der eine die Würde des Kunstwerkes und des dargestellten Dichters zugleich berücksichtigende Aufstellung ermöglichte, hat sich noch nicht dafür gefunden.

Über die nächsten Jahre kann die Erzählung ohne Aufenthalt hinweggehen. Am 20. Januar 1813 verblich abermals einer aus der poetischen Tafelrunde des weimarischen Kreises; es war Wieland. Immer heitern Geistes, liebenswürdig und graziös, hatte er seine ganze Umgebung so an sein Dasein gewöhnt, daß man sich nicht anders denken konnte als, er werde immer so fort leben. Die Natur ließ sich jedoch von ihren Rechten nichts nehmen und entrückte den guten Alten, nachdem sie ihm 79 Jahre Zeit gelassen, die Welt und sich an ihr zu erheitern, in das Jenseits. Lotte betrauerte ihn aufrichtig. So ernst hatte das Jahr begonnen, aber Schwereres brachte es noch, da ihm die eiserne Pflicht auferlegt war, für die Demütigungen von 1806 Vergeltung zu üben. Am 3. Februar erließ der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. den Aufruf an sein Volk. Die Begeisterung ergriff alle Stände, alles eilte zu den Waffen, auch Körners 1791 geborner Sohn Karl Theodor, der ursprünglich zum Bergmann bestimmt, im jungen Alter von 21 Jahren schon als Theaterdichter in Wien angestellt worden. Er trat, und zwar mit Bewilligung seines Vaters, in das Lützowsche Freikorps und fiel am 26. August 1813 bei Gadebusch. Durch sein im Heldentod vergossenes Blut wurde zwar sein Dichterlorbeer vor dem Verdorren bewahrt, aber schwer lastetete das jäh hereingebrochene Geschick auf den Eltern und der um drei Jahre ältern Schwester Emma. Der Vater wurde plötzlich zum alten Manne, sein Zustand erregte Besorgnis bei den Freunden, und es war ein großes Glück für ihn, daß die preußische Re-

gierung, auf seine Tüchtigkeit aufmerksam geworden, ihn bald (im April 1815) in den Staatsrat berief und die ihm dadurch auferlegte Beschäftigung sein ganzes Denken in Anspruch nahm. Emma Körner folgte dem Bruder 1815 und fand neben ihm unter der Eiche bei Wöbbelin ihre Ruhestätte. Als die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen, wurde auch Weimar von Truppendurchzügen und Gefechten getroffen. Über das Dach des Schillerhauses pfiffen die Kugeln, und Lotte flüchtete sich in den Zeiten der größten Not unter das Bild ihres Gatten wie an einen Altar; vor Gewaltthätigkeiten blieb sie bewahrt. Söhne aller Nationen, die der Kriegszug dort vorüberführte, besuchten das Haus, russische Offiziere, Livländer, Preußen und Österreicher ehrten das Andenken des zu früh hingeschiedenen Dichters und weinten mit der Gattin, wenn diese, den Bitten nachgebend, von den letzten Tagen Schillers erzählte.

Adolf v. Wolzogen war Soldat geworden; auch Karl v. Schiller ließ sich nicht länger zurückhalten und zog im Januar 1814 als Junker bei den sächsischen Ulanen mit in den Befreiungskrieg; Ernst, der in diesem Winter die Rechte zu studieren nach Jena gegangen war, wollte ebenfalls dem Vaterlande seine Faust widmen, da die Faust aber noch schwach war, gab er vernünftigem Zureden nach und blieb bei seinen Studien. Lottens Mutterzärtlichkeit hatte freilich einen harten Kampf zu bestehen, als sie den ältesten Sohn rauhen und gefährlichen Geschicken entgegengehen lassen mußte, aber sie brachte das Opfer mit Fassung, sowohl um der hohen Sache willen, als weil sie dem Drange des jungen Mannes nicht hinderlich sein wollte.

Während Karl sich auf dem Heimwege aus Frankreich befand, starb am 14. Juni 1814 in Kopenhagen der einstige Gönner Schillers, der Herzog Friedrich Christian von Schleßwig-Holstein, „Sein Herz war ihm gebrochen, er konnte es nicht überleben, Dänemark so verkannt zu wissen und Norwegen so aufgeopfert zu sehen“. Mit diesen Worten teilte die Gräfin Schimmelmann Schillers Gattin die Trauernachricht mit. Am 10. Februar 1817 folgte ihm der andre Gönner des Dichters, der Fürst-Primas Karl v. Dalberg, ins Jenseits. Der 6. Februar 1815 hatte endlich für Christophine, Schillers älteste Schwester, insofern die Erlösungsstunde gebracht, als an diesem Tage ihr alter grämlicher Gatte Reinwald verschied. Gleichwohl widmete sie ihm ein dankbares Andenken, da er ungeachtet seines bei Lebzeiten so oft bethätigten Egoismus die Zukunft Christophinens vor harten Entbehrungen gesichert.

Karl v. Schiller hatte der Campagne von 1815 wieder in einem preußischen Ulanenregiment beigewohnt und nach Beendigung des Krieges Lust bezeigt, als Soldat weiterzudienen; den Bitten seiner Mutter nachgebend, griff er jedoch auf die Forstkarriere zurück und fand, da im Weimarischen keine Stellung für ihn aufgethan werden konnte, 1817 im württembergischen Dienste Unterkunft. Ernst wurde im Frühjahr 1819 durch Vermittelung Wilhelm v. Humboldts als Landgerichtsassessor in Köln angestellt und verheiratete sich 1823 mit der Witwe des Instruktionsrichters v. Mastiaux. Bald nachher, am 11. Dezember 1823, starb die chère mère im hohen Alter von 80 Jahren, tief betrauert von ihren Töchtern, obgleich sie auf ihr Ableben vorbereitet waren, da sich bedenkliche Zeichen geistiger Abnahme schon länger eingestellt. Ihr Enkel Karl, inzwischen zum Förster avanciert, trat im Jahre 1825 mit Luise Friederike, der Tochter des Oberamtsarztes Locher, in die Ehe. Dasselbe Jahr brachte wieder einen herben Trauerfall für die Familie.

Der von seiner Mutter vergötterte Adolf v. Wolzogen hatte den Feldzug von 1815 als sächsischer Kürassieroffizier mitgemacht, ging dann in preußische Dienste und stand von 1817 an bei dem Gardehusarenregiment in Berlin. Hier gab er sich allen Vergnügungen und Ausschweifungen der Jugend hin, quittierte auf ärztlichen Rat 1821 den Dienst, wurde bayrischer Kammerherr und sollte sich in die diplomatische Laufbahn einarbeiten. Sein Leichtsinn verhinderte die Ausführung dieses Planes; ungeregelte Lebensweise führte ein Nervenfieber herbei, dessen Folgen er nicht wieder überwand. Die nächsten zwei Jahre verbrachte er in tiefer Melancholie und Reue über die Verirrungen seiner Jugend auf dem Gute Bösleben bei Arnstadt. Nachdem im Sommer 1825 sein Gesundheitszustand sich zu bessern angefangen, schien auch einige Lebensfreude wieder in ihm wach zu werden. Am 9. September äußerte er den Wunsch, auf die Rebhühnerjagd zu gehen, seine Mutter brachte ihm selbst die Flinte in den Garten und kurz nachher krachte ein Schuß. Bei dem Bemühen, eine Hecke zu überklettern, war der unglückliche junge Mann wahrscheinlich mit dem Hahn des Gewehres hängen geblieben und hatte sich so eine tödliche Wunde beigebracht. Am 10. September — seinem 30. Geburtstage — war er eine Leiche. Ein härterer Schlag hätte die Mutter nicht treffen können, alle ihre Hoffnungen wurden dadurch vernichtet, aber indem sie die Trauer um den Verblichenen zu einem Kultus erhob, dem

sie fortan ihr Leben widmete, fand sie endlich die Ruhe, welche ihr zeitlebens gefehlt. Ihre bisherige Zerfahrenheit, die sie von Ort zu Ort getrieben und nirgends Fuß hatte fassen lassen, verschwand, und der Schmerz gab ihrem Charakter Würde und Stetigkeit; sie nahm von nun an ihren ständigen Wohnsitz in Jena.

Schillers Witwe erhielt diese Trauernachricht fern von der Heimat. Schon bevor sich die Augen der chère mère für ewig geschlossen, hatten die ihrigen langsam zu erlöschen begonnen, ihre Briefe zeigten eine immer undeutlicher werdende Schrift, und die letzten (aus dem Jahre 1824), welche sie an den bewährten Freund Cotta richtete, und die neben privaten Angelegenheiten die Publikation eines für die Litteratur sehr wichtig gewordenen Werkes, des Goethe-Schillerschen Briefwechsels, betrafen, waren fast unleserlich, die Zeilen gerieten ineinander hinein, und die einzelnen Buchstaben blieben kaum mehr erkennbar. Dem Übel Einhalt zu thun und von einem Aufenthalt im Walde solchen Erfolg erhoffend, begab sich Lotte in Begleitung ihrer schön herangeblühten Töchter Karoline und Emilie zu ihrem Sohne Karl nach Schwaben und später, als keine Besserung eintrat, nach Köln zu Ernst. Da der Zustand ihrer Augen sich noch mehr verschlimmerte, entschloß sie sich, eine Operation durch den Doktor Walther in Bonn vornehmen zu lassen, im Mai oder Juni 1826 fuhr sie in Begleitung Emiliens dahin; Karoline, welche eine Stelle als Erzieherin bei der in Schlesien wohnenden Herzogin Eugen von Württemberg anzutreten im Begriffe stand, war nach Stuttgart gereist und hielt sich bei Danneckers Familie zum Besuch auf.

Nachdem der Arzt die Erblindete etwa vier Wochen beobachtet, nahm er die Operation vor; sie verlief unter seinen geschickten Händen glücklich, Charlotte konnte zum erstenmal seit langer Zeit wieder deutlich sehen. Dies war am Dienstag. Der angelegte Verband wurde am Sonnabend erneuert, die Genesung schien gut fortzuschreiten; gegen 2 Uhr mittags machte sich plötzlich eine Veränderung in der Stimme bemerkbar, Schwindel trat ein, dann eine große Schwäche. Fieberphantasien wechselten mit kurzen, hellen Augenblicken; Ernst v. Schiller wurde sofort durch einen Boten von der unglücklichen Wendung der Krankheit benachrichtigt und kam gegen 2 Uhr nachts an; die Mutter erkannte ihres Sohnes Stimme noch, richtete einige Fragen an ihn, dann aber schwand die Besinnung und ein sanftes Einschlafen leitete Schillers Gattin hinüber in jene Welt, wo alle Klage verhallt. Am 9. Juli

1826 starb Charlotte v. Schiller, auf dem Kirchhofe zu Bonn fand sie ihre Ruhestätte.

Unterdessen wurde in Weimar ein Akt der Pietät vollzogen, der leider nicht überall Würdigung und freundliche Deutung fand. Das Kassengewölbe, der Bestattungsort Schillers, sollte „aufgeräumt", d. h. die Gebeine der daselbst Beerdigten sollten ausgehoben und auf dem Friedhofe in gemeinsamem Grabe der Erde übergeben werden. Da war es wieder der inzwischen Bürgermeister von Weimar gewordene C. L. Schwabe, welcher es abwandte, daß des Dichters irdische Reste abermals das Opfer eines trivialen Brauches wurden. Unter unsäglichen Mühen gelang es ihm, den Schädel Schillers aus der grauenhaften Zerstörung, welche die Feuchtigkeit der finstern Gruft an den Leichen und Särgen angerichtet, herauszufinden und die Echtheit desselben festzustellen. Am 17. September 1826 wurde eine von Dannecker in karrarischem Marmor gearbeitete Schillerbüste (nicht die früher erwähnte Kolossalbüste) auf der Weimarischen Bibliothek aufgestellt (Karl August hatte sie von der Familie des Dichters für 200 Dukaten erworben) und in ihren Sockel der Schädel Schillers eingeschlossen. Der dazu veranstalteten Feier wohnte Goethe nicht selbst, dagegen sein Sohn August und Schillers Sohn Ernst bei. Um diese Zeit entstand Goethes schönes Gedicht „Bei der Betrachtung von Schillers Schädel", in welchem die Schätzung und Verehrung des Freundes und großen Geistes und die Trauer um ihn sich in die Worte ergoß:

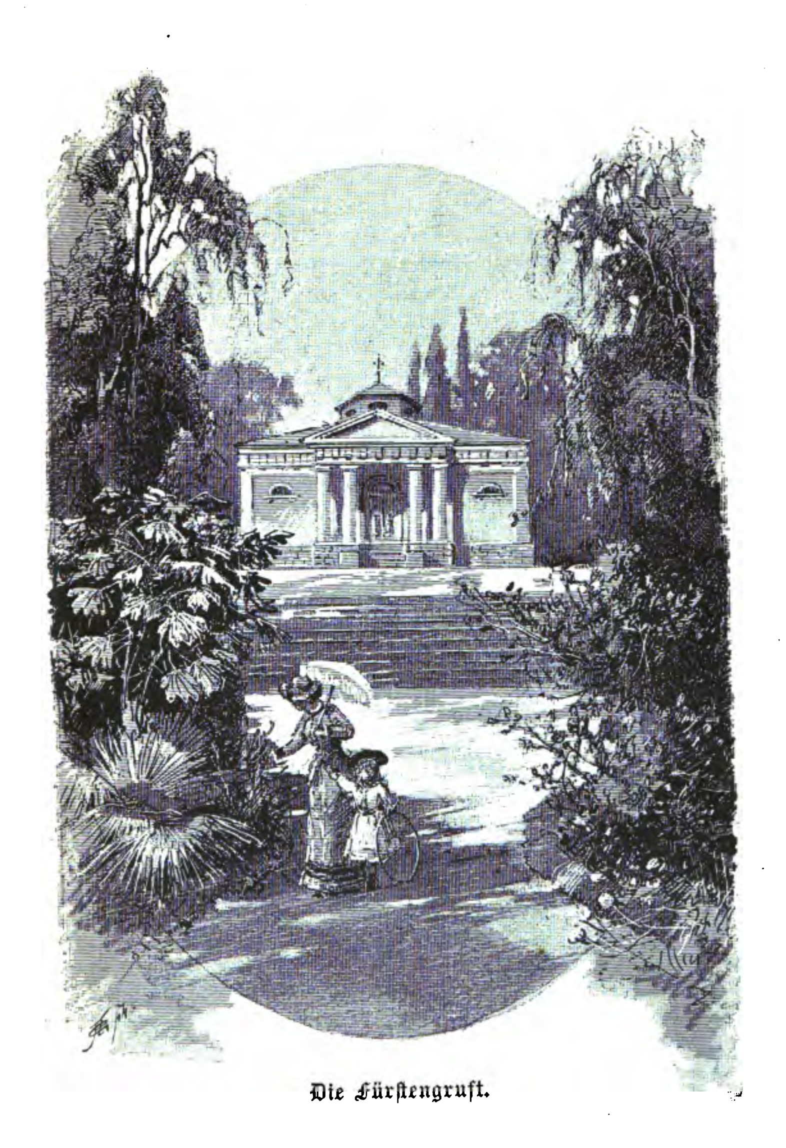
„Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich wert, Dich in der Hand zu halten?"

Goethe beruhigte sich nicht bei der Auffindung des einen, wenn auch Hauptteils der Reliquie, sondern beauftragte den Prosektor der anatomischen Anstalt in Jena, aus dem Chaos von Gebeinen, welches im Kassengewölbe noch aufgehäuft lag, die Schillerschen Überreste herauszusuchen; da der Schädel entdeckt war, mußte sich Gelenkfläche an Gelenkfläche fügen und somit das Ganze zusammenstellen lassen. Die Bemühungen wurden vom Glücke begünstigt, am 30. September war das Wesentlichste gefunden und in einem Interimsarge auf der Bibliothek niedergelegt. Die Ausführung des Plans, hinter dem neuen Friedhofe auf einer Anhöhe ein Monument zu errichten, welches Schillers und dereinst auch Goethes Sarg aufnehmen solle, verzögerte sich, und als Stimmen laut wurden, welche die Ungehörigkeit des jetzigen Aufbewahrungsortes rügten, ordnete Karl August die einstweilige Beisetzung der

Gebeine in der Fürstengruft an, Schillers Familie freistellend, später anders darüber zu verfügen. Nachdem ein geeigneter Sarg angefertigt worden, fand am 16. Dezember 1827 morgens in der Frühe die Überführung statt. Sechs Weimarer Handwerksmeister trugen ihn von der Bibliothek nach der neuen Ruhestatt; als der Kondukt in der Allee des Gottesackers anlangte, durchbrach plötzlich der Mond die Wolkendecke und warf mit voller Klarheit sein beruhigendes Licht auf die wehmütige Szene.

Im Juni des folgenden Jahres (1828) verlobte sich Schillers jüngste Tochter, Emilie, mit dem am 28. November 1803 in Rudolstadt gebornen Freiherrn Adalbert v. Gleichen-Rußwurm, dessen Pate Schiller war; die Verheiratung fand bald nachher statt. Dieser Ehe entsproß am 25. Oktober 1836 der noch lebende Freiherr Heinrich Ludwig v. Gleichen-Rußwurm. In demselben Jahre verheiratete sich Karoline v. Schiller mit dem Bergrat Junot.

Von hier an bietet sich dem Betrachtenden nur noch der Ausblick auf Grabstätten. Was von den Gestalten, die sich einst um Schiller und unter denen er sich bewegt, noch am Leben war, trug mit mehr oder minderer Rüstigkeit oder Ergebung die Lasten des Greisenalters. Der hochherzige Karl August wurde zuerst abberufen, er starb am 14. Juni 1828, und die kaum geschlossene Fürstengruft mußte ihre Riegel von neuem öffnen. Im folgenden Jahre wurde Wilhelm v. Humboldt die Gattin entrissen, die einst so genialen und herzlichen Anteil an Schiller genommen. Am 9. Februar 1831 starb zu Kopenhagen der Graf Schimmelmann, am 13. Mai Körner als Geheimer Oberregierungsrat in Berlin. Goethes irdische Laufbahn endete am 22. März 1832, Dora Stock, die Schwägerin Körners, starb am 26. Mai desselben Jahres und am 29. Dezember der Verleger Schillers und der treue Freund und Berater seiner Familie, Cotta. Am 25. Mai 1833 verschied in Wien des Dichters treuester und opferwilligster Jugendfreund, Andreas Streicher; 1794 war er nach der österreichischen Kaiserstadt gegangen und dort bald ein berühmter Klavierlehrer geworden. Er gründete die noch heute im Flor stehende Pianofortefabrik und ließ das ehrenvolle Andenken zurück, daß er seine innere Tüchtigkeit nach allen Seiten hin aufs reichste bethätigt und dem Wiener Musikleben große und fruchtbare Impulse gegeben habe. — Wilhelm v. Humboldt wurde am 8. April 1835 in Schloß Tegel bei Berlin nach einem arbeits- und ehrenreichen Leben mit der von ihm so tief betrauerten Gattin vereinigt. Die Gebresten des Alters hatten ihn



Die Fürstengruft.


LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

während der letzten Jahre schwer gedrückt, aber seine Heiterkeit und feinsinnige Liebenswürdigkeit nicht verlöschen können. In ihm starb ein großer Staatsmann, ein großer Gelehrter, ein würdiger Freund des großen Dichters.

Schillers zweite Schwester, Luise, folgte am 14. September 1836 ihrem schon 1834 hingeschiedenen Gatten, dem Pfarrer Frankh. Auch sie hatte trotz langwierigen Krankenlagers sich die Heiterkeit des Gemütes bewahrt. Am 6. Februar 1838 erlag Schillers Freund, der Doktor v. Hoven in Nördlingen, den Folgen der Altersschwäche, er erblindete einen Tag vor seinem Tode. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge viel zu früh verstarb Schillers Sohn Ernst, damals Appellationsgerichtsrat in Köln, am 19. Mai 1841 auf dem Gute seines Schwagers Pfingsten zu Vilich am Rhein; neben seiner Mutter auf dem Bonner Kirchhof wurde er beerdigt. Dannecker, den schon seit einigen Jahren eine Geistesschwäche befallen, entschlief am 8. Dezember 1841.

Die Reihen derer, welche Schiller einst nahe gestanden, waren sehr gelichtet, noch lebte Frau v. Kalb, seit vielen, vielen Jahren gänzlich erblindet. Die Prinzessin Wilhelm, deren Hofdame die Tochter Edda v. Kalb war, hatte ihr eine Wohnung im königl. Schloß zu Berlin eingeräumt und ihre hilflose Lage vor Not geschützt. In ihrem hohen Alter diktierte Charlotte ihre Erinnerungen, kam aber nicht damit zu Ende. Zweiundachtzig Jahre alt, starb sie am 12. Mai 1843, nachdem sie ihr hartes Los viele Jahrzehnte lang ohne Murren, mit gottergebener Heiterkeit getragen. Der 20. August 1843 vereinte die Gattin Körners mit all den Lieben, die ihr vorangegangen, und am 11. Januar 1847 ging Karoline v. Wolzogen in Jena zur ewigen Ruhe ein. Welche schwere Summe von Sorgen, Kummer und Gram hatte die drei zuletzt genannten Frauen getroffen, wie viel hatten sie zu leiden, wie viel zu betrauern gehabt! Wahrlich, hier nahte der Tod als ein Freund, als ein milder, versöhnender. Noch war eine übrig, eine zu weinen um alle, Schillers älteste Schwester, Christophine, und das Auge der fast Neunzigjährigen hatte noch Thränen, denn ihr Herz hatte noch Liebe, ihr Geist war noch frisch, die Kunst war ihr eine Trösterin bis zum letzten Tage ihres Lebens und half ihr tragen, was das Schicksal Schweres auferlegt. Am Morgen des 31. August 1847 schlief sie sanft hinüber, nachdem am Abend vorher ein leichtes kaum Besorgnis erregendes Unwohlsein sie befallen, die letzte Mitlebende und Zeugin einer großen und herrlichen Zeit.

Drei von Schillers Kindern überlebten sie, Karoline starb am 19. Dezember 1850, Karl am 21. Juni 1857 und Emilie am 25. November 1873, Karl v. Schillers Sohn Friedrich (1826 geboren) am 8. Mai 1877; von den Nachkommen des Dichters leben gegenwärtig noch der Freiherr Heinrich Ludwig v. Gleichen-Rußwurm und dessen (1865 geborner) Sohn Karl Alexander, welchem sein Pate, der Großherzog Karl Alexander, den Namen Schiller v. Gleichen-Rußwurm beigelegt hat.

*

Wir gehen durch den Park von Weimar; es ist heiliger Boden, den wir betreten, denn hier wandelten einst die Großen der Welt, nicht die, welche mit Aufopferung von Tausenden von Menschenleben die Veränderung der Landesgrenzen erzwangen, nein — jene andern Großen, die durch unblutige Siege, zu welchen sie dem geistigen Lichte über die Finsternis verhelfen, dem Menschengeschlechte ewige Besitztümer erringen. Was sie geschenkt, bleibt unangetastet, mag sich die Landkarte verändern, wie sie kann. Es ist heiliger Boden hier; auf den Bäumen des Parkes haben die Blicke Goethes und Schillers geruht; hier sind die Laubgänge, durch welche so manchmal die Dichter in fruchtbarem Gespräch geschritten; jedes Häuschen hier hat seine Geschichte; der kleine Fluß, der in vielfach geschlängeltem Laufe den Park durchzieht, die Ilm, hat ihren Sänger gefunden, der Genius des Ortes ist die Poesie selbst, und die Poesie ist es, die allein den Hain schützt, keine Planke trennt ihn neidisch von der umgebenden Welt, kein Thor, keine Warnungstafel bietet Halt. Wir kehren über die Sternbrücke zurück in die Stadt; am Schlosse, wo Karl August hauste, an der Bibliothek vorbei, lenken wir den Schritt nach dem ehemaligen Frauenplan, wir betrachten das breite, massive Goethehaus von außen, da der Eintritt versagt ist, und wandern nach der einstigen Esplanade, jetzt Schillerstraße. Hier steht das Haus, wo der Dichter den „Tell" schuf. Wir treten ein, man führt uns in die Mansarde, wir befinden uns in Schillers Arbeitszimmer, in dem Zimmer, worin er starb. Dort steht der Schreibtisch, der ihn zwei Karolin gekostet, und das Bett, worin er sich zu jenem Schlaf niedergelegt, aus dem kein Aufstehen mehr ist. Voll der lebendigsten Eindrücke gehen wir hinaus, auf dem freien Raum vor der Thüre stand der Sarg, und dieselbe Treppe, die wir jetzt hinunterschreiten, wurde der Leichnam hinabgetragen. Ein kurzer Weg führt uns nach dem Theater, es ist nicht mehr derselbe

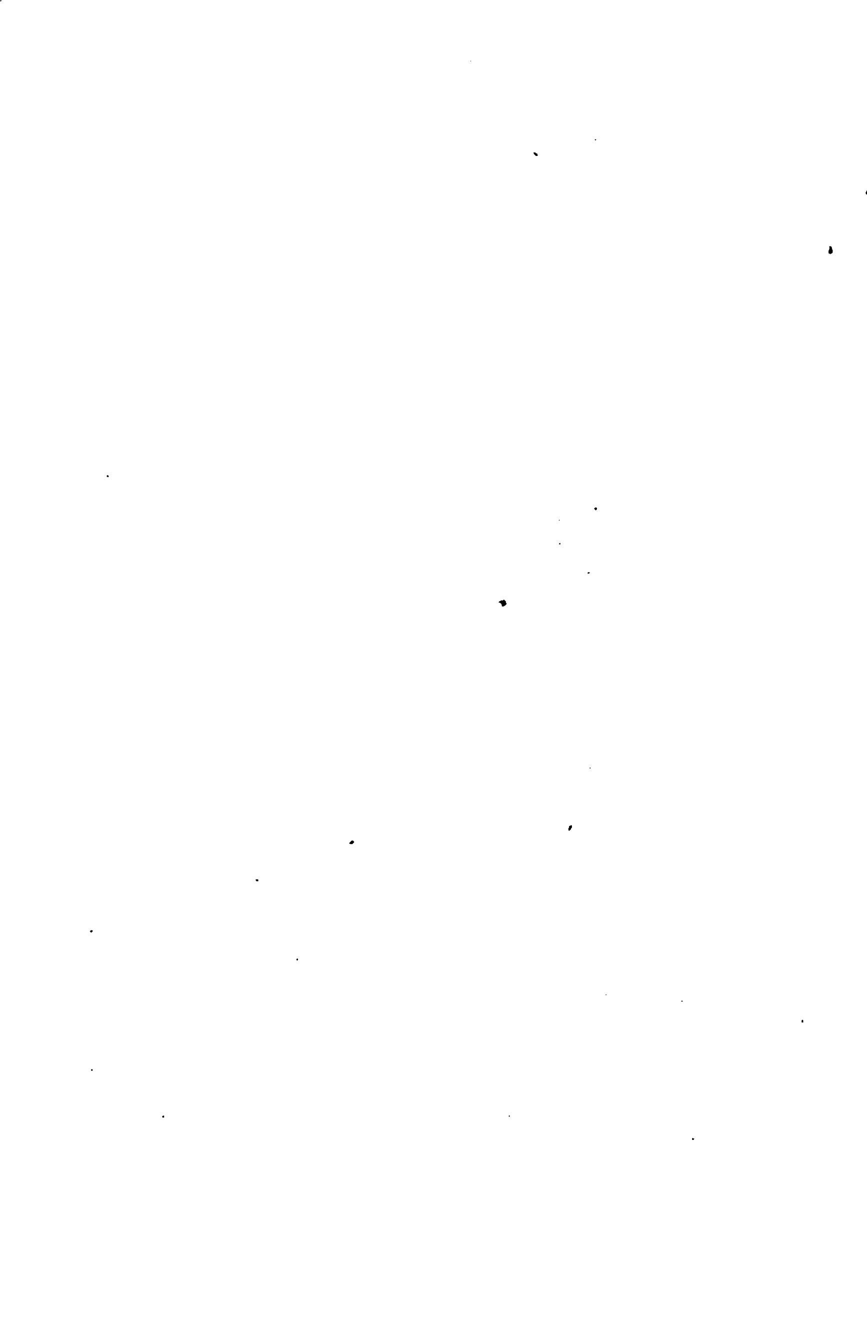
Bau, den Schiller sah, und in welchem sein „Wallenstein“ zuerst aufgeführt wurde; eine verheerende Feuersbrunst legte im Jahr 1825 das alte Gebäude in Asche. Je weniger die unscheinbare Fassade unsern Blick reizen kann, desto mehr werden wir gefesselt von dem mächtigen Doppelstandbild, einem Meisterwerke Rietschels, das in Erz gegossen auf hohem Steinsockel sich vor dem Tempel Thalias erhebt. Ein Denkmal, welches an Wahrheit des Ausdrucks, an Ehrlichkeit der Darstellung nicht viele seinesgleichen findet. Goethe, den niemals jemand auf dem Neidpfad betroffen, den Lorbeerkranz dem Freunde hinreichend, während er ihm die andre Hand in freundschaftlicher Herzlichkeit auf die Schulter legt — ein glücklicher Künstler, dem verstattet war, in so edlem Bilde ein wirkliches Verhältnis wiederzugeben, der nichts hinzuzudichten, dem Erze zuliebe nichts zu übertreiben brauchte, der auch da wahr bleiben konnte, als er den jüngern Dichter mit dem Ausdrucke einer über die Grenzen des Daseins hinausschauenden Begeisterung nach dem Kranze greifen ließ. Wohl hat Schiller in dem Lobe, das Goethe seinen Werken spendete, die Ewigkeit seines Ruhmes voraus empfunden, und was ihn in solchem Augenblicke bewegte, das zeigt hier sein den Sternen zugewandtes Antlitz.

Aber noch eine heilige Stätte ist zu besuchen, eine Stätte, welche das Gezweig der Trauerweide schützt, daß der lebenerweckende Strahl der Sonne die Asche nicht störe, leise zu verglühen und Teil für Teil sich wieder dem Ganzen zuzugesellen, das sie einst entlassen als Träger und Werkzeug eines hohen Gedankens. Wir steigen hinunter in die kalte Wohnung der Toten, in die Fürstengruft. Unmittelbar am Fuße der Treppe finden wir uns vor Goethes Sarg, daneben steht der Schillers, beide weitab von den Ruhestätten der weimarischen Fürsten; Karl Augusts reichornamentierter metallener Sarkophag hat tiefer hinein in der Gruft seine Stelle gefunden. Man nehme daran keinen Anstoß, denn nur als eine vorläufige war ja diese Stätte den Dichterreliquien bestimmt, bis ein Denkmal oberhalb der Gruftkapelle sie gemeinsam aufnähme. Wir verweilen am Sarge Schillers — da verirrt sich ferner Glockenklang in den ernsten, lautlosen Frieden des Gewölbes und mit großen Zügen leuchtet es auf in der Finsternis: „Vivos Voco!“ „Die Lebenden ruf' ich!“. Das sind die Worte, die das Ziel aller dichterischen Thaten Schillers bezeichneten. Mit jeder folgenden rief er von neuem und lauter die Lebenden auf, daß sie sich losrängen aus den Fesseln des Gemeinen, daß sie emporstrebten zu

jener Stufe, wo der Mensch sich selbst und damit der Menschheit etwas wird. Nicht vergebens erschallte sein Ruf, nicht umsonst wird er an die ergehen, welche einst Leben haben sollen, und die Besten, denen in der Zukunft das Licht der Sonne zu schauen bestimmt, denen bestimmt ist, die Fahne wahrer Menschlichkeit hoch zu halten und dadurch ein Hort ihres Volkes zu sein, welchen gewaltigeren Schirmherrn und Führer ihrer heiligen Sache könnten sie jemals finden als Friedrich Schiller!



Inhalts- und Illustrationen-Verzeichnis.



Inhaltsverzeichnis.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Verzeichnis der Illustrationen.

Berichtigungen.

S. 169, Zeile 15 v. unten muß es heißen: 1784 statt 1884.
" 398, " 15 " " " " " Philosophen statt Poeten.



Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

